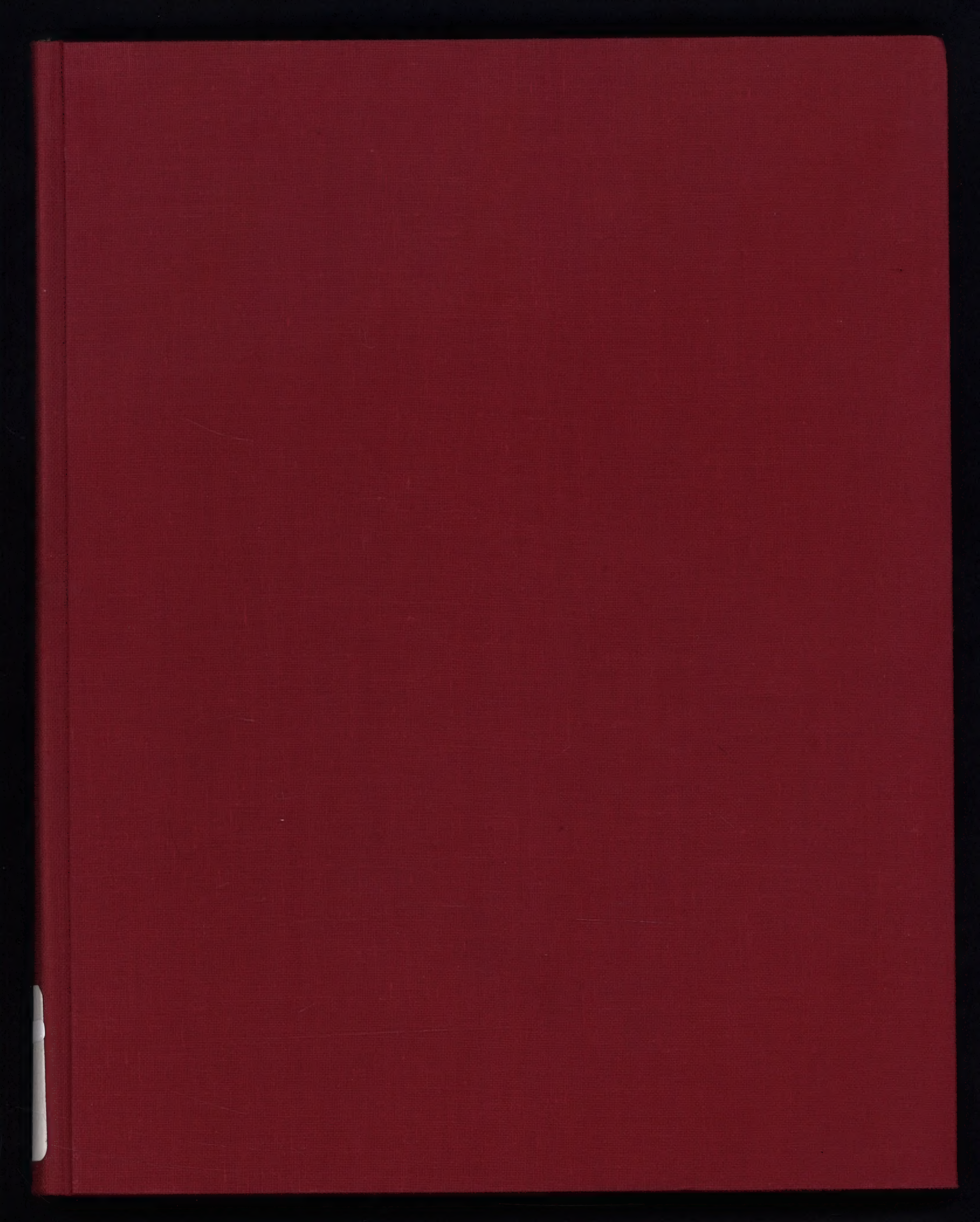
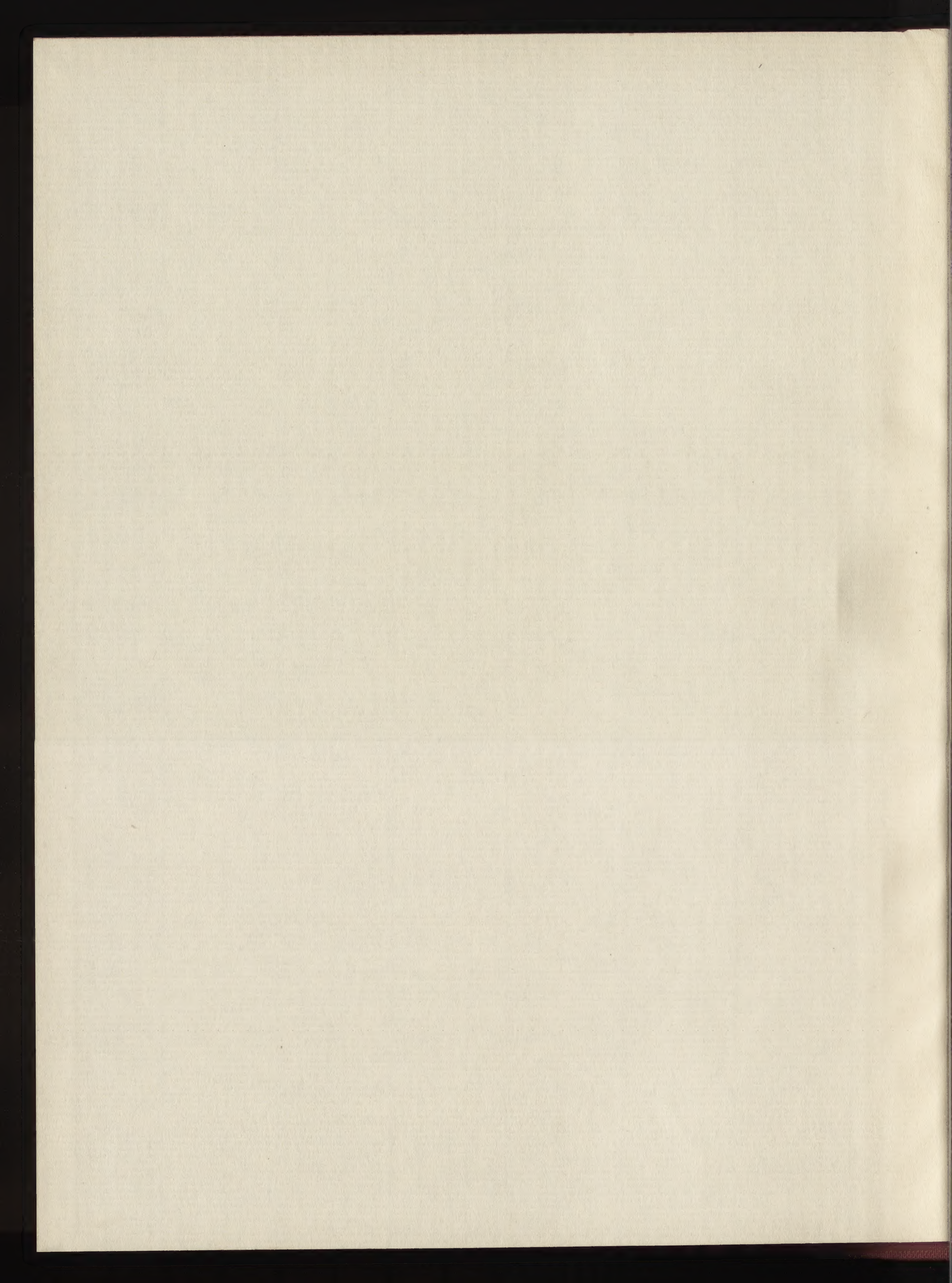






Hessenland

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Begründet von F. Zwenger.

Zwanzigster Jahrgang.

Redigiert

unter Mitwirkung namhafter hessischer Gelehrten und Schriftsteller

von

Wilhelm Bennecke (Nr. 1) **Paul Heidelbach** (Nr. 2—24).



Kassel 1906.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1906.

Geschichtliche Aufsätze.

Kulturhistorisches, Biographisches, Kunst- und Literaturhistorisches usw.

Erzählungen, Novelletten, Skizzen.

Gedichte.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimat und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Hessische Totenschau von 1905.

Hessische Zeitschriftenschau von Dr. W. Schoof.

Personalien.

Briefkasten.



№ 1. XX. Jahrgang. Kassel, 2. Januar 1906.

Neue Fahrt.

Und neues Ziel, und neue Bahn,
Und alle Tore aufgetan,
Und ich und du!
Im Süden steht ein Königsthron —
Ein Sprung — im Sattel sitz' ich schon,
Nun zu, nun zu!

Wie ist die Welt so sonnenklar!
Es hängt der Tau in deinem Haar,
Der Tau der Nacht.
Wie Rosen glänzt der Berge Saum,
Mein Sehnen ist aus wirrem Traum
Zum Licht erwacht.

So reiten wir, was kommen mag,
Gewappnet in den neuen Tag
Und ohne Scheu.
Im Bettlerkleid und im Brokat,
Gib mir die Hand, mein Kamerad,
Wir bleiben treu!

Leitspruch.

Sieh, so bann' ich weit die Trauer
Und mein Segel ist bereit.
Meer und Himmel gleißt in blauer,
Leuchtender Unendlichkeit.
Jede Fahrt lockt mich mit neuer,
Froh empfangner, stolzer Pein —
Denn mein Herz will Sturm und Steuer,
Sieger und Besiegter sein.

Mein Herz.

Was ziemt dem Herzen träge Rast,
Wenn es nicht ruhen will?
Wenn du genug gejubelt hast,
Mein Herz, dann schweige still.
Dann singst du wohl im Kämmerlein
Dein Lied: Es war einmal —
Heut sollst du noch ein Glühen sein,
Ein Schwert von gutem Stahl.

Schöneberg-Friedenau. **W. Sacken.**

Der Neujahrsbettelmann.

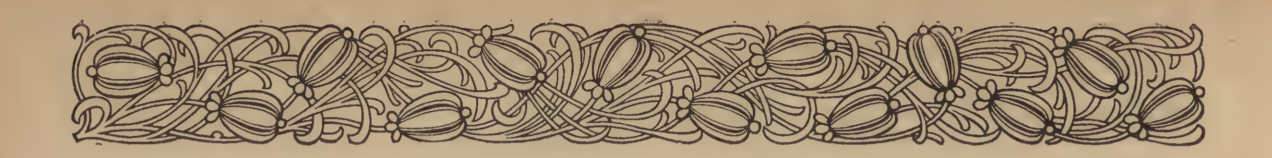
Profit Neujahr! Mag's euch schenken
Glück und Segen, frohen Mut!
Mag's euch nicht mit Wermut tränken,
Nicht verbittern euch das Blut.

Sollt' auch mal ein Schmerz euch kränken,
Nun, so rast nicht gleich vor Wut,
Gott wird euren Weg schon lenken,
Seine Liebe nimmer ruht.

Nur nicht jammernd rückwärts denken!
Immer vorwärts! Leicht beschuht
Hüpft man ohne Fußverrenken
Auf zum Ziel mit Jugendglut!

Profit Neujahr! Mag es schenken
Reichlich auch euch Geld und Gut,
Und ich bitt', wollt davon senken
Nur ein Stück in meinen Hut!

Kassel. **Hugo Frederking.**



Eine althessische Familie in Dänemark.

Von Philipp Losch.

Unlängst wurde im „Hessenland“ darauf aufmerksam gemacht, daß der dänische Dichter Andersen aus Kassel stamme. War diese Tatsache auch bisher wenig bekannt, so weiß man doch, daß seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zahlreiche Fäden von Hessen nach Dänemark laufen und daß das Hessenblut in der neueren dänischen Geschichte eine gewisse Rolle gespielt hat. Daran erinnert uns ein soeben erschienenes Buch*), das die Schicksale einer dänischen Familie hessischer Abkunft erzählt, die Dänemark eine Reihe hervorragender Männer, Soldaten und Schriftsteller geschenkt hat. Es ist die Familie des alten hessischen Jägerkapitäns Johann Ewald, dessen Urenkel sich die Aufgabe gestellt hat, die Geschichte der bedeutendsten Glieder seines Geschlechtes zu schreiben. Wenn auch die Ewalds schon in der zweiten Generation ihrem alten Vaterlande völlig fremd geworden sind, so bietet ihre Familiengeschichte doch auch für einen hessischen Leser mancherlei Interessantes, wie ein kurzer Auszug zeigen wird.

1. Johann v. Ewald.

Der Stammvater des Geschlechtes Johann Ewald ist ein Kasseler Kind. Sein Vater war der Oberpostamtsskribent Georg Heinrich E., seine Mutter Katharina Elisabeth, geb. Breithaupt, Tochter des Kaufmanns Joh. Ernst Br. Am 30. März 1744 geboren, verlor E. seinen Vater schon früh. So wurde er von der Mutter und nach deren Ableben von seiner Großmutter aufgezogen. Trotz dieser Weibererziehung faßte er schon früh den Entschluß, Soldat zu werden. Es war ja die Zeit des siebenjährigen Krieges, den man in Kassel in allernächster Nähe miterlebte. Am Tage nach der Schlacht bei Sandershausen führten die Verwandten den Jungen auf das blutgetränkte Schlachtfeld, sie hofften dadurch seine Vorliebe für das Soldatenleben abzuschwächen. Aber das Gegenteil war der Fall, der 14jährige Junge brach in die begeisterten Worte aus: „Wie beneidenswert sind doch die, die hier für das Vaterland gefallen sind!“

Nun gaben die Angehörigen ihren Widerstand auf und Johann durfte 1760 in das Regiment v. Gilsa als Freikorporal eintreten. Er war damals noch nicht ganz 16 Jahre alt, und sein Leutnant wollte ihn deswegen zur Bagage stecken, bis er genügend ausgebildet sei. Aber E. setzte es durch sein Bitten doch durch, daß er gleich in das Regiment eintreten durfte. Bei der Belagerung von Kassel erhielt er einen Schuß ins Bein, hatte aber dafür die Freude, nach seiner Wiedergenesung vom Regimentsadjutanten mit den Worten begrüßt zu werden: „Ich gratuliere, Herr Fähndrich Ewald.“

Als nach dem Friedensschluß das hessische Militär stark reduziert wurde, behielt Ewald trotzdem seine Stelle, was er in seinem ganzen Leben späterhin als sein größtes Glück bezeichnete. 1765 wurde er zur Garde versetzt und 1766 zum Sekondleutnant ernannt. Drei Jahre später trat er ins Leibregiment. Hier spielte ihm, der damals 26 Jahre alt war, sein jugendlicher Übermut einen Streich, den er fast mit dem Leben bezahlt hätte. Er erzählt ihn selbst kurz in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen: „Am Abend des 20. Februar 1770 ging ich munter und vergnügt mit einigen Freunden in den Wirtschaftsgarten des Hofs von England. Lustig aßen wir dort zu Abend, aber ach! der edle Traubensaft erhitzte unsere Köpfe, es kam zu einem heftigen Wortwechsel zwischen uns, und ich duellierte mich sofort noch in der Dunkelheit draußen vor dem Tor mit einem meiner Freunde. Ich wurde tödlich verwundet und verlor das linke Auge.“ Seitdem trug er ein künstliches Auge, das ihm zwar lästig genug war, aber kaum als solches erkannt wurde.

Seine schwere Verwundung, die ihn für längere Zeit dienstunfähig machte, hatte aber das Gute für ihn, daß er dadurch zu kriegswissenschaftlichen Studien veranlaßt wurde, als deren erste Frucht im Jahre 1774 die „Gedanken über das, was man bey Führung eines Detaschements im Felde zu thun hat“ zu Kassel erschienen. Im selben

*) En Slaegts Historie gennem et Aarhundrede. Johann v. Ewald — Carl v. Ewald — H. F. Ewald. 1. Bind. Bidrag til Frederik VII's Ungdomshistorie ved Theodor Ewald under Samarbejde med H. F. Ewald. København, Gyldendal 1905. V, 271 S. 8° Dieser 1. Band behandelt nur die beiden ältesten Ewalds und reicht bis zum Jahre 1839. Der hessische Urgroßvater Joh. E. ist dabei ziemlich flüchtig behandelt. Unsere obige Skizze knüpft an Th. Ewalds Darstellung an, gibt jedoch mancherlei Ergänzungen dazu.

Jahre wurde er zum Kapitän im Jägerkorps ernannt, mit dem er 1776 nach Amerika zum Kampfe gegen die amerikanischen Rebellen zog.

Der amerikanische Feldzug gehört mit zu den glorreichsten Erinnerungen in der Geschichte unserer hessischen Jäger. Vielleicht keine andere Truppe war von dem Feinde so gefürchtet als die Grünröcke, die am häufigsten ins Feuer kamen und sich in Amerika die Gewandtheit der eingeborenen Indianer und die Treffsicherheit der amerikanischen Riflemen aneigneten. Unter ihren Führern, von denen einige zu europäischer Berühmtheit gelangten, war keiner so populär und bei Feind wie Freund hochgeachtet als Joh. Ewald, der in diesem Feldzug trotz seiner bescheidenen Stellung als Kapitän seine besten Lorbeeren pflückte. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten des amerikanischen Krieges einzugehen, über den E. ein genaues Tagebuch führte, das leider nur in Bruchstücken erhalten ist. Nur einige Züge aus damaliger Zeit seien aus dem Buche des Urenkels mitgeteilt.

Ewald war eine sehr kaltblütige Natur und es fehlte ihm nicht an trockenem Humor. Viele Jahre später, als er schon dänischer General war, gab er einem seiner Majore den Befehl zum Angriff. „Mit dem Bajonett, Herr General?" fragte der Major. „Na", antwortete Ewald, „können Sie's mit dem Schnupftuch, so tun Sie's!" — In Amerika blieb ihm eines Tages eine feindliche Gewehrkugel im Hute stecken. Er zog sie mit dem Finger raus und zeigte sie seinen Jägern mit den Worten: „Da seht ihr die Kerle! Ihre kleinen Kugeln tun einem nichts und die großen könnt ihr ja sehen und euch davor in acht nehmen."

Seine Jäger gingen für ihn durchs Feuer. Bekannt ist die Geschichte, wie sie ihn am 24. Mai 1777 bei Boundbrook aus dem feindlichen Kugelregen herausholten und schließlich sogar noch einmal umkehrten, um seinen Hut, den er bei dem Sturz vom Pferde verloren, den Amerikanern wegzunehmen, „damit die Hundsfötter nicht morgen den Hut des Hauptmanns im Triumph nach Boundbrook trügen".

Einmal spielten ihm seine Leute allerdings auch einen bösen Streich. Eine Abteilung Jäger war bei einem Plantagenbesitzer einquartiert gewesen, der als reich und antienglisch galt. Kurz nachdem die Jäger die Besitzung verlassen hatten, kam der Farmer in großer Aufregung hinterher mit der Erklärung: er habe Pretiosen im Werte von über 1000 Piaster vergraben und die seien ihm jetzt gestohlen worden. Ewald war sehr entrüstet über diese Beschuldigung, ließ aber doch seine Jäger bis aufs Hemd untersuchen, natürlich ohne Erfolg. Erst ein paar Jahre später erfuhr er, daß die betreffenden Spitzbuben ihre vermeintliche gute Kriegsbeute in seinen eigenen Pistolenhalftern versteckt hatten!

Der amerikanische Feldzug, in dem Ewald 1777 den Orden pour la vertu militaire erhielt, die höchste militärische Auszeichnung, die der Landgraf vergeben konnte, verlief trotz der Tapferkeit der Hessen unglücklich. Die französische Hilfe gab den Amerikanern das Übergewicht und es kam 1781 zur Kapitulation von Yorktown, bei der auch Ewald in Kriegsgefangenschaft geriet. Auf Ehrenwort entlassen, wurde er 1782 auf Longisland infolge der früheren Strapazen von einem heftigen Nervenfieber ergriffen, das ihn bis an den Rand des Grabes brachte. Als er genesen und ausgewechselt war, fand der Krieg durch den Frieden von Versailles 1783 sein Ende.

Nach seiner Rückkehr nach Hessen wurde Ewald in das Regiment v. Ditfurth versetzt, das damals zu Rheinfels in Garnison lag. In den folgenden Friedensjahren arbeitete er hier seine Erfahrungen in verschiedenen militärischen Schriften aus, von denen namentlich seine „Abhandlung von dem kleinen Krieg" Aufsehen erregte und u. a. die Anerkennung König Friedrichs II. von Preußen fand. Infolge der Friedensreduktion in der hessischen Armee waren die Aussichten auf Avancement für Ewald außerordentlich ungünstig. Nach der Rückkehr von Amerika war er auf 300 Taler Wartegeld gesetzt worden, und diese bescheidene Gage, die er durch seine Schriftstellerei nicht wesentlich verbessern konnte, war für einen wohlverdienten Offizier, einen Mann von über 40 Jahren, doch zu gering, zumal er damals einen eigenen Hausstand zu gründen gedachte. Als er diesen Plan im Jahre 1788 wirklich ausführte und sich am 3. Februar mit Susanna Ungewitter (Tochter des Landgerichts-Rats Karl U.) vermählte, da war auch sein Entschluß gefaßt, den hessischen Dienst zu verlassen und nach Dänemark zu gehen, wo sich ihm weit günstigere Aussichten boten. Nur ungern sah Landgraf Wilhelm IX. den treuen Diener scheiden, dem er beim Abschied erklärte, daß der hessische Dienst ihm für alle Zeit offen stehen sollte.

Daß Ewald gerade in dänischen Heeresdienst trat, war wohl eine Folge der regen Beziehungen, die damals zwischen Hessen und Dänemark bestanden. Sie datierten von der Zeit an, da die drei Söhne Landgraf Friedrichs II. im Jahre 1756 zu ihrer Erziehung nach Kopenhagen gesandt wurden, wo zwei von ihnen, Wilhelm und Karl, ihre späteren Gemahlinnen und einer (Karl) sogar eine neue Heimat fand. Seitdem bestand die

engste Verbindung zwischen dem dänischen und hessischen Fürstenhaus, die bis in unsere Tage fortgedauert hat.

Die beiden Brüder Wilhelms IX. waren in dänische Dienste getreten. Prinz Karl (der später den Landgrafentitel annahm) wurde mit 14 Jahren dänischer Oberst und avancierte als Schwiegersohn König Friedrichs V. sehr schnell. Im Jahre 1788 bekleidete er die Würde eines Feldmarschalls und focht an der Spitze eines Heeres in Norwegen gegen die Schweden. Auf seine Veranlassung war auch 1766 sein ehemaliger Lehrer der Kriegswissenschaften, der General Huth, der im siebenjährigen Kriege den Ruhm der hessischen Artillerie begründete, nach Dänemark gegangen, wo er es zu hohen Ehren und Würden brachte.*) In den siebziger Jahren predigte in Kopenhagen der Pfarrer Heinrich Cuhrim aus Kassel**), der später von Karl Christian v. Gehren aus Marburg†) abgelöst wurde. Und noch andere hessische Namen wären zu nennen, deren Träger in jener Zeit in Dänemark ihr Glück suchten und zumteil auch fanden.††)

Auch Johann Ewald gehörte zu ihnen und brauchte seinen Entschluß nicht zu bereuen. Am 16. August 1788 erhielt er sein Patent als dänischer Oberstleutnant mit 1000 Taler Gehalt und den Auftrag, ein Jägerkorps nach eigenem Plane zu errichten. Er nahm seinen Wohnsitz in Eckernförde, wo er das „Schleswigsche Jägerkorps" aufstellte, das nach seinem Begründer noch längst nach dessen Tode allgemein das „Ewaldsche Jägerkorps" genannt wurde. Ewald machte von nun an eine sehr rasche und glänzende Karriere. 1795 wurde er zum Obersten, 1802 zum Generalmajor ernannt. Seit 1790 führte er den dänischen Dienstadel. 1803 erhielt er das Kommando eines Truppenkorps zur Wahrung der dänischen Neutralität im südlichen Holstein gegen die Franzosen. Wenige Jahre darauf standen die Dänen auf französischer Seite und Ewald mußte schweren Herzens gegen seine deutschen Landsleute fechten. Er war ein viel zu guter Soldat, um sich durch seine deutschen Sympathien in seinem Handeln stören zu lassen, und führte die Befehle seines Landesherrn ohne Murren getreulich aus. In demselben Jahre, in dem seine alten Landsleute sich gegen die Fremdherrschaft in Hessen erhoben, führte Ewald einen glücklichen Handstreich aus, der die Aufstandsbewegung in Deutschland ins Herz traf.

Als im Mai des Jahres 1809 Ferdinand v. Schill mit seiner tapferen Schar von Magdeburg gen Norden zog und auch die Grenze Holsteins bedrohte, da erhielt Ewald den Auftrag, ein Truppenkorps zu bilden, um das dänische Gebiet gegen einen Einfall des „preußischen Deserteurs" und seiner „Bande" zu schützen. Schill wandte sich jedoch nach Nordosten und besetzte Stralsund, das er zu einem zweiten Saragossa machen wollte. Da forderte der Gouverneur von Hamburg, General Damas, Ewald auf, gegen den gefährlichen Feind im Rücken der Franzosen vorzugehn, und Ewald konnte dies nicht gut ablehnen, da Dänemark mit Frankreich verbündet war. Im Verein mit dem holländischen General Gratien zog er durch Mecklenburg und nahm am 31. Mai mit stürmender Hand Stralsund ein, wobei Schill den Heldentod suchte und fand. Ein dänischer Husar Ewalds hieb ihn nieder. Nach der Einnahme der Stadt wollten die Holländer plündern, was nur durch das mannhafte Auftreten Ewalds verhindert wurde.

Es mutet uns befremdlich an, unsern hessischen Landsmann hier gegen die deutsche Freiheitssache fechten zu sehn, und Ewald selbst tat es auch nur mit schwerem Herzen, wenn er auch Schills Auftreten von seinem streng-militärischen Pflichtgefühl aus als Desertion entschieden verurteilte. Aber sein König zollte ihm reiche Anerkennung für die Eroberung Stralsunds und ernannte ihn zum Generalleutnant. Stolzer noch als auf diese Ehrung und die französischen und holländischen Orden, die er erhielt, war Ewald auf die Dankbarkeit, die Stralsunds Bewohner ihm bewahrten für die Manneszucht, die er mit seinen Jägern gehalten hatte, und die Menschlichkeit, mit der er das Unglück gemildert hatte, das über eine eroberte Stadt damals zu kommen pflegte.*)

---

*) Als Vertrauter des nachmaligen Königs Friedrich VI. nahm er an dessen Staatsstreich von 1784 tätigen Anteil, wurde Staatsminister und starb als adeliger Ritter des Elefantenordens am 6. Mai 1806 zu Kopenhagen. Friedrich II. von Preußen soll von ihm gesagt haben: „Ein kleiner Huth, ein großer Kopf."

**) Gestorben 1823 als Pfarrer von Krumbach.

†) Gestorben 1832 als Pfarrer von Felsberg; bekannt durch seine Teilnahme an der Insurrektion von 1809, wegen der er mehrmals verhaftet wurde.

††) So trat damals mit Ewald zusammen ein junger hessischer Offizier namens Gerlach in dänische Dienste, der zwar schon 1808 als Kapitän starb, dessen Sohn Georg Daniel aber später in der Armee einen hohen Rang einnehmen sollte. Als Generalleutnant hielt er am 2. Februar 1864 erfolgreich die dänische Stellung bei Missunde gegen die Preußen und übernahm später nach de Mezas Rücktritt den Oberbefehl über die ganze Armee, ohne jedoch die verlorene dänische Sache gegen die Übermacht der deutschen Großmächte retten zu können. Er nahm darauf seinen Abschied und starb schon im nächsten Jahre.

*) Im Jahre 1843 war Ewalds Sohn Karl als General-Adjutant König Christians VIII. mit diesem auf der Insel Rügen zum Besuch beim König von Preußen. Friedrich Wilhelm IV. sagte damals zu Ewald: es freue ihn, den Sohn eines Mannes zu sehen, dessen er sich dankbar erinnere für sein großherziges Verhalten in Stralsund. (Oettinger, Gesch. des dän. Hofes. 8, 134.)

Im Herbst 1809 wurde Ewald zum kommandierenden General in Holstein ernannt. 1812 sollte er an der Spitze einer dänischen Division von 10000 Mann mit nach Rußland marschieren, es kam aber nicht zum Ausmarsch des Korps aus Holstein. Den Wechsel der dänischen Politik während der Freiheitskriege erlebte Ewald nicht mehr. Im Frühjahr 1813 wurde er krank und mußte sein Kommando niederlegen. Sein Nachfolger wurde wieder ein Hesse, Prinz Friedrich*), ein Sohn des Landgrafen Karl und Neffe Kurfürst Wilhelms I. Kurz vor seinem Ende besuchte ihn noch einmal sein Sohn Karl, der bei der Armee stand, in Kiel. Er fand den Vater auf dem Sofa liegend. „Hier liegt der Parteigänger", sagte er scherzend und erkundigte sich dann mit Interesse nach dem Stand der Armee und Politik. Wenige Tage darauf, am 25. Juni 1813, war er tot.

In seinem Testament bestimmte er, daß sein Leichnam in ein einfaches Tuch gehüllt in den Sarg gelegt und an seines „Sannchens" Seite, die ihm am 13. Juni 1810 im Tode vorausgegangen war, beigesetzt werden solle. „Wie? Mit Trommeln und mit Pfeifen auf Kriegsmanier, oder im Stillen ohne Sang und Klang, das kann und wird meiner Hülle gleich gelten." In Kiel wurde er begraben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Geboren 1771. Seit 1795 dänischer Generalleutnant, 1800 Gouverneur von Rendsburg. Vgl. über ihn weiter unten.

Aus dem Feldpostbrief eines hessischen Kriegsfreiwilligen vom 2. Januar 1871.

Zur Zeit großer Weltbegebenheiten können auch unbedeutende Vorkommnisse in bezug auf Männer, welche dabei eine hervorragende Rolle gespielt haben, einen gewissen historischen Wert besitzen. Ich darf daher hoffen, daß die kurze Wiedergabe von einem Teile eines sonst wenig Bedeutendes enthaltenden Feldpostbriefes vom 2. Januar 1871 aus Sèvres, wo ich damals als „Freiwilliger auf Kriegsdauer" bei den 11. hessischen Jägern*) stand, von dem Leser nachsichtig beurteilt wird.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage, dem 26. Dezember des Jahres 1870, fuhren die Leutnants Gissot und von Puttkamer**) von den hessischen Jägern mit mir in einem Einspänner von Sèvres nach Versailles, wo wir gegen 6 Uhr abends im Hôtel de Réservoire ankamen. Hier speiste nämlich um diese Stunde der größte Teil der Offiziere des deutschen Hauptquartiers, also auch General von Moltke. Es galt uns aber darum, diesen berühmten Soldaten, um den uns die ganze Welt beneidete, einmal in der Nähe zu sehen, gleichzeitig in einem Raume mit demselben unsre Mahlzeit einnehmen zu dürfen, was, abgesehen von der damit verbundenen Ehre, eine schöne Abwechslung von der ewigen Erbswurstsuppe und Geknatter des Gewehrfeuers bildete.

Bei unserem Eintritt in den in völliger Ordnung befindlichen Speisesaal fanden wir schon 30 bis 40 Offiziere in dem hell erleuchteten Raume versammelt und erlangten nach vielen Bemühungen die Erlaubnis, am linken Flügel der schon gedeckten Tafel des großen Generalstabes an einem kleinen Tischchen Platz nehmen zu dürfen. In kurzen Zwischenräumen erschien nun eine Reihe der berühmtesten Fürsten und Soldaten Deutschlands, von denen ich den Prinz-Admiral Adalbert von Preußen mit seinem bekannten Seemannsgange an erster Stelle nennen kann. Dann Herzog Ernst von Koburg-Gotha, durch seinen charakteristischen Spitzbart auffallend, der Kronprinz von Württemberg zusammen mit dem Erbgroßherzoge von Oldenburg und andere mehr. Die letzten beiden dem Anschein nach besonders befreundete und lustige Herren. Später trat General von Podbielsky mit seinem schönen schwarzen Vollbarte auf: „Vor Paris nichts Neues!" Ganz zuletzt kam General von Moltke, mit allgemeinem Aufstehen an sämtlichen Tischen der über hundert versammelten Offiziere, wie sonst niemand, begrüßt, welcher den ihm offen gelassenen Platz in der Mitte der Tafel des großen Generalstabes uns gegenüber einnahm. Wir nahmen uns die Freiheit, seine interessanten durchgeistigten Züge uns gründlich einzuprägen, namentlich wenn ihm eingelaufene Depeschen während der Mahlzeit überreicht wurden, die er sofort in Augen-

*) Ein weiterer Kriegsfreiwilliger aus Hessen, nach meiner Erinnerung, war Dr. Goldschmidt aus Kassel, bis zur Kriegserklärung Frankreichs Bibliothekar Kaiser Napoleons III., ein höchst unterrichteter Mann, welcher nach dem Feldzuge als Professor der Sprachwissenschaften in Straßburg an der Universität Anstellung fand, jedoch schon lange verstorben ist. „Le petit chasseur avec la lunette" leistete seiner Truppe durch völlige Beherrschung der französischen Sprache nützliche Dienste.

**) Von den Offizieren der 1. Kompagnie lebt nach meiner Kenntnis jetzt nur noch Herr von Puttkamer als Oberstleutnant a. D. in Berlin. Er hat sich nach dem Feldzuge mit einer Marburgerin verheiratet.

schein nahm. Wir beobachteten mit stiller Bewunderung und mit gerechtem Stolz, wie alle Fäden des über Frankreich gespannten Netzes von Armeen in seiner Hand zusammenliefen und tatsächlich ihre Bewegungen von seinem Kopfe aus geleitet wurden!

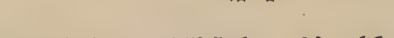
Den letzten Drahtbericht, welchen ein Unteroffizier der Telegraphenabteilung in strammster Haltung überreichte, gab Moltke mit einigen Bemerkungen an Podbielsky, wobei sich seine ernsten Gesichtszüge einen Augenblick erheiterten, und ließ dann dem Überbringer ein großes Glas Champagner mit freundlichem Worte einschenken. Es schien eine günstige Nachricht für die deutsche Armee zu sein, wenigstens nach dem aufleuchtenden Auge und den lächelnden Lippen zu schließen, womit sich Podbielsky lebhaft redend an die ihm zunächst Sitzenden wendete. Während dieses Vorganges hingen die Augen sämtlicher Anwesenden unverwandt an der beschriebenen Szene und jede Unterhaltung verstummte. — Bald darauf verbreitete sich aber die frohe Nachricht, daß das Kriegsglück gegen General Faidherbe uns wieder einen Erfolg gebracht habe, an sämtliche Tische. Noch ohne den Namen der Schlacht erfahren zu haben, bezeugten wir unsre freudige Begeisterung nach deutscher Sitte durch einen festen Trunk französischen Schaumweines. Erst nachdem wir später durch Eintreffen von Zeitungen und Briefen aus Deutschland über die Vorgänge bei der ersten Armee genauer unterrichtet waren, wurde uns klar, daß der am 26. abends an Moltke eingelaufene Bericht sich nur auf die Schlacht an der Hallue des v. Göbenschen Korps am 23. und 24. Dezember bezogen haben konnte, wodurch der Plan General Faidherbes*), den Belagerern von Paris in den Rücken zu kommen, gründlich vereitelt wurde. Eine Nachricht von dieser Wichtigkeit konnte das Lächeln im Gesichte General Podbielskys wohl erklären! Andere kriegerische Ereignisse von irgend welchem Belang sind aber in diesen Tagen auf dem Kriegsschauplatz überhaupt nicht zu verzeichnen gewesen.

Nach unserer Rückkehr in tatendurstiger Stimmung marschierte die Kompagnie unter Anführung des Oberleutnants Gissot nach der Kronprinzschanze und dem Schloß Meudon auf Vorposten, hierbei von einem feindlichen Kanonenboote von der Seine aus mit Granatwürfen bedacht, was die Jäger kaltblütig aufnahmen, wie es kriegsgewohnten Männern zukommt.

Gleich nach dem Einrücken in die Vorpostenaufstellung erhielt ich nach dem Grundsatze, daß aller Dienst vom rechten Flügel ausgeht, den ersten Posten an diesem Tage mit einem zweiten Grünrocke in Bas-Meudon, dem Fort Issy gegenüber, auf einen in die Straße gestellten Kleiderschrank als Schilderhaus angewiesen. Zu dem erwarteten Ausfall gegen uns kam es heute nicht, es verblieb vielmehr bei der gewöhnlichen kurzen Beschießung des Schlosses Meudon vom Fort Issy aus. — Das großartige Kriegsbild aber, welches meine Kameraden mit mir am Abend vorher in Versailles genossen, General Moltke inmitten seines Stabes Depeschen lesend und als Stratege die Gründung eines neuen deutschen Reiches vorarbeitend, stand uns noch aufs lebhafteste vor Augen und wird erst im Augenblicke meiner Einberufung zur großen Armee bei mir erlöschen.

*) Generalstabswerk über den Krieg 1870/71. 4. Bd.

F. von und zu Gilsa.



Allerlei hessische Volksbräuche.

Von Helene Brehm.

Zu meiner Kindheit bestanden in unserm Dorfe (Abterode am Weißner) eine Anzahl Gebräuche, die jetzt nicht mehr gehandhabt werden und nach und nach in Vergessenheit geraten.

Dahin gehört auch das Neujahrssingen, das früher in der Neujahrsnacht gebräuchlich war. Männer und Bursche begaben sich kurz vor Anbruch des neuen Jahres auf den Kirchturm. Sobald der letzte Schlag der zwölften Stunde und das mitternächtige Geläut der Glocken verhallt war, stimmten die auf dem Turm Versammelten das Lied an: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“. Dann zogen die Hirten des Dorfes und von diesen gedungene andere Frauen und Männer durch das Dorf und sangen vor jedem Hause das Neujahrslied:

„Der Tag vertreibet die finstere Nacht.
Ihr lieben Christen, seid munter und wacht
Und lobet Gott, den Herren!
Das alte Jahr ist nun vergang'n,
Heut' fangen wir ein neues an
Zu Gottes Lob und Ehre. — —“

Waren die Sänger bis zu dieser Stelle des Liedes gekommen, so tutete der Kuhhirt in sein Horn und brachte folgenden Glückwunsch dar: „Wir wünschen dem Herrn Soundso, und seiner lieben Ehegemahlin, und seinen Söhnen und Töchtern, und seinem ganzen Hausgesinde ein glückseliges neues Jahr.“ Natürlich wurde dieser Wunsch entsprechend abgeändert,

je nachdem ob er einem Witwer, einer Witwe, einem kinderlosen Ehepaar usw. dargebracht wurde. Hatte der Sprecher geendet, so fiel die ganze Schar wieder singend ein:

„So wünschen wir euch allzumal
Ein glückſel'ges neues Jahr!
Gesundheit, Fried' und Einigkeit
Und die ew'ge Seligkeit.
Das alles wollte Gott geben,
Was wir gewünschet haben,
Euch und der Christenschar
Zum sel'gen neuen Jahre!"

Am andern Tag kam der Anführer der Sänger, um ein Geldgeschenk für das gebrachte Ständchen in Empfang zu nehmen, von dem dann die übrigen Teilnehmer entlohnt wurden. Wenn die Ständchen beendet waren, wurden die Sänger vom „Impresario" mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Der „offizielle" Neujahrsgesang durch die Hirten hat längst aufgehört. Nur noch die „Spinnstuben" singen sich gegenseitig in der Neujahrsnacht jenes gewiß uralte Neujahrslied, das sowohl wegen seines Wortlautes, als wegen seiner schönen, schwermütigen Melodie und wegen seines eigenartigen Rhythmus verdient, vor Vergessenheit bewahrt zu werden. Am 31. Dezember zogen auch die Kinder in den Häusern umher, sich Gaben heischend, indem sie auf den Hausfluren sangen:

„Ich bänn der kleine König,
Gäht me nit zu wenig,
Lot mich nit zu lange steh,
Muß noch änn Hützchen wedder geh'.
Hallelujah, Äppel unn Beeren eß' ich gärn!"

Während des Winters standen früher die Spinnstuben in Blüte, bei denen es Kaffee und Kuchen gab und zu denen Frauen und Mädchen in ihrem „besten Staat", den Spinnrad-Wocken mit einem schönen Seidenband umwunden, erschienen. Daß an den Spinnstuben der Mädchen auch die jungen Bursche teilnahmen, ist selbstverständlich. — Die Neuzeit hat die trauliche Spinnstube mit ihrem schnurrenden Spinnrad in eine Stick- und Häkelstube verwandelt, wie denn überhaupt in meiner Heimat kaum noch Flachs gebaut wird.

Zu Lichtmeß erschienen oft weißverkleidete weibliche Gestalten in den Häusern. Sie betraten schweigend das Wohnzimmer und legten schweigend ein Häufchen Leinsamen auf jede Ecke des Tisches, um schweigend, wie sie gekommen waren, wieder hinauszugehen. Durch diese Handlung sollte wohl der Wunsch für ein gutes Gedeihen des Flachses ausgedrückt werden, vielleicht ist sie sogar noch eine Erinnerung an Frau Holle, die Beschützerin der fleißigen Spinnerin und des Flachsfeldes. — Weniger harmlos war es schon, wenn statt des Leinsamens ein Korb voll „Knotten" von fremder Hand unversehens ins Zimmer geschüttet wurde, um den damit Beglückten einen Schabernack zu spielen. Jetzt ist auch dieser Brauch nicht mehr „Mode".

Der Christbaum hat sich auch heute im Dorfe noch nicht eingebürgert, dagegen ist die Sitte des Ostereierfärbens und -suchens, sowie das Anzünden von Osterfeuern am ersten Ostertag auf den Bergen heute noch gebräuchlich. Vereinzelt werden die Häuser zum Pfingstfest mit Maien geschmückt.

Ein echter Hesse, wenigstens wenn er Dorfbewohner war, kannte früher außer den drei großen christlichen Festen des Jahres noch eins privaten Charakters, das bei ihm aber an Wichtigkeit jenen gewiß nicht nachstand: das „Schlachtefest". — Schon am Nachmittag stellten sich Gäste zum Kaffee ein. Der Glanzpunkt des ganzen Tages war jedoch der Abend mit seinem „Schlachtekohl", Sauerkraut, welches in Fleischbrühe gekocht und reichlich mit Wurstfett geschmälzt wurde. Zu diesem Schlachtekohl wurde nicht nur die ganze im Dorf ansässige Verwandtschaft mit Kind und Kegel eingeladen, sondern auch die „guten Freunde und getreuen Nachbarn". Als Hauptdelikatesse galt neben dem Schlachtekohl das „Quellfleisch", die frische Leber- und die „Weckewurst", welch' letztere Wurstart wohl nur in Hessen angetroffen wird. Als hessische Eigentümlichkeit kann wohl auch die sogenannte „trockene Brotsuppe" gelten: dünne, schmale, halb-fingerlange Brotschnittchen werden in einer tiefen Schüssel schichtenweise nebeneinander gestellt und mit Fett und nur so viel Fleischbrühe übergossen, daß sie sich gerade damit vollsaugen können. Dann werden über die Brotscheibchen in Wurstfett gebratene Zwiebeln gestreut und die „trockene" Brotsuppe ist fertig. — Da im allgemeinen von den Gästen beim Schlachtefest „eine gute Klinge geschlagen" wurde, so mag wohl beim Heimgehen der Geladenen mancher Gastgeber gedacht haben wie jener Bauer, der nur ein kleines Schwein geschlachtet hatte, trotzdem aber ein Heer von Schmausenden bei sich sah, als er seinen Gästen abends zur Tür leuchtete: „Ich wäll mihm Schwinnchen heimlichte!"

Während des Schmauses wurde oft noch dem glücklichen — vielleicht auch unglücklichen — Gastgeber ein „Dippchen gehängt". Die Haustür öffnete sich und es wurde unter dem Ruf „Kling, klang, Dippchen hang" von Unbekannten ein leeres Töpfchen auf den Hausflur gestellt, das man mit Schlachtekohl und Zubehör gefüllt zu sehen wünschte. War der „Bittsteller" etwa „von der Muse geküßt", so enthielt besagtes Töpfchen zuweilen sogar noch eine in Reime gebrachte Bitte, wie z. B. die folgende:

„Gäht me enn Sticke Worscht
Wie der Frankenhainer Forscht,
Unn enn Sticke Schworten
Wie N. N.'s Gorten."

Anderntags stellten sich dann noch die Armen des Dorfes ein, um sich Wurstbrühe, Fett, ein Stück Fleisch usw. zu holen. Übrigens mußten wir Kinder am Schlachtetag während des Wurstmachens uns hüten, in die Nähe des Schlachters zu kommen. Es konnte sonst leicht geschehen, daß einem eine Wurst „angemessen" wurde. Diese unappetitliche „Maßnahme" bestand darin, daß dem erwischten Opfer ein Teil des gerade mit Wurstfleisch zu füllenden Darms durch den Mund gezogen wurde. — Auch wurden Kinderwürstchen aus „Weckewerk" angefertigt und befreundeten Familien, welche Kinder besaßen, nach dem Schlachtetag geschickt.

Heute dürfte sich das Schlachtefest in meiner Heimat im allgemeinen einfacher gestaltet und seinen patriarchalischen Charakter verloren haben.

Bei den Bauernhochzeiten konnte man auch allerlei volkliche Eigentümlichkeiten beobachten. Eine richtige Hochzeit dauerte bei uns drei Tage und wurde in großem Stil gefeiert. Etwa acht Tage vor dem Fest ergingen die Einladungen durch zwei eigens dazu bestellte Mädchen, die „Platzmädchen". Die Hochzeit wurde stets an einem Sonntag gehalten. Wenn die Glocken zum Gottesdienst riefen, bewegte sich der ganze Hochzeitszug zum Gotteshaus. Voran das Brautpaar. Die Braut im schwarzen Tuchkleid, bestehend aus faltigem Rock und Taille mit oben bauschigen, am Handgelenk eng anschließenden Ärmeln, weißen Strümpfen und „Commoden" (bequemen, ausgeschnittenen Schuhen). Die Hände umschlossen Gesangbuch und Taschentuch, und den Kopf krönte ein „gebackener", d. h. künstlicher Myrtenkranz. Der Bräutigam im schwarzen, langen „Nachtmahlsrock" und Zylinder, geschmückt mit einem an der Brust befestigten, ebenfalls „gebackenen" Myrtensträußchen. Paarweise folgten die Geladenen, die Frauen ebenfalls in dunklen Tuchkleidern und mit ihren charakteristischen weißen, winzigen Mützchen, die der Form nach Ähnlichkeit mit einem modernen Kapothut hatten, aber kaum groß genug waren, das auf der Mitte des Kopfes in Zöpfen zu einem „Stuhz" zusammengesteckte Haar zu bedecken. Durch schwarze breite Seidenbänder wurde diese Miniaturausgabe einer weiblichen Kopfbedeckung unter dem Kinn gehalten. Leider ist jede Spur der alten Bauerntracht, auch das Mützchen, längst verschwunden.

Beim Eintritt in die Kirche und schon auf dem ganzen Weg dahin durfte sich das Brautpaar nicht umsehen, es würde dies unfehlbar den baldigen Tod des erwählten Lebensgefährten oder der Gefährtin bedeutet haben, sowie auch, daß der sich umsehende Teil schon bald wieder Ausschau nach einem neuen Gefährten halten würde. Wenn der Brautzug im Gotteshaus angekommen war, wo sich inzwischen die Gemeinde versammelt hatte, so nahm der Bräutigam seinen Platz auf einer der hinter dem Altar stehenden Bänke. Die Braut dagegen setzte sich auf die vorderste Bank im Schiff, wo die ersten Sitzreihen für die Hochzeitsgäste freigelassen waren. Wenn nach der Predigt der Geistliche vor den Altar trat, verließ das Brautpaar die Plätze und nahm vor dem Pfarrer Aufstellung. Die Braut mußte dann während der Trauung besonders darauf bedacht sein, daß sie möglichst dicht an ihrem Erwählten stand. Der geringste Zwischenraum zwischen ihnen wäre ein Vorzeichen dafür gewesen, daß es in der Ehe zu Zwiespalt und Zank kommen würde. Wenn nach der Trauung der Zug ins Hochzeitshaus zurückkehrte, so hatte die junge Frau sich zu beeilen, damit sie unter allen Umständen vor ihrem Manne die Schwelle überschritt, um sich dadurch die Herrschaft im Haus und der Ehe überhaupt von Anfang an zu sichern. — Das Mittagsmahl bestand gewöhnlich aus Reissuppe, dickem Reis mit Rindfleisch und Kartoffeln. Als Getränk gab's hauptsächlich Bier. Zum Kaffee reichte man verschiedenerlei Kuchen und abends wurde mit Braten und Salat bewirtet. — Während der Mahlzeiten mußte das junge Paar gemeinsam von einem Teller essen und aus einem Glase trinken. Am Nachmittag zog die ganze Festgesellschaft mit Musik durchs Dorf und dann auf den Tanzboden. — Am zweiten „Feiertag" morgens machten sich die jungen Bursche, die an der Hochzeit teilgenommen hatten, den etwas derben Spaß, ihre Schönen, die nach der durchtanzten Nacht das Aufstehen vergessen hatten, aus ihren Wohnungen abzuholen und in großen Spreukörben, die sie auf Schiebkarren gestellt hatten, durchs Dorf zu fahren. Je unvollständiger die Überfallene Toilette gemacht hatte, desto größer war der Spaß, selbstverständlich nur auf Seiten der aktiv daran Beteiligten. — Gegen Mittag fand im Hochzeitshaus oder auf dem dazu gehörigen Hofe „das Schenken" statt. Die Geschenke bestanden gewöhnlich aus einem Geldbetrag, dessen Höhe sich nach der Anzahl der an der Hochzeit teilnehmenden Familienglieder und nach dem Vermögen des Schenkenden richtete. Um die Gaben in Empfang zu nehmen, setzte sich ein Verwandter des jungen Ehepaares an einen im Hof aufgestellten Tisch und jeder Schenkende legte seinen Geldbeitrag in eine bereitgestellte Schüssel. War das Schenken vorüber, so tranken alle Gäste der Reihe nach aus einem Gläschen Likör. Als Letzte trank die junge Frau und diese warf dann das leere Glas über ihre Schulter zu Boden. Wehe, wenn es nicht zerbrach! Scherben bedeuten Glück, ein ganz gebliebenes Glas also Unglück in der Ehe. — Nachmittags wurde wieder dem Tanz gehuldigt. —

Der dritte Hochzeitstag galt der Pflege des Katzenjammers. Man trank nochmals Kaffee im Hochzeitshaus und verbummelte die übrige Zeit, um den Übergang ins Alltagsleben wieder zu gewinnen.

Vor der Hochzeit hatte der Brautwagen die Aussteuer der künftigen jungen Frau in das neue Heim gebracht. Inmitten des schön „auf Prahl" gestellten Hausrats, bei dem auch die Wiege nicht fehlen durfte, thronte die Braut hoch oben auf dem Wagen, vor sich das schön geschmückte Spinnrad. Heiratete die Braut nach auswärts, so wurde der Brautwagen in den Dörfern, die er zu durchfahren hatte, „gehemmt", d. h. die Bewohner spannten ein Seil quer vor dem Wagen her über die Straße, bis sich die Braut durch Ausstreuen von Geldstücken „gelöst" hatte.

Die Neuzeit hat auch die dörfliche Hochzeitsfeier wesentlich umgewandelt. Die bäuerliche Braut trägt z. B. jetzt auf dem Gang zur Kirche ein modernes Brautbukett, ein seidenes Brautkleid ist im Dorfe nichts Unbekanntes mehr und das Hochzeitsmahl mit Wein, Pudding und anderen Leckereien macht einem städtischen Hochzeitsmahl Konkurrenz.

Bei Kindtaufen hat die Patin das Recht, ihre Spinnstubenkameradinnen mit einzuladen. Die jungen Mädchen gehen dann mit Kränzen geschmückt zur Kirche. Die Taufe findet Sonntags vor versammelter Gemeinde statt, wenn der Gottesdienst beendet ist.

Früher waren auch bei uns die „Singeleichen" üblich. Vor dem Sarge her zog die Schar der Schulkinder, in ihrer Mitte der Kantor, der ihnen mit lauter Stimme und in kunstvollen Schnörkeln jede Zeile der zu singenden Liedstrophe vorsang. Als Zeichen seines halb geistlichen Amtes hatte er um den Hals einen langen, schmalen Streifen schwarzen Wollzeuges (Lüster) befestigt, der ihm über den Rücken herabhing, den er aber meistens über den Arm gehängt trug. Der Volksmund benannte diesen Zeugstreifen seiner Gestalt wegen „das Handtuch". Hinter dem Sarg folgten zunächst die Männer, dann die Frauen als Leidtragende. Wenn die Angehörigen des oder der Verstorbenen es wünschten, fand nach der Beerdigung noch ein Trauergottesdienst in der Kirche statt. Danach versammelte sich „die Freundschaft" im Trauerhause bei Kaffee und Kuchen. Den Trägern wurden für ihren Dienst schwarze „Lappen" überreicht. Vor dem Gang nach dem Friedhof waren ihnen Lobeerzweige mit langer Schleife aus schwarzem Seidenband an der Brust befestigt worden.

Die Singeleichen und Leichengottesdienste sind nicht mehr gebräuchlich, auch das Handtuch ist aus den heutigen Leichenzügen verschwunden und statt der schwarzen Tücher erhalten die Träger Geld.

So heißt es auch bei unsern Volksbräuchen: „Das Alte stirbt." Ob aber das Neue stets das Bessere ist, möge dahin gestellt sein. Jedenfalls ist es zu bedauern, daß so viele dem hessischen Volke eigentümlich gewesene Sitten spurlos im Meere der Vergessenheit versinken.

Die weisse Blume.

(Hessische Volkssage.)

Der Weidelsburg Getrümmer
Birgt Schätze tief im Schoß,
Doch Keinem, sie zu heben,
Vergönnte noch das Los;
Dem Schäfer von Ippinghausen,
Der seine Herde trieb
Zum waldumrauschten Berge,
Vergönnt nur ihr — Anblick blieb:
In träumerischem Sinnen,
Auf seinen Hirtenstab
Gestützt, zum öden Burghof,
Vom Waldsaum blickt er hinab;
Als plötzlich aus dem Rasen
Hold eine Jungfrau taucht
In schimmerndem Gewande,
So zart wie hingehaucht.
Sie winkt ihm . . . ihr zu folgen
Zum Burghof ist er bemüht,
Wo eine — weiße Blume
Hochragend einsam blüht,
Von märchenhafter Schönheit,
Wie er sie nie gesehn: . . .
Berauschend ihre Düfte
Den Staunenden umwehn,
Bis ihm ein Wink der Jungfrau
Zu pflücken sie gebot . . .
Kaum brach er sie, so öffnet
Im Tor sich unter dem Schlot
Die Pforte zu einem Gewölbe
Voll Gold und Edelgestein . . .
Und, wie von all' dem Gefunkel
Geblendet, tritt er ein,
Zu füllen dort Hut und Taschen
Mit Gold und Juwelen sich dicht . . .
Da warnt ihn die Erscheinung:
„Vergiß nur das — Beste nicht!"
Das Beste sind doch die Schätze,
Vermeint er und das Gold,
Und dabei fällt ihm vom Hute
Die Blume so wunderhold:
Die zu den Herrlichkeiten
Ihm erst den Weg gezeigt,
Jetzt, unbeachtet am Boden,
Den Kelch im Welken neigt.
Und wieder ist der Schäfer,
Wie er gewesen, so arm . . .
Und nimmer kann er verwinden
Der herben Enttäuschung Harm . . .
Im Nu ist alles verschwunden,
Der Schatz samt der Wundermaid —
Den Ärmsten von seinem Sehnen
Nach ihr der Tod nur befreit . . .
Und wißt Ihr, welche Mahnung
Der Mund der Sage spricht:
„Was Gott auch Euch beschieden,
Vergeßt das Beste nicht:
Vergeßt nicht die weiße Blume,
Die einzig das Glück verleiht,
Die einzige Quelle des Reichtums,
Sie heißt — Zufriedenheit!" —

Kassel.

Albert Weiss.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 13. Dezember fand eine Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins in Marburg unter Herrn Landgerichtsrat Gleim statt. Herr Architekt Spahr hielt zunächst einen sehr interessanten Vortrag über ältere Bauten, insbesondere Holzbauten, in Oberhessen und einigen nassauischen Städten (Diez, Limburg) und erläuterte seinen Vortrag durch zahlreiche, von ihm selbst herrührende Handzeichnungen und Photographien. Herr Spahr betonte dabei besonders, daß man im 14. und 15. Jahrhundert mehr Wert auf innere schöne Gestaltung der Häuser, im 16. und 17. Jahrhundert dagegen auf den Schmuck der Fassaden und im 18. Jahrhundert wieder mehr Gewicht auf die innere Ausstattung der Gebäude legte. Eine Inschrift an einem Hause in Lich lautet: „Nicht ist, glaube mir, glücklich, der ein großes Haus besitzt, sondern dem ein kleines genügt". Ein schönes Zeichen für die Denkweise unserer Vorfahren. Besondere Aufmerksamkeit verdienen den Mitteilungen des Herrn Spahr zufolge eine Anzahl ältere Holzbauten, namentlich bezüglich des Innern, in Marburg, ferner in Lohra, Rommershausen, Frankenhain bei Treysa, Wetter, sowie die Kirchen in Lohra, Bortshausen, Niederasphe und Florshain. Zum Schluß machte der Herr Vortragende darauf aufmerksam, daß infolge der modernen Bauordnungen und früherer falscher Erziehung unserer jüngeren Bauhandwerker in den Lehranstalten der Sinn und das Verständnis für malerische ländliche Holzbauten in unseren Dörfern und Landstädten immer mehr abhanden gekommen wäre. Eine Hauptursache des Rückgangs unserer ländlichen Holzbaukunst sei das Überhandnehmen der massiven Backsteinbauten und das Ausmauern der Holzgefache mit Backsteinen. Herr Archivar Dr. Küch legte einen bisher unbekannten Brief unseres berühmten Landsmannes Euricius Cordus aus 1511 oder 1512 vor, aus welchem hervorgeht, daß derselbe um jene Zeit Schulmeister an der Altstädter Schule in Kassel, dann aus dieser Stellung verdrängt, ein Jahr hindurch Ratschreiber in Felsberg war. So wird ein bis dahin dunkler Abschnitt aus dem Leben des Euricius Cordus, welcher eigentlich Soldan hieß, aufgeklärt. Herr Landgerichtsrat Gleim zeigte hierauf die Photographie eines im Hersfelder Rathaus vorhandenen eingemauerten Steines mit der Inschrift: „Pacem, virtutem, et justitiam diligite" (zu deutsch: „Liebt den Frieden, die Tugend und Gerechtigkeit"). Da der betreffende Stein verkehrt eingemauert war und die Schrift aus Majuskeln bestand, so ist die Entzifferung der Inschrift erst neuerdings gelungen. Wahrscheinlich stammt der Stein von dem vor 1612 vorhanden gewesenen alten romanischen Rathause, von welchem sich auch eine mit romanischen Verzierungen versehene Holzsäule in der Sammlung des Marburger Geschichtsvereins befindet. Schließlich trug Herr Professor Dr. Wenck einzelne Stellen aus dem demnächst in Elwerts Verlag erscheinenden Werke: „Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und Aufsätze von Otto Hartwig" vor. Der Schwiegersohn Hartwigs, Herr Bibliotheks-Direktor Dr. Liesegang hat nach Hartwigs Tod das Werk zusammengestellt und seine Herausgabe veranlaßt. Es liefert uns ein lebendiges Bild über den Lebensgang Hartwigs, eines ebenso bedeutenden Bibliothekars als Geschichtsforschers und Politikers, und verbreitet sich ausführlich über wichtige Abschnitte aus den letzten Jahrzehnten des hessischen Kurstaates und über das Marburger Leben in den Jahren 1850—1876, während welcher Zeit Hartwig meist in Marburg lebte.

Dr. G. Eskuche. Unser Landsmann Dr. Gustav Eskuche aus Kassel, der seither Gymnasialoberlehrer in Düsseldorf war, ist zum Direktor des Stadtgymnasiums in Stettin gewählt worden. Dr. Eskuche hat durch eine Anzahl kultur- und literaturhistorischer Schriften, von denen zuletzt die „Deutsche Sprachlehre und Literaturgeschichte für höhere Lehranstalten" erschienen ist, sich auf das vorteilhafteste bekannt gemacht. Im „Hessenland" sind die von ihm in Gemeinschaft mit Johann Lewalter gesammelten und erläuterten „Hessischen Kinderliedchen" (1891, Nr. 14—23) veröffentlicht worden, die auch in Buchform im Verlag von Ernst Hühn herausgegeben sind. Einige seiner weiteren Schriften sind: „Heidentum und Christentum im Chattenland", „Sarcerius (der Reformator Nassaus) als Erzieher und Schulmann", „Siegerländische Kinderliedchen", „Melanchthon und das Siegener Realgymnasium", „Ein Hirten-Weihnachtslied von 1758", „Zur Geschichte der deutschen Idyllendichtung".

Kurhessen in Berlin. In der zwanglosen Vereinigung geborener Hessen-Kasseler (Kurhessen) zu Berlin wird am Sonnabend, den 20. Januar, im „Heidelberger" ein „Wurstessen" stattfinden, bei welchem das Erscheinen in hessischer Tracht erwünscht ist.

Todesfälle. Am 22. Dezember 1905 starb zu Leipzig Dr. theol. et phil. Marburgensis Johann Georg Dreydorff, vormals Pastor der dortigen ev.-ref. Gemeinde. Geboren zu Ziegen-

hain am 5. April 1834 besuchte er 1849/53 das Gymnasium zu Hersfeld und studierte danach Theologie, Philosophie und Philologie zu Marburg und Halle. Auf unserer hessischen Landesuniversität gehörte er der alten Burschenschaft Germania bis zu deren Auflösung an. 1857 wurde er Erzieher des Erbprinzen zu Ysenburg-Wächtersbach, eines Enkels des letzten Kurfürsten. In dieser Stellung verblieb er zehn Jahre lang. Nachdem er am 14. Februar 1867 zum Pastor der ev.-ref. Gemeinde zu Leipzig erwählt worden war, trat er dieses Amt am 7. April 1867 an und hat es bis zum 1. April 1894 bekleidet. Dann trat er in den Ruhestand. Dreydorff war einer der bedeutendsten Kanzelredner Leipzigs und hatte viele warme Verehrer, nicht bloß in seiner Gemeinde. Ferner war er ein sehr fruchtbarer theologischer Schriftsteller; besonders seine Werke über Pascal haben ihn bekannt gemacht. Auch seine gemeinnützige Tätigkeit war allgemein anerkannt, so bei der Gründung des Vereins gegen Hausbettelei, bei der Errichtung eines Siegesdenkmals u. v. a. Die Stadt übertrug ihm 1868 die Festrede bei Schleiermachers 100. Geburtstag. Dr. phil. war er seit 1858, Dr. theol. seit 1875. Am 25. Dezember ward er zu Jena durch Feuer bestattet. P. W.

In H.-Münden verschied am 28. Dezember 1905 der Kunstmaler Johannes Kleinschmidt nach längerem Leiden. Er stammte aus einem Dorfe bei Homberg und hatte sich aus den kleinsten Verhältnissen herausarbeiten müssen. Seine Ausbildung verdankte er hauptsächlich der Kunstakademie in Kassel, wo ihm auch Stipendien zuteil wurden. Längere Zeit war er ein gesuchter Porträtmaler. Eine Anzahl seiner Genrebilder sind auch durch illustrierte Zeitschriften reproduziert worden.

Literarischer Erfolg. Von Wilhelm Specks Buche „Zwei Seelen", Verlag von Grunow in Leipzig, ist jetzt die 4. Auflage (10. bis 12. Tausend) erschienen, ein neuer Beweis dafür, daß das hervorragende Werk unseres Landsmannes in immer weiteren Kreisen Verbreitung findet.

Hessische Totenschau von 1905.

Fabrikant Hermann Weymar, 59 Jahre alt, Eschwege, 1. Januar. — Metropolitan Wilhelm Heldmann, 75 Jahre alt, Oberweimar, 1. Januar. — Königlicher Kommerzienrat Gustav Bodenheim, 63 Jahre alt, Kassel, 16. Januar. — Justizrat Wilhelm Plitt, 81 Jahre alt, Kassel, 18. Januar. — Kunstschlossermeister Philipp Seebinger, 54 Jahre alt, Marburg, 25. Januar. — Fürst Karl von Hanau und Horschowitz, 64 Jahre alt, Kassel, 27. Januar. — Rechtsanwalt Friedrich Uckermann, 78 Jahre alt, Schmalkalden, Februar. — Kreisdeputierter Rittergutsbesitzer Gustav Winter, 57 Jahre alt, Elmshausen, 9. Februar. — Wirklicher Geheimer Rat Unterstaatssekretär a. D. D. Dr. Ernst von Weyrauch, Exzellenz, 72 Jahre alt, Marburg, 10. Februar. — Früherer Großhändler, Rentner Martin Wallach, 77 Jahre alt, Kassel, 12. Februar. — Professor Dr. Lic. theol. Oertel, 65 Jahre alt, Hersfeld, 13. Februar. — Professor Julius Zülch, 52 Jahre alt, Kassel, 15. Februar. — Konsistorialrat Pfarrer a. D. Heinrich Cornelius Reimann, 93 Jahre alt, Witzenhausen, Februar. — Oberstleutnant a. D. Theodor von Trott, Obervorsteher der althessischen Ritterschaft, 70 Jahre alt, Oberurff, 4. März. — Forstrat a. D. Bodo Freiherr von Bodenhausen-Witzenhausen, München, 28. März. — Kaiserlich deutscher Konsul Dr. jur. Heinrich Weipert, 49 Jahre alt, Bordeaux, 4. April. — Postmeister a. D. Georg Schwalm, 78 Jahre alt, Marburg, 28. April. — Geheimer Rat Professor Dr. Konrad Eckhardt, 83 Jahre alt, Gießen, 28. April. — Privatdozent Dr. Viktor Schmidt, 78 Jahre alt, Marburg, 5. Mai. — Schriftstellerin Marie Schumacher, 71 Jahre alt, Kassel, 6. Mai. — Königlicher Hofmalermeister Karl Hochapfel, 51 Jahre alt, Kassel, 29. Mai. — Freiherr Rudolph von und zu Buttlar, Senior der Familie von Buttlar-Elberberg, 69 Jahre alt, Elberberg, 3. Juni. — Medizinalrat Dr. Ludwig Plitt, 69 Jahre alt, Hofgeismar, 3. Juni. — Architekt August Zahn, 67 Jahre alt, Kassel, 12. Juni. — Amtsgerichtsrat a. D. Friedrich August Sunkel, 73 Jahre alt, Großalmerode, 11. Juni. — Königlicher Bergrat Wilhelm Münscher, 64 Jahre alt, St. Johann a. d. Saar, 13. Juni. — Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Dr. hon. c. Johann Kießling, Marburg, 22. Juni. — Metropolitan Hermann Reiß, 59 Jahre alt, Bischhausen, 1. Juli. — Rechtsanwalt August Friedrich Wenning, 69 Jahre alt, Kassel, 3. Juli. — Pfarrer a. D. Karl Dithmar, 84 Jahre alt, Altenburschla, August. — Landgraf Alexis Wilhelm Ernst von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Senior des Gesamtfürstenhauses Hessen, 75 Jahre alt, Schloß Augustenau in Herleshausen, 16. August. — Oberstleutnant a. D. Fer-

dinand Neuhof, 72 Jahre alt, Kassel, 18. August. — Direktor des Landkrankenhauses zu Hanau Professor Dr. Otto von Büngner, 47 Jahre alt, St. Blasien, 20. August. — Dombechant Fidelis Müller, 68 Jahre alt, Fulda, 30. August. — Gräfin Auguste von Hessenstein, 84 Jahre alt, Schwerin, August. — Kreisphysikus z. D. Sanitätsrat Dr. Josef Spiegelthal, 89 Jahre alt, Kassel, 1. September. — Landrat des Kreises Hersfeld Geheimer Regierungsrat Freiherr von Schleinitz, 62 Jahre alt, Blankenburg a. H., 5. September. — Geheimer Medizinalrat Dr. med. Karl Merkel, 66 Jahre alt, Ziegenhain, 8. September. — Verlagsbuchhändler Friedrich Luckhardt, 58 Jahre alt, Leipzig, 9. September. — Major a. D. Adolf von Bardeleben, 85 Jahre alt, Kassel, 21. September. — Dekan Karl Müller aus Alsfeld, 80 Jahre alt, Endenich, 21. September. — Landrabbiner Dr. Isaak Prager, 58 Jahre alt, Berlin, 6. Oktober. — Arzt Dr. med. Wilhelm Jacobi, 73 Jahre alt, Bockenheim, 9. Oktober. — Oberlehrer Professor Wilhelm Zimmermann, Wahlershausen, 13. Oktober. — Oberrealschuldirektor Dr. Adolf Bergmann, Fulda, 15. Oktober. — Major a. D. Freiherr Karl Friedrich von Trümbach, 71 Jahre alt, Soden im Taunus, 22. Oktober. — Wirklicher Geheimer Rat Unterstaatssekretär a. D. Anton Rothe, Exzellenz, 67 Jahre alt, Kassel, 27. Oktober. — Wirklicher Geheimer Rat D. Goldmann, 84 Jahre alt, Darmstadt, 29. Oktober. — Professor Dr. Konrad Keßler, Greifswald, 2. November. — Geheimer Regierungs- und Schulrat a. D. Friedrich Sternkopf, 74 Jahre alt, Kassel, 6. November. — Kunstmaler August Noack, 83 Jahre alt, Darmstadt, 12. November. — Gymnasialdirektor Professor Dr. Paul Vogt, 54 Jahre alt, Kassel, 24. November. — Graf Karl August von Schaumburg, 26 Jahre alt, Schloß Lehrbach, 2. Dezember. — Fürstlich Thurn- und Taxisscher Geheimer Archivrat Dr. Cornelius Will, 72 Jahre alt, Regensburg, Dezember. — Privatdozent Dr. Viktor Willmann, 44 Jahre alt, Marburg, 9. Dezember. — Geheimer Oberjustizrat und vortragender Rat im Justizministerium Dr. jur. Hermann Habicht, Berlin, 28. Dezember. — Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat Lic. Dr. Karl Leimbach, 61 Jahre alt, Hannover, 30. Dezember. — Lithograph Heinrich Jonas, Dialektdichter, 65 Jahre alt, Kassel, 31. Dezember.

✠ ✠ ✠ ✠

Personalien.

Verliehen: den Landgerichtsräten Kind in Marburg und Varnhagen in Hanau der Charakter als Geheimer Justizrat; den Rechtsanwälten und Notaren Hecht in Kesselstadt, Peyser in Eschwege und Gegenbaur in Fulda der Charakter als Justizrat.

In den **Ruhestand** getreten: Forstmeister Schroth in Rotenburg.

Geboren: ein Sohn: Dr. Christian Rauch und Frau Helene, geb. Biedermann (Marburg, 17. Dezember); praktischer Arzt Dr. med. R. Ewald und Frau Marie, geb. Güngerich (Wolfhagen, 18. Dezember); Fabrikant Karl Latwesen und Frau Marie, geb. Herzog (Kassel, 25. Dezember); Pfarrer Friedrich Dörr und Frau Olga, geb. Schulte (Betziesdorf, 28. Dezember); — eine Tochter: Pfarrer Nöll und Frau, geb. Duncker (Potsdam, 16. Dezember).

Gestorben: Apotheker Adolf Biermann, 52 Jahre alt (Kassel, 7. Dezember); Medizinalrat Dr. med. Karl Mannel, 74 Jahre alt (Kassel, Dezember); Frau Bertha Wülcker, geb. Fenner (Marburg, 19. Dezember); Frau Charlotte Achenbach, geb. von Barthelt, 79 Jahre alt (Marburg, 22. Dezember); Frau Else Becker, geb. Lauckhardt, 37 Jahre alt (Kassel, 22. Dezember); Bürgermeister a. D. Bromm, früher Mitglied des kurhessischen Landtages, 82 Jahre alt (Rauschenberg, 22. Dezember); verw. Frau Philippine Ellenberger, geb. Hartert (Marburg, 23. Dezember); praktischer Arzt Dr. med. Wilhelm Krause, 40 Jahre alt (Kassel, 26. Dezember); Fräulein Lina Klöffler, 74 Jahre alt (Marburg, 27. Dezember); Referendar Willy Wiecklow, 23 Jahre alt (Gudensberg, 28. Dezember); Kunstmaler Johannes Kleinschmidt, 48 Jahre alt (H.-Münden, 28. Dezember); Geh. Oberjustizrat und vortragender Rat im Justizministerium Dr. jur. Hermann Habicht (Berlin, 28. Dezember); Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat Lic. Dr. Karl Leimbach, 61 Jahre alt (Hannover, 30. Dezember); Lithograph Heinrich Jonas, Dialektdichter, 65 Jahre alt (Kassel, 31. Dezember).

Briefkasten.

G. Schw., Bettenhausen. Mit Ihrer rüstigen und erfolgreichen Werbung für unser Blatt haben Sie uns eine große Festfreude gemacht, nicht minder mit den humorvollen Strophen, die wir zur freundlichen Nachachtung für die „sequentes" hier abdrucken:

Beweglich schriebt Ihr in der Weihnachtsnummer:
„Helft Alle, die ihr liebt das ‚Hessenland',
Sonst können wir zu unserm großen Kummer
Es nicht erhalten in dem alten Stand!" —
Pflicht ist es doch, das Blatt zu unterstützen,
In dem erklingt der lieben Heimat Sang,
Hier gilt es, einem alten Freund zu nützen,
Dacht' ich, ging auf den — Abonnentenfang!

Und wie Sankt Petro ward auch mir der Segen!
Ich warf die Netze aus zu guter Stund':
Sechs „Fische" sind's, die sich darin bewegen,
Doch an Gewicht weit mehr denn — tausend Pfund!
Die send' der „Redakschon" und dem Verlage
Ich frohgemut zum „Festtagsessen" zu,
Daß Euer Magen so viel Pfund vertrage,
Geb' auch den „Senf" ich gratis noch dazu!

Vivat sequens!

B. A. 600. „Kärmes" wird gebracht werden. Dank und besten Gruß.

Für die Redaktion verantwortlich: W. Bennecke in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 2. XX. Jahrgang. Kassel, 17. Januar 1906.

Den Manen Wilhelm Benneckes.

Nur noch ein einz'ges Wort, nur noch ein Strich,
Dann war gezogen Deiner Arbeit Schranke.
Da neigtest Du das Haupt, und draus entwich
Des Geistes letzter blühender Gedanke.

Welch schöner Tod! Noch einen Federzug,
Geweiht dem Rückblick in das volle Leben,
Und dann — ade, du Welt voll bitt'rem Trug,
Schmerzlos ade! kann Gott uns Schön'res geben?

In Wahrheit, Freund, Du hast den schönen Tod
Dir selbst verdient als Sold im Dienst des Schönen,
Nur schlug zu früh des Schicksals Machtgebot
In Deiner Harfensaiten heit'res Tönen.

Da trauern alle nun, die Dich gekannt,
Dich und Dein Herz mit seiner Heimatliebe;
Da trauern alle, die Dich Freund genannt,
Selbstloser Du, voll opferfreud'ger Triebe.

Nun ruhe sanft. Lichtlose, stille Nacht
Wird Frieden Dir in Ewigkeit gewähren,
Und mit des Echos Klang: es ist vollbracht,
Steigt Deine Seele zu des Lichtes Sphären.

Doch wird Dein Name klingen stolz und rein,
Von Berg zu Tal, an uns'rer Flüsse Strande,
Denn unvergessen wird Dein Wirken sein
Aus Liebe zu dem teuren Hessenlande.

Kassel.

Carl Preser.





Wilhelm Bennecke.

Von Georg Schwiening, Bettenhausen=Kassel.

Es sind gerade 1000 Jahre gewesen, da ging an einem schönen Frühlingstage der Mönch Notker Balbulus — so erzählt die Sage — mit dem Konfrater, der ihm der liebste von allen Klosterbrüdern war, aus dem Klostertore von St. Gallen hinaus, einen armen Kranken, der seinen Zuspruch begehrt hatte, zu besuchen.

Am Flusse waren Bauleute des Klosters beschäftigt eine Brücke zu schlagen, die das Hochwasser des Frühlings zerstört hatte. Voll Teilnahme sahen die Klosterbrüder der rüstigen Arbeit zu. Da trat der Freund auf ein Brett ganz dicht ans Ufer, sich den Bau in der Nähe zu betrachten, glitt aus und versank vor den Augen Notkers in den hochgehenden Fluten des reißenden Stromes. Dem Ertrinkenden Hülfe zu bringen, war nicht möglich, — noch einmal tauchte sein Haupt weit unterhalb der Baustelle aus den Fluten empor, dann versank er für immer. Notker starrte, auf die Knie gesunken, auf die Stelle im schnell vorbeitreibenden Wasser, an der der geliebte Freund vor seinen Augen verschwunden war. Er begriff es nicht, daß sich der Tod so plötzlich zwischen ihn und den, den er von Herzen lieb gehabt, gedrängt und ihm den treuen Freund, mit dem er noch einen Augenblick zuvor gesprochen hatte, nun für alle Lebenszeit entrissen habe.

Er wankte sprachlos, seiner nicht mächtig, schier von Sinnen zum Kloster in seine stille Zelle. Und dort, wo er so manche geistliche „Sequentia“ gedichtet, entstand an jenem Abend seine „Antiphona de morte“, das Lied: „Media vita in morte sumus“. Das ergreifende Lied, nach dem ein größerer, geistlicher Dichter — der auch Mönch gewesen, „die Wittenbergische Nachtigall“, wie der gute Meistersänger Hans Sachs ihn nannte, als der Mönch Notker von St. Gallen, den sie den „Stammler“ nannten, schon fünfhundert Jahre auf dem Friedhofe seines Klosters ruhte — den Kirchengesang schuf: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen.“

Welchem von Wilhelm Benneckes Freunden wäre dies Lied nicht in die Erinnerung gekommen, als er die traurige Botschaft von dem schnell erfolgten Tode des verehrten, lieben Mannes erhielt? Wem, besonders von den ihm Näherstehenden, welche noch am Donnerstage abends mit ihm die gewohnte Tafelrunde gebildet hatten, wäre es nicht zunächst unfaßbar gewesen, als sie am Freitage die Todesnachricht erhielten, daß er so jäh dahingerissen sei, zu dem Ort, von dem schon Horaz sagt: „Omnes eodem cogimur“.

Ach, wer hätte an dem Abende gedacht, daß schon der Todesengel seine dunklen Fittiche hinter dem Sitze Benneckes ausbreitete, und „Freund Hein“ mit seiner Hippe, bevor noch die Abenddämmerung des nächsten Tages sich auf die Erde senke, das Band der Freundschaft für immer zerschneiden würde?

In gebundener und freier Rede haben sämtliche hiesige, sowie auswärtige Zeitungen die Totenklage um Bennecke erhoben. L. Wolff in der „Allgem. Zeitung“, G. A. Müller im heutigen „Hessenland“ rufen ihm herzlich gemeinte, warme Worte nach. Alle, alle betonen es, daß ein guter Mensch, ein lieber Freund, ein treuer Hesse, einer der besten heimatlichen Dichter und Schriftsteller dahingegangen sei, zu früh dahingegangen sei. Doch mit dem O. E. unterzeichneten Sonett im „Tageblatt“ müssen wir rufen:

> „Wohl sollten wir um Dich, den Guten klagen,
> Des Todes unerbittlich Walten hassen,
> Doch wer mag Gottes Weg zu tadeln wagen?“

Benneckes „schwachen, gebrochenen Leib“ haben wir zur letzten Ruhestätte gebracht, seine Hülle ruht nun in seiner geliebten Heimatserde — Erde zur Erde! — Staub zu Staub! — Asche zu Asche! — — — aber der unsterbliche Teil von ihm, sein Geist lebt und soll in uns, „die wir einen Hauch seines Geistes verspürt haben“ — wie Paul Heidelbach in seinem herzlichen Nachruf aus Uhland zitiert —, auch so bald nicht ersterben.

War doch der körperlich zarte, von Leiden geplagte Mann im Leben ein Zeuge für den Triumph des Geistes über den Körper. Sein willensstarker Geist bezwang die Lebensnot, bezwang Leid und Leiden. Schönheitsdurstig, wißbegierig, frohgemut den Sorgen widerstehend und hochgemut sich selbst vertrauend, achtete sein Geist nicht die Schranken, die den Leib umgaben, noch die Ketten, die ihn fesselten, nein, die Materie verspottend und verlachend, ein echter Lebenskünstler, rang er sich los von den Fesseln, dem Lichte zustrebend.

So habe ich ihn kennen gelernt, den reifen, abgeklärten Charakter, so war er, als er von uns schied, und so bleibt er in unserer Erinnerung. Und so wird er aus seinen Werken zu uns sprechen, wenn dereinst Gras über die Stelle der heimatlichen Erde gewachsen sein wird, wo sein Körper ruht!

Aber wohl nicht immer ist es so gewesen. Auch Bennecke werden die inneren Kämpfe nicht erspart geblieben sein, ohne die eine Charakterbildung nun einmal unmöglich ist. Auch er wird an den Ketten gezerrt haben, auch er wird hineingebissen haben in das kalte Eisen, bevor er seinen Geist von den Fesseln befreite. Heil ihm, daß ihm die Kämpfe nicht erspart geblieben sind, denn nur der Kämpfer kann als Sieger den Lorbeer erringen, nimmer aber der Feigling hinter dem Ofen oder der Schwächling auf der Lotterbank.

An seiner Wiege, in die die Musen des Musagetes Patengeschenk:

„ihm schenkte des Gesanges Gabe,
den liederreichen Mund Apoll"

legten, hat Frau Sorge nicht gestanden, sie hat sich erst später ins Haus der Eltern hineingeschlichen, die graue Frau mit den vergrämten Zügen.

Sein Vater, Friedrich Bennecke, war Hauptmann im Regiment Kurfürst und wohnte zu Kassel in der Obersten Gasse, dem Elisabethhospitale gegenüber. Dort wurde Wilhelm Bennecke am 11. Dezember 1846 geboren. So hat er das für Europa so ereignisvolle Jahr 1848 und das für Kurhessen durch den Verfassungskonflikt so tief einschneidende Jahr 1850 zwar miterlebt, aber ohne die Bedeutung zu ahnen. Wie wußte sich auch ein noch nicht vierjähriges Kind die Tränen der Mutter und die sorgenvollernsten Züge des Vaters zu deuten? O glückliche Kindheit! Und doch wurde dem ahnungslosen Kinde damals die Zukunft verschlossen, als Glück und Ruhe, die lieben Gäste, das Elternhaus verließen und Frau Sorge als ungebetener Gast hineinzog. Einst hatte Philipp der Großmütige gesagt: „Lieber will ich Leib und Leben, Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort weichen", und auch 1850 lebten noch „magnanimi" Hessen, die lieber Degen und Portepee, Epaulettes und Waffenrock lassen, denn von ihrem Treuschwur weichen wollten.

Hauptmann Bennecke war unter den überzeugungstreuen Offizieren, die lieber hungern wollten, ja, was mehr sagen will, gleich Heines napoleonischem Grenadier, der rief:

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind",

Weib und Kind lieber hungern sehen wollten, als den auf die Verfassung geleisteten Eid brechen. Hauptmann Bennecke nahm mit anderen 240 Offizieren den Abschied, und — Schmalhans wurde Küchenmeister in der Familie.

Frau Sorge geht dort so leicht nicht wieder fort, wo sie einmal ihr Quartier aufgeschlagen, und merkte es unser vierjähriger Wilhelm auch damals noch nicht, sie hat sich von 1850 ab ihm vor die Sonne gestellt, so oft diese schien. In ihrem Schatten hat er wandern müssen seinen Lebenspfad, bis — nun, ich will es ehrend hier gleich sagen —, bis eine hochherzige liebende Frau den Mut und die Kraft von der Liebe erhielt, mit der finstern Alten um des geliebten Mannes Glück zu ringen und — echte Liebe siegt immer! — die Sorge zu verscheuchen, bis Bennecke die treue Ehegattin fand, die ihm die Sonne in Haus und Leben brachte!

Mochte aber trotzdem die seit 1850 mit Sorgen über die Zukunft belastete Stimmung der Eltern nicht ohne Einwirkung auf das Kindergemüt bleiben, mochte der Blick auf das mit seinen alten Mauern, den steinumrahmten Fenstern, seiner tiefen Toreinfahrt und dem ehrwürdigen steinernen Bildwerk wie ein Überbleibsel längst vergangener Tage, „des alten romantischen Landes", dastehenden Elisabethhospitales die Phantasie des Knaben mit kindlichem Grauen und romantischen Träumen erfüllen, mochte die soldatische Erbschaft des Vaters — die dem Manne später zu hoher Zier gereichte: Selbstdisziplin, militärische Ordnung, minutiöse Pünktlichkeit und strengste Pflichttreue — dem Kinde schon im Blute liegen, mochte schließlich zarter Körperbau und Schwächlichkeit dazu beitragen, jedenfalls hatte Bennecke in seinen Kinderjahren nicht wie andere gleichalterige Kinder Neigung zum Spielen und Herumspringen im Freien, sondern beschäftigte sich in der Stube mit Klebarbeiten, Tuschen und Zeichnen.

„Der Wilhelm war so ganz anders und hatte was Apartes," erzählte mir eine Dame, deren Eltern in den 50er Jahren das Haus neben dem, worin Benneckens wohnten, innegehabt haben. So berichtet ja auch Heidelbach in seinem Nachruf in der „Kasseler Allg. Zeitung": „Die Vorliebe für das Militär fand ihren Ausdruck in einer Unzahl sauber auf Papier gezeichneter, mit historischer Treue übermalter und ausgeschnittener Soldaten, die er mit seinem Bruder gemeinsam anfertigte."

Er genoß zunächst Privatunterricht und kam dann 1859 auf das Gymnasium. Schon hatte der fleißige, strebsame Junge es bis zur Tertia gebracht, als 1862 der Vater starb und die Mutter das Schulgeld nicht mehr aufzubringen vermochte. Nun zog Frau Sorge ganz ins Haus. Hatte der

Mannesmut des edlen Offiziers nicht gelitten, daß sie weiter als bis an die Schwelle der Wohnung gekommen, seine Witwe konnte es nicht verhindern, daß sich das schreckliche Weib in Stube und Küche breit machte und sogar nachts in die Kammer trat und den Unglücklichen nicht einmal „den Trost der Armen", den Schlaf, ließ! Wilhelm mußte von dem geliebten Gymnasium abgehen und versuchen, sich sein Brot fortan selbst zu verdienen. Eine schwere Aufgabe für einen sechzehnjährigen, keineswegs kräftigen Jüngling.

Aber es ist ihm geglückt, sich durch seine Schriftstellerei, wozu er von Jugend auf die Anlage hatte und wofür er eine heiße Neigung empfand, über Wasser zu halten. Das „Kasseler Tageblatt und Anzeiger" sagt in dem warmen Nachrufe, den es „seinem treuen Mitarbeiter" widmet: „Kaum siebzehnjährig, begann er belletristisch tätig zu sein für größere Zeitschriften, gab auch einen Führer durch Kassel und Wilhelmshöhe heraus, und es war ihm bereits möglich, von dem Ertrage seiner Arbeiten die Mutter zu unterstützen."

Von seinem älteren Bruder — um auch diesen gleich mit zu erwähnen, da Bennecke, den überhaupt ein starker Familiensinn beseelte, mit aufopfernder Liebe an ihm gehangen hat — schreibt das „Kass. Tageblatt", daß er Journalist geworden sei und später als Redakteur in Stuttgart gelebt habe.

Schwer, sehr schwer wird es dem Jüngling mit dem lebhaften Wissensdurste geworden sein, die Quelle, an der er den Durst stillen konnte, das Gymnasium, zu verlassen. Denn gerade der Beruf, dem er sich aus innerer Neigung zuwandte, der Beruf eines Schriftstellers, stellt hohe Ansprüche an eine möglichst umfassende allgemeine Bildung.

Neben den literarischen Arbeiten, die ihm das Brot gaben, suchte er deshalb seinen Hunger nach geistiger Nahrung, nach Wissen und Können zu stillen. Ob er den Vers des alten Hesiod:

„Vor die Tugend setzten die Götter den Schweiß"

damals schon gekannt hat, weiß ich nicht, aber den Inhalt und die Wahrheit des Spruches kannte und erkannte der kluge junge Schriftsteller, und mit Feuereifer machte er sich hinter die Bücher, daraus durch fleißigstes Selbststudium das ihm Fehlende zu ergänzen, Lücken auszufüllen und fortgesetzt hinzuzulernen. Alle, die mit Bennecke später in Berührung gekommen sind, haben sein reiches Wissen bewundert, sein Gedächtnis angestaunt und seinen „guten Kopf" gelobt, sie hätten vielmehr seinen Wissensdrang loben, seinen eisernen Fleiß anstaunen und ihn bewundern sollen, daß er sich ganz autodidaktisch solche Wissensschätze angeeignet hatte und doch dabei — bescheiden blieb.

Sprachen, besonders die liebe Muttersprache, Geschichte, in erster Linie die des geliebten Heimatlandes und der Vaterstadt Kassel, Literatur- und Kunstgeschichte emsig studierend, las er, oder besser gesagt, studierte er daneben auch noch die deutschen Klassiker gründlich, so gründlich, daß, wie Heidelbach hervorhebt, schwerlich jemand eine Stelle der klassischen Dichtung hätte zitieren können, von der Bennecke nicht den Dichter mit Bestimmtheit hätte nennen können.

Für die dramatische Poesie war er besonders begeistert, er schwärmte für die darstellende Kunst. Melpomene mit der ernsten Larve und Thalia mit der lachenden Maske hatten es ihm nun einmal angetan, und mochte er auch der strengen Klio, der lieblichen Erato und der vornehmen Kalliope gleiche Verehrung zollen, ja sogar reichlichere Opfer darbringen, die beiden Musen, welche „auf den Brettern, die die Welt bedeuten", herrschen, besaßen seine Zuneigung von Jugend auf, und diese Zuneigung für die beiden sich so ähnlichen und doch so ungleichen Schwestern ist bei Bennecke die gleich treue und warme bis ans Lebensende geblieben. Sie hat, wie wir noch sehen werden, ihn erfüllt, indem er seine dichterische Kunst auch diesen beiden Musen zu Füßen legte, sie hat ihn veranlaßt, sich dem Theaterdienste zu widmen.

Als die Ereignisse von 1866 das Kurfürstliche Hoftheater in die „Königlichen Schauspiele" verwandelt hatten, da wurde auch der Posten des Sekretärs und Bibliothekars frei, da dessen Inhaber seit 1854, Carl Preser, als Hofsekretär in die Hofverwaltung des Kurfürsten nach Hanau berufen wurde. Carl Preser, der verehrte Altmeister der hessischen Dichterzunft, hat heute in die Saiten gegriffen und „den Manen Wilhelm Benneckes" das schöne Lied gewidmet, das den Eingang dieses Heftes des „Hessenlandes" ziert.

Damals also, als Preser fortzog, bemühte sich Bennecke um die seinen Neigungen so sehr zusagende und seinen Wünschen so ganz entsprechende verwaiste Stelle am Hoftheater. Er erhielt diese auch interimistisch am 19. Juni 1867 und wurde am 1. Januar 1874 dann definitiv als Sekretär und Bibliothekar des Königlichen Hoftheaters angestellt.

(Schluß folgt.)

Eine althessische Familie in Dänemark.

Von Philipp Losch.

(Fortsetzung.)

2. Karl v. Ewald.

Johann Ewald hinterließ außer fünf Töchtern nur einen einzigen Sohn Karl, ein zweiter namens Christoph war schon als Kind gestorben. Karl Ewald war sein ältestes Kind. Er wurde am 1. März 1789 zu Kassel geboren in Abwesenheit des Vaters, der seine junge Frau im Hause der Eltern Ungewitter zu Kassel gelassen hatte. Aber schon wenige Monate darauf folgten Mutter und Kind dem Gatten und Vater nach Dänemark, d. h. nach Eckernförde, wo Johann Ewald sein Schleswigsches Jägerbataillon kommandierte. Trotz seiner hessischen Geburt und Abstammung hat sich Karl Ewald nach seinem eigenen Bekenntnis stets als Däne gefühlt und „Dänemark als sein alleiniges geliebtes Vaterland angesehen". Dabei war seine erste Jugenderziehung durchaus nicht nach dänischem Zuschnitt. Vater und Mutter erzogen ihn nach althessischer Weise in Einfachheit und Strenge. Im elterlichen Hause verkehrten besonders zwei alte ehemalige Kriegskameraden des Vaters aus Nordamerika, mit denen er seine Erlebnisse im Unabhängigkeitskriege austauschte. Der eine von ihnen, ein ehemaliger hessischer Offizier, wurde von Ewald unterstützt und revanchierte sich dadurch, daß er den Kindern selbstverfertigte Bilder ihres Vaters verehrte, die sich dadurch auszeichneten, daß sie stets von der linken Seite aufgenommen waren, wo Ewald sein Auge verloren hatte. Natürlich wurde in dem Hause nur deutsch gesprochen. Dänisch lernte der junge Karl überhaupt nicht, aus dem einfachen Grunde, weil in Eckernförde kein brauchbarer Lehrer dieser Sprache aufzutreiben war. Schon sehr früh regte sich bei dem Jungen die Lust, wie sein Vater Soldat zu werden. Als dieser im Jahre 1801 den Befehl erhielt, Hamburg mit seinem Korps zu besetzen, durfte der 12jährige Junge ihn dort besuchen. Hier lernte er zuerst den Landgrafen Karl von Hessen*), den Bruder Wilhelms IX., kennen, der ihn unter das Kinn faßte und scherzend fragte: „Ist das der kleine Mann, der bereits sein Vaterland verteidigen will?" Diese Begegnung erhöhte natürlich noch seine kriegerische Begierde, und seine Freude und sein Stolz kannten keine Grenzen, als er bereits im nächsten Jahre, kaum 13 Jahre alt, zum Stückjunker ernannt und auf das Kadettenhaus nach Kopenhagen geschickt wurde. Hier ging's dem kleinen Kasselaner anfangs nicht zum besten. Seine Klassenkameraden beneideten ihn um seine Würde, die er doch nur dem Ansehen und der Stellung seines Vaters verdankte, und nannten ihn darum nicht mit Unrecht „Stückjunker ohne Verdienst und Würdigkeit". Dazu kam, daß er nur deutsch sprach und gegenüber den Hänseleien seiner Genossen sehr empfindlich war. Als er sich weigerte, den Primanern des Kadettenhauses — er war in die Sekunda aufgenommen — die Stiefel zu putzen, da hieß es: „er sei ein ganz verfluchter Deutscher, der geduckt werden müsse". Sehr bald besserte sich jedoch das Verhältnis, und nachdem er einigermaßen Dänisch gelernt hatte, kam er auch gut auf dem Institut vorwärts. Schon im Herbst 1805 wurde er zum Sekondleutnant ernannt und durfte drei Jahre später bei einer Batterie unter dem Oberbefehl seines Vaters dienen. Den Zug gegen Stralsund machte er nicht mit. Trotzdem avancierte er außerordentlich schnell, wurde 1809 zum Premierleutnant, 1813 zum Artilleriekapitän ernannt. Eigentlichen Dienst bei der Waffe hatte er so gut wie nicht zu tun, da er bereits seit 1809 Adjutantendienst beim Generalquartiermeisterstab tat. 1811 verlobte er sich mit Friederike Amalie Rosenstand-Goiske, ein Schritt, der seinem Vater (der erst mit 44 Jahren ans Heiraten gedacht) so kühn vorkam, daß er seinem Adjutanten die Verlobungsnachricht mit den Worten mitteilte: „Der Karl ist zum Fenster rausgesprungen!" Im Kriegsjahr 1813 heiratete er, kurz vor des Vaters Tode. Schon bald nach der Hochzeit mußte sich das junge Paar von einander trennen, da Ewald als Brigadestabschef dem Prinzen Friedrich von Hessen, dem Nachfolger seines Vaters, folgen mußte. Nur einmal während des Feldzuges kam Ewald mit seiner jungen Frau zusammen und zwar auf dem Schlosse zu Plöen, wo sie dem letzten Herzog von Plöen vorgestellt wurde. Dieser alte, etwas geistesschwache Herr leistete sich dabei einen echten Serenissimuswitz, indem er über Ewalds Frau, die ihrer ersten Niederkunft entgegensah, zu seiner Umgebung das freundliche Urteil fällte: „Eine charmante Dame, nur schade, daß sie in ihrem Alter schon so korpulent ist!"

Im März 1813 marschierten die Dänen, die der Armee des Marschalls Davoust als Hilfskorps zugeteilt waren, gegen Schwerin vor. Die französischen Untergenerale Davousts genossen in

*) Landgraf Karl war seit 1767 Statthalter in den Herzogtümern Schleswig und Holstein.

den Augen ihrer Verbündeten nicht den besten Ruf. Ewald erzählte, daß sie zur Aufbesserung ihrer Finanzen unschuldige Bürger zu verhaften und auf diese Weise ein Lösegeld zu erpressen pflegten. So schleppte der General Loison einen armseligen mecklenburgischen Bürgermeister mit sich herum, dessen Stadt die paar hundert Louis-d'or, die für seine Freigabe verlangt waren, nicht bezahlen konnte oder wollte. Der dänische Oberbefehlshaber Prinz Friedrich von Hessen benutzte einmal die Abwesenheit Loisons, um den armen Mecklenburger freizulassen, und Loison wagte nach seiner Rückkehr nicht, sich über diesen Eingriff des Prinzen zu beschweren.

Ewald erzählt aus diesem Feldzug einen kleinen Zug, der zeigt, wie wenig er, der Sohn deutscher Eltern und auf deutschem Boden geboren, sich als Deutscher fühlte. Unter den Gefangenen, die die Dänen gemacht hatten, war ein schwer verwundeter deutscher Offizier. Ewald besuchte ihn und sprach ihm, der sein Ende nahe fühlte, Trost zu. Aber als der Verwundete sagte: „Nun geben Sie einem Deutschen Ihre deutsche Hand zum Abschied", da antwortete er: „Eine deutsche Hand habe ich nicht, aber von ganzem Herzen gebe ich Ihnen meine dänische!"

Inzwischen erlitt Napoleon große Verluste und Davoust trennte sich von den Dänen und besetzte Hamburg. Prinz Friedrich zog sich nach Norden zurück, scharf verfolgt von den Alliierten unter Walmoden, deren Reihen er bei Sehestedt durchbrach, und warf seine Truppen nach Rendsburg. Der Feldzug endete mit dem Kieler Frieden, in dem Dänemark Norwegen verlor. Damit begann zugleich eine Wendung der dänischen Politik, indem die Dänen nunmehr als Bundesgenossen ihrer bisherigen Feinde ein Hilfskorps von 10000 Mann*) gegen Frankreich ins Feld stellen mußten. Ewald, der kurz vorher zum Platzkommandanten in Eckernförde ernannt war, zog ebenfalls mit nach Frankreich, ohne jedoch mit seinen Soldaten ins Feuer zu kommen.

Auf dem Rückweg nach Dänemark im Jahre 1815 machte Ewald einen Abstecher in sein hessisches Heimatland, ein Zeichen, daß er ihm trotz seines Dänentums eine gewisse Anhänglichkeit bewahrte. Er besuchte seine Verwandten in Kassel und fand dort seine alte Stiefgroßmutter**), die Witwe des 1801 verstorbenen Landgerichtsrats Karl Ungewitter, noch am Leben. Auch seinen Onkel Siegm. Karl Ungewitter, der Amtmann in Felsberg war, lernte er kennen, ebenso wie seinen Vetter, den Kaufmann Carvacchi*), der später hessischer Oberfinanzrat wurde. Er ist derselbe Carvacchi, der in dem Kreise der Kasseler Romantiker, Radowitz und Genossen, eine nicht unbedeutende Rolle spielte und das Vertrauen des jungen Kurprinzen Friedrich Wilhelm genoß. Ewald suchte auch um eine Audienz bei dem Kurfürsten, dem ehemaligen Landesherrn seines Vaters, nach. Sie wurde ihm auf Wilhelmshöhe gewährt, dessen wunderbare Parkanlagen er, der geborene Kasselaner, jetzt zum ersten Male mit Staunen sah. Aber Kurfürst Wilhelm I. war recht alt geworden. Er sagte nur ein über das anderemal: „Ihr Vater, Ihr Vater . . . war ein alter Diener von mir." Und damit war die Audienz vorbei.

Kaum nach Dänemark zurückgekehrt, mußte Ewald schon wieder nach Frankreich marschieren als Stabskommandeur in einem Korps von 5000 Mann, das als Besatzungstruppe im Norden Frankreichs stationiert wurde. Das Korps stand diesmal wieder unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Hessen und lag drei Jahre lang, bis 1818, in Bouchain und Umgegend. Die dänischen Offiziere ließen sich zum Teil ihre Familien kommen, und da sie als die letzten Bundesgenossen Napoleons von den Franzosen sehr freundlich aufgenommen wurden, so entspann sich bald ein reges gesellschaftliches Leben im Okkupationslager, dessen Mittelpunkt natürlich das Haus des Prinzen Friedrich in Bouchain bildete.

Dabei war der Verkehr in diesem Hause für die dänischen Offiziere, namentlich aber für ihre Frauen, nicht allzu behaglich; denn dort herrschte die launische und herrschsüchtige Baronesse Liliencron, die den Prinzen in ihr Garn eingefangen hatte. Sie war eine geborene Freiin Brockdorf aus dem Hause Ronsdorf (geb. 1779), hatte den dänischen Major von Liliencron geheiratet, sich aber dann von ihm scheiden lassen. Seit dem 21. Mai 1813 war sie mit dem Prinzen Friedrich morganatisch vermählt, aber heimlich, mit Rücksicht auf dessen Eltern. Nach dem Tode der Landgräfin Louise, der Mutter des Prinzen, bildete nur noch der alte Landgraf Karl selber ein Hindernis, daß die Ehe offiziell verkündet werden

*) Für dies Korps zahlte England monatlich ca. 300000 Taler Subsidien. Also Menschenhandel, Soldatenverkauf im 19. Jahrhundert! wie nach Analogie der Faseleien von den „verkauften Hessen" gesagt werden müßte.

**) Th. Ewald, der Verfasser der Slaegts Historie, meint, es sei seine wirkliche Großmutter gewesen. Die war aber bereits 1771 gestorben und Karl Ungewitter hatte sich bald darauf wieder mit Anna Elisabeth Vietor, einer Verwandten seiner verstorbenen Frau, verheiratet.

*) Carvacchi war ein geborener Ostpreuße, der unter Jérôme nach Kassel gekommen war und die Tochter eines Kasseler Kaufmanns geheiratet hatte. Wie er mit Ewald verwandt war, ist mir nicht bekannt. Seine Witwe Katharina, geb. Sattler, starb 1886 zu Kassel, fast 100 Jahre alt, als älteste Bewohnerin der Stadt.

durfte. Der Landgraf und die Baronin haßten sich infolgedessen herzlich, wie Ewald erzählt, und da beide zu gleicher Zeit krank wurden, so warteten sie in gleicher Spannung auf die Nachricht vom Tode des andern. Aber keines von beiden sah seinen Wunsch erfüllt; denn merkwürdigerweise starben sie beide fast zur selben Zeit, der Landgraf am 17., die Baronin am 23. August 1836.*)

Neujahr 1819 kam Ewald nach Kopenhagen zurück, wo er sich neben seinen Dienstobliegenheiten besonders militärhistorischen Studien widmete. Damals verfaßte er eine Biographie seines Vaters, die zuerst im „Magazin for militaer Videnskabelighed" und später 1838 in Buchform zu Kopenhagen erschien. Im Jahre 1822 wurde er zum Major ernannt und zu gleicher Zeit beauftragt, den Prinzen Friedrich Karl Christian in den militärischen Wissenschaften zu unterrichten. Es war seine erste Berührung mit diesem damals 14jährigen Prinzen, dem spätern König Friedrich VII. von Dänemark, mit dem er in der Folgezeit noch mancherlei erleben sollte. Der Prinz, ein Sohn des damaligen Prinzen, späteren Königs Christian VIII., hatte keine glückliche Jugend genossen. Seine Mutter Charlotte Friederike von Mecklenburg wurde schon ein Jahr nach seiner Geburt wegen offenbarer Untreue von ihrem Gatten geschieden, und so war das Kind von fremden Händen aufgezogen worden. Achtzehn Jahre alt, wurde er wenige Tage nach seiner Konfirmation mit der jüngsten Tochter König Friedrichs VI., Prinzeß Wilhelmine, verlobt. Der König wünschte jedoch, daß der Prinz, der dereinst einmal den Thron besteigen würde, einige Jahre im Auslande zubringen sollte, und bei der Suche nach einem geeigneten Begleiter fiel seine Wahl auf Ewald, der durch seinen mehrjährigen Unterricht mit dem Charakter des Prinzen schon hinlänglich bekannt war. Außer ihm war noch Graf Rantzau-Breitenburg zum Begleiter des Prinzen ernannt. Die Reise ging über Kassel, wo man sich vom 28. Juni bis 10. Juli 1828 aufhielt, nach der Schweiz, wo am Ufer des Genfersees ein Landhaus, Plongeon genannt, als Residenz für den Prinzen und sein Gefolge bestimmt worden war.

Hier besuchte ihn u. a. der Erbprinz Alexander von Anhalt-Bernburg, „ein junger magerer Mensch mit einer Art von Orang-Utang-Physiognomie", der in Begleitung eines Kammerherrn von Lasberg reiste. Merkwürdigerweise wurden diese beiden, der Prinz und sein Begleiter, später Schwäger. Beide heirateten Töchter des Herzogs von Glücksburg, Enkelinnen des Landgrafen Karl von Hessen. Der Prinz war ein Sohn der gemütskranken Prinzessin Friederike von Hessen, die von ihrem Gatten, dem Bernburger Herzog, geschieden zu Hanau lebte, wohin sie auf den Befehl ihres Bruders, des Kurfürsten Wilhelm II., gebracht worden war.*) Auch bei ihrem Sohne zeigten sich bald unverkennbare Spuren von Geistesschwäche, so daß er später die Regierung ganz in die Hände seiner Gemahlin, der vortrefflichen Herzogin Friederike, niederlegen mußte, die erst vor zwei Jahren als älteste Fürstin Europas gestorben ist.**)

Der Aufenthalt des dänischen Prinzen im Ausland dauerte über ein Jahr, während dessen auch verschiedene Reisen durch Frankreich und Italien gemacht wurden. Bei der Besteigung des Vesuvs hatte Ewald das Malheur, von dem Reitesel zu stürzen und sich dermaßen zu verletzen, daß er erst nach einigen Tagen die Reise fortsetzen konnte. In Gaeta interessierte den Prinzen besonders die Batterie Philippsthal, die nach dem tapferen Verteidiger von Gaeta im Jahre 1806, dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Philippsthal†), ihren Namen trug.

Im Oktober 1829 erfolgte die Rückkehr des Prinzen Friedrich nach Dänemark, und Ewald, der schon vorher zum Adjutanten des Königs ernannt war, erhielt nun außerdem die Aufsicht über die Königl. Handbibliothek. 1832 wurde er zum Oberstleutnant, zwei Jahre später zum Divisionsquartiermeister ernannt. Wie hoch ihn König Friedrich VI. schätzte und wie sehr er ihm vertraute, das geht auch daraus hervor, daß er ihn im Jahre 1834 mit einer besonders delikaten und schwierigen Aufgabe betraute. Sie betraf wieder den Prinzen Friedrich, der inzwischen die Tochter

*) Nach dem Tode seines Vaters wurde Prinz Friedrich Landgraf und zugleich sein Nachfolger als Statthalter von Schleswig-Holstein. 1842 nahm er seinen Abschied. Er pflegte alljährlich nach Nenndorf zur Kur zu kommen. 1845 starb er auf seinem Gute Panker in Holstein. Vgl. über ihn die Biogr. von Theod. Schwedes, S. 94.

*) Vgl. (v. Dalwigk) „Die gewaltsame Entführung der Herzogin Marie Friederike v. Anhalt im Jahre 1822" im „Hessenland" 1888, S. 277 ff.

**) In diesen Tagen wurde in ihrer ehemaligen Residenz Bernburg ihr Denkmal enthüllt. Vgl. über sie meinen Nekrolog im Biogr. Jahrbuch 7, 206 ff.

†) Oettinger in seiner Gesch. d. dän. Hofes 8, 153 verwechselt diesen 1816 verstorbenen Fürsten mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm Karl Ludwig von H.-Philippsthal-Barchfeld, der in dänischen Diensten stand und mit einer Schwester König Christians VIII. verheiratet war. Dieser barchfeldische Prinz hat nie in neapolitanischen, nur zeitweise in k. k. Diensten gestanden. Er war Kommandant der dänischen Leibgarde zu Pferde und eine in Kopenhagen besonders populäre Persönlichkeit. Er starb 1834 daselbst am Typhus.

des Königs geheiratet hatte, aber durch schlechte Gesellschaft auf Abwege geraten war und sich dem Trunke ergeben hatte. Der König, der über dies und die Vernachlässigung seiner Tochter durch seinen Schwiegersohn sehr aufgebracht war, beschloß, ihn auf längere Zeit vom Hof und nach Island zu verbannen. Die Wochen, die bis zum Abgang des Kriegsschiffes nach Island vergingen, mußte Prinz Friedrich in strenger Abgeschiedenheit von der Außenwelt auf dem einsamen Jagdschloß Jaegerspris fern von Kopenhagen zubringen und zu seinem Mentor und Wächter wurde Ewald bestellt, der seine Schritte streng bewachen und ihm den Kopf zurechtsetzen sollte. Die Einzelheiten dieser Periode in Ewalds Lebensgeschichte sind für die dänische Hofgeschichte und besonders für die Jugendzeit und Entwickelung des späteren Königs Friedrichs VII. hochinteressant, aber es würde uns zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Ewald erfüllte sein Amt zur größten Zufriedenheit des Königs Friedrichs VI. und kehrte dann wieder in dessen nächste Umgebung zurück. Er war der ständige Begleiter des alternden Königs. Oft unterhielt sich dieser mit ihm über seinen Vater, den alten General Johann Ewald, den der König besonders hochgeschätzt hatte. Einmal verglich er ihn mit dem anderen bedeutenden Hessen in dänischen Diensten, dem General Huth. Er betonte die bedeutenden Eigenschaften beider Männer, fügte dann aber hinzu, indem er auf das Herz deutete: „Bei ihrem Vater war das so rein und so gut!" General Huth hatte im Jahre 1784, als der König, damals noch Kronprinz, sich durch einen Staatsstreich der Regierung bemächtigte, als einer der ersten Minister des neuen Regenten eine nicht unwichtige Rolle gespielt.

Als Ewald eines Tages bei einem Manöver dem König seine Bewunderung über dessen Leitung der Bewegungen aussprach, da meinte dieser: „Ja, ich habe nicht ganz umsonst mit Ihrem alten Papa zusammen gedient".

(Schluß folgt.)

Heinrich Jonas †.

Es liegt im Wesen der Dialektpoesie, daß ihr Wirken in den meisten Fällen eine bestimmte Grenze nicht überschreitet. Das eben war ja schon vor Jahrhunderten der Grund gewesen, daß die neuhochdeutsche Schriftsprache in weitem Umfang so verhältnismäßig rasch Anklang fand. Der Leserkreis des Dialektdichters wird um so beschränkter sein, je größere Schwierigkeiten dem außerhalb Stehenden das Verstehen seiner Mundart bereitet. Es ist undenkbar, daß ein dithmarsischer Bauer seinen deutschen Landsmann aus der Schwalm versteht, und selbst dem hochdeutsch Sprechenden wird beispielsweise gerade das Schwälmer Idiom fast als eine fremdsprachliche Erscheinung entgegentreten, sofern er nicht durch Abstammung, persönlichen Verkehr oder Sprachstudien dieser Mundart näher getreten ist. In den Städten liegt die Sache schon besser. Das aufnahmefähige Publikum ist ein größeres, und in den allermeisten Fällen ist hier die Abweichung der Mundart vom Hochdeutschen eine geringere als auf dem platten Lande, oft schon aus dem Grunde, weil dieser sogenannte Dialekt mehr aus verderbtem Schriftdeutsch, denn aus alter Mundart besteht, wie das schon Lewalter und Eskuche für den Kasseler Dialekt hervorgehoben haben. Daß sich eine Mundart das gesamte deutsche Sprachgebiet erobert, in diesem gleichsam international wird, geschieht nur sehr selten; sie muß dann eben von einem Dichter als Ausdrucksmittel verwandt werden, der sie nicht nur virtuos handhabt, sondern auch noch andere dichterische Vorzüge mitbringt. So hat Fritz Reuter den mecklenburgischen Dialekt literaturfähig gemacht und die in diesem geschriebenen Werke zu klassischer Berühmtheit gebracht.

Es kann nicht gesagt werden, daß nun Reuter in seinen unsterblichen Werken einen Gipfel bedeutet, der nie und nirgends wieder erreicht wird. Der weiteren Verbreitung seiner Werke sind neben ihrem unbestrittenen dichterischen Wert glückliche Umstände zu Hilfe gekommen, die, wenn sie einem anderen Mundartendichter zuteil geworden wären, diesen vielleicht auf eine gleiche Höhe gerückt haben würden. Höhenmessungen haben immer etwas Mißliches an sich, aber es darf doch ohne alle chauvinistischen Prätentionen gesagt werden, daß der kürzlich verstorbene Kasseler Dialektdichter Heinrich Jonas in den wenigen Proben seines dichterischen Könnens an Tiefe des Gemüts und feinfühliger Kunst der Charakteristik hinter Reuter nicht zurücksteht.

Die deutschen Mundarten sind an vielen Orten bereits, gleich den Trachten und Sitten, im Verfall begriffen, und es ist kein Zufall, daß sich grade jetzt immer wieder Vereinigungen bilden, die sich die Erhaltung und Pflege auch der Mundarten zur Aufgabe machen. Ganz richtig betont schon Heinrich Jonas im Vorwort zu seinen „Fimf Geschichderchen", daß heute nur noch Kasselaner bis etwa auf 60 Lebensjahre herab das Kasseler Idiom in ihrer Kindheit und Jugendzeit gesprochen oder in ihrer Umgebung rein haben sprechen hören. Von anderen Einflüssen

abgesehen, ist besonders die zunehmende Durchsetzung der städtischen Bevölkerung durch ländliche Elemente eine fortgesetzte Gefahr für den reinlokalen Dialekt. Um so erfreulicher ist es, daß wir in den von Heinrich Jonas verfaßten Erzählungen einen unverfälschten Niederschlag desjenigen Kasseler Dialektes besitzen, der uns heute in seiner ursprünglichen Reinheit nicht mehr zum Ohr bringt. Leider hat Jonas nur einen einzigen Band hinterlassen, bei der Zusammenstellung eines zweiten Bändchens entsank ihm die Feder. Er wird unter den hervorgehobenen Umständen für alle Zeiten als „der" Dialektdichter Kassels gelten müssen, und darum lohnt es sich wohl der Mühe, seiner auch in dieser Zeitschrift mit einigen Worten zu gedenken.

Sein Leben verlief in denkbar einfachster Weise. Er wurde am 21. März 1840 in der Schäfergasse zu Kassel geboren und hat seine Vaterstadt, von wenigen kurzen Reisen abgesehen, niemals verlassen. Er besuchte die Schule hinter dem Marstall und wurde dann nach dem frühzeitigen Tod seines Vaters in das lutherische Waisenhaus aufgenommen. Gern und häufig verkehrte er in der Familie des kurhessischen Büchsenmachers Pfaff, dessen ältester Sohn, der vor einigen Jahren verstorbene Zeichenlehrer Wilhelm Pfaff, dem begabten Knaben eine Freistelle in der Akademie ausmachte, wo er u. a. Schüler des späteren Professors Koch wurde. Nach seiner Konfirmation trat Jonas, ohne aber seine Studien auf der Akademie einzustellen, als Lehrling in die Kunst- und Verlagsanstalt von Theodor Fischer ein. Dieser Anstalt, die damals in einzelnen Verlagszweigen einen Weltruf genoß, gehörte Jonas 40 Jahre hindurch bis zu deren Erlöschen an, um sich dann auf seinem Gebiet selbständig weiter zu betätigen. Jonas war vorwiegend Zeichenlithograph; er verstand es meisterhaft, mit der Kreide auf den Stein zu zeichnen, während ihm Gravüre und Schrift ferner lagen. Er war ein mehr als gewissenhafter Lithograph, hat ihn doch eine Zeichnung der Akropolis, die er kurz nach den Schliemannschen Ausgrabungen begann, mit Unterbrechungen fast ein Jahr hindurch beschäftigt. So mußte er z. B. auch oft seine Tätigkeit, bei der manche Dose Schnupftabak mit den Kollegen ausgetauscht wurde, unterbrechen, um die Arbeiten der Gehilfen zu korrigieren, was gleichfalls mit umständlicher Gewissenhaftigkeit geschah. Während dieser vier Dezennien nun hat Jonas eine große Anzahl hervorragender Werke geschaffen, die mit dazu beitrugen, den Ruf der Firma zu erweitern. Seine Tätigkeit lag vorwiegend auf naturwissenschaftlichem und kartographischem Gebiet. Aus der großen Fülle seien hier nur wenige, meist recht umfangreiche Werke aufgezählt, die seiner reproduzierenden Kunst ihre Entstehung verdanken. Es gehört dahin das bekannte Deikersche Jagdalbum (24 Blatt, 1868), ferner „Die Raubvögel Deutschlands und des angrenzenden Mitteleuropas", 1876, von Oberförster von Riesenthal; „Tiere der Heimat, Deutschlands Säugetiere und Vögel", geschildert von Adolf und Karl Müller. Mit Original-Illustrationen nach Zeichnungen auf Holz und Stein von C. F. Deiker und Adolf Müller. 1882; „Vogelbilder aus fernen Zonen". Abbildungen und Beschreibungen der Papageien von Dr. Ant. Reichenow. 1883; „Kaiser Wilhelm und sein Heer", Erinnerungsblätter an das 25jährige Jubiläum der preußischen Armeeorganisation im Jahre 1860. Zwanzig Blatt in Kleinfolio von Karl Sellmar, 1885.

Jonas war, wie schon gesagt wurde, ein mehr als gewissenhafter Lithograph. Die Folge dieser großen Genauigkeit im Zeichnen war, daß er dem in den achtziger Jahren mehr auf Schnelligkeit der Fertigstellung gerichteten Zug im kunstgewerblichen Betrieb nicht nachkommen konnte. Die Photographie begann damals schon erfolgreich mit der Lithographie zu wetteifern, und das war auch der Umstand, der viele Firmen bewog, sich mehr dem chemigraphischen Verfahren und dem Buchkunstdruck zuzuwenden, der bekanntlich heute im Vierfarbendruck wahre Orgien der malerischen Wirkung feiert. Jonas war als alter Lithograph natürlich kein Freund der photographischen Reproduktionsweise. Er zeichnete mit gewohnter Akkuratesse mit der Fettkreide weiter auf den feingekörnten Stein. Das Verfahren war mühsam, aber es war künstlerisch. So wurden einzelne Deikersche Tierbilder, wenn ich nicht irre, in sechzehn Farben hergestellt. So gemütvoll Jonas sonst war, bei der Arbeit war er meist verstimmt. Begann er aber einmal zu erzählen, so geschah das mit einer Lebendigkeit der Darstellung, die ihresgleichen suchte. Die Art seines Vortrags war dabei derb humoristisch, und wer einmal dem redegewandten Mann mit den kleinen lebhaften Augen gegenüber saß, wenn er aus seiner Jugend erzählte, dem schwanden die Stunden, als flögen sie davon. Gleich seinem ihm einige Tage später im Tode gefolgten Freund Wilhelm Bennecke besaß Jonas eine seltene Kenntnis der Kasseler Lokalgeschichte, und es gab wohl kaum ein Geschehnis der letzten fünfzig Jahre kurhessischer und vornehmlich Kasseler Lokalgeschichte, zu dessen Vortrag er nicht noch Details hinzuzufügen gewußt hätte. Leider verschmähte er es, dieses sein reiches historisches Wissen durch den Druck einem größeren Kreis bekannt zu geben; nur ganz vereinzelte Mitteilungen (so auch im „Hessenland") und ein von ihm und seinem Sohn gelieferter Teil der Fußnoten zu den von Philipp Losch herausgegebenen trefflichen „Zwei Kasseler Familienchroniken aus dem 18. Jahrhundert" verraten, über

welche Kenntnis der hessischen Vorzeit, besonders auf kulturhistorischem Gebiet, er verfügte.

Die gleiche Bescheidenheit zeigte er auch in seinen belletristischen Erzeugnissen. Nach der anstrengenden Arbeit des Tages saß er gern vor seinem mächtigen, aus dem Holz des alten St. Martinsturmes geschnitzten Schreibtisch, um den Kreidestift des Künstlers mit der Feder des Dichters zu vertauschen. Er gehörte in den siebziger Jahren einem Kreis „in der Wolle gefärbter" Kasselaner an, die bei Konrad Kraus in der Karlsstraße verkehrten und sich die „Schmetzen" nannten. Hier trug er seine prosaischen und poetischen Erzeugnisse, wie sie ihm Gelegenheit und Stimmung eingaben, vor, bis er dann, etwa seit dem Jahr 1878, in der „Tagespost", wenn auch anonym, vor eine breitere Öffentlichkeit trat. So entsinne ich mich zwar nicht mehr des Titels, wohl aber des Inhaltes jener köstlichen Geschichte, die er 1879 aus Anlaß der 100 jährigen Jubelfeier des jetzigen Friedrichsgymnasiums dort veröffentlichte und in der das „Amiesenhennerchen" eine so tragikomische Rolle spielt. Erst sehr viel später bestimmte ihn das unablässig wiederholte Drängen seiner Freunde, diese Erzählungen in einem Sammelband zu vereinigen, der bescheiden und ohne Geleit seinen Einzug in die hessische Literatur hielt und 1904 seine zweite Auflage erlebte.*) Jeden, der bei ihrer Lektüre unter Tränen gelächelt hat, dessen Herz warm wurde bei diesen schlichten und doch so packenden Geschichten, drängt es, auch andere auf den Schatz goldenen Humors hinzuweisen, der in diesen „Fimf Geschichderchen" steckt. Dieser echt sonnige, in unseren Tagen so seltene Humor, tritt uns schon gleich in der ersten ernst-fröhlichen Erzählung vom „Uffwärder Gehann Schorsche Christejan Griesel un sinnen einzigden Sehnchen" — „Vergniegbe Christdage" — entgegen, die unser Zwerchfell erschüttert, während sie uns gleichzeitig Tränen in die Augen preßt. Auch die zweite Geschichte hat schon hundert- und aberhundertmal am Sylvesterabend in manchem Hause Kassels andächtige Zuhörer in fröhliche und zugleich weihevolle Stimmung versetzt; sie erzählt uns nicht minder köstlich, wie der „Schniedergeselle Dibbmer Vollerd un de Jumfder Hellmudhen", beide schon im kanonischen Alter, sich kennen lernen und finden und wie dann der Vollerd bei einer „Boddelche Rohdwinn" mit seinem „herzgebubberden Lehnchen" anstößt und beide die Fenster aufreißen und aller Welt ihr großes Glück mit einem unbändigen „Brohst Neijohr" proklamieren. „Instinkt oder Iwwerlegunge" bringt eine ganz merkwürdige Rattengeschichte und „bahf, bahf! bumm! bumm! klingeling!" ist das Leitmotiv der vierten Erzählung vom „Vollerowend" in der Essiggasse. Wie da Barchfelds Jakob, so ein richtiger „Kasseler Wendbiedel vun zwelf Johren", den kleinen „Willemm" veranlaßt, nach und nach das ganze Küchengeschirr seiner Mutter zu „zerklimwern", das kann man fünfzigmal lesen, um sich immer wieder von neuem vor Lachen zu schütteln. Die höchste Kunst des Humors aber wird in jener feinen Schilderung des Braut- und Hochzeitsstandes erreicht, eines Humors, über den nur ein echter Dichter von Gottes Gnaden gebieten kann. Wehmütig ernst klingt die letzte Geschichte, „D'm Christel Fuchs sinn erschder Schatz", aus, und auch sie zeigt, ein wie feiner Beobachter und tiefer Menschenkenner der Erzähler dieser Geschichten war. Man sucht nach Superlativen, um dieser mit den schlichtesten Mitteln erreichten Charakteristik gerecht zu werden. Hier mag eine persönliche Bemerkung gestattet sein. Ich weiß recht wohl, daß wir jüngeren Leute, die wir uns zuweilen im Schrifttum der Kasseler Mundart bedienen, so sehr wir auch bestrebt sind, in den engeren und engsten Gassen der Stadt den Leuten, um mit Luther zu reden, „aufs Maul zu sehen", nur noch einen von mancherlei Fremdartigem und Rohem durchsetzten Dialekt bieten können, und daß wir unsere Schnurren doch meist nur in den Dialekt einkleiden, um ihnen ein gefälliges Gewand zu geben. Ganz anders bei Jonas. Er greift nicht nach dem Dialekt, um etwa seine Sachen wirkungsvoller zur Geltung zu bringen, ihm ist die Sprache untrennbar vom Stoff, und eben weil er diese Sprache wie kein zweiter meistert, wirken seine Erzählungen so überzeugend und unmittelbar. Hier und da freilich verfällt er doch zuweilen einmal in den rührselig-sentimentalen Gartenlaubenton, statt, wie bei seinen mündlichen Erzählungen, derb zuzufassen; alle diese Gestalten aber, junge wie alte, sind im Leben geschaut und direkt an ihrem Alltagskittel oder Sonntagsrock, wie sie grade einherschritten, aus dem Leben gegriffen. Was aber auch vom germanistischen Standpunkt aus diese Erzählungen so wertvoll macht, ist die ungeheure Akribie, mit der ihr Verfasser bei der Niederschrift verfahren ist. Er kannte und studierte seine Muttersprache — denn das war sie ihm in des Wortes Bedeutung — und hatte keinen größeren Ehrgeiz, als die von ihm geliebte Mundart in denkbar größter Reinheit zum Ausdruck zu bringen. Ich selbst weiß einen Fall, wo Jonas über einen einzigen, erst nach der Buchausgabe als falsch gedruckt erkannten Buchstaben schlaflose Nächte hatte und nicht ruhte, bis er diesen, andern vielleicht als geringfügig erscheinenden Druckfehler — es handelte sich um ein Druckwerk

*) „Fimf Geschichderchen vun Kasselänern, die de in d'r Wulle gefärwed sinn". 2. Auflage. Kassel 1904. Verlag von Karl Vietor, Hofbuchhandlung.

von 1000 Exemplaren! — in jedem einzelnen Band sorgfältig mit eigener Hand ausgemerzt hatte. Aus dem Nachlaß des Sprachlehrers Grassow überkam Jonas eine handschriftliche Grammatik des Kasseler Dialektes oder richtiger eine Sammlung Kasseler Idiotismen, die er eifrig zu vervollständigen strebte. Zuweilen bediente er sich auch der gebundenen Rede, um seelische Stimmungen oder kleinere Pointen wirkungsvoller herauszubringen. Gedruckt sind davon meines Wissens, außer einem längeren Poëm im „Hessenland"*), nur die beiden Gedichte, die er mir 1902, auch nur auf wiederholtes, unnachgiebiges Bitten, für meine „Hessische Heimat" zur Verfügung stellte. Das eine führt den „gerewwennen Bechfist" vor, der „bieh'm Merkerd in sinnen Worschdeladen" den alten Ruf der Schusterjungenpfiffigkeit bewährt, während das zweite so einfach und doch wieder so restlos die Lebensphilosophie des Verfassers entwickelt, daß ich es am besten hierhersetze.

O Mensch, dhu Dinne Augen uff.

Driffd Dich en hardes Mißgeschicke
Un 's gehd Dä flehden aller Mudh,
Un krich'st d'n Grembel sadd un dicke
Un best 's Dä selwerd nitt mehr gud:
O Menschenkend, do dhu nuhrd glich
De Augen uff — guck imme Dich!
Dann werschd De seh'n und mußt Dä sa'n,
Daß — hier in Lumben, do in Hännschen —
An ährem Päckchen väle Menschen
Noch väle schwerer honn ze dra'n.
Dodrimme hängk d'n Kobb nuhrd nitt,
Noh besser — kimmd 'ne ann're Zitt.

Benimmd's Dä ergends alle Freide,
Wann's Einem besser gehd wie Dä,
Un denkest, vull vun gälem Neide,
Du mißdest's au so honn, wie hä:
O Menschenkend, do dhu nuhrd glich
De Augen uff — guck unner Dich!
Guck Dä des Älend an, de Nodh,
De armen Siechen un Maladen,
Un die do zieh'n am Hungerfaden
Un jammeren noh drocken Brod.
Das packed Dich, das sadd De seh'n —
Baß uff, do dhiest De in Dich gehn!

Wann Du Dich kleine un gedricked
'nem Hohchen gegenewwer fiehlst,
Vor dem de halwe Weld sich bicked,
Un meinest, daß De gar nicks gil'st:
O Menschenkend, do dhu nuhrd glich
De Augen uff — guck nin in Dich!
Frog' bie Dä ahn, un seh' mo' zu,
Ob Du zu jeder Zitt 'nem Jeden
Kannst ehrlich vor de Augen breden,
Un kannst De 's — o, wie groß best Du!
Vornehme machds Dich, stark un frei:
En Herze, reine, stulz un drei.

Doch fillde 's sinn, daß Dä middunner
D'r Hochmudh in de Aehren schießd,
Wil Du viellichde glauwest, wunner
Was Du for gude Werke diehst:
O Menschenkind, do dhu nuhrd glich
De Augen uff — guck ewwer Dich:
Was werschd De do so Mänchen seh'n,
Dem Du, wie brav De Dich au zeigest,
Noch lange nitt des Wasser reichest.
Merk's! un Din Hochmudh muß zergeh'n.
D'rimm, was ich sa' — geb Owachd druff:
O Mensch, dhu Dinne Augen uff!

*) „Hessenland" 1904, Seite 137 f.

Gegen Ende seines Lebens vollendete Jonas, und zwar in hochdeutscher Fassung, noch einen formvollendeten Sonettenzyklus, der der „Wilhelmshöhe" und ihren einzelnen Teilen gewidmet ist; auch machte er sich, dem Zureden seiner Freunde und Verehrer nachgebend, daran, einen zweiten Band Dialekterzählungen zusammenzustellen. Er sollte ihn nicht vollenden. Nachdem in den letzten Jahren mehrere Schlaganfälle seine körperliche und geistige Tätigkeit stark beeinträchtigt hatten, schloß er am Sylvesterabend seine müden Augen für immer. Das Gedächtnis aber des schlichten Mannes wird bleiben, so lange man noch der einheimischen mundartlichen Dichtung, deren hervorragendster Vertreter er für alle Zeiten bleiben wird, Verständnis und Liebe entgegenbringt.

Heidelbach.

Die Geschichte von Junker Gerold, dem letzten Gefangenen im Druselturm.

Von A. Z.

Wie ich zur Kenntnis dieser Sage und vieler anderer gekommen bin, ist eine absonderliche, wunderbare Geschichte, die ich vielleicht ein andermal und anderswo erzählen werde. Diese Sage nur möchte ich jetzt erzählen, weil in so kurzer Zeit der Druselturm in Kassel zweimal der Gefahr der Zerstörung glücklich — und hoffentlich auf unabsehbar lange Zeit — entgangen ist, und diese Sage gerade damit etwas zu tun hat. — — —

Es war zur Zeit, da an manchem Orte das Raubrittertum noch seine letzten Blüten trieb. Da beschlossen unsere hessischen Fürsten mit aller Strenge dagegen vorzugehen, um ihrer Landstraßen Sicherheit wieder herzustellen, sei es gegen herumstreichendes

Gesindel oder gegen Ritter und edle Herren. Und wollten letztere sich dem Gesetze nicht beugen, so wurden sie, wo es anging, mit Gewalt dazu gezwungen.

Einer von ihnen, weit und breit als Wegelagerer und kühner Beutemacher gefürchtet, fand an dieser Beschäftigung, die ihm, gleich einer Jagd, ritterlicher Zeitvertreib und ritterliches Recht dünkte, viel zu viel Vergnügen, um sich daran hindern zu lassen, und trotzte lachend allen Geboten; er hatte eine sehr feste, wohl versorgte Burg und kriegstüchtige Leute und mochte sich auch auf des Landgrafen Gunst verlassen, da er in früheren Zeiten diesem manchen guten Dienst in der Not geleistet hatte gegen äußere Feinde. In der Tat zögerte des Landgrafen Dankbarkeit so lange wie möglich; endlich aber war des Zauderns allzuviel und er schickte eine Truppe treuer Ritter mit ihren Reitern und Leuten, die Burg des Ungehorsamen zu erobern. Den Oberbefehl hatte ein hitziger Mann, der sein Wort verpfändete, dem Gebote des Landgrafen Geltung zu verschaffen; aber die Belagerung zog sich in die Länge, und oft schon hatte Mißerfolg gedroht, bis endlich, nach hartem Kampfe, der letzte Widerstand gebrochen war. Ob nun in wildem Zorne über diese Hartnäckigkeit, ob aus Ohnmacht seinen zügellosen Banden gegenüber der Angreifer es geschehen ließ: die Burg wurde niedergerissen, angezündet, geplündert und unter der Besatzung ein gräßliches Blutbad angerichtet, dem auch der schwerverwundete Burgherr und seine nur halb erwachsenen Söhne zum Opfer fielen.

Dies war ganz gegen des Landgrafen Absicht, und er bedauerte es tief; doch mochte und konnte er seinen treuen Diener nicht darum richten und schelten, um so weniger, als solch abschreckendes Beispiel sich im ganzen Lande sehr wirksam erwies.

Des so hart bestraften Ritters Frau war zur Zeit der Belagerung nicht daheim gewesen, sondern zu Besuch bei ihrer eigenen Familie mit ihrem jüngsten Söhnchen. Wohl war sie herbeigeeilt und hatte versucht, in die belagerte Burg sich Eingang zu verschaffen, um das Schicksal ihres Gemahls zu teilen; als sie das nicht erreichen konnte, war sie nach Kassel gewandert, zuletzt, da ihr die Mittel ausgingen, zu Fuß, unter harten Entbehrungen, um des Landgrafen Gnade zu erflehen in Anbetracht der früheren Dienste. Krank und elend war sie endlich mit ihrem Söhnchen ans Ziel gelangt, um zu hören, daß der Landgraf gerade von Kassel abwesend sei; wohl versuchte sie die Verwendung der ehemaligen Freunde ihres Gemahls zu erbitten, da traf sie die Nachricht, es sei zu spät: ihr Gemahl, ihre Söhne, alle, die bis zuletzt treu bei ihm gestanden, seien bei der Zerstörung der Burg ums Leben gebracht worden. Nun brach ihre letzte Kraft zusammen, und bald darauf starb sie.

Der Landgraf, den es betrübt hatte, seinen ehemaligen Waffengefährten nicht, trotz seiner Auflehnung, haben begnadigen zu können, hörte mit großem Mitleide das Schicksal der armen Frau und beschloß, sich des verwaisten Knaben anzunehmen. Vorerst gab er ihn seinem Hofmedikus, der Kinder im gleichen Alter hatte, zur Miterziehung, dann nahm er ihn an seinen Hof als Page, und, als er vollständig erwachsen war, wurde er Offizier der Leibwache. Beim Hofmedikus war er immer „Junker Gerold“ genannt worden, und der Name verblieb ihm, ein wenig aus Spott, weil außer seiner Ritterbürtigkeit ihm nichts eigen war, besonders aber weil man bei Hofe sich seines Familiennamens aus naheliegenden Gründen nicht gern bediente. Aber seine Familienschicksale und seine Vermögenslosigkeit, die ihm bei den Hofjunkern schadeten, erwarben ihm andererseits Volkstümlichkeit; der liebenswürdige, etwas leichtsinnige Junker Gerold war eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Ebenso beliebt war er beim Landgrafen, der ihn sehr gern um sich hatte wegen seiner Heiterkeit, seinem geschmeidigen Wesen, das stets höflich war, ohne steif zu sein, und freimütig, ohne zu kränken, und sich einzuschmeichlen wußte, ohne Vorteile davon haben zu wollen.

Diese steigende Gunst sah einer nicht gern; das war der Hofmarschall, ein sehr verdienter, tüchtiger Mann, derselbe Ritter, der seinerzeit die Burg von Gerolds Vater zerstörte, und der deshalb Gerolds Haß und vielleicht Rache fürchten mußte.

In der Tat, Gerold haßte ihn leidenschaftlich und verschmähte die Klugheit, daraus ein Hehl zu machen; er liebte zu versichern, daß er nur dem Landgrafen zuliebe Frieden halte. Dazu lächelte der Hofmarschall von oben herab, doch als er Gerolds steigenden Einfluß auf den Landgrafen bemerkte, bat er diesen wiederholt, dem Junker keine Macht einzuräumen, die ihm, dem Hofmarschall, zum Verderben gereichen könne, denn dem Junker sei nicht zu trauen und er verhalte sich nur ruhig, weil ihm zur Zeit etwas anderes zu tun unmöglich wäre. Daß er aber gern Herbergen besuche und mit jungen Leuten auch geringen Standes gern verkehre, bedeute nichts Gutes; er suche die Volkstümlichkeit, bald würde er sich mit Gesindel herumtreiben, und wenn des Landgrafen Gunst ihm ein einträgliches Amt verschaffe oder einen Einfluß gebe, den er zu allerlei Versprechungen ausnützen könne, dann würde er bald gegen seinen Feind, den Hofmarschall, irgend etwas Heimtückisches ins Werk setzen lassen.

„Das kann ich nicht glauben“, beschwichtigte der Landgraf und erwartete im stillen höchstens

irgend einen gelegentlichen Streich von seiten Gerolds zur Abkühlung des brennenden Hasses, den er bereit war gelinde zu bestrafen, — falls nicht der Hofmarschall in seiner Sorge überhaupt nur leere Gespenster sah. „Junker Gerold ist klug und weiß, daß, wenn ich ernstlich zwischen ihm oder euch wählen müßte, ich nicht zögern würde ihn meinem um das Land so verdienten Hofmarschall zu opfern."

Die Wirklichkeit war, daß in der Tat der Hofmarschall leere Gespenster sah. Der lebenslustige Gerold suchte nur die Leute auf, um beim Glase gute Kameradschaft zu haben oder um sich das Vergnügen zu machen andern als der freigebige Herr zu erscheinen und mit seinem Hofkleide zu prunken. Dem Hofmarschall ging er aus dem Wege und dachte nicht daran ihm Böses zuzufügen, so lange er auch damit dem Landgrafen Verdruß bereitet hätte, den er liebte.

Da geschah es, daß einst der Hofmarschall auf Reisen ging; er war schon wieder auf dem Rückwege, nahe bei Kassel, und ritt in der Abendstunde mit einem Diener auf offener Landstraße. Da brachen plötzlich mit Gejohle und Geschrei bewaffnete Leute aus dem Buschwerke am Wege, überfielen den Hofmarschall und den Diener, rissen sie vom Pferde und trennten sie von einander. Der Diener wurde in den Wald geschleppt und dann freigelassen. Er lief so schnell er konnte, Hülfe herbeizuholen: doch sie kam zu spät, seinem Herrn war nicht mehr zu helfen, er lag erschlagen auf der Landstraße. Er trug aus Vorsicht auf der Reise nicht viel bei sich, das Wenige aber, das er hatte, fand sich unberührt vor, ebenso sein großer Siegelring, so daß also ein Raubmord nicht vorliegen konnte. Der Diener konnte über die Angreifer nicht viel aussagen, nur daß sie zahlreich gewesen waren; aber auch dies konnte ihm in seiner großen Angst nur so geschienen haben. Die Pferde fanden sich vorerst nicht wieder; vielleicht hatten sie den Mördern zur Flucht gedient.

Allerlei Gerüchte tauchten auf. Die Familie des Hofmarschalls sprach fast laut ihren Verdacht gegen Gerold und seine leichtsinnigen Herbergsfreunde aus, besonders da vor kurzem der gereizte Hofmarschall, als er einmal den Junker Gerold auf der Straße vor der Stadt in einer Gesellschaft getroffen hatte, die ihm für einen Hofjunker nicht gefiel, sich nicht hatte enthalten können ihm dies vorzuwerfen, da er doch sonst vorsichtig mit Vorwürfen zurückhielt. Gerold hatte eine heftige, unehrerbietige Antwort gegeben, die aber der Hofmarschall überhörte. So hatte des Hofmarschalls Begleiter seiner Familie erzählt. Nun sei, meinte diese, Gerolds Haß neu entflammt worden, und er habe auch des Hofmarschalls Klage beim Landgrafen gefürchtet, da dieser durch sein Amt zu seinen Vorwürfen berechtigt gewesen sei.

Gerold war nun zwar am Abend des Überfalles nicht aus Kassel herausgekommen; er war aber sehr erregt gewesen, wie er vorgab (und es war der Wahrheit gemäß), weil ihm an einem Vergnügungsorte, den er mit gewohntem Leichtsinn besucht, seine Barschaft gestohlen worden. Man munkelte aber, er habe wohl mit dem Gelde die Torwachen bestochen, daß sie ihn heimlich aus- und einließen, oder gar damit Mörder gedungen. Der Landgraf hörte mit Mißvergnügen diese Beschuldigungen; da er den stets klugen Rat und sonstige gute Dienste des Ermordeten gerade sehr entbehrte, war er aber in seiner Verbitterung nicht so abgeneigt, wie er es selber gewünscht hätte, die Beschuldigungen zu glauben; immer wieder sagte er sich, daß gerade die Ohnmacht, in der Gerold sich befunden, seiner Angehörigen Tod und die eigene Enterbung zu rächen, ihn immer wieder aufgestachelt haben mußte, und daß ein zündender Funke genügte den so geschürten Haß zu entflammen. Indes, er verbot streng dergleichen Verdächtigungen laut werden zu lassen, und so verstummte das Gerücht, und, noch ungerächt, wurde der Hofmarschall mit Pomp begraben.

Da entdeckte man eine Spur. Bei wandernden Pferdehändlern wurde eins der vermißten Pferde gefunden, und die Händler konnten denjenigen beschreiben, der es ihnen, in einem entlegenen Gasthause, verkauft hatte; sie erinnerten sich, daß der Verkäufer darauf in einem Nebenzimmer das Geld mit andern Männern geteilt, die sie aber nicht weiter beachtet hätten. Als diese Spur weiter verfolgt wurde, fand man einen Mann, namens Melchior; es war ein Fremder, der sich arbeitslos in Hessen herumtrieb, ein ehemaliger Söldner, der wegen eines lahmen Fußes nicht weiter dienen konnte und manche üble Tat auf dem Gewissen haben mochte. Ins Gefängnis geworfen, verhört und durch Zeugen überführt, gestand er nach anfänglichem Leugnen die Tat ein; er trug noch frische Wunden von dem Kampfe mit dem Hofmarschall und gestand, daß er selbst ihm den Todesstreich gegeben; seine Mitschuldigen nannte er nur, weil er wußte, daß sie Zeit gefunden hatten über die Grenze zu fliehen, wozu seine Wunden ihn unfähig gemacht; den Grund zur Tat behauptete er nicht zu kennen Er wurde sofort zum Tode verurteilt und in das unterste Verließ des Druselturms abgeführt; doch zögerte man mit der Vollstreckung der Urteils, weil — da der Beweggrund zur Tat dunkel geblieben — die Meinung, er habe im Auftrag eines andern gehandelt, sich erhielt.

Die Richter beschlossen ihn noch einmal zu verhören; unvorbereitet fragten sie ihn, ob er nicht wisse, daß sein Auftraggeber der Junker Gerold gewesen.

Da klammerte sich Melchior an die Hoffnung, um eines angesehenen Auftraggebers willen gnädiger gerichtet, vielleicht laufen gelassen zu werden, und gestand, er sei in der Tat von Junker Gerold aus Rache und Haß gedungen worden; er selber habe sich dann die Helfershelfer verschafft. „Ob er sich getraue, angesichts des Junkers bei seiner Aussage zu bleiben?“ — „Unbedingt.“

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Wilhelm Bennecke †.

Nun schläfst auch Du. — Schnell ging Dein Tag zur Rüste;
Der Tod entwandt den schaffensfrohen Händen,
Daß sie von langer Arbeit Ruhe fänden,
Die Feder, die die Muse segnend küßte.

Du führtest sie, um Gutes uns zu spenden, —
Viel Herzerfreuendes ist Dir gelungen
Und manchen hat Dein schlichtes Wort bezwungen; —
Daß so ein reiches Leben mußte enden!

Wie viel der Freunde, die ich nennen müßte,
In deren Herzen Du Dich eingesungen!
Kaum einen Zweiten ich zu nennen wüßte,

Der so von edler Schlichtheit war durchdrungen,
Und dem so viele Herzen nahe ständen! —
Ein Dichter und ein Mensch hat ausgerungen.

München. **Gustav Adolf Müller.**

Wilhelm Bennecke †. Am 5. Januar starb plötzlich der Schriftsteller, Theatersekretär a. D. Wilhelm Bennecke. Das „Hessenland“, dessen Redakteur Bennecke während der letzten vier Jahre war, erleidet durch sein Hinscheiden einen großen Verlust. Was er nicht nur unserer Zeitschrift, sondern auch seinen zahlreichen Freunden und überhaupt der Literatur war, kommt an anderer Stelle dieser Nummer zum Ausdruck. Montag, den 8. Januar, nachmittags 3 Uhr, fand die feierliche Bestattung statt, zu der sich eine stattliche Trauerversammlung zusammengefunden hatte; unter anderem war der Hessische Geschichtsverein durch seinen Vorstand und die Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder“ fast vollzählig vertreten. In der in reichem Pflanzenschmuck prangenden Kapelle hielt nach dem einleitenden Gesang eines aus Mitgliedern des kgl. Theaterchors gebildeten Quartetts Herr Pfarrer Haas die Grabrede. Nachdem das Quartett noch das ergreifende Lied „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ gesungen, trug man die irdische Hülle des Verblichenen zur ewigen Ruhestätte hinaus, wo noch manche Freundeshand ihm mit den üblichen drei Hand voll Erde den letzten Gruß nachsandte. Wie der Geschichtsverein, so ehrte auch die „Freie Feder“ in ihrer Sitzung am 11. Januar noch einmal das Andenken des Toten. Der Vorsitzende, Herr Hauptschriftleiter Max Müller, faßte kurz die Verdienste Wilhelm Benneckes um die Literatur zusammen und brachte im Anschluß daran einige seiner besten Gedichte zum Vortrag. Die Anwesenden weihten ihrem verstorbenen, allgemein geliebten und verehrten Mitglied ein stilles Glas.

Todestag. Am 31. Todestage Friedrich Wilhelms, des letzten Kurfürsten von Hessen (6. Januar), war die seit einiger Zeit neu hergerichtete und seitdem geschlossene Einfriedigung der Grabstätte den ganzen Tag über geöffnet; eine große Anzahl Besucher pilgerte zu dem von zahlreichen Kränzen bedeckten Grabmal des verblichenen Fürsten.

Geschichtsverein. Am ersten Kasseler Unterhaltungsabend des neuen Jahres führte der Vorsitzende, Herr General Eisentraut, nach einer Begrüßung der anwesenden Mitglieder etwa folgendes aus: „Das neue Jahr hat schon eine schmerzliche Lücke in unsern Verein gerissen: Wir haben einen lieben Freund zur ewigen Ruhe bestattet, wir haben einen seltenen, einen guten Mann heute begraben, unser langjähriges Mitglied Herrn Wilhelm Bennecke. Besser wie ich sind gewiß viele von Ihnen mit ihm bekannt und befreundet gewesen und wissen ihn noch besser zu schätzen, alle seine Verdienste, die er sich um die Stadt und um das Land erworben hat. Ich habe ihn nur kennen gelernt als einen selten begabten, hochliebenswürdigen und selten bescheidenen Menschen. Von berufener Seite sind ihm schon warme Nachrufe zuteil geworden, ich kann dem nichts mehr hinzufügen. Ich weiß nur, daß wir einen schweren Verlust erlitten haben, um so mehr, als solche Männer leider nicht so schnell nachwachsen. Lassen Sie uns das Andenken dieses Mannes besonders ehren, indem wir uns von unseren Sitzen erheben.“

Der Vorsitzende zeigte sodann einen lateinisch gefaßten, in der üblichen Form eines akademischen Diploms gehaltenen Glückwunsch vor, den Herr Senator Dr. Gerland in Hildesheim Herrn Kanzleirat Neuber zu dessen 70. Geburtstag (28. Dezember) dargebracht hatte, worauf Herr Horwitz über das hiesige israelitische Waisenhaus referierte, das einer Stiftung des Bankiers Philipp Veitel

seine Entstehung verdankt und im Mai dieses Jahres seinen fünfzigjährigen Bestand feiern kann. Herr Hirsch Fränkel erinnerte daran, daß am Beerdigungstag Wilhelm Benneckes, dessen Vater ja auch zu jenen an den Verfassungswirren mitbeteiligten Offizieren gehört habe, sich genau die fünfundsiebzigste Wiederkehr des denkwürdigen Tages (8. Januar 1831) jähre, an dem die kurhessische Verfassung verkündet und das gesamte Militär auf dem Friedrichsplatz auf diese vereidigt wurde. Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf verlas aus Herrn Fränkels Tagebuch die auf diesen Tag bezügliche Stelle. Der selbst nicht anwesende Herr Neuber ließ mitteilen, daß 1890 bei der baulichen Veränderung der Martinskirche die auf beiden Seiten des Chores hängenden fürstlichen Fahnen abgenommen worden seien und diejenigen der letzten vier einheimischen Fürsten in der oberen Fürstengruft unter der Orgel aufbewahrt würden. Herr Major von Löwenstein hielt sodann einen Vortrag über die Familie Hummel, besonders den 1769 zu Kassel geborenen, 1852 zu Berlin als Professor und Maler verstorbenen Johann Erdmann Hummel, worauf Herr Ingenieur Happel noch interessante Mitteilungen über das Kloster Breitenau machte, die als Einleitung zu einem von ihm geplanten Werk über die Einführung des romanischen Stiles in Niederhessen gedacht waren. Zum Schluß verbreitete sich noch der Vorsitzende im Anschluß an die Herausgabe des neuen Kasseler Adreßbuches, das zum ersten Male die Entstehung der Straßennamen anführt, über die mannigfachen Schicksale, die die Namen der Straßen im Laufe der Zeiten erfahren haben.

In der letzten Sitzung des Fuldaer Geschichtsvereins hielt Herr Hugo Kramer einen Vortrag über die öffentliche Armenpflege im alten Fulda.

Sammlung. In Marburg hat sich die schon lange in Aussicht genommene Begründung einer Marburger Altertümer-Sammlung nun endgültig vollzogen. Den Grundstock der Sammlung, die möglichst bald an bestimmten Tagen dem allgemeinen Besuch freigegeben werden soll, bilden die im Lauf der letzten Jahre von den Herren Landgerichtsrat Gleim und Beigeordneten Schimpff zusammengebrachten Gegenstände. Der jährliche Mindestbeitrag für die Mitglieder der der zu diesem Zweck gebideten Vereinigung ist auf 1 M. festgesetzt. Wer 30 M. einzahlt, wird dadurch „Stifter“ und ist weiterer Geldbeiträge überhoben.

---

70. Geburtstage. Am 28. Dezember v. J. feierte unser langjähriger verehrter Mitarbeiter, Herr Kanzleirat Neuber, seinen 70. Geburtstag. Daß er diesen Tag in Rüstigkeit und Frische begehen konnte, ist um so erfreulicher, als er im vergangenen Sommer von einer Krankheit heimgesucht worden war. Wir wünschen mit seinen Freunden, daß er besonders auf seinem Spezialgebiet, der Erforschung der Vergangenheit Kassels, noch manches Jahr erfolgreich tätig sein möge.

Herr Oberbürgermeister Geh. Reg.-Rat Ludwig Schüler zu Marburg beging am 6. Januar seinen 70. Geburtstag. Herr Gutsbesitzer Hoffmann schenkte aus diesem Anlaß der Stadt ein zwischen Lahn und Eisenbahn gelegenes, zu Parkanlagen bestimmtes Gelände, zu dessen Herstellung die Stadtbehörden einen Fonds von 30000 Mark bewilligten. Der Gefeierte hatte sich allen ihm zugedachten Ehrungen durch eine Reise nach Eschwege entzogen.

Auch Herr Generalmajor z. D. Theodor Kuchenbecker begeht am 16. Januar seinen 70. Geburtstag. Ein geborener Kurhesse, trat er 1835 als Portepeefähnrich in das Jägerbataillon ein, wurde 1866 als Oberleutnant in das preußische Heer übernommen, machte den deutsch-französischen Krieg als Hauptmann mit und wurde 1891 als Oberst des Inf.-Rgts. Nr. 118 in Mainz mit dem Charakter als Generalmajor zur Disposition gestellt.

Jubiläum. Herr Rechtsanwalt Julius Martin zu Kassel feierte sein 25jähriges Amtsjubiläum.

Todesfälle. Am 28. Dezember 1905 verschied zu Berlin unser hessischer Landsmann der Geh. Oberjustizrat und vortragender Rat im Justizministerium Dr. jur. Hermann Habicht. Herm. Habicht wurde am 24. Dezember 1857 in Schmalkalden als Sohn des kurhessischen Prokurators Habicht geboren. Nachdem er 1876 am jetzigen Friedrichsgymnasium zu Kassel sein Abiturium bestanden, studierte er zu Jena und München, wurde 1875 Referendar und 1884 Assessor. Als solcher war er besonders in Felsberg längere Zeit beschäftigt; 1889 wurde er Amtsrichter und kam 1897 als Landrichter nach Kassel. 1899 zum Landgerichtsrat ernannt, wurde er schon im nächsten Jahr an das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. M. versetzt. Habicht war Mitarbeiter hervorragender wissenschaftlicher Zeitschriften; einen besonderen Namen machte er sich durch sein mehrfach aufgelegtes Werk: „Die Einwirkung des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf zuvor entstandene Rechtsverhältnisse“. Bereits im Erscheinungsjahre dieses Werkes wurde er zum Geheimen Justizrat ernannt und als vortragender Rat in das preußische Justizministerium berufen.

Am 30. Dezember 1905 schied zu Hannover der Geheime Regierung- und Provinzialschulrat Lic. theol. Dr. phil. Karl Leimbach, ein geborener Kurhesse, aus dem Leben. Er wurde am

18. Mai 1844 zu Treysa bei Ziegenhain geboren, besuchte Gymnasium und Universität zu Marburg, bestand 1866 die erste, 1867 die zweite theologische Prüfung und wurde nach längerer Tätigkeit an verschiedenen höheren Schulen 1876 Direktor des Realgymnasiums zu Goslar, 1894 Provinzialschulrat in Breslau, 1903 in Hannover. Er war Herausgeber der Zeitschrift „Haus und Schule"; unter seinen zahlreichen Werken sind die in vier Bänden bei Th. Kay in Kassel erschienenen „Erläuterungen deutscher Dichtungen" am bekanntesten.

Am 3. Januar starb zu Oberaula nach langem Kranksein der königliche Oberförster Forstmeister Borgmann. Der Verblichene war langjähriger Präsident des Knüllklubs. Seinem Wirken ist u. a. die Errichtung des Aussichtsturmes auf dem Eisenberg zu danken.

An den Folgen einer Lungenentzündung verstarb am 10. Januar der Generalsuperintendent der reformierten Kirchengemeinschaft in Kurhessen, Herr Oberhofprediger und Wirklicher Oberkonsistorialrat D. Wilhelm Lohr zu Kassel. Er war am 25. Februar 1839 in Kassel als Sohn eines Strafanstaltsgeistlichen geboren. Nachdem er das Kasseler Gymnasium besucht und in Marburg und Göttingen Theologie studiert hatte, war er eine Reihe von Jahren Hauslehrer und Erzieher des Landgrafen Friedrich Wilhelm von Hessen sowie des jetzigen Reichskanzlers, des Fürsten Bülow. Seit 1869 wirkte er als Pfarrer in Heiligenrode und später in Oberkaufungen, wurde 1883 Metropolitan und 1887 als Generalsuperintendent nach Kassel versetzt. 1902 verlieh ihm die theologische Fakultät der Universität Marburg den theologischen Doktortitel honoris causa. Herr Generalsuperintendent Lohr hat sich durch verschiedene Neuerungen hervorragende Verdienste um die hessische Landeskirche erworben. Er war außerdem ein bedeutender Kanzelredner und begleitete den Kaiser, der ihm wiederholt seine Gunst bezeugte, seinerzeit auf der Orientreise.

Zu Betzdorf an der Sieg verschied im fast vollendeten 80. Lebensjahr Herr Professor Friedrich Heuser, der viele Jahre hindurch in Kassel zuerst als Lehrer an der Realschule, später als Oberlehrer und Prorektor am Realgymnasium tätig gewesen war. Er entstammte einer bekannten und weitverbreiteten hessischen Familie, als deren Ahnherr der 1614 geborene Oberförster Johann Heuser zu Eisenbach bei Lauterbach gilt. Professor Heuser war Senior des Eschwege-Kasseler Zweiges dieser Familie. Mit ihm ist Kassel wiederum um eines seiner wenigen Originale ärmer geworden.

Personalien.

Ernannt: Generalarzt Dr. Thel, Korpsarzt des XI. Armeekorps, zum etatsmäßigen Mitglied bei der Kaiser Wilhelms-Akademie in Berlin; Landgerichtsrat Klepper in Kassel zum Oberlandesgerichtsrat; Postinspektor Martini in Kassel zum Oberpostinspektor; Forstassessor von Trott zu Solz zum Oberförster in Rotenburg; die Rechtsanwälte Justizräte Peyser und Röver in Eschwege zu Notaren; Wasserbauinspektor Baurat Thiele in Kassel zum Regierungs- und Baurat; die Referendare Bachrach, Beck und Köster zu Gerichtsassessoren; Gerichtsreferendar v. Baumbach zum Regierungsreferendar; Landmesser Ammenhäuser in Marburg zum Oberlandmesser; die Katasterkontrolleure Müller in Fulda, Hosbach in Kirchhain und Schulz in Frankenberg zu Steuerinspektoren; Pfarramtskandidat Roos zum Pfarrer in Breitenbach a. Hzbg.

Verliehen: dem Geheimen Regierungsrat Kleine in Kassel der Königliche Kronenorden 2. Klasse; dem Kanzleirat Gilles in Kassel der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Steuerrat Raddünz in Kassel beim Ausscheiden aus dem Dienste der Königliche Kronenorden 3. Klasse; dem Kreisbauinspektor Baurat Siefer in Melsungen aus Anlaß des Übertritts in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Gerichtsschreiber Sekretär Ewering in Zierenberg beim Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Kanzleirat; dem techn. Eisenbahnsekretär Schnackenberg beim Übertritt in den Ruhestand, den Eisenbahnsekretären Baetz, Seybold und Meyer, dem Eisenbahnbetriebskontrolleur Stutte und dem Eisenbahngüter-Expeditionsvorsteher Klauß, sämtlich in Kassel, der Charakter als Rechnungsrat; dem Obersteuerkontrolleur Stabe in Fulda der Titel Steuerinspektor; dem Eisenbahn-Betriebswerkmeister Bernhard in Marburg beim Übertritt in den Ruhestand der Kronenorden 4. Kl.

Versetzt: Oberlandesgerichtsrat Klepper von Kassel nach Naumburg a. S.; der bisherige Bibliothekar an der Kaiser Wilhelm-Akademie in Posen Dr. Fabricius vom 1. März d. J. ab an die Universitätsbibliothek zu Marburg.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Eisenberg und Frau, geb. Grau (Dreihausen, 30. Dezember); — eine Tochter: Rektor Gonnermann und Frau, geb. Schwalm (Wanfried, 16. Dezember); Bierbrauereibesitzer Georg Kropf und Frau, geb. Christ (Kassel, 3. Januar).

Gestorben: Leutnant Karl Förtsch (Singan, Süd-Afrika, 22. Dezember); verw. Frau Metropolitan Wilhelmine Metz, geb. Klittermann (Rinteln, 1. Januar); Forstmeister Borgmann, 64 Jahre alt (Oberaula, 3. Januar); Reichsgerichtsrat Ferdinand Frhr. v. Dincklage (Leipzig, 4 Januar); Theatersekretär a. D. und Redakteur des „Hessenland" Schriftsteller Wilhelm Bennecke, 59 Jahre alt (Kassel, 5. Januar); Kaufmann Wilhelm Mühlhausen, 57 Jahre alt (Kassel, 5. Januar); Privatiere Elisabeth Kleinschmidt, 83 Jahre alt (Rotenburg, 5. Januar); Fräulein Gertrud Knutzen (Kassel, 6. Januar); Oberpostdirektor a. D. zur Linde, 70 Jahre alt (Kassel, 6. Januar); Königl. Kammermusiker a. D. Steinhardt, 63 Jahre alt (Marburg); Professor und Prorektor a. D. Friedrich Heuser, 79 Jahre alt (Betzdorf a. d. Sieg, 7. Januar); verw. Frau Elise Marcrander, geb. Müller (Marburg, 9. Januar); Generalsuperintendent und Oberhofprediger D. Wilhelm Lohr, 67 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Kaufmann Paul van der Linden (Kassel, 10. Januar); Frau Fanny Gotthelft, geb. Rosenstein, 69 Jahre alt (Kassel, 10. Januar); Fräulein Auguste Kraushaar (Hannover, 10. Januar); Fräulein Elise Stock, 62 Jahre alt (Fulda, 12. Januar); Kaufmann Moritz Hornthal, 74 Jahre alt (Kassel, 14. Januar); verw. Frau Generalleutnant Karoline von Roques, 64 Jahre alt (Kassel, 14. Jan.).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 3. XX. Jahrgang. Kassel, 1. Februar 1906.

Memento mori.

Aus Wilhelm Benneckes Nachlaß.

Nach dem lebensvollen Sommertag
Lag das Land in stummer Abendschwüle.
Kaum ein Vogel zirpte in dem Hag
Und die Gräser dürsteten nach Kühle.
Schläfrig zog der Abendglockenklang
Durch die Luft, die seltsam matt und träge,
Fast erschien's, als ob den Glockenstrang
Eines Kranken schlaffe Hand bewege.

An dem Weiher lag ich hingestreckt,
Rings die Eb'ne konnt' ich überschweifen,
Und ich fand dem Blick kein Ziel gesteckt,
Als im fernen Westen Nebelstreifen.
Halb geschloss'nen Auges schien sich fast
Jene Fläche grenzenlos zu dehnen —
Und das Herz schlug mit bewegter Hast
Nach Unendlichkeit im stillen Sehnen.

Also sinnend stiegen mir empor
In der Seele modrige Gedanken,
Und ich sah sie, einen scheuen Chor,
Durch die hohen Graseshalme schwanken.
Ob der Melodien, die ich vernahm,
Als dem Mond sein bleiches Licht entströmte,
Mich ein wüster Schauer überkam,
Ja, mir war's, als ob uns Gott vervehmte.

„Denkt des Todes!" scholl mir der Gesang
Grabentstieg'ner, längst gewes'ner Stimmen,
„Denkt des Todes, die im wüsten Drang
Ihr des Lebens Höhe wollt erklimmen.
Wir, die einstens stürmisch hier gelebt,
Fielen arglos in des Todes Schlingen.
Was wir wollten, was wir heiß erstrebt,
Konnt' bei ihm uns keinen Vorteil bringen.

Fortgerissen aus des Lebens Kraft,
Müssen zwecklos wir im Grab verwesen,
Wo noch mancher gute Lanzenschaft,
Manches scharfe Schwert bereit gewesen.
Ja, vielleicht nur kurze Spanne Zeit
Hätt' die Welt von mancher Qual erlöset,
Doch im Ost der Richter sprach: ‚Ihr seid
Als Befreier mir zu früh — verweset.'

Welche Formen wählte nicht der Tod,
Um uns in der Blüte zu zerbrechen,
Bis wir sanken in des Grabes Kot,
Hielt er ein phantastisch Lanzenstechen.
Diesen lockt er nach des Tages Last
In des Liebchens sorglose Umschlingung,
Doch beim Mahle saß der finst're Gast
Und kredenzte ihm die Labebringung.

Jenen traf er mitten im Turnier,
Als den stolzen Gegner er bekämpfte.
Schwarzer Herold rief durch sein Visier
Und sein Spruch des Fechters Vollkraft dämpfte.
Hingesunken vor der dunkeln Macht,
Schleift das eig'ne Roß ihn durch die Schranken,
Und er stirbt, und in des Todes Nacht
Faßt er kaum des Todes Grundgedanken.

Hundert traf er als moderne Pest,
Die von Asien durch die Welten schreitet
Und uns dreimal schon ein Winzerfest
Ungemess'nen Elends hat bereitet.

Gold'ne Tage, Herbstesfröhlichkeit
Und den Reiz der blauen Mondscheinnächte
Gibt die kranke, die verfluchte Zeit,
Doch es stirbt, wer sie genießen möchte.

Denkt des Todes, die Ihr lebt und schafft,
Auf der Erde ist nichts nachzuholen,
Und des Menschen vielgerühmte Kraft
Klebt als Staub uns später an den Sohlen.
Gott, der einen Alexander schlug,
Gibt dem Idioten hundert Jahre — —
Spät're Geister vor des Lebens Trug
Einst ein neuer Schöpfer mild bewahre."



Wilhelm Bennecke.

Von Georg Schwiening, Bettenhausen-Kassel.

(Schluß.)

Nun war Bennecke am Ziele seiner Wünsche. Ein geborener Bücherwurm, konnte er in der Bücherei des Theaters „schmökern" und lesen nach Herzenslust, seinen archivalischen und literarisch-statistischen Neigungen fröhnen und seinen schönen dichterischen Anlagen in den jetzt am Hoftheater leider fast ganz in Fortfall gekommenen Prologen bei Fest- oder Jubiläumsaufführungen Ausdruck geben und Gehör verschaffen. Zu den Zyklen der Dramen und Opern der klassischen Dichter — besonders Schillers — und Tondichter — besonders Mozarts —, die damals veranstaltet wurden, hat Bennecke Prologe gedichtet, die bei großer Sinnigkeit von dem tiefen Verständnisse der Werke unserer großen Dichter und Tonkünstler zeugen.

Seine nicht vom Dienste im Theater in Anspruch genommene Zeit widmete Bennecke dabei den eigenen schriftstellerischen Arbeiten, doch führte er nicht mehr ein solches Einsiedlerleben wie früher. Er wohnte zwar noch mit seiner Mutter zusammen, aber verkehrte jetzt auch mit jungen Künstlern, besonders Malern, darunter seinem Jugendfreund Wilhelm Menzler. Von diesem inzwischen durch seine „altdeutschen Frauengestalten" zur Berühmtheit gelangten, jetzt in München wohnenden tüchtigen Maler wurde Bennecke auch gemalt. Das Bild, den 22 jährigen darstellend, befindet sich im Besitze seiner Witwe, ebenso ein Portrait von der Hand Katzensteins, des Nestors der Kasseler Maler, das aus jüngerer Zeit stammt. Unsere heutige Nummer bringt eine vortreffliche, gleichfalls aus den letzten Jahren stammende Zeichnung von Wilhelm Thielmann, sowie eine von Kegel wohl zu Beginn der siebziger Jahre angefertigte Photographie, die uns den jungen Schriftsteller in seiner „Sturm- und Drangperiode" vorführt.

Dieser belebende Umgang mit Altersgenossen, in deren Adern das „Künstlerblut" frisch pulsierte, spiegelt sich wieder in dem ersten größeren Werke, das Bennecke herausgab, seinem „Malerleben", Roman in 3 Bänden, 1869 bei Friedrich Luckhardt, Leipzig, erschienen, der auch für die Folge Benneckes Verleger blieb.

Die Kritik nahm diesen Roman, über den sich auch Franz Dingelstedt anerkennend äußerte, wie den folgenden, „Reinhold Lenz", 1871, ebenso freundlich auf, wie seine „Gedichte", gleichfalls 1871, und die Erzählungen „Verlorene Herzen", 1872. Man lobte mit Recht den Humor, der die Geisteskinder des jungen Schriftstellers erfrischend belebte, erkannte dabei aber neben vorzüglichem Erzählertalente zugleich auch die Gabe scharfer Beobachtung und treffender Zeichnung der aus dem Leben entnommenen Figuren an. Aus seinen Gedichten möchte ich neben den „Liedern des Robert Unruh" und „Reinhold Lenz" unter den Liebesliedern besonders die an „Ada" mit der Schlußstrophe des II. hervorheben:

„Du bist mein Trost, Dein Sinnen und Dein Wesen,
In keinem andern Weibe fand ich's noch,
Und mußt' ich auch in schlimmen Briefen lesen,
Daß Du mir treulos warst, — ich lieb' Dich doch."

Eigenartig mutet das Gedicht „Wechsel" an, woraus die Lebensauffassung des bei der Herausgabe 24 jährigen Dichters spricht. Da dies „Wechsellied", aus dem ich nur eine kurze Strophe anführen kann:

„So fließen Monde hin und Jahre,
Die braune Locke färbt sich weiß,
Es dient zuletzt der Baum zur Bahre,
Den Du gepflanzt als junges Reis"

auch in Schoofs „Hessischem Dichterbuche" steht, empfehle ich, es einmal dort nachzulesen.

Grade in dieser Zeit, im Anfange der siebziger Jahre, der innern „Sturm- und Drang“-Periode seines Lebens, traf ihn das schwere Unglück, daß ihm die treue Mutter durch den Tod entrissen wurde. Bei dem sensibeln Empfinden und tiefem Gemüte Benneckes traf ihn der Schlag furchtbar hart und schwer. Aber ich brauchte vorhin absichtlich das Wort „Unglück“, denn ihm brachte das Hinscheiden der Mutter nicht nur das herbe Abschiedsleid und Trennungsweh, das jeden überkommt, und das bis zur Hefe durchzukosten niemandem erspart bleibt, wenn die, von der Chamisso sagt: „Nur eine Mutter weiß allein, was lieben heißt .....“ abgerufen wird, ihm brachte der Tod der Mutter, trotzdem er schon Mann war, das traurige Los des Verwaistseins! Gleich einem hilflosen unmündigen Kinde stand er nun in der liebeleeren, kalten Welt, darauf angewiesen, für sich selbst auch in den kleinsten Lebensbedürfnissen zu sorgen. Er hatte den Halt verloren, ohne den er das Leben, das er von Jugend auf überhaupt nicht anders kannte, sich gar nicht denken konnte. Er hatte den Frieden als Mensch, dem die ihm unentbehrliche, fürsorgende, sanfte Frauenhand fehlte, verloren. Bennecke war aus dem Rosengarten, in dem er bisher gewandelt, hinausgestoßen in den Staub der Landstraße, ihm leuchtete nun der herrliche Glanz der Rosen, von denen Julius Rodenberg singt:

„Die reinen Frauen stehn im Leben
Wie Rosen in dem dunklen Laub“

für lange Jahre nicht mehr.



Wilhelm Bennecke.
Jugendbildnis nach einer Photographie von Eugen Kegel, Kassel.

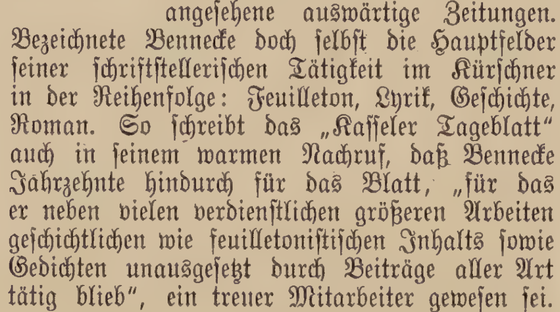
Seine Schaffenslust erlahmte, seine Feder verrostete, seine Tinte vertrocknete, und sogar den sonst so geliebten Berufsgeschäften ging er freudlos, ohne innere Befriedigung nach. Denn Bennecke, durch und durch eine „Künstlernatur“, hatte gar nichts vom Beamten und Bureauarbeiter an sich, was für seine Stellung bis zu einem gewissen Grade nötig war, er liebte nur die seinen Neigungen entsprechende künstlerische Seite seines Postens.

Die alte treue Magd seiner Mutter führte den Haushalt zwar in „unveränderter Weise“ fort, aber der gute Geist des Hauses, die Hausfrau, war nicht mehr darin, und so lebte er denn bald, ohne es sich selbst recht bewußt zu werden, statt in dem gewohnten geordneten Hauswesen in einer „künstlerischen Bohemie“.

Vergebens versuchten treue Freunde, so besonders der Hofrat Zulauf, ihn von der inneren Unrast und schwächenden Unlust zu befreien. Trotz der innigen Freundschaft, die den verehrten älteren Vorgesetzten — die dieser dem Verstorbenen nicht nur im Leben herzlich bewiesen, sondern auch über das Grab hinaus treu gehalten hat! — mit Bennecke verband, gelang es den unablässigen Bemühungen Zulaufs erst allmählich und nach längerer Zeit, Bennecke sich selbst wiederzugeben.

Leider hatte diese bedrückte Gemütsstimmung bei mangelnder Pflege und häuslicher Ordnung auch Benneckes Gesundheit geschadet. Hierzu gesellte sich auch noch ein Bruchleiden, das ihn zeitweise verhinderte, seinen Dienst zu versehen. Es war ihm unmöglich, die schweren Aktenbündel aus den hohen Repposituren zu heben und die Leiter zu besteigen. Infolgedessen mußte er seine Stellung als Theatersekretär und Bibliothekar aufgeben und wurde 1879 pensioniert.

Nun widmete er sich wieder ganz der Schriftstellerei. Zwar ließ er größere Arbeiten nicht erscheinen, aber, wie schon in den letzten Jahren vor seiner Pensionierung, lieferte er Beiträge des verschiedensten Inhaltes an Zeitungen und besonders Zeitschriften. Reizende Gedichte, kleinere und größere Abhandlungen auf geschichtlichem und belletristischem Gebiete, die er beide gleich meisterlich beherrschte, finden sich in den „Fliegenden Blättern“, der „Romanzeitung“, „Schorers Familienblatt“, „Vom Fels zum Meer“, „Deutsche Dichterhalle“ und anderen Zeitschriften. Feuilletons schrieb er für hiesige und angesehene auswärtige Zeitungen.



Bezeichnete Bennecke doch selbst die Hauptfelder seiner schriftstellerischen Tätigkeit im Kürschner in der Reihenfolge: Feuilleton, Lyrik, Geschichte, Roman. So schreibt das „Kasseler Tageblatt“ auch in seinem warmen Nachruf, daß Bennecke Jahrzehnte hindurch für das Blatt, „für das er neben vielen verdienstlichen größeren Arbeiten geschichtlichen wie feuilletonistischen Inhalts sowie Gedichten unausgesetzt durch Beiträge aller Art tätig blieb“, ein treuer Mitarbeiter gewesen sei.

Auch nach seinem Abgange vom Theater blieb Benneckes Vorliebe für dieses bestehen, und alles, was mit der Bühne im Zusammenhang stand, behielt Interesse für ihn.

So wirkte er anfangs der achtziger Jahre bei der leider längst wieder abgekommenen schönen Einrichtung mit, Jubiläumsaufführungen dadurch auszuzeichnen, daß auf dem Zettel nicht nur die

Mitwirkenden der Erstaufführung mitverzeichnet wurden, sondern auf der Rückseite die Daten der verschiedenen Aufführungen und die Künstler, welche die verschiedenen Rollen gespielt oder bei Opern die verschiedenen Partien gesungen hatten, aufgeführt wurden.

Vor mir liegt ein Theaterzettel vom 23. Oktober 1882: Zum hundertsten Male „Tannhäuser" (die erste Aufführung hatte am 15. Oktober 1853 stattgefunden), den ich der Güte des Herrn Hofrat Zulauf verdanke. Welche gewaltige statistische Arbeit die Abfassung eines solchen Theaterzettels verursachte, mag, um einige Beispiele herauszugreifen, die zugleich allgemeines Interesse haben, daraus hervorgehen, daß verzeichnet steht: Zottmayr (Tannhäuser 52mal), Schulze (Wolfram 17mal, Biterolf 49mal), Ewald*) (Heinrich der Schreiber 41mal).

Ohne das außerordentliche Gedächtnis Benneckes wäre es kaum möglich gewesen, solche eingehenden statistischen Angaben und Daten aus den Theaterakten hervorzuholen. Aber Benneckes Gedächtnis war sein Notizbuch, Blatt für Blatt schlug er um, und da war alles, was gesucht wurde oder für die Arbeit nötig war, „notiert".

Doch während Bennecke so den Kopf voll Statistik und schriftstellerischer Entwürfe hatte, während er Lieder, Skizzen und Feuilletons dichtete und schrieb, hatte er sein Herz, das goldene, warme, ehrliche Herz, verschenkt.

Die „blaue Blume", von der er so oft geträumt, nach der er sich so lange gesehnt, die er bisher vergeblich gesucht hatte, nun hatte er sie gefunden! Er war Bräutigam und nannte das schönste und beste Mädchen mit dem treuesten, opferwilligsten, aufrichtigsten Herzen, seine Katharina, sein eigen!

Am 18. April 1882 heiratete das glückliche Brautpaar, und mit der jungen Hausfrau, Katharina, geb. Degent, hielt — ich will mich an dieser Stelle gern wiederholen — hielt die Sonne ihren Einzug in Haus und Leben Wilhelm Benneckes! Nun mußte Frau Sorge auf Nimmerwiedersehen hinaus! Die junge, tatkräftige, fürsorgende Frau duldete das alte, vergrämte, häßliche Weib nicht in ihrem Heim, in dem sie den geliebten Mann hegte und pflegte mit so linder, weicher Hand, wie dereinst die Mutter ihn behütet. Nun hatte er wieder den Halt, nun stand er fest auf den Füßen, neuer Lebensmut und frische Arbeitslust erfüllten ihn, seine Gesundheit besserte sich; und waren es auch nur einfache Verhältnisse, in denen sie lebten, Zufriedenheit und Frohsinn, das wahre Glück auf Erden, wohnte bei ihnen im Hause und wurde 1887 durch die Geburt einer Tochter, die den Namen Josephine erhielt, nur noch vervollständigt.

Viele Jahre — es fehlt nur ein Vierteljahr an 24 Jahren — hat er dank der sorgenden Liebe seiner Frau in Ruhe und Frieden wirken können, den Wert seiner Arbeiten immerfort vertiefend und vermehrend und sich selbst zu dem Charakter ausbildend, als den ich den vortrefflichen Schriftsteller und Menschen schon eingangs dieses biographischen Abrisses geschildert habe.

In die zweite Hälfte dieses Zeitabschnittes seines Lebens fallen seine dramatischen Arbeiten. Zunächst allerdings erschienen 1891 im „Tageblatte" seine Theater-Erinnerungen, und daß Bennecke zwischendurch feuilletonistisch ununterbrochen tätig blieb, ist schon erwähnt. Er verfaßte sodann das Libretto zu Robert Ibeners Opern „Andreasnacht" und „Wolframs Meisterwerk". Beide sind hier am Hoftheater zur Aufführung gelangt, die letztere wiederholt, und beide zeigen so recht den romantischen Sinn, den Benneckes ganzes Dichten erfüllt.

Vorher aber schon hatte er gemeinschaftlich mit Otto Ewald den Text zu der Operette von Dr. Franz Beier: „Der Gaunerkönig" verfaßt, die Ende der achtziger Jahre hier aufgeführt wurde.

Otto Ewald berichtet in seiner schon erwähnten Besprechung*) ferner von dem verbindenden Texte zu lebenden Bildern aus dem „Trompeter von Säkkingen", die Bennecke mit Scheffels Zustimmung zu einer Benefizvorstellung gedichtet hat, sowie auch von einer Dichtung zu dem von ihm und Otto Ewald zusammengestellten, 1894 hier aufgeführten, dramatischen Rückblick auf das Hoftheater von 1766 an.

Außerdem ist mir aber noch ein nordisches Drama von Bennecke bekannt, das nach den von Max Müller bei einer Feier der „Freien Feder" trefflich rezitierten Szenen packend und voll dramatischen Lebens ist. Erschienen oder aufgeführt ist es nicht, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß, wie dieses, noch weitere Dramen im Nachlasse Benneckes sich befinden. Denn, wie wenige Dichter, befolgte er den klugen Rat, den Horaz in seiner „Ars poetica", V. 388, gibt: „Nonumque prematur in annum".**)

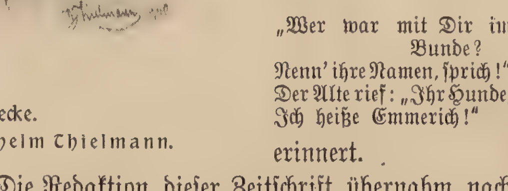
*) Otto Ewald brachte am 13. Januar im Tageblatte eine bemerkenswerte Besprechung über Benneckes „Hoftheater in Kassel", worin er die übergroße Bescheidenheit des verstorbenen Freundes tadelt, da B. nicht erwähne, daß er Mitverfasser des „Gaunerkönig" gewesen sei.

*) Wilhelm Benneckes Geschichte des Kasseler Hoftheaters. Tageblatt 1906, Nr. 21.

**) Was Schmitt-Canabis witzig verdeutschte: „Neun Jahr sollst am Gedicht Du feilen".

Endlich, im Jahre 1899, erschien nach der langen Pause wieder ein Werk von Bennecke im Buchhandel. Es ist im Verlage von Ernst Hühn, Kassel, herausgekommen und hat mehrere Auflagen erlebt. Es betitelt sich: „Wilhelmshöhe oder der Winterkasten. Sommerstudien vom Kasseler Spaziergänger". Bennecke schrieb unter diesem Decknamen die vorzüglichen, von größter Kenntnis der hessischen Geschichte und alten Kasseler Verhältnisse zeugenden, von Heimatliebe erfüllten Sonntagsplaudereien im „Tageblatt". Er erzählt im „Winterkasten" in Versen die Geschichte der Wilhelmshöhe vom Landgrafen Karl an bis zur Gegenwart, durchdrungen von echter, reiner Liebe zu seiner Heimat. Das zeigt gleich die Einleitung, wo der Dichter singt:

„Von dem kupfernen Kolosse
Scheint ein Zauber auszugehen, ...
Jener Zauber, o, ich kenn' ihn,
Heimatliebe nennt er sich,
Und kein Mittel kann ihn bannen."



Wilhelm Bennecke.
Nach einer Zeichnung von Wilhelm Thielmann.

Sodann brachte, zunächst in seiner „Romanzeitung" und darauf 1902 in Buchform, der Verlag von Otto Janke in Berlin Benneckes humoristisch-politischen Roman aus dem ehemaligen Kurhessen: „Revisor Morgelhahn". Der Roman verdiente es wirklich, in die breiten Schichten besonders der hessischen Bevölkerung zu dringen, denn sein Wert liegt mehr noch, als in der hervorragenden Schilderung der politischen Verhältnisse Kurhessens in dem wilden Jahre 1848, in der nur einem solchen Kenner gelingenden Wiedergabe des Kasseler „Milieus" in jener bewegten Zeit. Die immer humoristisch gefärbten Bilder sowohl der Vorgänge und der aufgeregten Bevölkerung, als auch der einzelnen Bürger, Beamten und Militärs sind so lebendig und lebenswahr gezeichnet, daß, hätte man damals schon Momentaufnahmen gekannt, man glauben könnte, sie seien nach solchen hergestellt. Ich kann auch meinem Freunde Heidelbach nicht darin zustimmen, wenn er meint*), zuweilen streife der Humor in diesem Romane „so sehr ans Groteske, daß wir ihm die Gefolgschaft verweigern" müßten. Die 48er Verhältnisse und Umstände, die Menschen, die darin lebten, ihr Tun und Lassen waren so unglaublich grotesk, daß der Benneckesche Humor das Groteske keineswegs steigert, sondern im Gegenteile gerade eine erfreuliche Milderung desselben herbeiführt.

*) „Kasseler Allgemeine Zeitung" 1906, Nr. 6.

Wie Bennecke sein Vaterland Hessen liebte, so wandte er auch dieser Zeitschrift, in der wir jetzt seiner trauernd gedenken, die er mit gegründet, in der gerade die Fächer, in denen er lebte und webte, hessische Geschichte und Literatur, ihre Pflegestätte haben, die den geliebten Namen „Hessenland" trägt, sein regstes Interesse von jeher zu. Im „Hessenland" finden wir seine Spuren in jedem Jahrgange, manches markige Wort, viele gute Gedanken und Aussprüche und manches tiefempfundene Gedicht zur Ehre der Heimat oder ihrer Söhne kann man darin nachschlagen und wieder lesen. Es sei hier nur an das eine Gedicht „Oberst Emmerich"*) mit der markanten Stelle:

„Wer war mit Dir im Bunde?
Nenn' ihre Namen, sprich!"
Der Alte rief: „Ihr Hunde,
Ich heiße Emmerich!"

erinnert.

Die Redaktion dieser Zeitschrift übernahm nach dem frühen Tode des verdienstvollen Redakteurs Dr. Grotefend im Frühjahre 1902**) nun Bennecke.

Über die Zeit seiner Redaktionsführung schreibt mir der Verleger, Herr Förster:

„Er war für diese Tätigkeit wie wenige geeignet. Mit allen Fasern seines Herzens hing er an seiner

*) „Hessenland" 1899, Nr. 9, S. 114.

**) Dr. W. Grotefend starb am 16. Januar 1901. Bis zum Schluß des Jahres 1901 leitete Dr. Wilhelm Schoof das „Hessenland". Vom Herbst ab wurde er durch W. Bennecke vielfach dabei unterstützt. Seit Januar 1902 zeichnete letzterer als Redakteur i. V., und vom 1. April ab trat er nach dem durch Gesundheitsrücksichten veranlaßten Ausscheiden Dr. Schoofs endgültig an dessen Stelle. D. Red.

Heimat, er besaß tiefe und eingehende Kenntnisse in ihrer Geschichte und ein reiches allgemeines Wissen und war in der hessischen Literatur auf das gründlichste bewandert. Schier unerschöpflich war der Schatz seiner persönlichen Erinnerungen aus hessischer Zeit, bewundernswert sein Gedächtnis für Personen und Ereignisse aller Art. Mit all diesem verband sich seine schriftstellerische Gewandtheit, sein Fleiß und seine peinliche Gewissenhaftigkeit, die ihn nicht ruhen ließ, bis er zweifelhafte Daten auf das genaueste und völlig einwandfrei festgestellt hatte. Dazu kam seine Feinfühligkeit, seine wahrhaft vornehme Gesinnung, seine grenzenlose Gefälligkeit, seine Gerechtigkeit und sein großer Takt, der niemanden zu verletzen strebte, ohne ihn je den Grundsatz aus dem Auge verlieren zu lassen, nichts in den Spalten des „Hessenland" zu dulden, von dessen Wert er nicht überzeugt war, und das dem Wesen des Blattes nicht durchaus entsprach. Ein köstlicher Humor, eine hohe Freude an allem Schönen durchdrang sein ganzes Wesen, dem jede Schärfe fremd war. Seine große, liebenswürdige Bescheidenheit hielt ihn oft ab, seinen Namen da zu nennen, wo ihm bei irgend einer Veröffentlichung ein Hauptanteil zukam. Wie konnte er sich freuen über jeden wertvollen Beitrag, über jedes wohlgelungene Heft, über jeden der Zeitschrift gewonnenen neuen Freund! Ein hoher Genuß war es, mit ihm zusammen für das Blatt zu arbeiten, und die vielen in dieser gemeinsamen Tätigkeit verbrachten Stunden bleiben mir eine stete, überaus teuere Erinnerung."

Einer solchen Anerkennung auch nur ein einziges Wort hinzuzufügen, hieße sie abschwächen!

Mit diesem Nachrufe, der uns wieder in die Gegenwart zurückversetzt, die man, wenn man den abgeschlossenen Lebenslauf eines lieben Menschen vor seinen geistigen Augen vorüberziehen sieht, fast vergißt, würde der Zirkel geschlossen sein, wenn nicht noch das letzte Werk Benneckes*) zu erwähnen bliebe.

Daß diese seine Weihnachtsgabe für Hessen und Kassel nun eine Abschiedsgabe geworden ist, hätte ich nimmer geglaubt, als ich das erste Exemplar aus der linken äußeren Seitentasche seines Rockes, in der er stets Bücher und Briefschaften zu tragen pflegte, herausgucken sah.

*) Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart. Beiträge zur Bühnengeschichte von Wilhelm Bennecke. Kassel (Verlag von Karl Vietor, Hofbuchhandlung) 1906.

Dieses von einem bienenartigen Fleiße im Ansammeln und Zusammentragen des Materials, von einem unglaublichen Gedächtnisse und einer erschreckenden statistischen Arbeit zeugende wichtige Buch ist ganz und gar Bennecke! Schwerlich wird auch der schärfste Kritikus einen Irrtum in irgend einer Angabe, einen Fehler in irgend einem Datum oder einer Zahl, einen mangelhaften Ausdruck im Texte entdecken können. Es liest sich wie eine Erzählung und nicht wie ein Geschichtswerk und gibt doch in historischer Treue Sachen und Personen das, was ihnen zukommt. Er weiß mit wenigen Worten ein Charakterbild der Menschen und eine Kritik der Künstler zu geben, die er erwähnt, und er erwähnt alle — außer seine eigene Person! —, die bis 1895 mit dem Theater in Beziehung gestanden haben oder in Berührung gekommen sind.

Möge sein letztes Werk: „Das Hoftheater in Kassel", das ist mein Wunsch, den ich auch schon für „Revisor Morgelhahn" aussprach, recht viel gelesen und gekauft werden.

Nun zum Schlusse noch einmal der Lyriker Bennecke. In dem „Rhapsoden"*) fand ich die herrlichen Balladen „Graf Bothwell" und „Die Totenmaske" aus neuerer Zeit. Vielleicht hat Bennecke auch noch Gedichte hinterlassen? Dann will ich die Hoffnung aussprechen, daß sie noch herausgegeben werden.

„Drüben in dem Nachbarhaus
Losch die Lebenslampe aus"

beginnt das eben erwähnte Gedicht „Die Totenmaske". Auch im Hause unseres lieben Nachbars und Freundes Bennecke „losch die Lebenslampe aus". Wir haben ihm am frischen Grabe „Lebewohl!" gesagt und versucht, uns sein Lebens- und Schaffensbild in memoriam vorzuführen. Die Zeit war zu kurz, um in diesem Nekrologe eine volle Würdigung Benneckes darbieten zu können. Aber ließe sich Besseres sagen als: Bennecke wird in den Herzen aller derer, die ihn kannten, weiterleben? Seine Verehrer betrauern sein Scheiden, seine Freunde beklagen die Trennung, seine Familie weint um ihn und sie alle vermissen ihn. Von dem das gesagt werden kann, der hat nicht umsonst gelebt, die Erde ist ihm leicht! — —

Requiescat in pace!

*) „Der Rhapsode", Monatsblätter für Vortragsliteratur, hrsg. von Georg Gernß, Rezitator. 3. Jahrg., Heft 2 und 3. Gera (Verlag von Paul Stößner).

Eine althessische Familie in Dänemark.

Von Philipp Losch.

(Schluß.)

Des Königs nahe Verwandtschaft mit dem Landgrafen Karl, dessen älteste Tochter Sophie er geheiratet hat, veranlaßte öftere Besuche in den Herzogtümern Schleswig-Holstein, deren Statthalter der Landgraf seit 1767 war. Der alte Fürst, dessen inhaltsreicher und merkwürdiger Lebenslauf noch einer erschöpfenden Darstellung bedarf, hat fast 70 Jahre lang diese Würde innegehabt. Im Laufe der Jahre war er, der von Natur sowieso zum Mystischen und Romantischen sehr geneigt war, ein rechter Sonderling geworden. Sein Verkehr mit dem Grafen Saint Germain, jenem merkwürdigen Abenteurer, über den die Akten noch nicht geschlossen sind, war nicht ohne Einfluß auf seine spätere Entwicklung. Seine sonderbare Vorliebe für die Herstellung unechter Edelsteine, von der auch Ewald zu erzählen weiß, geht wahrscheinlich auch auf eine Anregung Saint Germains zurück, der ein Meister in dieser Hinsicht war. Es wird erzählt, der Graf habe auch dem Landgrafen sein Lebenselixier vermacht, und dieser bestätigt wenigstens in seinen Memoiren, daß er von St. Germain verschiedene Rezepte zur Verlängerung des Lebens erhalten und auch angewandt habe. Soviel steht jedenfalls fest, daß ihm diese Mixturen nichts geschadet haben, vielmehr hat sowohl der Landgraf wie fast alle seine Familienmitglieder ein sehr hohes Lebensalter erreicht. Der Landgraf wurde 92 Jahre alt, seine Gemahlin 81. Von seinen Kindern wurde seine älteste Tochter, die Königin Sophie, 85, Prinz Friedrich 75, Prinzeß Juliane 87 und die Herzogin Luise von Glücksburg, seine jüngste Tochter, 78 Jahre alt.

In seinen letzten Jahren hatte das exzentrische Wesen des Landgrafen mehr und mehr zugenommen, und Ewald weiß davon sonderbare und teilweise recht komische Dinge zu erzählen. Im April 1835 erhielt er eine Einladung des Landgrafen, der ihn als Hessen besonders schätzte. Da es in der Einladung hieß, der Landgraf wolle ihm eine neue Erfindung zeigen, so suchte sich Ewald um den Besuch zu drücken, da er von den Erfindungen des Landgrafen nicht viel hielt, und entschuldigte sich mit Arbeitsüberhäufung. Aber der alte Fürst quälte den König so lange, bis dieser seinen Adjutanten in Begleitung der beiden Glücksburger Prinzen Wilhelm und Christian (des jetzt regierenden Königs Christian IX.) nach Gottorp sandte.

Die neue Erfindung des Landgrafen galt diesmal nicht den Edelsteinen, sondern dem Eisen. Der alte Herr glaubte eine Methode erfunden zu haben, um Eisen fest und stahlhart zu machen. Unter anderm solle man eine Kanone mit Fett anfüllen, sie gut zupfropfen und dann wie einen Laib Brot in den Backofen schieben. Und das alles mußte Ewald nicht nur mit anhören, sondern auch lange Berechnungen deswegen anstellen. Ja nach seiner Rückkehr mußte er sogar, um den Landgrafen zufrieden zu stellen, einen Versuch mit der Erfindung machen lassen. Die nach der Methode des Landgrafen behandelte Kanone zeigte indessen keine wesentlichen Veränderungen ihrer Materie, nur war sie ein bißchen fettig geworden, wie der Büchsenmacher des Landgrafen meinte.

Es nutzte aber gar nichts, dem Landgrafen seine Ideen auszureden, denn er bildete sich ein, sie vom Herrgott selbst direkt erhalten zu haben. „Ich bin Gottes erster Diener," sagte er, „sein Priester hier auf Erden." Ganze Nächte hindurch glaubte er Befehle direkt von Gott zu erhalten.

Jeden Tag nach der Tafel mußte Ewald zum Landgrafen kommen. Der alte Herr saß dann im Lehnstuhl hinter seinem grünen Schreibtisch, auf dem drei dicke Wachslichter von verschiedener Höhe brennen mußten, und erzählte dann von seinen Erfindungen. Er hatte entdeckt, daß Osiris und Odin ein und dieselbe Person waren. Er hatte eine neue Art von Platin entdeckt, das als Scheidemünze verwandt werden konnte, und nur eine Kabale der Kopenhager Bank hatte verhindert, daß seine Entdeckung ausgenutzt wurde.

Dann erzählte er von seiner Enkelin, der Prinzessin von Glücksburg, und ihrer unglücklichen Ehe mit dem Herzog von Bernburg, auf deren Zustandekommen er sich sehr viel einbildete.

Als er erfuhr, daß ein ganzer Stamm von 257 afrikanischen Wilden durch eine Bibel zum Christentum bekehrt sei, da war er ganz entzückt über diese Nachricht und beschloß, eine Korrespondenz mit diesen Wilden anzufangen und ihnen acht Bibeln zu schicken.

Noch immer hatte er seine alte Liebhaberei, Edelsteine zu fabrizieren. Mit großem Stolz erzählte er, daß er einen Gläubiger, dem er eine Geldsumme schuldig war, mit seinen selbstgemachten Diamanten abgefunden habe. Und die Geschichte war richtig, nur vergaß der Landgraf dabei zu erzählen, daß er dem Manne außerdem das Geld auch noch heimlich gegeben hatte.

Die Astronomen nannte er dumme Teufel. Sie wüßten ja noch nicht einmal, daß die Kometen

gute Geister seien, die der Herr von seinem Throne mitten in der Sonne aussandte, um die Planeten zu segnen. Erst aber müßten sie vierzig Tage lang an der Oberfläche der Sonne geläutert werden, und das hielten dann die dummen Gelehrten für Sonnenflecke.

Besonderes Vergnügen bereitete der Landgraf seinen Zuhörern, wenn er anfing von seinem Verhältnis zu Napoleon zu erzählen. Den hatte er nach seiner Aussage ganz in der Tasche gehabt, so daß Napoleon ihm mehrmals die Königskrone von größeren oder kleineren Teilen Norddeutschlands angeboten habe. Napoleons Macht beruhte — so erzählte er — auf einem kleinen Teufel; und wie es einmal dem Landgrafen geglückt war, sich dieses kleinen Teufels zu bemächtigen, da sank Napoleons Stern und er mußte nach Elba. Der Landgraf steckte den Teufel in eine kleine zugepfropfte Flasche, die er wohlverwahrt und nachts sogar in seinem Bette bei sich behielt. Aber eines Tages entschlüpfte ihm der Teufel doch, und — sofort darauf landete Napoleon in Cannes!

Es gehörte, wie Ewald erzählt, viel Selbstbeherrschung dazu, um bei diesen Erzählungen ernst zu bleiben und den alten Fürsten nicht zu verletzen. Offenbar hat der Landgraf, der zwar ein starker Phantast, aber keineswegs dumm war, sich oft über seine Umgebung lustig gemacht, der er soviel aufbinden konnte, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Wenigstens meint Ewald selbst, daß der Landgraf zuweilen so ausgesehen habe, als ob seine Erzählungen nicht ernst gemeint seien.

Ein gewisser Abrahamson, der den Landgrafen besuchte und sich so stellte, als ob er alles von dessen Erzählungen glaubte und mit großem, geheucheltem Eifer auf alle seine Ideen einging, reussierte dabei doch wenig bei dem alten Herrn, der den eitlen Kriecher durchschaute. Als Abrahamson bei der Tafel mit ordensgeschmückter Brust erschien, rief ihm der Landgraf über den Tisch zu: „Was sind denn das da für eine Masse ausländischer Orden, die Sie da haben?" Der eitle Herr erzählte nun so umständlich wie möglich die Geschichte seiner Dekorationen. „Na ja," sagte der Landgraf giftig, „die Zeiten ändern sich. Früher da gab man einem 'ne Dose oder einen Ring statt solcher Dinger; aber natürlich, so Orden sind ja billiger." —

Der Landgraf glaubte fest an die Seelenwanderung. So war eine seiner Lieblingstheorien, daß die Seele Christians II.*) von Friedrich VI. Besitz ergriffen habe, und ebenso war er fest davon überzeugt, daß die Seele des alten Generals Joh. v. Ewald in dem Prinzen Christian von Glücksburg stecke. Dieser Prinz Christian ist der jetzige König von Dänemark, und wenn auch wohl kaum die Seele des alten hessischen Jägerhauptmanns in ihm steckt, so wissen wir doch, daß von seiner Mutter her hessisches Blut in ihm fließt und daß er durch seine spätere Gemahlin, die in Kassel geborene Königin Luise, noch enger mit Hessen verknüpft wurde. Es ist eine merkwürdige Fügung des Schicksals, daß in diesen Tagen ein Enkel dieses Königs als König in das von Schweden losgelöste Norwegen einzog, wo einst sein Urgroßvater, Landgraf Karl von Hessen, als Vizekönig regiert und als dänischer Feldmarschall gegen die schwedischen Annexionsgelüste gekämpft hat.

Übrigens mochte Landgraf Karl mit seiner Ansicht über den Prinzen Christian doch nicht so ganz Unrecht haben. Denn nach der Rückkehr nach Kopenhagen erhielt Ewald den Befehl vom König, dem damals 19jährigen Prinzen Unterricht in der Kriegsgeschichte zu erteilen, und dabei mag vielleicht auch ein Hauch ewaldischen Geistes in ihn übergegangen sein.

Ewald blieb bis zuletzt in der Gunst König Friedrichs VI., den er als seinen väterlichen Wohltäter verehrte. Am Abend des 3. Dezember 1839, als der König seinen Offizieren die Parole ausgab, fühlte er sich von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen und fiel ohnmächtig dem Prinzen Wilhelm von Hessen*), dem Kommandanten von Kopenhagen, in die Arme. In der folgenden Nacht starb er. Ewald hielt allein an seinem Lager die Totenwacht. —

Mit dem Tode König Friedrichs VI. schließt der erste Band der Ewaldschen Familiengeschichte ab. Wir wollen im folgenden die Schicksale Ewalds und seiner Nachkommen nach anderen Quellen nur flüchtig skizzieren.

Auch der neue König Christian VIII. schenkte Ewald im vollsten Maße seine Gunst. Hatte er ihn doch als Erzieher seines Sohnes kennen und schätzen gelernt. Er ernannte ihn zum Obersten, Generaladjutanten und Chef des Königl. Adjutantenstabs. 1840 wurde Ewald zum Kammerherrn, 1842 zum Generalmajor ernannt und erhielt 1847 das Großkreuz des Danebrogordens. Seine mit der Zeit geschwächte Gesundheit nötigte ihn jedoch bald darauf, seinen Abschied zu nehmen.

---

*) Der letzte skandinavische Unionskönig (1513—23). Seine Geschichte hat Ewalds Sohn Herman Frederik in einem seiner historischen Romane „Kristian den Anden" behandelt.

*) Der Vater des sog. „Thronfolgers" Landgrafen Friedrich (der in Hessen und Dänemark erbberechtigt war, ohne eins dieser Rechte zu erhalten) und Großvater des jetzigen Landgrafen Alexander.

Er starb am 18. März 1866 zu Kopenhagen mit dem Rufe eines feingebildeten, kenntnisreichen und ehrenhaften Mannes, dem selbst seine Gegner nicht nachsagen konnten, daß er seinen großen Einfluß je mißbraucht habe.

Von seinen Kindern hat sich sein Sohn Herman Frederik Ewald (geboren am 13. Dezember 1821 zu Kopenhagen) einen großen literarischen Ruf in Dänemark erworben. Er studierte erst Jura, wurde dann Landwirt und lebte dann schließlich eine zeitlang als Geometer in Nordschleswig, bis ihn der Krieg von 1864 aus dem Herzogtum vertrieb. In seinem 39. Jahre trat er zuerst mit einem Roman an die Öffentlichkeit, dem bald darauf eine große Anzahl weiterer Dichtungen folgten, die seinen Ruhm als eines der ersten zeitgenössischen historischen Romandichter Dänemarks fest begründeten. Seine Werke sind zum Teil ins Schwedische, Englische und Deutsche übersetzt. In Dänemark aber haben sie nicht nur Eingang in jedes Haus gefunden, in dem literarisches Interesse lebt, sondern auch weit darüber hinaus, sodaß Herman Frederik Ewald zu den volkstümlichsten Schriftstellern seines Landes zählt. Der Dichter lebt noch jetzt als hochbetagter 84jähriger Greis in Kopenhagen. Daß er noch geistig rüstig ist, zeigt seine Mitarbeit an der Geschichte seiner Familie, die sein Sohn Theodor herausgibt und deren zweiter Band die letzten Jahre Karl Ewalds und das Leben und Wirken Herman Frederiks behandeln wird.

Auch der genannte Theodor Ewald ist schon als Schriftsteller und Erzähler mit verschiedenen Werken in die Öffentlichkeit getreten, ebenso sein älterer Bruder, der den Namen seines Großvaters Karl trägt. Dieser junge Karl Ewald (geboren 1856) hat sich nach einem unruhigen Wanderleben als Forstmann, Schullehrer und Journalist später ganz auf die Schriftstellerei geworfen und eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit als Dichter, Übersetzer, Märchenerzähler, Novellist und Romancier entfaltet. Auch von seinen Werken sind einige ins Deutsche übersetzt, unter denen der Roman „Der Lindenzweig" (Lindegrenen) das bekannteste ist.

So ist im Laufe der Jahrzehnte aus dem althessischen Soldatenblut Johann Ewalds eine dänische Schriftstellerfamilie herangewachsen, deren Name in der neuen Heimat einen guten Klang hat.

Mozart.

(Zu seinem 150. Geburtstage. 27. Januar.)

Und immer muß ich an den Alten denken. —
Es war in „Don Giovanni", als ein Tönen
Unsagbar selig das Theater füllte.
„Das ist Musik", drang von des Greises Lippen,
Und feucht verklärt erschien dabei sein Auge,
Von inn'rer Rührung überwältigt ganz. — —
Stand er allein? Wer war noch nie ergriffen,
Wenn der Unsterbliche sich offenbarte
Mit Tönen, wie aus einer andern Welt?!
Wer war nicht dankbar, wenn bei diesen Klängen
Des Alltags graue Sorgen ganz verstummten,
Und wenn das arme Herz vor Jubel bebte,
Die Wange glühte und das Auge strahlte?!
Wie vielen ist er tröstlich so genaht,
Gab ihnen Freude an dem Leben wieder
Und stärkte sie mit seinem Wunderklang!
Millionen sind es, die des Meisters heut'
In ehrfurchtsvoller Dankbarkeit gedenken,
Die seinen Namen nur voll Andacht nennen,
Wenn sie sich in ein stilles Glück versenken.
Millionen Herzen, die für alle Zeit
Dem großen Genius entgegenschlagen,
Weil seine Kunst in ihren Erdentagen
Die Stunden oft gesegnet und geweiht.

München.

Gustav Adolf Müller.

Die Geschichte von Junker Gerold, dem letzten Gefangenen im Druselturm.

Von A. Z.

(Schluß.)

Nun wurde Gerold verhaftet und mit Melchior zusammengeführt. Trotzig und hochmütig trat er dem Mörder entgegen, doch plötzlich zuckte er zusammen und erschrak sichtlich. Der Anblick dieses Mannes erinnerte ihn an Unangenehmes, das er lieber wieder vergessen hätte, und erfüllte ihn mit der Ahnung kommenden Unheils.

An demselben Abend nämlich, da er zuletzt dem aus der Stadt reitenden Hofmarschall in fragwürdiger Gesellschaft begegnet war, hätte er in aufwallendem Trotze über diese öffentliche Zurechtweisung sich bewegen lassen mit seinen neuen Freunden eine berüchtigte Schenke am Walde aufzusuchen, wo allerhand Kriegsvolk verkehrte und allerhand lustige

und grausige Abenteuer zu erzählen wußte von dem ungebundenen Leben, das dem jungen, am Hofe aufgewachsenen Manne so reizvoll erschien. Freilich, als er die Schenke mit den andern betrat, hatte er nicht übel Lust umzukehren, so schlecht gefiel ihm das rohe, laute Wesen der Gäste, das Trinken und Knobeln; und, just als er hineingedrängt wurde, fiel, da die Kette aufgegangen war, eine goldene Denkmünze zu Boden, die Gerold unter seinen Kleidern am Halse trug, ein Andenken an seine Mutter. Keine andere Hand hatte sie je berühren dürfen, und nun bückte sich einer der rohen Söldner danach und hob sie auf, so daß Gerold mit Widerwillen sie ihm aus der Hand riß und tiefe Reue über diese Entweihung empfand, die wie eine Mahnung, wieder umzukehren, ihn berührte. Er schämte sich aber, ihr zu folgen, und blieb; er sah und hörte Manches, das er lieber nie gesehen und gehört hätte, und jedesmal wenn er an diese Nacht später erinnert wurde, fühlte er die größte Unzufriedenheit mit sich selbst; er suchte den schlechten Freunden auszuweichen, die ihn dahin gelockt, und wagte doch nicht mit ihnen zu brechen aus Sorge, sie erzählten es weiter, wenn sie merkten, daß er nicht wünschte, daß es bekannt würde. Und nun erkannte er in Melchior den lahmen, aber noch rauflustigen Kriegsmann, der die Münze aufgehoben.

Auch Melchior erkannte sofort den jungen Herrn, von dem er wußte, in welcher Gunst er beim Landgrafen stand. Dreist blieb er und standhaft bei der Aussage, dieser selbst habe ihn an dem bewußten Abend in der Schenke gedungen, daß er ihn am Hofmarschall räche. Daß es derselbe Abend war, da der Hofmarschall ihn beleidigt, war für Gerold ungünstig. Bleich vor Zorn und Entrüstung wies Gerold diese Verleumdung von sich; vielleicht habe man mit seinem Namen Mißbrauch getrieben.

„Ha, Elender, im Stich wollt ihr mich lassen!“ schnaubte Melchior. „Nein, nein — ihr selbst habt ja mit mir unterhandelt! Ihr botet mir noch zum Pfande eine Münze an, eine gar seltene Goldmünze, die wohl nicht leicht ein zweiter außer euch im Lande besitzt.“ Und nun beschrieb er die Denkmünze, die Gerold am Halse trug, und bat die Richter diesen untersuchen zu lassen.

Freiwillig zeigte sie Gerold, er sah sich verstrickt in dem Lügengewebe dieses Verruchten und sah keinen Ausweg zu entrinnen. So wurde das entweihte Andenken seiner Mutter in den Augen der Richter zum Beweis seiner Schuld.

Die Richter wußten, wie sehr es den Landgrafen schmerzen und entsetzen würde, seinen Liebling schuldig zu finden; deshalb legten sie ihm die Sache unter vier Augen vor, ob er befehle, daß man den Mörder entrinnen lasse um des Auftraggebers willen. Aber davon wollte der Landgraf nichts hören. Sei Gerold der Untat überwiesen, so solle er sie büßen wie der Geringste im Lande.

Kein Mensch zweifelte an Gerolds Schuld, als alles bekannt wurde, kein Mensch am Hofe wenigstens; denn das Volk mochte dem liebenswürdigen, wenn auch leichtsinnigen Junker solche Hinterlist nicht zutrauen; der Landgraf hätte ihm eine rasche Tat des Zornes auch eher zugetraut und fühlte Zweifel in seinem Herzen, doch fürchtete er in blinder Voreingenommenheit, der Gerechtigkeit freien Lauf zu hemmen; es sollte nicht heißen, der Adel schütze vor Strafe, nachdem er doch die Tat nicht gehindert habe. Die anderen alle fanden es erklärlich, daß der Sohn eines Räubers nichts anderes habe planen können als einen Überfall auf der Landstraße; man hätte das von ihm voraussehen können, da der Apfel nicht weit vom Stamme fällt.

Nun saß auch Junker Gerold in einem dumpfen, festen Raume des Druselturms und konnte darüber nachdenken, wie töricht es von ihm gewesen war, sich in diese schlechte Gesellschaft zu begeben und sogar der Mahnung nicht gefolgt zu sein, die er so deutlich vernahm, als die Denkmünze auf den Boden der Schenke fiel. Wäre er damals gleich fortgegangen, Melchior hätte sich seiner nicht mehr erinnern können, da er nur Blicke für die Münze hatte. Wie hart war aber die Strafe dafür! Unmöglich konnte der Himmel zugeben, daß seine Unschuld nicht zutage käme, sagte er sich tausendmal; und dennoch, alles sprach für seine Schuld, und bei jedem neuen Verhör wurde ihm klarer, daß seine Richter gar nicht daran zweifelten. Außer ihm hatte der Hofmarschall keinen Feind, er hatte auch, so bezeugte der Diener, mit niemand Streit gehabt, noch irgendwelche Beziehungen zu Melchior, der ja nur seit kurzem im Lande war. Immer düsterer wurden Gerolds Gedanken, immer schwerer wurde es ihm, die Hoffnung aufrecht zu erhalten.

Eines Abends spät stand er noch an dem schmalen Lichtschacht in der tiefen Mauer, der über die Wälle der Stadt hinausführte, und drückte die Stirn gegen die eisernen Stangen; alles war totenstill um ihn her, so still, daß er plötzlich ein dumpfes Rufen vernehmen konnte, das aus dem Gefängnisse unter ihm herdringen mochte. Durch die Mauern drang kein Schall, der andre Gefangene mußte aus seinem Fenster hinausschreien, und die Wand der Wallmauer gegenüber fing den Schall auf. Jetzt verstand der horchende Gerold die Worte: „Hört mich denn niemand? Hört mich niemand?“

„Ich, ich“, schrie Gerold so laut er konnte.

„So höre! Wer Du auch seist! Junker Gerold ist unschuldig!“ rief die Stimme; sie wiederholte es offenbar noch einigemale, heiser, dann hoch und

pfeifend vor Anstrengung, obgleich Gerold es kaum mehr verstand. —

„Bist Du Melchior?“ schrie er hinaus, es kam keine Antwort. Offenbar war es Melchior! Er mußte es sein, er bereute seine falsche Aussage, er wollte sie widerrufen! Hörte es denn niemand als Gerold selbst? Gerold rief, machte Lärm, suchte die Gefängniswärter herbeizulocken; er schrie aus dem Fenster, vielleicht hörte ihn einer von den Wachtsoldaten, aber es war alles umsonst; es gelang ihm nicht, einen Zeugen herbeizurufen. Von Melchior hörte er nichts mehr. Die ganze lange Nacht hindurch mußte er sich damit zu beruhigen suchen, daß er andern Tags vielleicht einen Wärter bewegen könne, Melchior zu befragen, oder sich mit der Hoffnung trösten, jemand beträte Melchiors Gefängnis. Auch der halbe Tag verfloß, ohne daß er mit dem Gefängniswärter hätte sprechen können.

Endlich klirrten wieder die Schlösser und Riegel vor der Türe, und er hörte das Aufstoßen der Hellebarden auf dem Boden. Freudig fast begrüßte er diesmal den Abgesandten des Gerichts, der ihn zum letzten Male auffordern sollte, ein freiwilliges Geständnis abzulegen, um ein gnädigeres Urteil zu empfangen, und es gelang ihm, obgleich seine Erzählung nur Unglauben fand, zu erreichen, daß man den Mörder daraufhin noch einmal verhören wollte, ob er in der Tat seine Aussage widerrufe oder nur hoffe, einen Aufschub damit zu erreichen.

Seit mehreren Tagen hatte man sich nicht um Melchior gekümmert, nur die nötige Nahrung war von außen in den dunkeln Raum geschoben worden, er war ja ein aufgegebener Mann. Als man jetzt seine Zelle betrat, fand man ihn tot auf seinem Strohlager; bei der schlechten Behandlung war er dem Wundfieber erlegen und konnte nun nichts mehr gegen oder für Gerold aussagen,

Gerold, überzeugt, daß er recht gehört, verfiel in stumpfen Trübsinn, als er dies vernahm. Nun war jede Hoffnung vorbei! Die Richter hielten die Erzählung für Erfindung, und Gerold ergab sich mit trotzigem Stolze in sein Schicksal.

Lange, lange blieb er in seinem Kerker ohne Nachricht; man beeilte sich in jener Zeit nicht mit den Urteilen, noch weniger mit der Benachrichtigung freundloser Angeklagter. Aber ganz verlassen kam er sich doch nicht vor: ihn tröstete eine Taube. Eines Tages nämlich, als es draußen zu frieren und zu schneien begann, war eine Taube an Gerolds vergittertes Fenster gekommen um Schutz und vielleicht Futter zu suchen. Wie ein gutes Zeichen dünkte dies den Einsamen, schnell hatte er sein Brot verkrümelt, und vorsichtig schob er es zwischen die Stäbe. Und die Taube fraß. Seitdem kam sie öfter, sie nistete oben am Dache des Turmes und ließ sich von Gerold füttern. Und diese kleine Unterhaltung war ihm ein Trost und stimmte ihn milder und ruhiger; so elend, so verlassen war er doch nicht, da er noch einem lebenden Geschöpfe zum Wohltäter geworden war!

Dann kam der Sommer, und die Taube fand in Feld und Flur genügend Nahrung. Dennoch erschien sie noch oft an Gerolds vergittertem Fensterchen, und mit den Fingerspitzen konnte er ihr Gefieder berühren, das noch warm war von den Sonnenstrahlen, die durch die schmale, tiefe Scharte den Weg zu ihm nicht fanden, oder feucht von dem Regen, dessen Rinnen und Rauschen Gerold nur noch hören konnte. Und wenn die Taube wieder hinausflog ins Weite, dann war es Gerold, als trüge sie den Bäumen und Büschen, den Winden und Wolken die Kunde zu, daß er unschuldig sei, sie wußten es alle, — nur die Menschen verstanden es nicht. Aber Einer, über Winden und Wolken, der wußte es auch.

Noch immer hatte Gerold im Stillen gehofft, er würde doch noch befreit werden. Aber eines Abends da klirrten wieder die Schlösser und Riegel der starken Eichenholztüre, und mit finsterer Miene, von Fackelträgern und Kriegsknechten begleitet, trat der Richter zu ihm, um zu verkünden, daß er des Todes schuldig befunden und durch's Schwert gerichtet werden würde; nun sollte er sich bereit machen, um in ein anderes Gefängnis überführt zu werden, wo die zum Tode Verurteilten ihre letzten Tage zu verbringen pflegten, wie Gerold bekannt war.

Bleich, doch mutig, hörte Gerold, daß alles stille Hoffen umsonst gewesen; nun folgte er den Soldaten. Als er draußen stand im Dunkel der Nacht und seine Begleiter noch etwas mit dem Torwart zu ordnen hatten, warf er einen letzten Blick hinauf zum Druselturm; ein heftiger Sturm herrschte, die alten Dachziegeln klapperten, und von den heftigen Stößen schien der Turm zu schwanken, so schnell fuhren die zerrissenen Wolken über ihn hinweg. Zornig ballte Gerold die gefesselte Hand zur Faust, und er öffnete schon die Lippen, um das rauhe Gemäuer zu verfluchen, das seines Lebens Jugendkraft gebrochen, „möchten es die Sturmstöße niederwerfen, in Trümmer und Schutt!..“ Da blitzte ein Mondstrahl durch das Gewölk und zeigte auf einem Balkenkopfe, unter dem schützenden Dachvorsprunge, etwas Weißes: die schlafende Taube. Gerolds Faust sank zurück, der Fluch blieb unausgesprochen, mit den Blicken nahm er Abschied von dem schlafenden Vogel, dem diese Mauern Schutz boten vor dem Unwetter, und dann folgte er den Wachen. Bald darauf dröhnte von neuem ein Ge-

fängnistor hinter ihm, und von diesem hoffte er nicht mehr, daß es je sich ihm wieder öffnen werde.

* * *

Leer war jetzt der Druselturm, er sollte in diesen Tagen nicht finstere Erinnerungen an Verbrechen wachrufen, nein, er sollte lustig darein schauen auf den flutenden Druselgraben und die Häuser zu seinen Füßen, mit welchen ihn grüne Tannenkränze verbanden. Aus seinen finstern Schießscharten lugten Fahnenstangen mit wehenden Wimpeln, als grüße der finstere Geselle die fröhliche Stadt mit den festlich geputzten Bürgern in allen Gassen.

Denn fröhlich war die Stadt, die Hochzeit des Landgrafensohnes wurde gefeiert, der mit seiner schönen Braut eingezogen war, und viele Feste folgten einander. Zum Schlusse, nachdem er das junge Paar hinausgeleitet auf den Weg zur Burg, wo sie die Flitterwochen zu verleben gedachten, sollte der Landgraf noch einen Umritt halten durch die geschmückte Stadt, den treuen Bürgern zum Danke für ihre Anstrengungen und Bemühungen beim Schmücken der Stadt.

Schon sammelten sich überall die Beamten und Hofleute und alle, die zu des Landgrafen Gefolgschaft bei dem Umzuge gehörten. In des Schultheißen Zimmer lag auf Tischen und Stühlen alles kunterbunt durcheinander, und seine Dienerschaft wurde nicht wenig hart angefahren, denn der gestrenge Herr hatte sich verspätet, fuhr hastig in seine Staatskleider und hatte große Sorge, nicht mehr rechtzeitig sich dem Zuge anschließen zu können. Es war also ein recht ungeschickter Augenblick, um, wie es soeben ein Diener tat, ihm zu melden, draußen stehe einer, der ihn durchaus sprechen wolle.

„Wer denn?“ schnaubte der Schultheiß, in die Ärmel fahrend.

„Es ist einer der Schließer vom Druselturm. Er sagt, er wolle etwas Wichtiges melden in Sachen des Landstreichers Melchior, und auch betreffs des Junker Gerold hat er was gesagt.“

„Schnell, schnell,“ mahnte der Schultheiß die ihm Helfenden. „War das nicht schon ein Trompetenstoß? . . . Wie? In Sachen des Melchior, des toten Melchior? Mit so alten Geschichten kommt mir einer noch?“

„Er sagte, es sei wichtig . . und Junker Gerold . .“

„So soll er wiederkommen, morgen ist auch noch ein Tag!“

Und so geschah es, daß der Mann draußen fortgeschickt wurde, und der Schultheiß, hoch zu Roß, sich noch knapp rechtzeitig dem Zuge anschloß.

Der Landgraf wurde überall jauchzend begrüßt, und bereitwilligst streckte er nach allen Seiten die Hand aus, um Bittschriften zu empfangen, die an solchen Festtagen besondere Berücksichtigung zu erhoffen hatten. Nun stand er nicht weit vom kränzegeschmückten Druselturm und streckte noch einmal die Hand aus, etwaige Zagende zu ermutigen; doch unter dem Volke fand sich kein Bittsteller mehr.

„Hat niemand mehr ein besonderes Anliegen?“ fragte der Landgraf.

Da war es merkwürdig, daß in diesem Augenblicke eine Taube vom Dache des Druselturms aufflog und eine weiße, flockige Feder, vor aller Augen durch die Luft sinkend, dem Landgrafen gerade in die offene Hand flog. Derselbe Gedanke durchzuckte alle Anwesenden: es war, als habe die Taube damit um etwas bitten wollen.

Lächelnd schloß der Landgraf die Hand und blickte hinauf, die Taube suchend.

„Ei, auch deine Bitte würde ich gern gewähren,“ scherzte er, „wenn ich nur wüßte, um was Tauben zu bitten haben!“

Ein Murmeln, ein Rufen entstand im Volke: „Das war Junker Gerolds Taube.“

„Junker Gerolds Taube.“ Des Landgrafen Mienen wurden ernst. Er schüttelte den Kopf, er konnte da nichts mehr gewähren; dieser Tag, — er wußte es —, war Gerolds letzter Tag, und er wurde ungern daran erinnert. Mitten in der Freude des Festes!

Doch nun war es einmal geschehen, und deshalb fand der Schultheiß auch den Mut, einen plötzlichen Einfall kundzugeben: ein Gefängnisschließer sei vor einer Stunde bei ihm gewesen und habe sehr gedrängt, man möchte ihn anhören, er wüßte etwas Neues und Wichtiges, den Junker Gerold betreffend.

„Was denn?“ forschte der Landgraf erregt.

„Ich habe ihn nicht vernehmen können,“ antwortete der Schultheiß mit hochrotem Gesicht, denn das Gewissen schlug ihm, „ich meinte nur, daß vielleicht die Taube um des Junkers Vernehmung noch einmal bitten wollte.“ Und er lächelte; der Landgraf dagegen blieb sehr ernst, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß jetzt Gerolds Unschuld im letzten Augenblicke an den Tag kommen würde.

„Ich will den Schließer sprechen, auf der Stelle“, befahl er deshalb. Und da sich im Volke alsobald das merkwürdige Ereignis der Taubenbittschrift, die der Landgraf erhören wolle, fortgepflanzt hatte, war der Schließer bald aufgefunden, und auch die andern Schließer vom Druselturm kamen herbei, seine Aussage zu unterstützen.

Danach hatten sie beim Reinigen der Zelle des toten Melchior, da sie überall umherleuchteten, auf einem großen hellen Steine der Mauer eine lange Schrift gefunden, offenbar mit einem Stückchen Holzkohle in großen Buchstaben darauf geschrieben. Des Lesens wenig kundig, hätten sie nicht viel

herausgebracht, aber es habe ihnen geschienen, als sei das Ganze ein Widerruf einer falschen Aussage, und als beteure Melchior die Unschuld des Junker Gerold.

Nun staute und drängte sich alles Volk am Druselteiche und in den engen Gassen; mit schnell entzündeten Fackeln stiegen einige Herren vom Gefolge des Landgrafen in den Turm und folgten den Schließern in die leere Zelle, wo in der Tat auf einem großen, hellen Mauersteine eine mühsamdeutliche Inschrift mit folgenden Worten die falsche Aussage Melchiors widerrief:

„Wenn Menschenzungen schweigen, werden die Steine reden, heißt es in der Schrift. So redet, redet, ihr Steine, und sagt noch, wenn ich tot bin, daß der Junker Gerold unschuldig, gänzlich unschuldig ist an dem Tode des Hofmarschalls! Ich habe gelogen, ich hoffte in meiner Verzweiflung, man würde mich entfliehen lassen oder gnädiger verurteilen um des Junkers willen, wenn man ihn für meinen Auftraggeber hielte. Und ich sagte mir, ich könne ja noch am Galgen oder auf dem Rade meine Anschuldigung zurücknehmen, wenn es so weit käme, somit tue ich kein großes Unrecht. Und nun kann ich es doch nicht. Ich fühle, daß ich sterbe, hier elendiglich sterbe, und daß niemand, niemand meine Aussage, meinen Widerruf mehr hören wird. Ihr Steine, darum vertraue ich es euch an, ehe es zu spät ist, redet für mich: der Junker ist unschuldig! Einer der unsern, unser ehemaliger Hauptmann, konnte vor Verfolgung nur durch eilige Flucht quer durchs Hessenland sich retten; wir mußten Pferde haben, um jeden Preis, in derselben Stunde; der Hofmarschall verteidigte sich — dabei wurde er erschlagen. So ist es geschehen, so wahr mir Gott helfe."

Ganz bestürzt über die Unzulänglichkeit der irdischen Gerechtigkeit vernahm der Landgraf den Inhalt der Inschrift, doch auch tief erfreut, daß es noch Zeit war, wenn auch hohe Zeit, seinen unschuldigen Liebling zu befreien, der so harte Lehre für seinen jugendlichen Leichtsinn empfangen hatte. Er gab Befehl, daß es sogleich geschehe und daß man sofort den Befreiten ihm im Schlosse zuführe. Ehe er aber davonritt, wandte er sich noch einmal gegen den Druselturm und sagte mit weit vernehmbarer Stimme: „Eine Sühne soll sein dafür, daß ein Unschuldiger, dem ich zu meinem eigenen Leidwesen Unrecht getan, fast gerichtet worden wäre und so schwere Tage in diesem Turm verbracht hat. Nimmermehr soll der Druselturm ein Gefängnis sein! Junker Gerold ist der letzte Gefangene dort gewesen."

Junker Gerold aber wurde durch ein langes, glückliches Leben noch reich entschädigt für die ausgestandenen Leiden, die ihn von seinen Jugendfehlern gründlich geheilt hatten, so daß er später der Vorsehung oft dafür dankte. Auch auf den Druselturm war er immer gut zu sprechen: „So kurzsichtig ist oft unser Haß," sagte er, „daß wir es selbst oft am bittersten beklagen würden, wären unsere zornigen Gebete erhört worden. Auch ich wollte den Himmel bitten, die Mauern, die mich Unschuldigen grausam festgehalten, mit Pech und Schwefel heimzusuchen; und nun waren sie es doch auch, die den Beweis meiner Unschuld bewahrt haben, und die, wäre es zu spät gewesen, mein Leben zu retten, mir das kostbarere Gut der Ehre doch wiedergegeben hätten auf jeden Fall. Darum möge der Himmel jetzt ein ganz anderes Gebet erhören und den Druselturm, der ja kein Gefängnis mehr ist, noch lange, sehr lange erhalten!"

Seht, das ist die Erklärung dafür, daß der Druselturm unversehrt stehen geblieben ist, während die andern Türme längst abgebrochen oder verfallen sind.

Junker Gerolds Taube aber wurde, so meldet die Sage, von allen Anwohnern der am Druselturm gelegenen Gassen reichlich gefüttert, und von ihr sollen all die jetzt noch herrenlos umherfliegenden, am Königsplatz, am Museum und anderswo nistenden Tauben abstammen, die bis jetzt auch noch immer wohltätige Herzen gefunden haben, die sich im Winter ihrer annehmen.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der am 17. Januar abgehaltenen Sitzung des Hessischen Geschichtsvereins in Marburg hielt Herr Landgerichtsrat Heer über die Marburger Studentenverbindungen bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts einen Vortrag, dessen Inhalt er durch Vorlage zahlreicher Nachbildungen von Ordenszeichen, Symbolen, Stammbuchblättern und Studentenbildern veranschaulichte. Studentenleben und Volksleben, so führte der Vortragende aus, seien stets von Einfluß aufeinander gewesen. Die Führerrolle im studentischen Leben haben jederzeit die Verbindungen gehabt, die fast so alt sind wie die Universitäten selbst. Hervorgegangen sind sie aus den ehemaligen Bursen und Tischgesellschaften. Marburgs Burse war die heutige Probstei, in

der jedoch nur die Stipendiaten wohnten und verköstigt wurden. Diese standen unter Aufsicht, aber auch jeder andere Student mußte sich „seinen“ Präzeptor wählen, der ihn zu beaufsichtigen hatte. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts verfällt die Burse, und eine starke Sittenverwilderung reißt unter den Studenten ein, so daß es recht häufig zu Ausschreitungen kommt, bei denen es schwere Verletzungen, ja sogar Totschläge gibt. Aus dem Jahre 1602 haben wir eine Überlieferung dafür, daß die Studenten Bündnisse und förmliche Abmachungen untereinander geschlossen hatten und nun häufig scharenweise gegeneinander kämpften. Bald nachher werden die Verbindungen als Tischgesellschaften bezeichnet. In ihnen fanden sich meist durch gemeinsame Heimat befreundete Studenten zusammen, wodurch diese Tischgesellschaften landsmannschaftlichen Charakter erhielten. Litthauer, Polen, Schlesier, Schweizer sind die Namen einiger solcher. Mißbräuche, wie besonders der sog. Pennalismus, machten sich in ihnen breit und führten zum Verbote dieser Landsmannschaften, namentlich durch das Hessen-Kasselsche Edikt gegen den Pennalismus und die Nationalkonventikel vom 8. Januar 1655. Wie fast alle Gesetze und Reichstagsbeschlüsse gegen die Studenten blieb auch dieses unbeachtet. Die Landsmannschaften lebten in den Tischgesellschaften fort, deren Zahl 1668 drei und 1727 acht betrug.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts traten die Tischgesellschaften durch eine neue Art von Verbindungen, die Orden, in den Hintergrund; diese stellten engere, für das ganze Leben bestimmte Verbindungen dar, die zur Pflege der Freundschaft und zu gegenseitiger Unterstützung geschlossen waren. Sie wählten ihre Mitglieder ohne Rücksicht auf ihre Heimat aus und waren nach dem Vorbild des Freimaurerordens gebildet, mit dem sie auch teilten, sich in ein mystisches Dunkel zu hüllen. Das am farbigen Bande auf der Brust getragene Ordenskreuz, die durch die Anfangsbuchstaben bezeichneten Wahlsprüche oder Devisen, die Chiffren, d. h. in bestimmter Weise zusammengestellte Buchstaben, aus denen allmählich durch Verflechtung unsere heutigen Zirkel entstanden sind, geheime Alphabete und geheime Erkennungszeichen beim Gruß sind die Hauptgeheimnisse dieser Orden. Über alle Maßen geheimnisvoll und schauerlich sind die Aufnahmefeierlichkeiten, bei denen vom Aufzunehmenden ein körperlicher Eid der Treue und Verschwiegenheit geleistet werden mußte.

Der älteste Orden ist der um das Jahr 1747 bestehende Josephiten-Orden, zu dem bald eine Reihe anderer, wie der 1762—64 bestehende Orden „Concordia et Sinceritas“, „Fraternitas et Sinceritas“, die 1763—69 bestehenden Orden „Tugend und Freundschaft“ und „Wahre Freundschaft“ treten. Das 1765 erlassene Verbot gegen die Orden, sowie eine 1769 eingeleitete Untersuchung waren wirkungslos und führten nur dazu, daß sich die Orden in noch geheimnisvolleres Dunkel hüllten. Um 1777 tritt der Amizisten- oder Elsässer-Orden in die Erscheinung, der wahrscheinlich eine Fortsetzung des Ordens der Wahren Freundschaft ist, und gleichzeitig mit ihm der Konkordisten-, Konstantisten-, Harmonisten- oder Schwarze Bruder-Orden und der Unitisten-Orden. Diese Orden hatten Beziehungen zu Schwester- und Tochterlogen an anderen Universitäten, welche in den neunziger Jahren zur Entdeckung und Aufhebung dieser Logen führten. Verfolgt und durch Untersuchungen gestört, lebten die Orden dennoch weiter, bis ihnen in den sog. Kränzchen, den alten Landsmannschaften, neue Gegner entstanden, denen sie nicht stand zu halten vermochten. Gegen 1800 geht der Amizisten-Orden ein, und kurz darauf folgen ihm die andern. An ihrer Stelle entstehen das rheinländische, das lahnländische, wahrscheinlich auch ein niederhessisches Kränzchen und die von 1787—1800 bestehende fränkische Landsmannschaft. 1804 scheinen die Orden völlig verschwunden zu sein und nur noch die Landsmannschaften zu existieren. Zehn Jahre später erwacht die erste burschenschaftliche Bewegung, die ihren Ausdruck findet in der Gründung des Deutschen Bruderbundes. In Marburg wurde am 3. Dezember 1816 die Burschenschaft Teutonia und am 18. Januar eine Burschenschaft Germania gestiftet. Hatten sich die Landsmannschaften ursprünglich mit den Burschenschaften verschmolzen, so kam es im Herbst 1818 zum lange dauernden Kampfe zwischen diesen und den sich als Korps neukonstituierenden Landsmannschaften. Erst das Jahr 1848 bringt neue, tief eingreifende Veränderungen in dem Wesen der studentischen Verbindungen mit sich.

Herr Oberlehrer Schürmann ergänzte das Anschauungsmaterial des hochinteressanten und reichhaltigen Vortrags durch Vorlegung eines Stammbuches eines Marburger Studenten aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und eines Amulettes in Gestalt einer Münze, die mit Schriftzeichen und Wörtern mannigfacher Art bedeckt war.

F.

Die Monatsitzung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel eröffnete am 29. Januar der Vorsitzende, Herr General Eisentraut, mit einigen geschäftlichen Mitteilungen. Danach hat der Verein einen Zugang von 14, einen Abgang von 24 Mitgliedern (darunter 9 durch Todesfall) zu verzeichnen. Nachdem er im Anschluß hieran nochmals hervorgehoben, daß auch Damen Mitglieder des Vereins werden können, erteilt er

Herrn Rechnungsrat Woringer das Wort zu seinem Vortrag über „Zoll und Schmuggel in Hessen". Redner greift zurück bis zum Jahre 1753, in welchem Statthalter Wilhelm als Stellvertreter seines Bruders Friedrich I. eine neue Zollordnung erließ, die während des ganzen 18. Jahrhunderts in Hessen-Kassel Geltung behalten hat. In anschaulicher Weise schildert der Vortragende Entwickelung und Wesen des Zoll- und Schmuggelwesens von diesem Zeitpunkt ab bis zur Gründung des heute noch bestehenden Zollvereins, die für Kurhessen — übrigens den ersten deutschen Staat, der dem Zollverein beitrat, — eine gänzliche Änderung der Zollgesetzgebung zur Folge hatte. Wir können hier auf die Wiedergabe im einzelnen verzichten, da wir in nächster Nummer diesen fesselnden, von fleißigstem Quellenstudium und reicher Belesenheit zeugenden Vortrag zum Abdruck bringen werden.

Verlobung. Ena, Prinzessin von Battenberg, ist seit Ende Januar mit König Alfons XIII. von Spanien verlobt. Da die am 24. Oktober 1887 geborene Prinzessin in englischen und anderen Blättern stets nur als Enkelin der verstorbenen Queen Viktoria hingestellt wird, möchten wir hervorheben, daß sie durch ihren Vater, den dritten Sohn des 1888 verstorbenen Prinzen Alexander von Hessen und bei Rhein, den Prinzen Heinrich von Battenberg, Mitglied eines morganatischen Nebenastes des hessischen Fürstenhauses ist.

Heimatsfest. Die Vorarbeiten zu einem hessischen Heimatsfest, das im Jahre 1907 zu Kassel abgehalten werden soll, nehmen erfreulicherweise dadurch greifbare Gestalt an, daß der Kasseler Fremdenverkehrs-Verein sich entschlossen hat, die erforderlichen Schritte zur Verwirklichung des Planes einzuleiten. Nachdem in der Hauptversammlung des Vereins am 23. Januar sich freudige Zustimmung bei den Vertretern der zahlreichen geladenen Vereine und auch das Entgegenkommen des Magistrats bekundet hat, soll eine größere, im Februar zu berufende Versammlung weitere Beschlüsse zu dieser Sache fassen.

Altertumsfund. In der Feldmark Mörshausen bei Homberg wurden kürzlich verschiedene eingemauerte Urnen sowie Knochenreste, Kanonenkugeln, Säbel und Hufeisen, sog. Kosakeneisen gefunden.

Begräbnisstätte? Zu Wiesenfeld bei Frankenberg fand man beim Umroden eines Grundstücks zwei menschliche Skelette, deren Lage erkennen ließ, daß die Toten mit dem Gesicht nach unten liegend in die Erde gebettet sein mußten. Ein gleicher, vor zwanzig Jahren an derselben Stelle gemachter Skelettfund berechtigt zu der Annahme, daß es sich um die Begräbnisstätte eines von den landesüblichen Gebräuchen abweichenden fremden Volksstammes handelt.

Einstellung des Salinenbetriebs zu Sooden a. W. Am 2. Januar wurde die vom preußischen Staat bewilligte Abfindungssumme von 1 037 563 Mark an die bisherigen Eigentümer der Salzquellen zu Sooden ausgezahlt. Durch die Abfindung dieser uralten Pfännerschaft*) hat auch die unter Philipp dem Großmütigen geschlossene sog. „ewige Lokation" ihr Ende gefunden. Der Salinenbetrieb wird am 1. April eingestellt, dagegen im Interesse des Bades das Gradierwerk mit der vom Solgraben gespeisten Wasserkraft von der Gemeinde und Badeverwaltung erworben. Mit dem Aufhören der Saline wird voraussichtlich der z. Z. einzige Stollen auf dem Meißner, der Wilhelmsstollen auf Branserode, eingehen, womit dann auch der seit Jahrhunderten bestehende bergmännische Betrieb des Meißners aufhören würde.

Dramatische Aufführung. „Das Urteil des Salomo," ein dreiaktiges Schauspiel unserer langjährigen Mitarbeiterin Elisabeth Mentzel, erlebte kürzlich im Frankfurter Schauspielhaus seine Uraufführung. Das Stück versucht, das ernste Problem des Rechtes auf Mutterschutz und des Mutterrechts überhaupt im Sinne der *modernen Bewegung zu lösen.*

Todesfälle. Fürst Bruno zu Ysenburg-Büdingen ist am 26. Januar nach langem Leiden am Schlaganfall gestorben. Er war der Enkel des auch durch Karl Julius Webers, des Verfassers des „Demokritos", Erzählungen bekannten Ernst Kasimir I. Fürst Bruno Kasimir zu Ysenburg und Büdingen wurde am 14. Juni 1837 als Sohn des Fürsten Ernst Kasimir II. und dessen Gattin, der Gräfin Erbach-Fürstenau, in Büdingen geboren. Als Leutnant des k. k. Tiroler Jägerregiments „Kaiser Franz Joseph" nahm er an zahlreichen Gefechten des österreichisch-italienischen Krieges teil und wurde bei Solferino schwer verwundet. 1861 folgte er seinem Vater in der Standesherrschaft. Er war erbliches Mitglied der ersten hessischen Kammer. Vermählt war Fürst Bruno in erster Ehe mit einer Tante der jetzigen Großherzogin von Hessen, Prinzessin Mathilde zu Solms-Hohensolms-Lich, in

*) Vgl. darüber „Eine alte deutsche Sondergemeinde" von Reinhard Eschstruth, „Hessenland" 1904, S. 326 ff.

zweiter Ehe mit Gräfin Berta zu Kastell-Rüdenhausen. Unter den beiden Ehen entsprossenen Kindern befindet sich nur ein Sohn, Erbprinz Wolfgang, auf dem nun die Standesherrschaft übergeht.

Zu Wien verschied am 14. Januar der Orientalist Professor Dr. Gustav Wilhelm Hugo Bickell, ein geborener Kasselaner. Sein Vater, ein angesehener Kirchenrechtslehrer, war bis 1832 in Marburg Professor, trat dann in den hessischen Justizdienst über und starb 1848 als Vorstand des kurhessischen Justizministeriums. Bickell, 1838 zu Kassel geboren, habilitierte sich 1862 für semitische und indogermanische Sprachen in Marburg, siedelte im folgenden Jahr in gleicher Eigenschaft nach Gießen über, trat 1865 zur katholischen Kirche über, studierte Theologie im Priesterseminar zu Fulda, erhielt 1867 die Priesterweihe und wurde bald darauf Professor für orientalische Sprachen an der Akademie Münster; 1874 wurde er nach Innsbruck, 1891 nach Wien berufen. Seine schriftstellerische Tätigkeit liegt hauptsächlich auf dem Gebiet der hebräischen und syrischen Litteratur; namentlich schrieb er über die Dichtungen der Hebräer. Über deren Metrik stellte er ganz neue Theorien auf, die heftig angegriffen, aber von ihm ebenso entschieden verteidigt wurden. 1870 trat er mit großem Eifer für das Unfehlbarkeitsdogma ein.

Der am 29. Januar verstorbene König Christian IX. von Dänemark stand, wie aus Dr. Philipp Loschs Abhandlung in dieser und den vorhergehenden Nummern des „Hessenland" hervorgeht, in mehrfachen verwandtschaftlichen Beziehungen zum hessischen Kurhaus.

Personalien.

Ernannt: Direktor des städtischen Gymnasiums zu Mülheim am Rh. Professor Dr. Goldscheider zum Direktor des Königlichen Wilhelmsgymnasiums in Kassel; Regierungsbaumeister Schürhoff in Oberaula zum Eisenbahn-Bau- und Betriebsinspektor; die Landmesser Ammenhäuser in Marburg und Hofferbert in Niederwildungen zu Oberlandmessern; Rechtskandidat Ludewig zum Referendar.

Verliehen: dem Kommandeur der 22. Division Generalleutnant von Heeringen der Rote Adlerorden 1. Kl. mit Eichenlaub; dem Musikdirektor Spengler in Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Direktor des romanischen Seminars in Marburg Professor Dr. Kißner der Kronenorden 3. Kl.; dem Theaterkassenkontrolleur Wörner in Kassel der Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer a. D. Lies zu Eltmannshausen der Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern;

dem Landrat von Negelein in Marburg der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Regierungsrat Dr. Freiherrn von Salis-Soglio in Kassel eine etatsmäßige Ratsstelle; dem im Ministerium für Landwirtschaft rc. als Hilfsarbeiter beschäftigten Vermessungsinspektor Ökonomierat Führer der Charakter als Landes-Ökonomierat mit dem Rang der Räte 4. Kl.; dem Postdirektor Brandes in Kassel der Rang der Räte 4. Kl.; dem Regierungs- und Baurat Staub die Stelle eines Mitgliedes der Königlichen Eisenbahndirektion in Kassel; dem Oberpostsekretär Schlund in Schmalkalden bei seinem Ausscheiden aus dem Dienste der Charakter als Rechnungsrat.

Versetzt: der wissenschaftliche Hilfslehrer Hitzeroth am Gymnasium zu Marburg als Oberlehrer an die Oberrealschule i. E. in Kassel.

Beauftragt: der Königliche Gewerbeassessor Müller in Charlottenburg mit der kommissarischen Verwaltung der Stelle des Eichungsinspektors in Kassel.

Bestätigt: die Wahl des Bürgermeisters Hottejan in Immenhausen zum Bürgermeister von Hofgeismar.

Ausgeschieden: die Gerichtsassessoren Dr. Ernst und Heintze in Kassel aus dem Justizdienste infolge ihres Übertritts in die Staatseisenbahnverwaltung.

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt und Notar Breuning und Frau, geb. Kindervater (Rinteln, 15. Januar); Hauptmann Ernst von Buttlar und Frau, geb. Freiin von Berlepsch (25. Januar); — eine Tochter: Pfarrer Dr. Trute und Frau Frida, geb. Klaunig (Gersfeld, 26. Januar).

Gestorben: Orientalist Dr. Bickell, 68 Jahre alt (Wien, 14. Januar); Handarbeitslehrerin Frl. Therese Born (Kassel, 16. Januar); Frau Johanna Franck, geb. Haas, 76 Jahre alt (Marburg, 16. Januar); Frl. Marie Willius, 77 Jahre alt (Kassel, 16. Januar); Königlicher Gerichtssekretär Wilhelm Floret (Kirchhain, 17. Januar); Frl. Wilhelmine Baumann, 66 Jahre alt (Melsungen, 18. Januar); Frl. Melite Coß, 73 Jahre alt (Kassel, 21. Januar); Frau Auguste Schick, geb. Jung, Witwe des Pfarrers, 71 Jahre alt (Marburg, 22. Januar); Frau Mathilde Iffland, geb. Theys, 70 Jahre alt (Kassel, 23. Januar); Bürgermeister Adolf Böttner (Grebendorf, 23. Januar); Dr. med. Emil Schulte, Assistent am pathologischen Institut (Marburg, 25. Januar).

Briefkasten.

A. K. in Kassel. Konnte wegen Raummangels leider nicht verwandt werden.

Prof. Dr. P. W. in Leipzig. In einigen Tagen erfolgt briefliche Antwort.

A. B. in Wilmersdorf. Akten sind vorhanden.

G. A. M. in München und V. S. in Hamburg. Gruß und Dank.

E. L. in Felsberg. Briefliche Antwort folgt. Gruß.

Alle für die Redaktion bestimmten Einsendungen bitten wir auch in Zukunft „An die Redaktion des Hessenland, Kassel, Schloßplatz 4" zu adressieren.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 4. XX. Jahrgang. Kassel, 16. Februar 1906.

Das grosse Ja.

I.

Um Deinetwillen hab' ich überwunden.
Das große Ja des Lebens sprech' ich aus.
So spät erst kommen meine stolzen Stunden,
So spät erst reichte mir das Glück den Strauß.

Ich bin geschmückt durch Deiner Liebe Blüte.
Nun ist der Gang der Tage nicht mehr schwer.
Ich ruhe aus in Deiner sel'gen Güte
Und meine Nächte quälen mich nicht mehr.

Der mit dem Dasein mich so hold versöhntest,
Von dessen Treue ich Genesung trank,
Mich an des Glückes Sonnenlicht gewöhntest —
Nimm meines Herzens heißen Opferdank.

II.

In Deinen Augen wohnt die Schöpferkraft,
Aus der die Rosen meiner Seele blühn,
Aus der die Funken meines Geistes sprühn,
Die meinen Tagen ihre Sonne schafft.

Wie Adam einst aus Gotteshauch empfing
Den Lebensmut in seine tote Brust,
So ward ich meines Daseins erst bewußt,
Als Deine Liebe meine Seel' umfing.

Nun sei auch göttlich! Laß die Kreatur,
Die vollen Daseins Wonne Dir verdankt,
Die ohne Dich verlassen, mutlos krankt,
Nicht einsam mehr auf öder Lebensflur.

Regensburg. **M. Herbert.**

„Ein Menschenherz bricht nicht so leicht."

Ich habe gekämpft und gerungen
In mancher verzweifelten Nacht,
Nun ist es mir endlich gelungen,
Ich hab' es zum Schweigen gebracht.

Es hat sich ganz heimlich verblutet
Der heftigste, heiligste Schmerz,
Der je meine Seele durchflutet
Und beugte mein trotziges Herz.

Doch — ging auch in allen den Wochen
Das Weh mir ins innerste Mark —
Es hat mir das Herz nicht gebrochen,
Mein Herz, das ist jung noch und stark!

Der Schmerz hat gedient, es zu stählen,
Durch ihn hat es Stärke erreicht,
Und — was man auch oft hört erzählen —
Ein Menschenherz bricht nicht so leicht.

Hersfeld. **Hedwig Hardt.**





Zoll und Schmuggel in Hessen im 18. und 19. Jahrhundert.

Von A. Woringer.

Eifrige Zeitungsleser unter unsern Lesern werden wohl schon hier und da eine Nachricht in ihrer Zeitung gefunden haben, daß irgendwo an der holländischen oder russischen Grenze des Deutschen Reichs wieder einmal ein Gefecht zwischen Schmugglern und Zollbeamten stattgefunden habe, in dem verschiedene Verwundungen vorgekommen seien oder in dem gar einer der Beteiligten das Leben habe lassen müssen. Derartige Kämpfe kommen, wenn auch nicht immer mit so üblem Ausgange, gar nicht selten an unseren Grenzen vor. Die meisten Zeitungsleser werden über solche Nachrichten ohne besonderes Interesse hinweg lesen, andere irgend welche Betrachtungen darüber anstellen, aber wohl nur gar wenige daran denken, daß solche Kämpfe vor noch gar nicht langer Zeit auch an den Grenzen unseres Hessenlandes sich abgespielt haben. 52 Jahre sind es ja erst her, seit durch den Anschluß Hannovers an den Zollverein die letzte Zollgrenze in Kurhessen verschwand. Bis dahin, bis zum 1. Januar 1854, hat auch hier in Kurhessen ein recht reger Schmuggel bestanden, dem das Grenzzollpersonal entgegen zu treten hatte.

Wenn ich es wage, im Folgenden einige Bilder aus jener Zeit zu entrollen, so möchte ich dabei nicht weiter zurückgreifen als bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Hier bietet einen geeigneten Anknüpfungspunkt das Jahr 1735. In diesem Jahre erließ nämlich unterm 13. November der Statthalter Landgraf Wilhelm „nomine regis“, d. h. in Vertretung seines als König von Schweden in Stockholm weilenden Bruders, des regierenden Landgrafen Friedrich I, eine neue Zollordnung, welche während des ganzen 18. Jahrhunderts in Hessen-Kassel Gültigkeit behalten hat. Diese Zollordnung enthält in ihrem Texte die Bestimmungen zur Erhebung und zur Sicherung der Zolleinkünfte, in den Anlagen aber die Angabe der zu erhebenden Zollsätze; sie vereinigt also in sich Zollgesetz und Zolltarif, wie wir jetzt sagen würden.

Beim Durchlesen der Zollordnung fällt zunächst auf, daß das System der Grenzzölle, wie wir es jetzt im Deutschen Reiche und in allen anderen Staaten Europas in Anwendung finden, damals noch nicht in Übung stand. Das war auch ganz erklärlich. Man muß sich nur vor Augen stellen, daß die Landgrafschaft Hessen-Kassel damals kein zusammenhängendes Ganze bildete, sondern aus einer ganzen Anzahl größerer und kleinerer, ja ganz kleiner Stücke Landes bestand. Der einzige zusammenhängende Landesteil von größerem Umfange waren die Landgrafschaften Ober- und Niederhessen mit der Grafschaft Ziegenhain und dem Fürstentum Hersfeld; getrennt davon am Main und der Kinzig finden wir (allerdings erst seit 1736) die Grafschaft Hanau in drei größeren Stücken und zahlreichen kleinen Gebietsteilen in der Wetterau; weitab am Rheine und sogar über diesen hinaus zeigt die Niedergrafschaft Katzenelnbogen neben einem Hauptlande mehrere vereinzelte Stückchen hessischen Gebiets. Nördlich von Niederhessen gehörten die Herrschaft Plesse bei Göttingen, noch weiter nördlich die Grafschaft Schaumburg und die Ämter Uchte und Freudenberg und schon in der Nähe Bremens das Amt Bassum zu Hessen, während in Thüringen die Herrschaft Schmalkalden mit dem abgetrennt liegenden Amte Barchfeld und weit entfernt an der Wippra, am Fuße des Kyffhäusergebirges, die ursprünglich hersfeldische Propstei Göllingen lag.

Ein einheitliches Zollgebiet mit Erhebung der Zölle an den Landesgrenzen war hiernach völlig ausgeschlossen. Man war genötigt, die Zölle im Innern zu erheben. Weniger begreiflich erscheint es, daß für das größte zusammenhängende Gebiet, also für Nieder- und Oberhessen mit Hersfeld und Ziegenhain, nicht einmal ein einheitlicher Zolltarif bestand. Die zu erhebenden Sätze an Zoll und Lizent waren nämlich in diesem Gebiete wieder für einzelne Gegenden sehr verschieden. Es bestanden hier nicht weniger als acht verschiedene Zolltafeln und acht Lizenttafeln, je eine für Kassel mit den Ämtern Ahne, Bauna und Neustadt und je eine für die Städte und Ämter am Fuldastrom, am Werrastrom, am Schwalm- und Edderstrom, am Diemelstrom, für das Fürstentum Hersfeld, für die Grafschaft Ziegenhain und für Oberhessen. Diese Tarife wichen nicht nur bezüglich der Zoll- und Lizentsätze von einander ab, sondern sie unterscheiden sich auch bezüglich der abgabepflichtigen Waren, so daß eine Ware an der Fulda abgabenfrei, an der Werra mäßig und an der Diemel hoch besteuert sein konnte. In Schmalkalden wurde zunächst nur Zoll erhoben,

erst im Jahre 1754 erfolgte die Einführung des Lizents.

Wie ich eben schon erwähnte, unterschied man damals zwischen Zoll und Lizent, neben denen dann noch Akzise erhoben wurde. Der Zoll stellte sich eigentlich als ein Wegegeld dar, denn er wurde erhoben von der Zahl der Zugtiere vor den Transportwagen, von Packenträgern und von Schubkarren, von Salzkarren und von getriebenem Vieh. Der Lizent war dagegen mehr das, was wir heute Zoll nennen, nämlich eine Abgabe von aus dem Auslande eingeführten Waren. Er ruhte auf Wolle, Leinen, Garn, Pferden, Metallen, Früchten, Leder, Getränken, Bremer Waren, die wir heute Kolonialwaren nennen, Glas-, Holz- und Töpferwaren, Bildern und Landkarten und auf sog. „trocken Gut", worunter man Tabak, Pottasche, Schreibpapier und Federn, Zucker, Messer, Farbwaren und Gewürze verstand. Die Akzise war eine Abgabe von Wein, Branntwein, Bier und Essig.

Die Erhebung dieser Abgaben geschah nun bei zahlreichen, im ganzen Lande verteilten Zollstellen, von denen sich gewöhnlich in jedem, unseren jetzigen Amtsgerichtsbezirken etwa entsprechenden Amte eine Stelle befand. Bei der ersten Zollstelle des betreffenden Zollgebiets, welche von dem Wagenführer berührt wurde, war der Zoll zu zahlen. Über den entrichteten Zollbetrag erhielt der Zollpflichtige einen als Quittung dienenden Zollzettel, welcher aber nur drei Tage Gültigkeit hatte. War bis zu dieser Frist der Bestimmungsort der Waren nicht erreicht, so mußte der Zoll bei der nächsten Zollstelle abermals entrichtet werden, ein Fall, der bei den damaligen mangelhaften Wege- und Beförderungsverhältnissen jedenfalls sehr oft eintrat. Es galt dies aber nur für den eigentlichen Zoll. Der Lizent wurde in jeder Stadt entrichtet, die der Wagenführer berührte. Die Art der Erhebung und Kontrolle war eine sehr einfache, doch würde es zu weit führen, hier darauf näher einzugehen. Ich will nur noch erwähnen, daß zum Schutze der inländischen Industrie zahlreiche Einfuhr- und Ausfuhrverbote bestanden. So war z. B. die Einfuhr von Guß- und Schmiedeeisen, von Eisen-, Messing- und Kupferwaren, Salz, Spielkarten, Kalendern, Glas, leinenen und wollenen Strumpfwaren, ebenso die Ausfuhr von Holz und Kohlen verboten. Persönliche Steuerbefreiungen gab es auch verschiedene; so waren z. B. Bergleute und Bergbeamte akzis- und lizentfrei. Auch von dem Besoldungswein der Beamten und dem für die Hospitalien zu Haina und Merxhausen und für die adeligen Stifter Kaufungen und Wetter bestimmten Wein war keine Akzise zu entrichten. Der Adel, der sonst in steuerlicher Beziehung sehr bevorzugt war, mußte Zoll und Lizent zahlen. Nur die Herren von Schenk zu Schweinsberg waren nicht allein in ihren Gerichten Schweinsberg, Reizberg und Schenkisch Eigen zoll- und akzisfrei, sondern erhoben dort sogar die Akzise für ihre eigene Rechnung.

Bezüglich der Juden bestanden besondere Bestimmungen. Zunächst hatten sie an den Zollstellen für ihre eigene Person Zoll zu entrichten, der einmal je nach dem betreffenden engeren Zollgebiet schwankte, dann aber auch in seiner Höhe verschieden war, je nachdem der Jude Warenpacken trug oder nicht. Außerdem mußten die Juden von vielen Waren den doppelten Lizent bezahlen.

Was nun die Zollsätze selbst anbetrifft, so waren diese nach unseren jetzigen Begriffen im allgemeinen nicht sehr hoch. Indessen muß man einmal den höheren Wert des Geldes in damaliger Zeit berücksichtigen und ferner beachten, daß bei einzelnen Waren Zoll, Lizent und Akzise nebeneinander und oft für dieselbe Ware an mehreren Zollstellen entrichtet werden mußte. Dadurch wuchsen die Abgaben doch zu einer solchen Höhe, daß ihre Hinterziehung sich schon lohnte. Da kann es denn nicht Wunder nehmen, daß der Schmuggel damals in hoher Blüte stand, und zwar nicht nur der Gelegenheitsschmuggel, den namentlich die Schwälmer Butterträger lebhaft betrieben, sondern auch der gewerbsmäßige und der Bandenschmuggel. Man muß sich daran erinnern, daß die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Zeit der großen Räuberbanden in Westdeutschland war, die Zeit des Schinderhannes, des bayrischen Hiesels und der Cochemer Leute. Schinderhannes war dicht am hessischen Gebiete im nassauischen Orte Miehlen geboren, und die Niedergrafschaft Katzenelnbogen und das südliche Hessen wurden oft von ihm heimgesucht. Die Cochemer Leute und ihr Anhang aber durchzogen oft weite Strecken und brandschatzten nicht selten auch hessisches Gebiet. So rückte z. B. in den 1780er Jahren in Kleinseelheim bei Kirchhain eine Räuberbande unter den Klängen eines mitgeführten Musikkorps ein und plünderte nach Herzenslust. Als die aufgebotene Landmiliz erschien, waren die Räuber über alle Berge. Diese Räuberbanden hatten ja natürlich nicht immer Gelegenheit zu derartigen räuberischen Überfällen. Für gewöhnlich zogen ihre Mitglieder einzeln oder in kleinen Trupps durch die Lande und lebten vom Bettel, vom Diebstahl und namentlich auch vom Schmuggel.

Diesem Gesindel gegenüber waren die Zollbeamten, Zöllner, Zollbereiter, Visitatoren und Lizentaufsichter, trotz aller Unterstützung durch die

Dorfbürgermeister und Landbereiter, natürlich ziemlich machtlos. Die zahlreich erlassenen Verordnungen „wegen Abhalt- und Vertreibung des Zigeuner-, Diebs- und anderen liederlichen Volks, der Betteljuden und Vagabunden", durch welche Verordnungen die regelmäßige Bewachung der Dörfer, Sturmläuten bei Überfällen und Unterstützung der Bauern durch die zur alsbaldigen Hilfe verpflichtete Landmiliz angeordnet wurden, konnten dem Übel ebensowenig steuern als die Bedrohung des Schmuggels mit Zuchthausstrafe. So sah man sich verschiedentlich zur Heranziehung des Militärs genötigt, welches in besonders stark vom Schmuggel heimgesuchte Gegenden gelegt wurde. Namentlich wurde hierzu das Husarenregiment, das Stammregiment der jetzigen Hessen-Homburg-Husaren, verwendet.

Im Jahre 1749 wurde ein Kommando von 1 Offizier und 30 Mann dieses Regiments nach Hanau geschickt und der Rest — es bestand damals nur eine Kompagnie — so in die Dörfer um Kassel gelegt, daß in jedes 2—3 Mann kamen, die ihre Patrouillenritte bis zu den Grenzdörfern ausdehnten. Nach Bedürfnis wurden auch Detachements nach anderen Punkten entsandt, so z. B. 1750 zur Sicherstellung des Salzwerks Nauheim vor den die dortige Gegend heimsuchenden Vagabunden 1 Offizier, 6 Husaren nach Dörnigheim, 1 Korporal, 6 Husaren nach Dortelweil und 5 Husaren nach Windecken. 1774 machten die Husaren einen großen Zug durch ganz Hessen, um das Raubgesindel aufzugreifen. Es gelang ihnen auch, den Räuberhauptmann Rübenkönig zu fangen, der aber wieder entfloh und mit seinem Freunde, dem „schwarzen Christel", das Land verließ. Namentlich der Schmuggel an der waldeckischen Grenze wurde von den Husaren bekämpft. In den 1770er und 1780er Jahren waren die Dörfer Zennern und Niedermöllrich deshalb mit ständigen Kommandos belegt, die sogar während des Manövers dort stehen blieben.

Eine besondere Art Zoll stand Hessen-Kassel mit Hessen-Darmstadt gemeinsam zu. Es war dies der Gulden-Weinzoll. Durch kaiserliches Privileg vom 23. Juni 1505 war den Landgrafen von Hessen das Recht verliehen worden, von jedem Fuder Wein, der nach Hessen ein- oder durch Hessen durchgeführt wurde, einen Gulden an Zoll zu erheben, jedoch stets nur einmal, so daß ein bereits verzollter Wein, wenn er später weiter versandt wurde, zollfrei war. Die Erhebung geschah nach der erforderlichen Münzumrechnung seit 1736*) mit 28 Albus vom Fuder Wein zu 6 Ohm und mit dem doppelten Betrage (1 Rtlr. 24 Albus) vom Fuder Branntwein. Die Erhebung durfte nur „in denjenigen Landen des Fürstentums Hessen geschehen, worin die Landgrafen die fürstliche Obrigkeit haben" **), sie war demnach beschränkt auf Ober- und Niederhessen, Hersfeld, Ziegenhain, Ober- und Niederkatzenelnbogen und Schmalkalden. Die Erheber bezogen nur eine Hebegebühr von 1 Albus vom Fuder. Befreiungen vom Gulden-Weinzoll gab es nicht; auch die Bergleute mußten ihn zahlen. Der Ertrag aus diesem Zolle (um 1800 etwa 4000 Gulden jährlich) wurde zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt zu gleichen Teilen geteilt, jedoch erhielt Hessen-Kassel außerdem ein Präcipuum von 500 Gulden; den vierten Teil des kasselschen Anteils bezog das Haus Hessen-Rotenburg als Teil der Quart.

Auch dieser Zoll wurde vielfach umgangen. Namentlich soll dies von den Soodener Salzfuhrleuten geschehen sein. Diese führten Salz von Sooden a. d. Werra nach dem Rhein und brachten von dort Rheinwein und französischen Rotwein mit zurück. Hieraus erklärt sich die eigentümliche Tatsache, daß in Allendorf und in den Sooden benachbarten Dörfern Orpherode, Hitzerode, Wellingerode, Abterode und Weidenhausen sich eine große Anzahl Weinhandlungen befand. 1815 waren es deren noch 18; einige bestehen heute noch.

Den Rheinzoll zu St. Goar und den Bopparder Wartpfennig übergehe ich, weil sie das eigentliche Hessen nicht berührten.

*) Trankfteuerordnung vom 31. Juli 1736.
**) Kaiserliches Mandat vom 14. Oktober 1516.

(Fortsetzung folgt.)

Brief eines Hessen aus der Zeit des englisch-nordamerikanischen Kriegs.

Von Fritz Maurer.

In vielen althessischen Familien findet man noch heutigentags ein großes Interesse für Mitteilungen, die sich auf den im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ausgefochtenen englisch-amerikanischen Krieg beziehen. Kämpften doch damals die Hessen an der Seite der Engländer und zeigten sich auch hier, wie in allen Schlachten, an welchen Hessen teilgenommen, ihrer kriegerischen Vorfahren,

der alten Katten, würdig. Wenige Familien waren es, von denen damals nicht mindestens ein Glied mit nach Amerika zog, und ich gebe mich daher der Hoffnung hin, daß der nachstehende, während der Unruhe der Einschiffung der Truppen bei Lehe an der Mündung der Weser geschriebene Brief meines Urgroßvaters, der als Regimentsfeldscher am Kriege teilgenommen, bei den Lesern des „Hessenland" einige Aufmerksamkeit finden wird.

„Herzlich Vielgeliebte!

Daß wir nach Bremer Lehe den 16ten Martij glücklich angekommen sind, habe ich in meinem vorigen Brief schon erwehnt; das regiment passirte den 21. h. die Musterung, ich hatte aber gleich darnach das malheur, von Lehe nach dem Fegesack, um eine von unsern Jägern unglücklicher Weise geschoßene Weibs Person allborten zu visitiren, welches 6 meilen von einander entfernt liegt; ich hatte also, auf Befehl des Herrn General von Heister Excellenz, in anderthalb Tagen 12 gute meilen zu reiten; sogleich bei meiner retour erfuhre, welche den 22ten abends 8 Uhr war, daß den folgenden Morgen um 6 Uhr das von Trümbach'ische regiment solle embarquirt werden. Man wird sich leicht vorstellen können, wie mir zu Muthe mag gewesen seyn, ich hatte nichts eingepackt und mußte noch das visum repertum an S. Excellenz abstatten und von dem Reiten ware wie gerädert; dennoch mußte alles noch geschehen; ich erinnerte mich bey dieser Gelegenheit an den Abmarsch von Geismar, wo ich auch nicht ins Bette gekommen war, anjetzo ginge mir es eben so wiederum. Wir wurden also den 23ten h. morgens 7 Uhr bey sehr schöner Witterung, Gottlob glücklich, embarquirt. Das regiment hat 4 Schiffe, unseres, wo der Herr Obrist von Bischhausen nebst dero Compagnie, der Lieutenant Henel, Herr regiments-Quartiermeister und ich darauf gekommen sind, Lovelly Sally, unser Capt. nennt sich George Bardon. Unsere Cajute ist schön, aber nicht sehr groß, jedoch Raum genug. Der Herr Obrist von Bischhausen haben ein apart logis, wo Sie schlafen, die übrigen aber schlafen in der Cajute in ordentlichen Bettstellen. Herr regiments-Quartiermeister und ich aber liegen in Hänge Matten, wo wir recht gut schlafen. Der Lieutenant Hoepfner, neben dessen Bett ich henge, wiegt mich zum Zeitvertreib öfter ein. Auf dem Schiffe sind überhaupt 191 Mann. Herrn Majors Schiff nennt sich „Anna", Capts. Scher „Susanna", Obristlieutenants „New Blessing".

Gestern als den 24ten war es etwas stürmisch, wo ich beynahe wegen der starken Bewegung des Schiffs wäre See krank geworden, doch es ginge bald wiederum vorüber. Heute hat der Schiffer ordre, um 12 Uhr den Anker zu lichten und sich mit andern Schiffen in eine andere Ordnung zu legen. Bey dieser Gelegenheit hatten wir eine Probe von einer Schiffsfatalität, welche gar leicht hätte übel ausschlagen können. Das Schiff lichtete den Anker, da es eben Ebbe war, und fuhr mit wenigem Wasser den Strom hinauf; es schien fast endlich an Wasser zu fehlen. Wir waren in der Nähe eines andern Schiffes namens „Resgav". Der Capit. des unserigen ließ mehr Seegel aufspannen, um mit deren Hülfe über den seichten Grund weg zu fahren, allein das Schiff mogte mit dem Kiel den Anker des anderen fassen, solches drehte sich deswegen auf einmal, faßete mit seinem Boey Spreit das Tauwerk unsers einen Mastes, fuhr uns in die Seite. Durch die Behendigkeit unserer Matrosen und, daß die Taue gekapt wurden, glitschte es zwar hier ab, dann aber gänzlich gegen den Mast, über unserm Verdeck der Cajute zu liegen, und brach denselben vielleicht zu unserem Glücke ab. Zwar unser Schiff verlor hierbei einen Theil seiner Gallerie, und es schien uns überhaupt gefährlich auszusehen, obgleich die Matrosen nicht viel daraus machen wollten. Den Schaden, den unser Schiff gelitten, gibt der Capit. selbst über 30 guinées an.

Wir liegen nunmehr vor Anker und freuen uns mit Gott, daß wir es glücklich überstanden haben.

Der Herr Obriste von Bischhausen befanden sich bis hierher recht wohl, der ganzen Mannschaft vom Schiffe fehlt ebenfalls nichts, die Verpflegung ist ziemlich.

Es liegen erstlich 22 Schiffe vor Anker, wir werden also, weil die Schiffe so langsam ankommen, noch lang liegen müssen, oder es müßte die erste Brigade früher absegeln, welches wir aber doch nicht wissen können.

Einliegenden Brief bestelle doch sogleich, nebst meinem und aller Herrn Officiers, so auf dem Schiffe sind, ergebenstem Compliment.

Wir sind nun einmal zu Schiffe und werden so bald nicht wieder davon kommen. Gott wolle uns nur in Gnaden beystehen, daß wir keines so plötzlich fürchterlichen Todes umkommen mögen.

Ich hatte Hr. Bürgermeister, Hr. Pfarrer, wie auch dem Hr. Vetter Koehler gewiß versprochen gehabt, wer weiß noch viel andern mehreren, zu schreiben, kann aber mein Versprechen diesmal schwerlich halten, bitte, mich also bey allen vor der Hand zu entschuldigen, Ich habe Dir zu Land schon einmal adieu gesagt, jetzt will ich Dir es auch noch einmal zu Wasser thun.

Lebe also wohl mit den lieben Meinigen, Gott wolle ein wachsames Auge über Euch haben, wie auch in Gnaden vor allem Unglück und Gefahr behüten.

Herr Obrist von Bischhausen, Hr. Lieutenant Spener, Hr. Lieutenant Henel, Hr. Lieutenant von Butlar, Hr. regiments-Quartiermeister, lassen Dir und dem lieben Fritzchen viele Complimente sagen, ich aber grüße Dich und meinen lieben Fritz 1000mal, wie nicht weniger alle Schwäger, Schwiegermutter, Schwägerin, nebst guten Freunden und Bekannten und versichere, daß ich nie aufhören werde zu seyn

Dein getreuer
Maurer.

Lowelly Sally, den 25ten Martij 1776.

P. s. Wenn Du an mich schreibst, so gebe mir ein wenig Nachricht, wie der Proceß abgelaufen. Gebe meinem Bruder zu Kriegsfeld eine Nachricht von mir und mache viele Compl. von Hr. Lieutn. Henel und mir.

Der Tambour Wiegand läßt seine Frau und Mutter, wie auch Schwager vielmals grüßen. Er ist jetzo bei des Hr. Obristen Compagnie versetzt und bei uns auf dem Schiffe. Herrn Gevatter Junghans grüße vielmal von mir und ich wünschte von Herzen gute Besserung, weil ich von dem H. Obristen erfahren, daß er wiederum krank seye.

Des Nachts 1/2 1 Uhr.

Weil sich eben das Schiff von der Ebbe nach der Fluth drehet, hat sich mein Brief auch gedrehet und habe also verkehert (auf der zweiten Seite des Briefbogens) anfangen zu schreiben, wie zu ersehen ist.

Den Fritz halte zu allem Guten an und bemühe Dich, ihn nur in der Furcht des Herrn groß zu erziehen. Laß ihn ja nicht zu viel auf der Straße herumlaufen, sondern halte ihn immer unter den Augen."

Erst nach dem Frieden von Versailles am 3. September 1783, also nach sieben Jahren, kehrten die Hessen wieder in ihre Heimat zurück. Leider war dies meinem Urgroßvater nicht beschieden, denn er gehörte zu denen, welche während des Kriegs zur ewigen Ruhe in amerikanischen Boden gebettet waren. Dagegen kehrte der in vorstehendem Brief erwähnte Freund meines Urgroßvaters, Leutnant Henel, glücklich heim und heiratete bald darauf meine Urgroßmutter. Er starb indessen schon nach wenigen Jahren und kinderloser Ehe in Kassel als Major, wonach seine nicht nur als tüchtig und umsichtig, sondern auch als schön geschilderte Witwe sich zum dritten Male verheiratete und zwar mit dem hessischen Juristen Schwenke, dessen Nachkommen im vergangenen Jahre ausgestorben sind.

Endlich sei noch bemerkt, daß der im Brief aufgeführte Vetter Köhler seinerzeit ganz besonders Ansprüche auf die vielerörterte, in England deponierte sog. Köhlersche Erbschaft erhob, zu deren Flüssigmachung noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein übrigens ganz resultatlos verlaufener Aufruf durch die Zeitungen ging.

Lukrezia.

Von H. Keller-Jordan.

Das Sonntagsgeläute in der grauen Normannenkirche von Cromer war verklungen. Herren und Damen in ihren feiertäglichen Gewändern, mit den Gebetbüchern in der Hand, drängten sich aus dem engen Gemäuer heraus zum Meere. Sie sehnten sich, seine erfrischenden Atemzüge zu trinken, bevor die Glocken der Hotels zum Dinner riefen.

Es war ein heißer, heller Augusttag; die Sonne lag golden über den sanft gehügelten Cliffs und der Spiegelglätte des Meeres. Keine Welle kräuselte sich, der Rauch, der den Dampfern am fernen Horizont entstieg, flog kerzengerade in den blauen Äther.

Die Damen in ihren luftigen, weißen und hellfarbenen Battist- und Seidenkleidern zogen ihre Spitzenschleppen über den heißen Asphalt. Auf den Bänken saß man dicht gedrängt und atmete mit Behagen die allzeit frische Brise an der englischen Küste.

„Ich bin neugierig, wie sich Helmut hier gefallen wird, Lukrezia," sagte eine ältere Dame zu ihrer Begleiterin, „er hat ja Sinn für die Natur, wie Du so oft hervorgehoben hast, und es kann nirgends schöner sein als hier in Cromer."

„Aber die vielen Menschen des high life hier," sagte das Mädchen gedankenversunken, „es paßt das nicht zu Helmut, nicht zu seiner spartanischen Lebensauffassung. Er kommt mir so fremd vor, ich — ich werde gar nicht fertig mit dem Eindruck seines Briefes."

„Das ist natürlich, Du hattest das alles nicht so schnell erwartet, — der ehrenvolle Ruf nach Berlin —, ich glaube, es hat ihn selbst überwältigt."

„Und doch ist er so energisch in seinen Bestimmungen."

„Wieso?"

„Nun, ich meine — warum gleich eine Wohnung mieten und heiraten wollen?"

„Aber Lukrezia," sagte die Tante, in das bleiche, ausdrucksvolle Gesicht ihrer Nichte sehend, die nervös an ihrem weißen Handschuh zog, „ich meine denn doch, das wäre natürlich. Ihr kennt Euch über zehn Jahre, hängt aneinander, seitdem Ihr Euch kennt,

konntet niemals ohne gegenseitigen geistigen Rapport sein, — ich würde es sonderbar finden, wenn seine Wünsche weniger energisch wären."

„Aber heiraten, wir haben niemals davon gesprochen, Tante, vielleicht auch nicht daran gedacht."

„Und doch gabst Du vor drei Jahren dem Hauptmann einen Korb, weil Du Dich für gebunden hieltest."

„Nein, das nicht, — nein —, weil er Helmut nicht das Wasser reichte."

„Und weil Du Dich an ihn gebunden fühltest."

„Ich fühle mich überhaupt nicht gebunden — niemals," entgegnete das Mädchen erregt, „am allerwenigsten aus Pflicht."

„Nicht aus Pflicht?"

„Nein, im Bereich der Gefühle erkenne ich keine an, sie stehen außer unserem Wollen."

Die Tante schüttelte unwillig den Kopf.

„Dachte ich es doch, — diese Künstleratmosphäre ist nicht ohne Einfluß auf Dich geblieben, Lukrezia. Du fühltest anders, als Du noch eine einfache Lehrerin warst. Du warst zufriedener."

„Wenn ich das gewesen wäre, hätte ich wohl meine Stellung nicht aufgegeben. Ihr — aber, du lieber Gott," unterbrach sie sich gereizt, „was wißt Ihr in Euerer sorglosen Behäbigkeit, wie es uns Verirrten geht, die wir uns fügen müssen, unterdrückt und schließlich für unser herbes Los noch verachtet werden. Ich — ich habe alle meine Vorsteherinnen gründlich gehaßt. Sie hatten es besser als ich und leisteten weniger. Diese Ungerechtigkeiten der sozialen Verhältnisse haben mich natürlich zum Denken gebracht."

„Die Schäden liegen ganz wo anders," entgegnete die Tante, „als da, wo Ihr jungen Brauseköpfe sie sucht. Ihr fordert überhaupt zu viel, mehr als das Leben gewähren kann."

„Möglich — die Ansprüche sind ja auch verschieden wie die Gesichter, aber der einzelne Mensch soll wenigstens seine Rechte erkämpfen. Ich hasse jeden Zwang, weil nur die Freiheit ein gesundes Urteil ermöglicht."

„Freiheit, Kind? Wo findet die der Mensch?" Frau von Diehm sah nach der Uhr und erhob sich, sie wollte offenbar das Gespräch nicht weiter führen. Lukrezia neigte sich über die Hand der Tante und küßte sie.

„Vergebung, ich weiß, Du liebst diese Gespräche nicht, Tante, ich bin heute ungewöhnlich aufgeregt, ich weiß nicht, wie ich dazu komme."

„Wohl durch Helmuts Brief. Du hast alle Ursache zufrieden zu sein, liebes Kind, Dein Leben lenkt nun in gute, stille Bahnen. Helmut muß ja als Gelehrter und als Mensch gleich bedeutend sein. Wenigstens habe ich ihn durch Dich so in mich aufgenommen."

„Ja, das ist er, Tante, ein Mensch, wie ich niemals einen zweiten kennen lernte. Groß — sehr groß, wenn es sich um universelle geistige Fragen handelt. O Gott, wie haben wir weltvergessen in dem allem gewühlt! Wie oft schüttelten unsere Mütter die Köpfe, wenn sie nicht mit hinauf konnten in die goldenen Regionen himmelanstürmender Ideen! Long long is ago" — fügte sie dann traumversunken hinzu. „Damals gab es noch keine Professur, keinen Broterwerb, keine Heiratsgedanken. Wie lag uns das alles fern!"

„Natürlich, damals dachten und sorgten andere für Dich. Nun seid Ihr älter geworden und das Alltagsleben fordert seine Rechte."

„Wie ich das alles hasse, Tante, diese Wohnungsfragen, Möbelrapporte und Berechnungen. Ich liebe nicht an Helmut, daß er daran denkt."

„Kindskopf! Wer sollte glauben, daß Du siebenundzwanzig Jahre zählst und die Schattenseite des Lebens bereits kennst. Vorläufig wollen wir uns auf Helmuts Ankunft freuen. Ihr waret zu lange getrennt. Ihr müßt Euch auch in den Alltagssorgen zurechtfinden lernen."

„Gottlob, im Hotel läutet die Dinnerglocke," sagte Lukrezia, der Tante Arm in den ihren legend, „auch ein Stück Poesie zur rechten Zeit. Gott weiß, ich bin hungrig."

„Und unberechenbar", fügte die Tante hinzu, indem sie ihr die Hand streichelte und mit ihr zum Hotel ging.

* * *

Lukrezia stand am Fenster ihres kleinen Zimmers, das den Ausblick aufs Meer gab. Unten am Strand, mitten im Trubel der Fremden, die sich zum Konzert auf dem Pier rüsteten, saßen ihre Tante und Professor Helmut Thiesen.

Sie hatte den Kopf an die Wand gepreßt und blickte lange auf die beiden nieder. Ihr Gesicht sah müde aus, als habe eine schlaflose Nacht ihre Schatten darüber gelegt.

Sonderbar, dachte sie, daß nun, da ich meine Freiheit aufgeben soll, Helmut mir anders erscheint, — ich habe mit ihm eigentlich immer in einer höheren Welt gelebt. Als er gestern Abend neben mir saß, meine Hand in der seinen hielt und von dem allergeringsten sprach, selbst vom Haushaltsgeld, das er mir geben würde —, da war er mir fremd, ich mußte meine kalten Finger aus den seinen lösen. Gottlob, er hat es nicht beachtet, so vertieft wie er war. Gott, wie mir vor einer Ehe graut, in der nach und nach das gegenseitige Fluidum erlischt und nichts übrig bleibt als das Interesse für die gemeinschaftlichen Habseligkeiten."

Sie riß sich jäh vom Fenster los und griff nach ihren Handschuhen.

„Dumm! Was er in sich hatte, ist doch noch vorhanden," sagte sie laut, „und was kümmern mich die winzigen Nichtigkeiten, die nun doch einmal sein müssen. Leben ohne geistige Verbindung mit Helmut, das könnte ich nie; sein Denken war immer ein Teil von dem meinen."

Ihr Blick fiel plötzlich auf einen Brief, den das Zimmermädchen eben schweigend auf den Tisch gelegt hatte. Eine jähe Glut zog, während sie die Adresse las, über ihr Gesicht.

Boris! Immer wieder und wieder er. — Was hat er mir zu sagen? Und warum quält er sich jetzt in mein Leben hinein?

Ihre Finger zitterten auf dem Kuvert, sie wollte es öffnen, besann sich aber und zerriß dann jäh und heftig den Brief, ohne ihn zu lesen. Sie zerriß ihn in Atome, — die wie gestorben durch die Lüfte trieben — wie Menschen=Wünsche und =Hoffnungen, die sich nicht verwirklichen lassen und langsam zerstieben. — — —

„Da kommt Lukrezia," sagte Frau von Diehm zu Helmut, dessen Augen sie längst den Weg entlang gesucht hatten. „Sie sieht blaß und müde aus, die neue Stellung Ihnen gegenüber greift sie an."

Helmut sagte nichts, er war versunken in Lukrezias Anblick und lüftete ihr seinen Hut entgegen.

Sie begrüßte ihn herzlich und setzte sich an seine Seite. Helmut konnte nicht genug die Schönheit der englischen Küste rühmen — er hatte bis jetzt überhaupt so wenig von der Welt gesehen — und es war ihm alles neu.

„Wirst Du nicht böse sein, Tante," sagte Lukrezia nach einer Weile, „wenn ich mit Helmut auf die Cliffs gehe, ich möchte ihm dort oben den Sonnenuntergang zeigen. Wir treffen Dich in einer Stunde auf dem Pier."

Frau von Diehm nickte und sah ihnen lächelnd nach.

Sie gingen den schmalen Weg am Hotel Metropol vorüber und stiegen schweigend bis hinauf, wo das weiche, moosartige Gras die hintereinander aufsteigenden Hügel bedeckt. So, in sich selbst versunken, kamen sie hinauf bis zur Overstand=Ruine, dem Überrest einer alten Normannenkirche, die jetzt, von sattem Epheu überwuchert, traurig, ihren Untergang ahnend, ins Meer schaut. Bis dicht zu ihren Füßen hat der Strom bereits alles hinabgerissen. Zwischen alten zerbröckelten Gräbern mit verwischten Namen stehen roter Mohn und andere Blüten und tragen ohne Todesahnung ihren Duft über die Ruine. Totes und Lebendiges, alles gleich dem Elemente preisgegeben!

Lukrezia dachte an alle die Jahre geistiger Gemeinschaft mit Helmut, an alle die längst verwehten stillen, wunschlosen Stunden. Sie löste einen Epheuzweig von der Ruine, legte ein paar Blüten um denselben und gab ihn in des Freundes Hand. Wie war sie in ihren Briefen zu ihm geflüchtet, wenn das Leben ihr unverständlich geblieben! Wie hatte sie Mut und Kraft aus ihm geschöpft! Auch er, von widrigen Familienverhältnissen verwundet, hatte sich in die Einsamkeit, in sich selbst zurückgezogen, und was er außerhalb suchte, fand er bei ihr.

„Ich werde meine Vorträge im neuen Semester über noch ungelöste Fragen Schopenhauers eröffnen," sagte er, während sie den Abhang entlang gingen, „ich habe kolossal daran gearbeitet und glaube, einiges Licht darüber bringen zu können, auch hoffe ich, daß man es an maßgebender Stelle anerkennen wird."

„Über Schopenhauer?" wiederholte Lukrezia, noch in dieser wunderbaren Welt, die sie umgab, versunken, — „das muß interessant sein. Ich selbst habe mich im letzten Jahr mit Nietzsche beschäftigt."

„Mit Nietzsche?"

„Ja, mit Nietzsche, er ist mehr Künstler als Philosoph und steht mir daher näher, — wie hat z. B. seine ‚Geburt der Tragödie' auf mich und meine Kunst gewirkt."

„Ja freilich, ich vergesse immer, daß aus der Pädagogin eine Künstlerin geworden ist."

„Noch nicht, aber ich hoffe es zu werden."

„Du hoffst es zu werden als die Frau eines Philosophen? Das wird schwer zusammen zu bringen sein, Kind! Wie kamst Du eigentlich damals so rasch von London nach Wien? Du hast mir darüber niemals die Einzelheiten berichtet."

„Wenn ich an Dich schrieb," sagte Lukrezia, mit ihren Augen die seinen suchend, „fiel merkwürdigerweise immer das Alltägliche, Prosaische von mir ab, ich wandelte mit Dir so gerne in einer anderen Welt, und so ging ich wohl allzu flüchtig über manches Tatsächliche hinweg. Ich hatte in dem Institut, wo ich deutsche und französische Sprachstunden gab, für einen kranken Lehrer den Zeichenunterricht übernommen, und dabei entdeckte ich mein Talent und meine Lust zur Sache. Ich arbeitete mit einer Wonne wie nie zuvor, nahm Unterricht bei meinem kranken Kollegen und fand in ihm einen hochbegabten Künstler, der aber leider zu arm und leidend gewesen war, um sich ganz ausbilden zu können."

„Ja, das schriebst Du mir damals."

„Ihm verdanke ich viel; seine Krankheit und sein Tod haben mich zum Denken angeregt wie nichts zuvor. Es lag eine so tiefe Ungerechtigkeit in seinem

Los. Ich fing damals erst an, auch nach außen zu leben, Interesse an anderer Menschen Schicksalen zu nehmen und vor allen Dingen die wirkliche Kunst als Erlöserin aus den Alltagssorgen des Lebens verstehn zu lernen."

„Wie meinst Du das, liebes Kind?"

„Es wurde mir vieles klar, worüber ich niemals nachgedacht hatte," fuhr Lukrezia, ohne seine Frage zu beantworten, fort, „das englische und wohl auch das deutsche Schulwesen mit seinem pedantischen Stundenleben, wo man genau am ersten Januar weiß, wie jeder Tag des Jahres verläuft, wurde mir unerträglich — ich litt dabei."

„Auch darüber schriebst Du mir," unterbrach sie ihr Verlobter, „aber ich gestehe, ich verstand das nicht recht; die Schulen sind doch das Wichtigste, was es gibt, und in der Arbeit in denselben liegt meiner Meinung nach ein ganz besonderer Segen."

„Vielleicht für den, dessen Segen in dieser Arbeit wurzelt. Ich selbst war nicht an meinem Platz. Und siehst Du, Helmut," fuhr sie dann, sich an ihn schmiegend, fort, „ich brauche auch Freude — ich muß genießen." Und sie schob ihn sanft zur anderen Seite, wo eben der Feuerball der Sonne ins Meer versank. Die Wellen taumelten in lauterem Gold, die Cliffs umgaben, einer smaragdenen Kette gleich, das Gestade, und der Himmel beleuchtete, in allen Farben glühend, phosphorartig das wunderschöne Stück Welt. Vom Pier herüber drangen, vom Rauschen des Meeres zerrissen, einige Akkorde aus der Ouvertüre zu Fidelio.

„So etwas brauche ich, Helmut, ich — ich muß auch genießen, wenn ich etwas leisten soll," sagte Lukrezia, von diesem Farbenbild ergriffen, „die Schönheit, sie muß mich aus der Alltäglichkeit heraus zu einer Traumwelt tragen, wo alle unsere Nerven vibrieren, wo das Denken — Fühlen wird."

Helmut blickte zur Seite und sah, wie ihre Augen leuchteten und ihr schönes Gesicht einen blendenden Ausdruck trug.

Wie war sie anders — bedeutender geworden, seitdem er sie nicht gesehen hatte. War dieses seltsame Mädchen mit den leuchtenden Zügen wirklich seine Verlobte und wollte sein stilles Forscherleben mit ihm teilen?

Er liebte sie in diesem Augenblick wie nie zuvor. — Bewegt wie er war, trat er ihr einen Schritt näher, um es ihr angesichts des Meeres und bei den weichen Tönen, die durch die Luft flogen, ins Ohr zu flüstern, es ihr zu sagen, wie herrlich sie ihm erschien — wie begehrenswert! Aber er fand nicht das befreiende Wort — etwas Fremdes ging plötzlich von ihr aus — etwas, von dem es ihm dünkte, daß es nicht zu ihm gehöre — niemals sein eigen sein könne.

Sein Blick glitt, von jäher Qual gefoltert, über ihre Gestalt, vom Kopf auf dem graziös ein großer, schwarzer Spitzenhut lag, die hohe, schlanke Gestalt entlang, die bis zu den Füßen herunter ein Gemisch von Energie und Sehnsucht trug. Hätte er sie nicht doch schon damals an sich fesseln sollen, als ihre Mutter starb und sie hilf- und heimatlos vor ihm stand? Die leidige Existenz, die Angst vor den täglichen Sorgen, die hatten die Frage von seinen Lippen gedrängt. Er war nun einmal so schwer und peinlich in allen diesen Dingen und hing oft von Kleinem ab. Aber jetzt — jetzt wollte er sie glücklich machen, sie, die neben herben Bitternissen auch die Schönheiten fremder Welten in sich aufgenommen, moderne Anschauungen zergliedert hatte und wohl auch manches über Bord geworfen, womit er noch rechnete.

Wie sie da, in den Anblick des Meeres versunken, schön und königlich vor ihm stand!

Er hätte ihr so vieles sagen mögen, sprechen, so wie er es einst getan — aber all das Neue und Schöne es machte ihn stumm.

Auch Lukrezias Gedanken waren mit ihm beschäftigt; sie suchte nach den alten Erinnerungen, ja wühlte förmlich in der Zeit, in der Helmut Thiesen sie ausgefüllt hatte bis in den letzten Winkel ihrer Seele.

Plötzlich riß sie sich, ärgerlich mit sich selbst, von ihren Gedanken los und legte ihren Arm fest in den ihres Verlobten.

„Die Tante wartet, Helmut, komm, man spielt auf dem Pier bereits das fünfte Stück."

Sie hatte sich ihm recht innig nähern wollen, und nun war ihre Stimme so kühl wie die Brise, die vom Meer herüberwehte. Ihr graute vor ihr selbst.

„An was starb Dein junger Zeichenlehrer?" fragte Helmut in ihr Denken hinein.

„Er war nicht jung — freilich auch noch nicht alt; widrige Lebensschicksale hatten alles in ihm zermürbt — er verging langsam wie die Pflanze, der man Sonne und Luft versagt."

„War er Engländer?"

„Nein, ein Deutscher, den die Not aus der Heimat getrieben hatte und der sich ewig nach ihr zurücksehnte!"

„Sonderbar!"

„Warum sonderbar?"

„Nun ich meine, die Hauptsache wäre der Beruf und die Freude an der Arbeit. Einerlei, wo man ihr dient. Aber die Künstler lassen ihre Lebensanschauungen auf ganz anderer Basis wachsen."

„Die Hauptsache ist es ja auch nicht immer, an der wir kranken," meinte Lukrezia, „das Stück Fleisch, das wir essen, wenn wir hungrig sind,

schmeckt aber doch besser schön serviert als vom zerstoßenen Teller."

Helmut lachte.

„Du sollst immer von schönem Teller essen, mein Kind."

„Ich komme Dir gewiß kindisch vor, Helmut?"

„Nur anmutig in allem, was Du sagst und tust, Lukrezia."

Die Nacht sank allmählich schläfrig über die Erde, und als sie beim Pier ankamen, warfen die Gasflammen bereits ihren Widerschein ins Meer.

„Ein Cello-Solo, was da gespielt wird", sagte der Professor, der seiner Verlobten kaum folgen konnte, so rasch ging sie vorwärts.

„Ja, ein Cello-Solo." Sie wollte hinzufügen, daß es eine ungarische Rhapsodie sei, die sie Note für Note kenne — aber sie sprach es nicht aus, sie dachte es nur.

„Den Uniformen nach ist es eine österreichische Kapelle", fuhr Helmut fort.

„Ja, und zwar eine sehr gute. Wir haben uns, bevor Du kamst, allabendlich da erquickt, aber das Cello war niemals so gut. Dort sitzt die Tante, siehst Du?"

Als sie sich begrüßt und Platz genommen hatten, blieb Lukrezia schweigsam in die Musik versunken, sie bemühte sich nur zuweilen das Gesicht des Cellisten zu sehen, der ein Künstler ersten Ranges sein mußte, aber es gelang ihr nicht, er saß an derselben Seite wie sie selbst und wurde von einer Säule gedeckt.

Dumm, daß ich bei seinem Spiel an Boris Kornill denken muß, sagte sie sich, der Künstler hat eine merkwürdige Verwandtschaft mit ihm — um so auffallender, da Boris seine ganz besondere Eigenart hat.

Als das Stück beendet war, — das Meer rauschte leise dazwischen —, wollte der Beifall kein Ende nehmen, man trampelte, wie es die Engländer mit Vorliebe tun, mit den Füßen und klopfte mit den Stöcken.

„Großartig," sagte Frau von Diehm, „findest Du es nicht auch, Lukrezia?"

„Und ob ich es finde, Tante, ich möchte nur wissen, wer der Künstler ist."

„Soll ich mich ihm nach dem Konzert vorstellen?" fragte Helmut.

„O nein, Gott bewahre!"

Und sie dachte wieder an Boris, er spielte damals diese Rhapsodie in Wien in seinem Atelier, als er ihr zum ersten Male sein Grabdenkmal zeigte, an dem er arbeitete. Die gebeugte, schöne Frau, die sich darüber neigte, trug ihre Gestalt — nur hatte sie der Schmerz geadelt, sie sah befreit aus von allem, was Alltagsleben und Sorge in arme Menschengesichter gräbt. Sie hatte alles, was allein ihrem Leben Wert gegeben, dem Tode lassen müssen, — Sorgen hatte sie nun keine mehr in dieser Welt —, nur Schmerz und Sehnsucht beugten sie.

Lukrezia achtete nicht mehr auf die wenigen Piecen, die noch folgten, eine Polka von Gott weiß wem und einen Straußschen Walzer. Sie lauschte dem Rauschen des Meeres und dachte wesenlose Dinge, halb wirkliche, halb erträumte.

„Du sagst nichts," flüsterte Helmut ihr einmal zu, „Du denkst noch an das Cello."

Sie nickte.

„Es geht mir gerade so, eine solche Musik könnte einem zum Schicksal werden."

Sie wollte ihm von dem Freunde erzählen, von dessen Spiel und Kunst, aber sie fürchtete sich vor der Sprache und ihrem Laut. Ein andermal, oben in den Cliffs, im Garden of Sleep, wohin sie Helmut an einem stillen Morgen zu führen gedachte, da wo die einsame Ruine, vom Winde zerstückt, seit Jahrzehnten trauert und auf den letzten großen Sturm wartet, der sie ins Meer vergraben soll — da — da wollte sie Helmut von Boris sprechen, von dessen Kunst, die jede Faser seines Seins durchdrang, und die so viel Neues und Bedeutendes auch in ihr Leben gegeben hatte. Es waren die beiden Menschen, die ihr am nächsten im Leben standen, ganz verschiedene Naturen und ihr doch beide teuer. Helmut verinnerlichter, in engerem Gedankenkreis, mit angeborener feiner Psyche, wohl etwas verbohrt in seiner auf Hypothesen aufgebauten Welt, wie man es zuweilen bei Gelehrten findet, — und Boris Kornill, der schöne Mann mit dem Herrscherblick, ein echter Sohn seiner Zeit, eine leidenschaftliche Künstlernatur, die selbst über die den Menschen gesteckten Ziele hinausstürmen möchte. Mit einem schrankenlosen Durst nach Freiheit setzte er den Lebensbecher an seine Lippen und wollte ihn bis zur Hefe leeren. Was ihm zu seinem Glücke notwendig schien, das hatte er ein Recht zu erstürmen. Was Boris Menschenrecht nannte bis zu den äußersten Grenzen, lehnte die vornehmere Natur Helmuts ab. Er brauchte so vieles nicht, was dem anderen Bedürfnis war.

Sie litt oft darunter, daß sie niemals einen Bund zu Dreien zusammenbringen würde. Boris wußte, daß sie sich zu Helmut gehörig betrachtete, und sie achtete es an ihm, daß er deshalb nie die Grenzen der Freundschaft überschritt — obschon er, sie vermutete es wenigstens, sie liebte.

Heute kämpfte sie mit sich, während sie hinter den beiden her, Helmut hatte seinen Arm der Tante gereicht, den Pier entlang ging.

„Lukrezia!" Der Name wurde jäh in ihr Ohr gejagt. Ihr Herz hörte einen Augenblick auf zu schlagen. Was war das? Wer sprach zu ihr?

„Lukrezia!"

Sie sah nicht zurück, sie ging rasch vorwärts, sie wußte, das Verhängnis schritt mit ihr, denn in ihrer zitternden Hand hielt sie krampfhaft ein Papier.

Hatte Er — Er es hineingegeben? Wie kam er hier nach England, an die Küste? Hatte sie nicht das Wiedersehen mit Helmut in Ruhe und Glück genießen wollen und die Tante gebeten, mit ihr nach Cromer zu gehn? So weit — weit ab von Wien? Und nun brachte Boris alle diese Opfer, um sie zu sehen? —

Aber nur wenige Augenblicke, und sie faßte sich wieder. Sie trat fester auf als vorher; konnte sie nicht tun, was sie wollte und was sie für recht hielt? Sie schob das Papier — sie hatte die Adresse gesehn und Boris' Hand erkannt — ohne Zittern in ihren Busen, ging mit ein paar Schritten den anderen nach und drängte sich dicht an Helmut. Wenn denn Boris hier war, und jetzt wußte sie, daß er es gewesen, der das Cello gespielt hatte, der ihren Namen gehaucht — dann sollte er auch sehn, daß sie zu Helmut gehöre.

Während sie in das Meer sah, in dem sich die Lichter in den Wellen warfen, durchrieselte sie ein wonneseliges Etwas. Es war so bezaubernd schön hier! Ihr gegenüber im Hotel Metropol waren die Fenster weit geöffnet; ein rotes, phantastisches Licht ergoß sich über die Menschen da drinnen, die Damen in leuchtenden Toiletten, die Herren im Frack. Man lachte, plauderte, flirtete, man schlürfte Champagner und Meeresluft. Und darüber reckten sich die Türme der Kirchen, das graue Gestein schien bei der Beleuchtung der Nacht aus Marmor gemeißelt und leuchtete matt gegen den dunklen, sternbesäten Horizont.

Wie göttlich schön! Sie berührte in ihrem wonnigen Empfinden Helmuts Arm. Er bemerkte es nicht. Er debattierte mit der Tante, ob Nuß- oder Mahagonimöbel zweckmäßiger sein würden.

Der Arme wollte ihr das Heim schön machen, und dabei ließ er diese Pracht ungenossen an sich vorüber gehn.

Sie senkte das Gesicht.

„Lukrezia, Kind," fragte er, nach ihrem Arme tastend, „würdest Du in Deinem Zimmer ein mattes Grün lieben?"

„Vielleicht — es würde mich am ehesten an das Meer erinnern — an die weite, weite Welt, wo alles Kleinliche versinkt."

„Wie Lukrezia sich verändert hat", sagte er zur Tante, während er, als wolle er das Rätsel lösen, in des Mädchens schönes Gesicht sah. „Die Welt da draußen hat Wunder in sie hineingegeben."

„Und doch hatte sie mit alltäglichen Sorgen zu kämpfen."

„Die sind nun vorüber, mein Kind," sagte er, ihre Hand ergreifend, „ich kann Dich nun mit gutem Gewissen in Dein Heim führen, Dich behüten und beschützen."

„Ich bin etwas Bohème geworden, lieber Helmut," entgegnete sie, wehmütig lächelnd, „die herrliche Freiheit und der Verkehr mit bedeutenden Künstlern haben die tägliche Sorge weit überholt. Es machte mich nicht unglücklich, wenn ich kein Mittagsbrot hatte."

Sie waren am Ausgang des Piers angekommen, Lukrezia blieb einen Augenblick stehn; er war beinahe menschenleer. Eine dunkle, hohe Männergestalt lehnte weit über der Barriere.

Boris, dachte sie — wie er wohl das Meer versteht und in sich aufnimmt? — Er kennt seine Sprache und berauscht sich in dem Zauber dieser Nacht!

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der am 3. Februar stattgefundenen Sitzung des Marburger Geschichtsvereins hielt Herr Professor D. Dr. Friedrich **Wiegand** einen Vortrag über den **literarischen Nachlaß August Vilmars.** Es ist dem Vortragenden gelungen, einen großen Teil desselben aus der Hinterlassenschaft des verstorbenen Metropolitan Heldmann in Oberweimar, des Schwiegersohnes Vilmars, zu retten. Er enthält Drucksachen, sämtliche Personalakten, Manuskripte und Auszüge zu Vilmarschen Büchern, nicht zum Abschluß gelangte Arbeiten, Akten und Konzepte aus allen Perioden seines Lebens, darunter vieles, was bisher fast unbekannt oder verloren geglaubt war. An der Hand der äußeren Lebensdaten führte der Redner durch das von ihm feinsinnig ausgewählte Material, das eine Reihe wichtiger Stücke enthielt, die der Versammlung zur Einsicht vorgelegt wurden. Den Anfang machte ein 1849 gedrucktes Gedicht V.'s auf seinen einstigen Hersfelder Schulkameraden, den später auf dem Gebiete der Gynäkologie so hochverdienten Professor der Medizin in Marburg, Karl Hüter (1802—57), zum silbernen Doktorjubiläum, das in scherzhafter Weise die Erinnerung an die Hersfelder Gymnasialzeit auffrischen sollte. Darauf wurde Vilmars führende Rolle in der Marburger Burschenschaft im Anschluß an seine eigenhändige „Kurze Entwickelung einer Geschichte der deutschen

Burschenschaft zu Marburg von ihrer Entstehung bis zum Ende des Jahres 1820. Geschrieben Februar 1823" besprochen, wobei sich ergab, daß Vilmar weit länger, als er selber später es wahr haben wollte, ein begeisterter Burschenschafter gewesen ist. Es folgte eine Abschrift des ersten gegen Kurfürst Wilhelm II. gerichteten Drohbriefes, die sich V. wohl während seiner Tätigkeit in Kassel verschafft hatte. Von biographischem Werte sind V.'s Predigten, die für die Jahre 1822—42 vollständig registriert und mit zahlreichen Randnoten versehen vorliegen, welche über Ort und Zeit, da die Predigten gehalten sind, genau informieren. In den 17 Monaten, die V. Abgeordneter der neugeschaffenen kurhessischen Ständeversammlung und Mitglied der Oberen Schulkommission war, hat er 14 Referate verfaßt. Zu anderen sehr wichtigen liegen die Konzepte vor, die aber nicht in die Landtagsverhandlungen übergegangen sind, so zu den Berichten über die Verbesserung der Lage der Volksschullehrer, über die Gründung eines protestantisch-theologischen Seminars an der Landesuniversität und über die Einrichtung des Volksschullehrerseminars zu Homberg. Wegen seiner warmen Teilnahme an der auf eine Verfassung der hessischen Kirche abzielenden Bewegung wurde V. zum Mitglied der Oberen Kirchenkommission ernannt, unter deren Akten noch der von V. eigenhändig aufgesetzte Entwurf einer Synodalordnung für Kurhessen sich findet. Der Reorganisator des Marburger Gymnasiums trat 1833 als erster Direktor an dessen Spitze. „Am 24. März 1834 vormittags zwischen 8½ und 9 Uhr," wie V.'s genaue Datierung bezeugt, hielt V. seine erste Schulrede über das „Bewußtsein von unseren Schranken". In den 30er und 40er Jahren war V. als Mitglied der Oberen Schulkommission sehr eifrig für die Hebung des höheren Schulwesens tätig, wie das die Visitationsakten von Fulda, Hanau, Hersfeld und Rinteln, sowie die sorgfältig gesammelten Briefe der Direktoren Bach und Dronke in Fulda und Weber in Kassel bezeugen. In den Jahren 1841—43 hat V., „des Hessenlandes erster Kenner und der feurigste Bewunderer und Verfechter seiner Altertümer", oberhessische Volkslieder gesammelt, deren Manuskript dafür interessant ist, wie V. es verstanden hat, sich für diesen Zweck auch die einfachsten Leute tributär zu machen. Zu gleicher Zeit hat V. auch zahlreiches Material für ein nicht zur Ausführung gekommenes Werk über Hexen- und Kriminalprozesse gesammelt. Für seine im Winter 1843/44 gehaltenen literaturgeschichtlichen Vorträge, aus denen allmählich die heut in 26. Auflage vorliegende Geschichte der deutschen Nationalliteratur hervorging, empfing V. zahlreichen Dank; so auch besang der Marburger Dichter Dietrich Weintraut in warmen Versen, die in Urschrift vorlagen, Vilmar. 1846 äußerte sich V. im Auftrage der Regierung in zwei Denkschriften gegen die Deutsch-Katholiken. 1848 mußte er sich einen Sturm aufs Gymnasium gefallen lassen, bei dem V. selber beinahe zu Schaden gekommen wäre. In den um die Wende dieses Jahres stattfindenden Konferenzen, welche gegen die durch das Religionsgesetz vom 29. Oktober 1848 geschaffenen Veränderungen Stellung nahmen, bildete V. den Mittelpunkt. Auf Veranlassung der Ziegenhainer Konferenz vom 13. Dezember verfaßte V. eine „Ansprache evangelischer Pfarrer an die Mitglieder ihrer Gemeinden", die von der Regierung sofort unterdrückt wurde. Von der am 14. Februar 1849 stattgehabten Jesberger Konferenz legte der Vortragende Protokolle, Briefe und Zustimmungsadressen vor.

Schon während seines ersten Ministeriums hatte Hassenpflug einen starken Einfluß auf V. gewonnen, den er im Oktober 1832 als Hilfsreferent ins Ministerium des Innern berufen hatte. Bei seiner Rückkehr berief er V. sofort (25. Februar) zum Mitarbeiter mit dem Titel des vortragenden Rats in das Ministerium nach Kassel. Dieser von Herrn v. Ende ausgefertigte und von Hassenpflug unterschriebene Brief, sowie zwei andere kurze, des Ministers starke Einmischung in kirchliche Dinge wiederspiegelnde Handschreiben lagen im Original vor. Von der amtlichen Tätigkeit V.'s in Kassel waren nur unbedeutende Entwürfe vorhanden; um so interessanter sind zwei Aktenbände der Kommission für ein gemeinsames „Deutsches evangelisches Kirchengesangbuch", an dem Vilmar besonders starken Anteil hatte. Die Nichtbestätigung V.'s zum Generalsuperintendenten durch den Kurfürsten veranlaßte den Rücktritt des Ministeriums Hassenpflug. Nach längerem Zögern wurde V. am 27. Oktober 1855 zum ord. Professor der Theologie nach Marburg berufen. Wenige Tage darauf erhielt er einen Ruf nach Rostock als Professor der Ästhetik und Literaturgeschichte. Über den unangenehmen Prozeß, den der verbitterte und grollende V. sich bald darauf schon von seiner eigenen Fakultät zuzog, hat er sich kurz vor seinem Tode in einer handschriftlich vorliegenden Denkschrift: „Mein Handel mit der theologischen Fakultät zu Marburg und vor drei kurfürstlich-hessischen Schurkengerichten" von seinem Standpunkt aus geäußert. Für die Bitterkeit der Stimmung V.'s, welche nach den Ereignissen von 1866, als der Zusammenbruch seiner Politik ihm die größte Enttäuschung seines Lebens brachte, besonders stark hervortrat, lagen auch zahlreiche Zeugnisse vor. Mit der Mitteilung von V.'s Testamenten und den darin enthaltenen Bestimmungen über die Art seines Begräbnisses schloß der hochinteressante,

mehr als zweistündige Vortrag. — Danach zeigte Herr Apotheker Strippel noch zwei Karikaturen vom Jahre 1848 aus dem Besitze Vilmars. F.

Der zweite diesjährige Kasseler Unterhaltungsabend wurde eingeleitet durch einen Vortrag des Herrn Baurat Genth, der sich, wie erinnerlich sein wird, vor Jahresfrist an derselben Stelle eingehend über die Bedeutung der Familiengeschichte ausgelassen hatte. Diesmal sprach Redner über die Lebensschicksale einer hessischen, aus Schmalkalden gebürtigen Familie, der Familie Waitz. Das ursprüngliche Vaterland dieses Geschlechtes, das sich bis zum Jahre 1060 zurückverfolgen läßt, war Ungarn. Der Vortragende führte eine auf einer mehrere Meter hohen Papierfläche von ihm aufgezeichnete Stammtafel vor; veranlaßt wurde er zu dieser immensen Arbeit durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu diesem Geschlecht; seine Urgroßmutter war eine geborene Waitz, und deren Vater in Kassel zweiter Geistlicher an der damals neu begründeten lutherischen Kirche. Erwähnenswert ist, daß die Augusta- und Sophienstraße ihre Namen der Familie Waitz entlehnt haben, der überhaupt zwei Jahrhunderte lang in Kassel nicht unbekannt war. Auch jetzt ist die Familie noch weit verbreitet; zur Zeit dienen acht ihrer Mitglieder im preußischen Heer und der Marine. Herr Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf berichtete dann über die Entweichung des Dr. Kellner aus dem Kasseler Kastell am 23. Februar 1852. Bekanntlich hatten die beiden Redakteure der „Hornisse“, der Rechtskandidat Heise und Dr. phil. Kellner, beim Einrücken der Bundestruppen im Dezember 1850 die Flucht ergriffen und beim Gutsbesitzer Blomeyer auf dem Klostergute Wormeln bei Warburg gastliche Aufnahme gefunden. Kellner wurde aber aufgespürt und in der Nacht vom 13. auf den 14. August in das Kasseler Kastell abgeliefert. Über seine trotz der schärfsten Bewachung mit Hilfe des Leibgardisten Friedrich Zinn bewirkte Flucht, sowie auch über die weiteren Lebensschicksale beider machte nun der Vortragende die eingehendsten Mitteilungen. Im Anschluß hieran brachte Herr Geheimrat Fritsch, ein früherer Mitschüler Kellners, einige persönliche Erinnerungen, während Herr Rechnungsrat Woringer, der 1867 Gelegenheit hatte, Zinn auf dem Kasseler Felsenkeller kennen zu lernen, über diesen einige biographische Ergänzungen gab. Herr Woringer referierte hierauf auf Grund einer Abhandlung in der Zeitschrift des histor. Vereins zu Marienwerder über die Lebensschicksale des Rittmeisters Lehmann, des ersten Gatten der späteren Fürstin von Hanau. Herr General Eisentraut wies schließlich noch darauf hin, daß der Verein im Jahre 1909 sein 75jähriges Bestehen feiere und damit voraussichtlich die Tagung des Gesamtvereins deutscher Geschichtsvereine verbunden sein werde. Es zirkulierten außer einer Photographie Kellners und einer Aquarellzeichnung des Gefreiten Zinn noch eine Karikaturlithographie aus dem Jahr 1848, ein Band der sehr selten gewordenen „Hornisse“ und ein von Herrn Direktor Henkel vorgeführter Münzteller. Die von Herrn Oberlehrer Grebe gestellte Anfrage, ob es mit Kosten verknüpft sei, die Listen der hessischen Teilnehmer am amerikanischen Freiheitskrieg zu erwerben, beantwortete der Vorsitzende dahin, daß Herr Dr. Henkel auf Grund seiner Beziehungen zu London sofort Schritte getan hat, um zu ermitteln, wie wir Hessen in den Besitz dieser Listen oder wenigstens einer Abschrift gelangen können. Es sei das weniger Sache des Geschichtsvereins als unseres Archives und des Generalstabes. Daß das englische Kriegsministerium die Listen abließe, sei schwerlich anzunehmen, und eine Abschrift sei wohl auch sehr kostspielig. Sicherlich würde aber doch versucht werden, von den Behörden eine unentgeltliche Abschrift zu erlangen.

Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung. In der Februarsitzung des Vereins gedachte der Vorsitzende, Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner, zunächst des Verlustes, den der junge Verein durch das Hinscheiden zweier Mitglieder, der Herren Wilhelm Bennecke und Paul van der Linden, erlitten hatte. Sodann hielt Herr Oberlehrer a. D. Grebe den angekündigten Vortrag über Wortbedeutung und Wortveränderung. Er wies nach, wie bei der Entwickelung, der das sprachliche Vermögen eines Volkes unterliegt, häufig alte Formen absterben und neue an ihre Stelle treten; diese sich allmählich, nicht sprungweise vollziehende Wandlung suchte er an einzelnen Wörtern darzutun, die in ihrer Bedeutung entweder gesunken oder gestiegen sind, wie z. B. die Adjektive hübsch, niedlich und ehrlich. Hierauf sprach Herr Bibliothekar Dr. Lange über einige Wortbildungen und Wortentstehungen, die zugleich einen kleinen Beitrag zur Stadtgeschichte bildeten, und zwar zunächst über den Namen Breul, der nach Schminke (1767) einen sumpfigen Ort und grünen Platz, der mit Buschwerk und Holzungen bewachsen war, bedeutete. Der Breul bezeichnete eine Gegend, die etwa unserer heutigen Kastenals- und Müllergasse, vielleicht auch dem Pferdemarkt entsprach. Nach Grimm bedeutet das Wort in der Umschreibung „Brüel“ eine buschichte Wiese, nach Vilmars Idiotikon von Hessen eine Wiese, die mit Buschwerk bewachsen und sumpfig ist. Der Name war in Hessen ziemlich verbreitet; außer in Kassel

ist er noch in Eschwege, Goßfelden, Rauschenberg, Weiterode und anderwärts nachzuweisen, immer mit dem vorwiegenden Beibegriff des Sumpfigen. Einen direkten Nachweis über das Wort gibt es nicht, in den Kapitularien Karls des Großen finden sich aber einige Fingerzeige, die sich vielleicht hiermit in Verbindung bringen lassen. In einem „capitulare de villis" werden die kaiserlichen Meier angehalten, die „Brühle (brogilo), die mit Bäumen bestandenen Flächen, die das gemeine Volk Breul nennt, gut imstand zu halten"; die zugehörige Anmerkung der Monumenta Germaniae gibt hierzu die Erklärung: locus muro circumdatus ad animalia custodienda; wir hätten also hier ein Terrain, das an einem sumpfigen, mit Bäumen bestandenen Ort liegt und den Zweck hat, Tiere darin festzuhalten, also etwa einen heutigen Tiergarten. Das stimmt auch zu unserer ältesten Stadtgeschichte. Der Königshof (custis Chasellae), aus dem Kassel entstanden ist, bestand vermutlich aus einem befestigten Hof auf dem erhöhten Grundstück des jetzigen Regierungsgebäudes und einem Meierhof auf dem Grundstück des jetzigen Packhofes; und in der nächsten Nachbarschaft des Königshofes wird sich eben der Breul befunden haben. In eine ganz ähnliche Vergangenheit reicht der Name **Wolfsanger** hinauf, das in zwei Urkunden 811 und 813 genannt wird; natürlich bestand der Ort schon früher. Unter der Position 69 dieses „capitulare de villis" werden die Meier der Königshöfe angewiesen, wegen der Vertilgung der Wölfe bestimmte Maßnahmen zu treffen. Wir haben nun in Wolfsanger einen Anger vor uns, auf dem die in dem erwähnten capitulare Karls des Großen befohlene Ablieferung der Wolfsfelle geschah. Eine höchst merkwürdige Entwickelung hat auch die Bezeichnung der **Ruine Tannenfels** bei Hilders in der Rhön. Sie hieß ursprünglich als Stammburg der Herren von Eberstein eben Eberstein. Einer dieser Herren, die mit dem Stift Fulda in Fehde standen, wurde in Fulda öffentlich hingerichtet. Der Anhang der Ebersteiner schmiedete nun einen Rachekomplott; auf der großen Wasserkuppe fiel das Los auf einen Giso von Steinau, der dann den Abt in der Abtsburg bei Fulda erstach. Hierauf wurde die Verfolgung der Mörder unternommen; die Fehde nahm weiteren Ausbruch, und es kam zum Kampf um den Eberstein, der durch König Rudolf beigelegt wurde; der Eberstein wurde 1288 geschleift und der Berg wurde die Grenze der Herrschaft Tann und des Stiftes Fulda; er erhielt als Grenzberg den Namen der Tann-Fuldesche Küppel oder im Volksdialekt der „Tannföllsche" Küppel, und hieraus hat der Kartograph dann den Namen „Tannenfels" gemacht. Solcher Beispiele der Ortsnamenerklärung ließen sich noch mancherlei vorbringen. Auf Grund einer im städtischen Archiv befindlichen, aus dem 17. Jahrhundert stammenden und den Schwarzfärbermeister und späteren Stadtkämmerer Valentin Werner betreffenden Akte sprach sodann der **Vorsitzende** über die **Rechtssymbolik unserer Vorfahren**. Jakob Grimm hat in seinen „Rechtsaltertümern" das Wesentlichste über solche symbolischen Handlungen zur Geltendmachung von Eigentumsrechten zusammengestellt. Als Zeichen eingetretener Besitznahme wurde beispielsweise von einem Grundstück ein Ast des auf ihm stehenden Baumes dargereicht, ein Feuer wurde auf ihm angezündet usw. Als das römische Recht in Deutschland Eingang fand — in Kassel mit Beginn des 16. Jahrhunderts — starben allmählich auch jene sinnigen symbolischen Handlungen und Gebräuche des deutschen Rechtes ab, da der schriftliche Prozeß sie überflüssig machte. Gleichwohl kommen auch aus späteren Jahrhunderten noch Beispiele, wie eben das erwähnte, vor. Schließlich gab der Vorsitzende noch einige markante Beispiele des Aber- und Hexenglaubens, die den Zug der Wiedervergeltung gemeinsam hatten, daß nämlich gewisse Handlungen den abwesenden Zauberer an seinem eigenen Leibe treffen. Diese Beispiele lösten bei einigen Anwesenden die Wiedergabe einer Reihe ähnlicher Erzählungen aus, sodaß die überaus interessante Sitzung erst spät ihren Abschluß fand.

Hochschulnachrichten. Professor Dr. phil. W. **Straub**, Direktor des pharmakologischen Instituts in Marburg, hat den an ihn ergangenen Ruf nach Würzburg angenommen. — Der Oberarzt der chirurgischen Klinik in Marburg Professor Dr. **Wendel** hat einen Ruf als dirigierender Arzt der chirurgischen Abteilung an das städtische Krankenhaus in Magdeburg-Sudenburg angenommen. — Dem Bischof **Endert** in Fulda ist von der theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. B. die theologische Ehrendoktorwürde verliehen.

Jubiläum. Der Direktor der Kgl. Universitäts-Frauenklinik in Marburg Geh. Medizinalrat Professor Dr. **Ahlfeld** feierte am 2. Februar sein 25 jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor.

Abbruch. Ein altes Wahrzeichen Eschweges, der Brückenturm, ist, da er für eine neue Werrabrücke Raum schaffen soll, auf Abbruch verkauft worden.

Literarisches. Die im Deutschen Reiche tätigen Balten geben zu Gunsten der notleidenden Deutschen Rußlands eine Schrift heraus, die das Elend der von der Revolution hart betroffenen Balten schildern

soll. Die künstlerische Ausstattung des Werkes ist dem jetzt in München lebenden bekannten hessischen Künstler Otto Ubbelohde übertragen worden. Der aus dem Absatz des Buches erzielte Gesamterlös soll dem Hilfsausschuß für die notleidenden Deutschen Rußlands überliefert werden.

Hessische Bücherschau.

Hartwig, Otto. Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars. Erinnerungen und biographische Aufsätze von —. Mit dem Bildnis des Verfassers. 8⁰. VII und 387 Seiten. Marburg (N. G. Elwert) 1906. Preis M. 5.—

Die neueste (6.) Auflage von Meyers Konversationslexikon Bd. VIII S. 847 (1904) bezeichnet Otto Peter Konrad Hartwig als Historiker und meldet, daß der am 22. Dezember 1903 im Ruhestand zu Marburg i. H. verstorbene berühmte Neuordner und Chef der Hallischen Universitätsbibliothek (1876—98) u. a. „die nur als Privatdruck erschienene Selbstbiographie ‚Aus dem Leben eines alten deutschen Bibliothekars' (1. Teil: Lehr- und Wanderjahre) verfaßte". Nun hat zwei Jahre nach Otto Hartwigs Tode sein Schwiegersohn, Professor Dr. Erich Liesegang, Bibliotheks-Direktor zu Wiesbaden, unter gleichem, bzw. ganz ähnlichem Titel eine Sammlung der kleineren Schriften Hartwigs veröffentlicht, die für jeden Kurhessen hohes Interesse beanspruchen, obwohl man die „Einheit" daran nicht so leicht zu erkennen vermag.

Wir hätten im Vorwort gern gehört, wie weit nun hier die „Lehr- und Wanderjahre" sich mit obigem Privatdruck decken. Sie eröffnen das erste Drittel, betitelt „Zur eigenen Lebensgeschichte", das zweite Drittel (S. 129—279) umfaßt drei biographische Aufsätze über K. Hillebrand, Luise v. François, die unvergeßliche Dichterin der „letzten Reckenburgerin", und L. Bamberger, während das letzte Drittel überschrieben wurde: „Zur kurhessischen und zur Zeitgeschichte". Hervorgehoben sei aus Seite IV noch, daß O. Hartwig den Literarhistoriker an Vilmar stets hochgeachtet hat.

Alles in allem betrachtet, ist das wertvolle Buch Liesegangs über Otto Hartwig, dessen Bild in Lichtdruck vorgesetzt ist, so recht eine Erweiterung und Ergänzung zu Otto Bährs köstlichen Büchern über „Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren" und über „Das frühere Kurhessen" (1895) geworden. Was Bähr für Cassel seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts kulturgeschichtlich bedeutet, erstrebt mit Erfolg Hartwig für das Marburg der 50er und 60er Jahre, und Hartwigs „Kurhessische Erinnerungen" (S. 350 bis 387) fußen geradezu als Feuilleton der „Nation" (1895) auf dem Buche von Otto Bähr. Otto Hartwig war dazu vollauf berechtigt, denn er hat genügend am eigenen Leibe den Haß der Vilmarianer erfahren, der ihn aus der Heimat und der Karriere warf, so daß er erst 1867 aus Sizilien, wo er Prediger der deutschen Gemeinde war, zurückkehren konnte, um nach kurzer Tätigkeit als Gymnasiallehrer in Rinteln so erfolgreich in Marburg und in Halle als Bibliothekar sich zu betätigen.

Nachdem aber Professor Dr. Edward Schröder sine ira et studio an der 100jährigen Geburtstagsfeier unseres letzten Kurfürsten die hehren Worte gesprochen hat, die sich in der Zeitschrift des hessischen Geschichtsvereins 1903 gedruckt finden, ohne in die Verhimmelung der Rechtspartei zu verfallen, wie noch die Biographie von Grebe, kann man über Hassenpflug, den H. v. Sybel bereits, zuerst in seiner Historischen Zeitschrift, monographisch darstellte, und Vilmar wohl die nackte Wahrheit vernehmen, wie sie Otto Hartwig unverhohlen uns bietet.

Sonst beschäftigt sich Hartwig mit „Marburg vor einem halben Jahrhundert", wobei viele Interna aus Kurhessen überhaupt mit unterlaufen. Drittens schreibt er über „An der Universitätsbibliothek zu Marburg 1867—76", wobei auch manches kleine Kulturbild nebenher gezeichnet ist, das Aufsatz 4 über „literarische Tätigkeit und geselliges Leben in Marburg" noch eingehend vertiefte. Seite 95 heißt die spätere Fürstin von Hanau falsch Fräulein Falkenberg. Seite 99 beginnt in Abschnitt I—IV Hartwigs Aufsatz 5: „Vilmar und Hassenpflug", den wir für die Krone des Buches erachten. An Widerspruch dagegen wird es ja, namentlich aus den Kreisen der Renitenz und der Rechtspartei, nicht fehlen, aber Hartwig kennt seinen Stoff und zeichnet mit Behagen. Seine Aufzeichnungen sind nicht nur köstliche Zeitbilder aus den Jahren 1850 bis 1866, sondern erheben sich geradezu (sicher für lange Zeit noch) zu Quellenschriften des kurhessischen Liberalismus, von dem freilich seit „fin de siècle" im Regierungsbezirk Cassel fast nichts mehr zu spüren ist. Auch Ludwig Bamberger, der Mitarbeiter Bismarcks, gehört mitsamt der ganzen links stehenden, einst so großen nationalliberalen Partei bereits der Geschichte an, so daß der Wiederabdruck von Hartwigs Biographie über Bamberger ebenso anregt wie die vier Sendschreiben Hartwigs an Professor Dr. H. v. Treitschke im Jahre 1870 „Über die Zukunft der nationalen Partei in Preußen im Hinblick auf die allgemeinen Wahlen". Ganz echt kurhessisch ist dann wieder Hartwigs bereits 1873 verfaßte Skizze über „die Schwerenotskommission", welche erst 1881 als Sonderabdruck aus der „Hessischen Morgenzeitung" erschienen ist. An sie anknüpfend, lenkt dann zum Schlusse O. Hartwig mit seinen „Kurhessischen Erinnerungen" wieder in eine Fülle autobiographischen Materials ein, so daß wir das ganze Buch von und über ihn (Aus dem Leben eines deutschen Bibliothekars) unbedenklich im „Hessenland" nicht nur zum Lesen, sondern zur fleißigen, mehrfachen Durchsicht warm empfehlen können. „Es weht so heimatlich aus jener Gegend" der kurhessischen Geschichte von 1822 bis Ende des Jahrhunderts.

Bronnzell. Dr. philos. Fritz Seeling.

Huyskens, Albert. Gibt es einen Vertrag von Friedewald aus dem Jahre 1551? Von —. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" N. F. 29. Band.) 8⁰. Seite 74—90 des erst in 1906 zu erwartenden Bandes. (Nicht einzeln im Buchhandel.)

Bereits im „Hessenland" 1904 (!) Seite 86 wurde auf diesen hochwichtigen, s. Zt. zu Marburg gehaltenen Vortrag hingewiesen und der verewigte Bennecke rügte im Frühjahr 1904 als Spaziergänger an dem Grebeschen Schriftchen über Philipp auch diesen uralten Lapsus mit Recht; daher wird hoffentlich von jetzt an dieses Märchen hessischer Chronisten und Rommels endgültig verschwinden. 1551 wurde nämlich der Vertrag des Kurfürsten Moritz und seiner Verbündeten mit Frankreich zu Schloß Lochau (der heutigen Annaburg) abgeschlossen (am 5. Oktober),

den dann König Franz zu Schloß Chambord seinerseits am 15. Januar 1552 beeidigte. Erst im Februar 1552, so ist S. 90 statt der 1551 zu lesen, wurden auf Schloß Friedewald Einzelheiten des längst vorbereiteten Kriegszuges gegen Kaiser Carl V. festgestellt, nachdem, wie bemerkt, der bindende Vertrag zwischen Landgraf Wilhelm und dem Kurfürsten Moritz einerseits und dem französischen König anderseits längst von beiden Teilen feierlichst besiegelt war. Dr. philos. Fritz Seeling.

Stade, Prof. D. Bernhard. Einst und jetzt. Rückblicke und Ausblicke. 48 S. Gießen (Verlag von Alfred Töpelmann) 1905. Preis 80 Pfg.

Das kleine Buch gibt die vom Verfasser am 25. November 1905 zur Geburtstagsfeier des Großherzogs von Hessen und zugleich zur Erinnerung an die am 10. Oktober 1605 erfolgte Eröffnung des „Gymnasium illustre" gehaltene Rede wieder, das kurz darauf, im Jahre 1607, das kaiserliche Privileg erhielt und sich von da an Universität nennen durfte. Nachdem Stade die Entstehungsgeschichte der Gießener Hochschule geschildert, vergleicht er in lichtvoller Darstellung ihre äußere Erscheinung in den Jahren 1605 und 1905. Nicht mehr ist die Hochschule ein an die dogmatische Formel gebundenes Lehrinstitut, sondern der Universitätsunterricht dient in allen seinen Zweigen der Kritik und der freien Forschung. Am Schluß wird die Frage aufgeworfen, was wir aus den Vorgängen bei der Gründung im Jahre 1605 lernen können; vorbildlich könne noch heute sein der Mannesmut der Gründer auch dem unberechtigten Verlangen des Fürsten gegenüber und der Geist der Wahrhaftigkeit, mit dem sie für ihre wissenschaftliche Überzeugung eintraten; weiter könne aus jener Zeit gelernt werden, daß jedes Eingreifen der staatlichen Gewalt in die inneren kirchlichen Angelegenheiten und auch in die der deutschen Hochschulen nur zerstörend und schadenstiftend wirkt. Die frisch und lebendig wirkende Rede ist also gerade in gegenwärtiger Zeit der Beachtung der beteiligten Kreise wert. Heidelbach.

Personalien.

Standeserhöhung. Der Generalleutnant und Oberquartiermeister im Generalstabe von Scheffer ist in den Freiherrnstand erhoben worden.

Verliehen: dem Geh. Rechnungsrat Isleib im Ministerium der öff. Arbeiten in Berlin der Kronenorden III. Kl.; dem Kanzleirat Rück in Kassel der Rote Adlerorden IV. Kl. mit der Zahl 50; der Charakter als Professor: dem schultechnischen Mitarbeiter bei dem Provinzial-Schulkollegium Oberlehrer Dr. Heil, ferner den Oberlehrern Sandrock, Sunkel und Watermeyer am Kgl. Wilhelmsgymnasium, Dr. Pistor am Kgl. Friedrichsgymnasium, Bachmann, Beinhauer, Bockholt, Dr. Fennel und Dr. Meinhoff an der Oberrealschule, Theisen und Zergiebel an der Realschule, sämtlich in Kassel; Dr. Garthe, Dr. Krull und Dr. Voigt am Gymnasium zu Eschwege; Dr. Schaaf, Stern, Wassermeier und Wende am Gymnasium zu Hersfeld; Dr. Frye, Sonne und Zengerling am Gymnasium und Sander an der Oberrealschule zu Fulda; Ewoldt am Gymnasium zu Marburg; Dr. Küster, Mascher und Dr. Müller am Gymnasium und Baseler, Forst, Lohmann und Dr. Zingel an der Oberrealschule zu Hanau; Dr. Pulch am Gymnasium zu Rinteln; Stengel an der Oberrealschule zu Schmalkalden; dem Ökonomiekommissar Wagener in Kassel der Charakter als Ökonomierat; den Domänenpächtern Selhausen zu Burghasungen und Spötter zu Mittelhof der Charakter als Königlicher Oberamtmann.

Ernannt: Regierungsassessor Valentiner in Düsseldorf zum kommissarischen Landrat des Kreises Schlüchtern; Gerichtsassessor Dr. jur. Mosler in Hanau zum Staatsanwalt in Prenzlau; Amtsrichter Dr. Wege in Kassel zum Landrichter; Kreisassistenzarzt Dr. Schultz in Niebüll zum Kreisarzt in Hofgeismar; Oberlandmesser Deubel in Kassel zum Vermessungsinspektor.

Berufen: Major a. D. Freiherr von Berlepsch in Kassel in den fachmännischen Beirat der Kaiserl. Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft.

Versetzt: Gerichtssekretär Kestner in Sontra vom 1. Mai d. J. ab an das Amtsgericht in Kirchhain.

Überwiesen: Regierungsbaumeister Hille der Königlichen Regierung in Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. med. Otto Eisenberg und Frau Berta, geb. Baumann (Kirchhain, 31. Januar); Pfarrer Wittekind und Frau Anna, geb. Lohr (Kassel, 5. Februar); Redakteur Richard Weber und Frau Helene, geb. Monhaupt (Kassel, 9. Februar); Landmesser Schröder und Frau (Rotenburg, 10. Februar); — eine Tochter: Tierarzt Waldeck und Frau (Marburg, 27. Januar); Fabrikbesitzer Victor George und Frau, geb. Thorey (Altmorschen, 8. Februar); Optiker Heinrich Unkel und Frau (Marburg, 11. Februar); Pfarrer K. Hebel und Frau Elle, geb. Stroinsky (Waldkappel).

Gestorben: Frau Christine Trost, geb. Schade, 72 Jahre alt (Kassel, 30. Januar); Frau Helene Reich, Witwe des Postdirektors a. D., 68 Jahre alt (Gelnhausen, 31. Januar); Lehrer und Kantor a. D. Friedrich Schlag, 82 Jahre alt (Steinbach-Hallenberg, 31. Januar); Pastor emer. Albert Schwencke, 82 Jahre alt (Eckerode bei Braunschweig, 1. Februar); Witwe des Rechnungsrats P. Dörffler, Marie, geb. Nickel, (Marburg, 2. Februar); Frau Friederike Leschhorn, geb Voltz, 81 Jahre alt (Kassel, 2. Februar); Musiklehrerin Frieda Weidemüller, 57 Jahre alt (Kassel, 4. Februar); Frau Henriette Heyn, geb. Herr (Marburg, 5. Februar); Lehrerin Gertrud Matthes, 38 Jahre alt (Kassel, 6. Februar); Privatmann Wilhelm Schnell, 66 Jahre alt (Kassel, 6. Januar); Redakteur des „Hanauer Anzeigers" Georg Weißbrod, 75 Jahre alt (Hanau, 6. Februar); Regierungsrat a. D. Dr. Karl Schmidt, 74 Jahre alt (Marburg, 8. Februar); Kgl. Hegemeister a. D. Stephan Pfeil, 71 Jahre alt (Wilhelmsthal, 9. Februar); Privatmann Heinrich August Basse, 77 Jahre alt (Kassel, 10. Februar); früherer Brauereibesitzer Wilhelm Eckhardt, 52 Jahre alt (Kassel, 11. Februar); Frau Marianne Herzog, geb. des Coudres (Kassel, 14. Februar).

Briefkasten.

H. D. in Hersfeld. Weiteres wird gelegentlich verwandt.

G. E. in Hohenkirchen. Wir danken Ihnen für den Hinweis und werden die Sache im Auge behalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 5. XX. Jahrgang. Kassel, 1. März 1906.

Trankspende.

Ich spüre still die Wege nach,
Die Wege, die ich gangen,
Und leise wird mir wieder wach
Mein Hoffen und mein Bangen
Und aller Sturm und aller Drang
Der Jugend und ihr Frühlingssang —
Ihr Lied von allem Sehnen.

Es hat geschäumet und gerauscht
Der Most der früh'ren Tage.
Und wie ich heut dem Klang gelauscht,
Ist's mir wie alte Sage:
Viel selbstgeschaffen Ungemach,
Viel eigenwillig Trotzen — ach,
Und einer Mutter Tränen.

Viel unbegehrlich Widerpart
Und viel durchtollte Nächte
Und viele Zweifel, streng und hart,
Als sich mein Irren rächte.
Und all mein Schwanken her und hin,
Da ich so friedlos worden bin, —
So manche Eigenlüge.

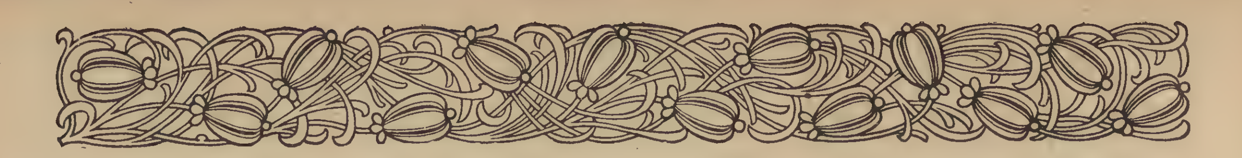
Und auch ein Drängen nach dem Licht,
Manch ehrlich heißes Wollen — — —
Hab' halt doch wenig ausgericht',
Seit mir die Jahre rollen.
Das Rechte tun gelang mir schwer,
Es lag so vieles brach und leer —
Es waren Vagantenzüge.

Und such' ich nach der Tage Reih'n,
Was ist mir da geblieben —?
Ein Hoffen gar so zag und klein
Und all mein heißes Lieben,
Ein Hoffen, ganz darauf gestellt,
Daß mählich dennoch eine Welt
Ich könnte mir noch gründen.

Ein Hoffen, das du mich gelehrt:
Will liebend glauben lernen,
Was deine Liebe mir beschert —
Es kam von bessern Sternen.
Das ist so kinderfromm und rein,
Kann nimmer von der Erde sein,
Das ist so sonnentrunken!

Es ist so lichter Himmelsschein —
Und ist mir nichts geblieben,
Ich bau aufs neue! Ist doch mein
Dein wundertätig Lieben!
Ein einzig Glück rauscht um mich her — — —
Trink opfernd ich die Neige leer
Den Tagen, die versunken.

Kassel. F. A. Kahles.



Zoll und Schmuggel in Hessen im 18. und 19. Jahrhundert.

Von A. Woringer.

(Fortsetzung.)

Besondere Mühe machte den Zollbeamten auch die Überwachung des Kaffeeverbrauchs. Wie viele andere Regierungen der damaligen Zeit sah auch die hessen-kasselische Regierung den anwachsenden Kaffeegenuß als etwas höchst Verderbliches an. Sie fürchtete, daß durch ihn ein Schwinden der guten, alten, einfachen Sitten und eine Gefährdung des Volkswohlstandes eintreten werde. So erschien denn am 28. Januar 1766 eine „Verordnung, daß dem überall im Lande allzusehr eingerissenen schädlichen Cafétrinken nöthiger Einhalt geschehe". Durch diese Verordnung wurden alle Kaffeekräme und Kaffeeschenken aufgehoben und den Bauern, den Tagelöhnern und dem Gesinde der Kaffeegenuß gänzlich verboten mit der Auflage, daß das in ihrem Besitze befindliche Kaffeegeschirr binnen 6 Wochen verkauft werden mußte. Bürger von Ansehen und Vermögen in den Städten „durften sich des Kaffees mäßig gebrauchen", geringeren und unvermögenden Bürgern wurde er ebenfalls verboten. Eigentümlich berührt uns jetzt die Bestimmung, daß Hausväter und Hausmütter unter keinen Umständen den Wäscherinnen und Büglerinnen Kaffee bewilligen sollten. Schon nach 4 Jahren sah die hessische Regierung die Undurchführbarkeit dieses fast völligen Kaffeeverbots ein und hob es deshalb unterm 15. März 1770 wieder auf, belegte dagegen das Pfund Kaffee mit einer Abgabe von 2 guten Groschen (25 Pf.), welche zur Hebung des Handels noch ermäßigt wurde, wenn der Käufer seinen Kaffee von der Kasseler Messe oder unmittelbar von Bremen bezog. Nun wuchs der Kaffeeverbrauch aber so stark, daß die Regierung ihre Nachgiebigkeit bereute und unterm 11. März 1773 die Verordnung von 1766 wieder einführte und auch für die wohlhabenden Bürger den Kaffeegenuß noch dadurch erschwerte, daß sie eine Abgabe von 50 % des Verkaufspreises auf den Kaffee legte und am 5. April 1774 den Ankauf unter 25 Pfund verbot. Auch der Genuß der Schokolade wurde 1774 verboten. Aber alle Verbote waren vergeblich, der Kaffee blieb Sieger, trotz aller Bemühungen der Zollbeamten, die als „Kaffeeriecher" lächerlich gemacht wurden. Es wird erzählt, daß damals die Kasselaner nach dem bei den damaligen Wegeverhältnissen doch recht schwer zu erreichenden Dorfe Spickershausen wanderten, um dort im hannöverschen Gebiete ihre Tasse Kaffee zu schlürfen und von da aus ihren Kaffee nach Kassel zu schmuggeln. Schließlich gab dann die Regierung nach und setzte zunächst den Lizent „zur Beförderung des commercii" am 21. Dezember 1775 auf 1 Albus für das Pfund herab. Im Jahre 1796 gab man dann den Handel überhaupt frei, nur sollten in den Dörfern und kleinen Städten keine Kaffeekrämereien geduldet werden.

Die geschilderten Zollverhältnisse bestanden im allgemeinen bis zum Untergang des Kurstaates im Jahre 1806; auch die nachfolgende französische Besetzung des Landes brachte keine Änderung. Als aber in der zweiten Hälfte des Jahres 1807 die königlich westfälische Regierung sich eingerichtet hatte, begann man alsbald mit einer Neuordnung der Abgabenverhältnisse, die, wie viele andere Einrichtungen der westfälischen Zeit, einen erheblichen Fortschritt gegen die früheren Verhältnisse bedeutet haben würde, wenn sie nicht, gleich so manchen anderen Einrichtungen der Fremdherrschaft, in der Entwicklung stecken geblieben wäre. Zunächst hob man unterm 8. Januar 1808 alle Befreiungen von der Entrichtung des Zolls, des Lizents und der Akzise auf. Zugleich begann der Kampf gegen die englischen Waren. Unter dem 5. Februar 1808 wurde die Verbrennung großer Vorräte solcher Waren, die in Marburg lagerten, angeordnet.

Unterm 15. Februar 1809 trat an Stelle der Akzise und des Lizents eine für das ganze Königreich gleiche Konsumtionssteuer und grundsätzliche Aufhebung aller Einfuhrverbote. Die neue Abgabe umfaßte zwei verschiedene Besteuerungsarten; sie bestand aus einer Mahl- und Schlachtsteuer für inländische Erzeugnisse und einem sehr einfachen, nur 17 Positionen umfassenden Zolltarif mit im ganzen nicht sehr hohen Zollsätzen, die sämtlich auf Verzehrungsgegenständen ruhten. Neben diesen neuen Zöllen wurden die bisherigen Zölle forterhoben, aber bereits unterm 28. Februar 1809 wurde in Aussicht gestellt, daß sobald als möglich die Erhebung aller Zölle an die Landesgrenze verlegt und dadurch die ganze Erhebung bedeutend erleichtert werden sollte. Unterm 1. Mai 1809 wurde dann ein Zoll von 6 %

des Wertes auf alle ausländischen Ganzfabrikate gelegt. Die Bestimmungen über die Erhebung und Kontrollierung der Konsumtionssteuern und der Zölle waren einfach und zweckmäßig. In jeder Gemeinde wurde ein Erheber bestellt, meist im Nebenamte. Nur in den Städten von mindestens 3000 Einwohnern wurden mit der Erhebung die Kantonserheber beauftragt, zu deren Unterstützung in den Orten von 2000 Einwohnern und mehr noch besondere commis aux déclarations bestellt wurden. Daneben bestanden eine große Zahl von Aufsehern oder commis aux exercices. Die Uniformen der Beamten waren jetzt von grünem Tuche, während die hessischen Zöllner Blau getragen hatten. Die Geldnot des Königreichs nötigte im Jahre 1811 zu einer erheblichen Erhöhung der Konsumtionsabgaben, bei der es dann bis zum Untergang des Königreichs verblieb.

Wie bekannt, hatte Napoleon I. in seinem Kampfe mit England dieses durch Unterbindung seines Handels zu schädigen versucht, indem er schon 1807 die Einfuhr aller Waren verbot, die aus England oder englischen Kolonien stammten. 1810 wurde dies Verbot derart auf alle Kolonialwaren ausgedehnt, daß solche unter allen Umständen als aus dem englischen Handel stammend angesehen werden sollten. Die Rheinbundstaaten mußten sich natürlich dieser französischen Verordnung anschließen, und es begann nun auch in Westfalen ein eifriges Suchen nach Kolonialwaren. Quer durch die früher hannoverschen Besitzungen des Königreichs Westfalen wurde trotz des lebhaften Protestes des Königs Jérôme eine französische Douanenlinie gezogen, deren Beamten mit großer Willkür vorgingen. Überall fanden Konfiskationen englischer und Kolonialwaren statt, die dann auf öffentlichen Plätzen verbrannt wurden. Nicht selten freilich ließen die Douanebeamten statt der beschlagnahmten Waren wertlose Gegenstände verbrennen und lieferten die Waren selbst an die Empfangsberechtigten aus, wenn diese sich dazu verstanden, einen Teil ihres Gewinnes an die Beamten abzugeben.

Selbstverständlich blühte bei diesen Verhältnissen der Schmuggel wie nie zuvor. Ganze Wagenzüge, von bewaffneten Schmugglern begleitet, überschritten bei Nacht die Douanenlinie, wobei es nicht selten zu Gefechten kam. Indessen spielte sich dieser gewaltsame Schmuggel mehr in Hannover ab, bei uns in Kurhessen blieb es beim kleinen Einzelschmuggel. Der aber hatte natürlich sehr zugenommen, und die Aufseher, die commis aux exercises, hatten ihre schwere Last, die Obliegenheiten ihres Dienstes zu erfüllen. Die Bevölkerung stand ganz auf seiten der Schmuggler, unterstützte sie in jeder Weise und verhöhnte und verspottete die Beamten, denen man wegen ihrer häufigen Untersuchungen der Kötzen der Bauersleute den Namen „Kötzenguсker" beilegte.

Sehr eifrig in der Verfolgung der größeren Schmugglerbanden war die königlich westfälische Gendarmerie, ein — von ihrer politischen Wirksamkeit abgesehen — ganz vorzügliches Korps, welches für die Sicherheit der Landstraßen und in der Verhütung von Verbrechen Bedeutendes leistete. Sie war deshalb im Anfange ihrer Tätigkeit in Hessen recht beliebt, und erst als ihr im Jahre 1811 die hohe Polizei übertragen wurde, wurden die „Strickreiter", wie die Gendarmen wegen der zum Binden der Verbrecher mitgeführten Leine vom Volke genannt wurden, so außerordentlich verhaßt, daß das Volk beim Zusammenbruch des Königreichs an ihnen überall seiner Wut über die nun beseitigte Fremdherrschaft Luft machte.

Nach diesem Zusammenbruch des Königreichs Westfalen und der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. traten bekanntlich in Kurhessen die im Jahre 1806 bestandenen Gesetze überall wieder in Kraft. So geschah es auch auf dem Gebiete des Zollwesens. Aber die Verhältnisse Deutschlands waren doch ganz andere geworden. Während im 18. Jahrhundert jeder deutsche Staat, groß oder klein, ohne Rücksicht auf die übrigen Glieder des deutschen Reichs und ungestört von ihnen, seine inneren Einrichtungen treffen konnte, machte sich jetzt eine bisher ungekannte Einwirkung der großen Staaten auf die kleinen auch in wirtschaftlicher Beziehung geltend. Vor allem war es das aus seiner Erniedrigung wieder erstandene Preußen, welches auf wirtschaftlichem Gebiete mit Neuerungen vorging. Die wichtigste Maßregel, die getroffen wurde, war die durch Gesetz vom 28. Mai 1818 verfügte und am 1. Januar 1819 in Kraft getretene Aufhebung aller Binnenzölle, Verlegung der Zollinie an die Landesgrenzen und Festsetzung eines allgemeinen Zolltarifs für die ganze preußische Monarchie. Dieser Schritt war für Kurhessen, welches zwischen den beiden Hälften des preußischen Gebiets lag, sehr schwerwiegend. Die Ausfuhr hessischer Fabrikate wurde gänzlich lahmgelegt, während die einzuführenden Waren durch den an Preußen zu entrichtenden Durchgangszoll verteuert wurden. In Kurhessen selbst war durch das sog. Organisationsedikt vom 29. Juni 1821 an Stelle der Landeseinteilung in Ämter die Einteilung in Kreise getreten, wie sie heute noch besteht. Die Zollstellen der einzelnen Ämter hatte man aber nach der alten Einrichtung weiter bestehen lassen, wodurch hin und wieder der Fall

eintrat, daß innerhalb eines und desselben Kreises der Zoll bzw. die Lizentabgabe mehrfach entrichtet werden mußte. Die Erbitterung über die Zollverhältnisse wuchs mächtig. Ein Schlagwort der damaligen Zeit lautete: „Die Maut ist ein Kind der Finsternis.“ *) Man sah sich schließlich genötigt, auch in Kurhessen zum System der Grenzzölle überzugehen.

Aber damit war wenig geholfen. Bei der ausgedehnten kurhessischen Grenze und den hohen Zöllen der umliegenden Staaten war an eine Hebung von Handel und Gewerbe nicht zu denken. Dagegen blühte nun aber der Schmuggel wieder auf. Blutige Kämpfe fanden an den Grenzen statt, noch vermehrt durch die überhandnehmende Wilddieberei, der durch die Möglichkeit des Absatzes des erlegten Wildes in den Nachbarländern Vorschub geleistet wurde. Die Befugnis zum Waffengebrauch mußte für die Gendarmen und die Zöllner erweitert werden. Mit Hessen-Darmstadt schloß man eine Vereinbarung zur Verhütung des Schmuggels, aber alles das war vergeblich. Die Regierung nahm nun wieder militärische Hilfe in Anspruch, und abermals waren es das Husarenregiment und das Jägerbataillon, die vorzugsweise hierzu verwendet wurden. Unter anderem wurden zur Verhütung des Salz- und Branntweinschmuggels aus Sachsen-Weimar herüber im Februar 1826 je ein Kommando Jäger und Husaren in Stärke von zusammen 100 Mann nach Hünfeld und in die Dörfer Mittelaschenbach, Rasdorf, Mackenzell, Großenbach und Niederbieber gelegt, die dort bis zum März 1826 verblieben und den genannten Gemeinden, die ihre Verpflegung bestreiten mußten, erhebliche Unkosten verursachten. Allein die Stadt Hünfeld berechnete diese auf 1754 Gulden 22 Kreuzer. Geholfen hat die Maßregel aber jedenfalls auch nicht viel.**)

Besonders lebhaft war der Schmuggel an der Weser, wo sie die Grenze gegen Hannover bildete. Die billigen Preise der Kolonialwaren in Hannover mußten notwendig zum Schmuggel verleiten, der denn dort auch in höchster Blüte stand. Aus den kurhessischen und preußischen Grenzdörfern, ja sogar weit aus dem Innern des Landes eilten die Bewohner nachts zur Weser, um in der Morgendämmerung mit ihren Traglasten geschmuggelter Waren nach Hause zurückzukehren. Wir haben eine lebhafte Schilderung dieses Schmuggels in Westfalen, die genau ebenso auf Kurhessen zutrifft, aus der Feder der bekannten münsterländischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, die in ihrer Schilderung Westfalens „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ folgendes schreibt:

„Daß auch der Schmuggel hier dem Charakter des Besitzlosen zu sehr zusagt, als daß er ihn vernachlässigen sollte, selbst wenn die mehrstündige Entfernung der Grenze ihn mühsam, gefahrvoll und wenig einträglich zugleich macht, läßt sich wohl voraussetzen, und fast bis im Herzen des Landes sehen wir bei abendlichen Spaziergängen kleine Gruppen von fünfen oder sechsen hastig und ohne Gruß an uns vorüber der Wesergegend zustapfen und können sie in der Morgendämmerung mit kleinen Bündeln schweißtriefend und nicht selten mit verbundenem Kopfe oder Arme wieder in ihre Baracken schlüpfen sehen. Zuweilen folgen die Zollbeamten ihnen stundenweit; die Dörfer des Binnenlandes werden durch nächtliche Schüsse und wüstes Geschrei aufgeschreckt, — am nächsten Morgen zeigen Gänge durchs Kornfeld, in welcher Richtung die Schmuggler geflohen; zerstampfte Flächen, wo sie sich mit den Zöllnern gepackt haben, und ein halbes Dutzend Tagelöhner läßt sich bei seinem Dienstherrn krank melden.“

Am schlimmsten standen die Dinge in der kurhessischen Provinz Hanau, welche die jetzigen Kreise Hanau, Gelnhausen und Schlüchtern umfaßte. Wenn wir einen Blick auf die Landkarte werfen, so sehen wir, daß dies Gebiet sich als schmaler, oft nur wenige Stunden breiter Streifen von der Rhön zum Main hinabzieht. Von allen Seiten war dieser Landstreifen von Zollinien umgeben und eingeschnürt; Handel und Wandel stockten; die Landwirtschaft, die keinen Absatz für ihre Erzeugnisse fand, litt unter den niedrigen Preisen; daß man den Hanauer Fabrikanten, deren Geschäftsbetrieb nach Frankfurt a. M. und Süddeutschland hin gravitierte, durch den von Kurhessen am 8. Mai 1830 mit Hannover, Oldenburg und Braunschweig geschlossenen Zollvereinigungsvertrag freien Verkehr mit diesen Ländern gewährte, konnte wenig oder gar nichts helfen. Die Gärung im Hanauischen wuchs, und es bedurfte nur eines Anstoßes, um den Unwillen der Bevölkerung zum offenen Ausbruch zu bringen.

Ein solcher Anstoß sollte sich finden. Die Pariser Julirevolution des Jahres 1830 wirkte, wie überall in Deutschland, so auch in Kurhessen aufreizend. Der Ruf nach Bewilligung einer Verfassung wurde im ganzen Lande laut, am lautesten in Hanau, welches als neuerworbenes Gebiet in den hessischen Landständen nicht vertreten war. Im September 1830 sandte deshalb die Stadt Hanau eine Deputation, aus den Stadträten Böhm und Nickel und den Bürgern Toussaint und Walther be-

---

*) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 4, S. 128.

**) Vgl. „Hessenland“ 1905, S. 298 (Nr. 21): „Ein Strafkommando im Jahre 1826“ von A. Papst. D. Red.

stehend, nach Kassel, um von dem Kurfürsten Wilhelm II. eine Verfassung für das ganze kurhessische Gebiet und Verbesserung der Zollverhältnisse zu erbitten. Diese Deputation traf am 24. September 1830 in Hanau wieder ein. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich schon stundenlang vorher vor dem Neustädter Rathaus versammelt, um das Ergebnis zu erwarten. Als nun die Deputation auf dem Balkon des Rathauses erschien und mitteilte, daß der Kurfürst auch für die bisher nicht vertretenen Gebietsteile des Kurstaates eine zeitgemäße Vertretung in der demnächst einzuberufenden Ständeversammlung bewilligt habe, war man zwar in dieser Beziehung befriedigt, das Ausbleiben gleich günstiger Mitteilungen über die Zoll- oder, wie man nach süddeutscher Art in Hanau sagte, die Mautverhältnisse aber reizte die Menge zur Tat. Man rückte vor das Lizentamt, das man damals in Hanau scherzweise „Das letzte Hemd-Amt" nannte, und stürmte das Gebäude. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, namentlich aber alle Akten und Zollpapiere wurden auf den Heumarkt geschleppt und den Flammen übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Das angeblich in London aufgefundene Verzeichnis der hessischen Subsidientruppen.

Nachtrag zu dem in Nr. 4 dieses Blattes veröffentlichten Brief eines Hessen.

Von Fritz Maurer.

Vor mehreren Wochen ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß im englischen Kriegsministerium das Verzeichnis der 22 000 Hessen aufgefunden sei, welche im englisch-amerikanischen Kriege von 1776 bis 1783 an der Seite der Engländer gefochten haben. Da ich nie in Erfahrung habe bringen können, auf welche Weise mein Urgroßvater hierbei zu Tode kam, so wendete ich mich am 18. Januar d. J. mit Bezugnahme auf die Zeitungsnachricht an das Ministerium mit der Bitte um Mitteilung über den Tod meines Ahnen, falls das Verzeichnis eine Notiz hierüber etwa enthalten sollte. Bereits am 27. Januar gelangten nachstehende Zeilen in meine Hände:

War Office
London, S.W.
25th January, 1906.

Sir,

In reply to your letter of the 18th instant, concerning one "Frederick Maurer", who is said to have been a regimental surgeon in the "Regiment von Trümbach", and to have served with the English in the American War of Independance, I am directed to inform you that there is no information in this Department regarding this officer.

In reference to the report that books have been discovered shewing the names of 22 000 Hessians, who fought in North America, I am to explain that the only foundation for this statement is in the fact that, in a manuscript volume containing miscellaneous returns respecting the British Troops serving in North America in 1782-3, there is included a list of the troops of Hesse Cassel occupying no more than two pages of the volume.

I have the honour to be,
Sir,
Your obedient Servant
H. Mc. Anally.

Übersetzung:

Kriegsministerium
London SW., 25. Januar 1906.

Geehrter Herr!

In Erwiderung auf Ihren Brief vom 18. d. M., betreffend einen gewissen „Friedrich Maurer", welcher Regiments-Wundarzt im „Regiment von Trümbach" gewesen sei und auf Seiten der Engländer im amerikanischen Unabhängigkeitskriege gedient habe, bin ich ermächtigt, Ihnen mitzuteilen, daß hier im Ministerium keine Angaben über diesen Offizier vorhanden sind.

Mit Bezug auf die Nachricht, daß Bücher aufgefunden seien, welche die Namen von 22 000 Hessen aufweisen sollen, die in Nordamerika gekämpft haben, kann ich Ihnen erklären, daß die einzige Begründung hierfür in der Tatsache zu finden ist, daß ein handschriftlicher Band, welcher allerlei Berichte über die englischen Truppen in Nordamerika aus den Jahren 1782 und 1783 enthält, eine Liste der Truppen von Hessen-Kassel einschließt, die jedoch nur zwei Seiten dieses Bandes einnimmt.

(Unterschrift.)

Herrn Fritz Maurer,
Herzogl. Anhalt. Baurat.
Bernburg.

Wenn ich hiernach wohl kaum jemals meinen Wunsch in Erfüllung gehen sehen werde, so war doch die rasche Beantwortung des Gesuchs sehr dankenswert.

(Wir werden versuchen, eine Abschrift wenigstens des kurzen tatsächlich vorhandenen Verzeichnisses zu erlangen. D. Red.)

Lukrezia.

Von H. Keller-Jordan.

(Schluß.)

„Komm, Kind," sagte Frau von Diehm, nachdem Helmut sich für die Nacht verabschiedet hatte, „setze Dich noch einen Augenblick zu mir und laß Dir Glück wünschen zu Deinem demnächstigen Gatten. Er gefällt mir ausnahmsweise gut — so zuverlässig und treu."

„Ja gewiß, zuverlässig und treu."

Lukrezia sagte es, ohne bei der Sache zu sein. Boris' Brief brannte auf ihrem Herzen, und sie wäre lieber sogleich in ihr Zimmer gegangen, um zu erfahren, was ihn hierher getrieben — bis nach England.

„Du mußt Dich doch nach allen Deinen Mädchensorgen wie erlöst fühlen."

„Nein, Tante, das kann ich nicht sagen. Du weißt ja, wie ich über Helmut denke, aber mir graut doch vor der Ehe, vor dem steten Zusammenleben mit einem einzigen Menschen."

„Helmut ist Philosoph, Lukrezia, er wird einer Frau niemals lästig werden — vielleicht das Gegenteil — denn der Ehrgeiz und die Wissenschaft werden ihm wichtiger sein."

„Ja, man behauptet, daß die Philosophie egoistisch mache," sagte sie zögernd, „es läßt sich ja auch vor dem Laien so gut mit ihren Thesen balancieren. Allein ich," fügte sie mit gesenktem Kopfe hinzu, während sie im Zimmer auf und nieder ging, „ich — ich möchte meinem Mann die Erste sein — die Allererste, wie Er es mir sein muß, — wäre es anders —, ich könnte dazu kommen, die Philosophie und ihn selbst zu hassen."

„Aber Lukrezia, dafür ist ja die Liebe da, die duldende, alles ertragende Liebe. — Die ist ein Ding für sich, und wenn sie gepflegt und behütet wird, stirbt sie nie."

„Das glaube ich nicht."

„Das glaubst Du nicht?"

„Nein, weil sie zur Gewohnheit wird — und die ist der Tod der Liebe. Ich habe das so oft gesehn. Ich glaube, es gibt nur eine dauernde Liebe, — wenn der Mann die Frau für geistig ebenbürtig hält —, das auch anerkennt und ihr kein mitleidiges ‚aber liebes Kind' entgegenlächelt, wenn sie etwas nicht versteht."

„Das wird Helmut niemals tun, er schätzt und bewundert Dich."

„Gute Nacht, Tante," brach Lukrezia das Gespräch ab, „ich kann nicht mehr denken, ich will alle Skrupel verschlafen, die mich quälen."

Wien mit seiner Kunst und allen den modernen Anschauungen haben sie nicht glücklicher gemacht, dachte die Tante kopfschüttelnd, während sie mit den Blicken dem Mädchen folgte, bis es hinter der Türe verschwand. — — —

Als Lukrezia in ihr Zimmer kam, trat sie, bevor sie das Licht anzündete, ans Fenster und sah hinüber aufs Meer. Die Lichter am Pier waren gelöscht, der Strand lag dunkel und menschenleer, nur über dem Wasser leuchteten die Sterne. Es schimmerte wie flüssiges Silber. Wie das großartig in der Ruhe ist, dachte sie, so siegesbewußt und erhaben über das kleinliche Menschenleid! War das nicht geschaffen, um Kraft und Ruhe zu geben — und der Stimme zu gebieten, der wir selbst folgen? Ihr war es, als dehne sich ihre eigene Brust, und alle Zweifel und Irrungen erschienen ihr nun unwesentlich gegenüber dieser wandellosen Größe und Macht. —

Nachdem sie das Licht angezündet hatte, las sie ganz ruhig Boris' Brief. Es waren nur wenige Zeilen; sie lauteten:

„Ich muß Sie noch einmal sprechen, Lukrezia, bevor Sie den Schritt tun, der Sie von Ihrem bisherigen Leben und allem, was Sie darin befriedigte und beglückte, scheidet. Ich kann mir nicht helfen, ich habe das Gefühl und die Sorge, als ob das alles verjährt sei, was sie einst mit Ihrem Verlobten verband. Jahrelange Trennung entfremdet und scheidet, denn es gibt keinen Tag, an welchem eine starke Seele nicht innere Erlebnisse hätte! Und dann — die vielen dazwischen liegenden verpaßten Stunden — verwehten Stimmungen — zerrissenen Fäden! So wie Sie beide jetzt sind, haben Sie sich nie gekannt, es sei denn, daß die große Vermittlerin, die unbeirrt um alle Erwägungen über die Erde schreitet, — die Liebe — jedes Bedenken verstummen ließe. Ich muß das von Ihrem eigenen Munde hören, Lukrezia. Wenn Sie mich fragen, was mir ein Recht gibt, so mit Ihnen zu sprechen, so antworte ich Ihnen: meine Liebe, die groß und unendlich ist wie das Meer, die da keimte und wuchs in den Jahren unserer gemeinschaftlichen Sorge, in dem Streben und Kämpfen um das Höchste — und die Sie gefühlt haben müssen, Lukrezia, in mancher ewigen Stunde. Sie finden mich morgen und jeden weiteren Tag in den Cliffs bei Overstrand. Boris."

Sie saß still und hielt den Brief in ihren Händen, sie zerpflückte ihn nicht in Atome, wie sie es mit dem ersten getan hatte, aber es war auch nicht Boris' Name, der spät in der Nacht über ihre Lippen

schwebte, — sie dachte an Helmut — sie **wollte** an ihn denken — an die stillen, beglückenden Stunden, in denen sie mit ihren Müttern bei der kleinen Lampe saßen und dieser enge Raum ihre ganze Welt war. Kein Wunsch, keine Sehnsucht, kein Traum, der hier nicht seine Heimat fand. Und so sollte es Helmuts stille Erscheinung sein, die sie mit sich nehmen wollte in ihren Schlummer.

* * *

Am andern Morgen früh schlich sich Lukrezia, mit der Skizzenmappe in der Hand, aus ihrem Zimmer. Sie war bleich und gedankenversunken, und erst vor der Türe fiel es ihr ein, daß sie voraussichtlich länger ausbleiben könne, als sie beabsichtige. Sie ging daher ins Haus zurück und bat das Zimmermädchen, ihrer Tante zu sagen, daß sie möglicherweise erst später nach Hause kommen dürfte, da sie vorhabe, zu zeichnen. Die letzten Worte gingen schwer über ihre Lippen, sie sagte mit Widerstreben die Unwahrheit, und doch war sie in eine Lage gekommen, in welcher sie nicht offen sprechen konnte. Später, wenn alles gelichtet, wenn sie aus diesem zweifelhaften Zustand erlöst sein würde, — dann — ja dann konnte sie sprechen.

Es war noch leer in den Straßen — nur hier und da schlüpfte ein Herr in zweifelhafter Toilette, mit dem Badeanzug auf dem Arm, aus einem der Häuser und eilte an ihr vorüber. Es war ihr gleich, sie kannte niemanden. Keiner interessierte sich für ihr Tun und Lassen — und so ging sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt durch die enge Straße, die am nächsten in die Cliffs führte. Sie war bedrückt, weil sie Helmut nichts von ihrem Vorhaben gesagt hatte, tröstete sich dann aber wieder damit, daß sie ja kein Recht habe, die Gefühle eines andern zu verraten.

Es war ein herrlicher, frischer Morgen, die feuchte Meerluft kühlte ihre Schläfe, und je weiter sie ging, je mutiger fühlte sie sich. Oben am Fuße der Hügel angekommen, blieb sie stehen und sah hinunter auf den Strand. Die Badehütten fingen an sich zu beleben — hier und da sah man sogar schon Damen, die die Frische des Meeres nicht fürchteten und in ihren roten und blauen Kostümen ins Meer tauchten.

Lukrezia atmete auf, von Minute zu Minute fühlte sie sich befreiter, die kleinlichen Sorgen, mit denen sie sich gequält hatte, fielen von ihr ab und sie kletterte mit einer Freudigkeit über die Berge, als erwarte sie in den nächsten Minuten ein ganz besonderes Glück. —

Was würde Helmut zu diesem Abenteuer sagen, wenn sie es ihm erzählte? Er würde vielleicht die Brauen zusammenziehen — eine Gewohnheit, die er schon als Student hatte, und dabei mit zukünftiger Würde den Kopf schütteln. Sie lächelte als sie daran dachte, — sie würde es ihm natürlich nachmachen, wie sie es früher immer tat.

Nachmachen? sie stockte plötzlich in ihren Gedanken, nein, das konnte sie jetzt nicht mehr — dazu fehlte ihr der Mut — und mehr noch die Lust.

Waren sie beide zu alt geworden?

Bevor sie aber diese Frage löste, bemerkte sie weit oben auf der Höhe eine dunkle Männergestalt, die ihr den Hut entgegenschwenkte.

Es war Boris.

Sie hatte sich vorgenommen, ihn ernst und würdevoll zu empfangen, ihn zu lehren, wie man die Braut eines andern achte, allein in diesem Augenblick fühlte sie nichts als eine namenlose Freude, ihn zu sehn. In seiner ganzen Haltung lag Glück, und wenn sie es noch nicht gewußt hätte, daß er sie liebe, in diesem Augenblick verstand sie die ganze Hochflut seines leidenschaftlichen Empfindens.

Sie blieb einen Augenblick stehn, sie mußte sich fassen und beherrschen, wollte ihm aber doch dankbar sein für seine Fürsorge und Freundschaft.

„Lukrezia!“ Er streckte ihr beide Hände entgegen, und über sein dunkel gebräuntes Gesicht ging ein sonniger Glanz. Und dann legte er ihren Arm, ganz selbstverständlich, wie er es so oft auf stillen Spaziergängen getan hatte, in den seinen, und sie schritten wie zwei Menschen, denen nichts auf der Welt fehlt, wenn sie zusammen sind, die Straße entlang.

Die Sonne lag vergoldend über dem Wald, durch die Farren zu ihren Füßen huschte zuweilen ein leiser Wind und unterbrach die Stille des schweigenden Morgens. Tiefblau lag der Himmel über dem Meere, das spiegelglatt bei jeder Lichtung ihnen entgegenleuchtete.

„Hier ist es göttlich, Lukrezia, hier mit Ihnen leben und wandern dürfen“, hauchte Boris einmal lautlos in ihr Ohr.

„Boris!!“

„Ich schweige, ich sage nichts. Erst wenn wir dort drüben auf dem römischen Camp sind, den ich gestern entdeckte, mit dem Ausblick in das winkelige, zauberische Tal, Lukrezia, erst da sollen Sie mir sagen, daß ich Ihrem Leben nichts bin — daß — — —“

„Boris!“ unterbrach sie ihn vorwurfsvoll.

„Daß Sie den Philosophen lieben, genug lieben, um nicht abzusterben bei seinen dürren Thesen und seiner engen Lebensauffassung, — und ich gehe — gehe auf Nimmerwiederkehr.“

Bei den letzten Worten stampfte er mit dem Fuß und senkte das Gesicht.

Auch Lukrezia senkte das ihre, sie zog unwillkürlich ihren Arm aus dem seinen, und sie gingen

schweigend bis zur Anhöhe hinauf. Ein freier Platz mitten im Walde, wo die Römer einst kämpften, eröffnete vor ihnen ein unbeschreiblich schönes Bild. Boris ging in die kleine Wirtschaft in der Nähe und brachte Lukrezia eine Erfrischung.

„Trinken Sie“, sagte er lächelnd, „und lassen Sie uns ein paar Augenblicke glücklich sein. Wenn man sein Todesurteil erwartet, darf man eine solche Bitte wohl wagen.“

„Aber Boris, wir können doch Freunde bleiben, wir können doch — —“

„Nein, Lukrezia, das können wir nicht. Ich habe mich bis hierher beherrscht, ich habe hundertmal geschwiegen, wenn mir das erlösende Wort auf den Lippen brannte, ich wollte der Zeit nicht vorgreifen, den Vorteil Ihrer Nähe nicht mißbrauchen. Aber ob Sie es nun leugnen wollen oder nicht, Lukrezia, es gab doch Stunden, in denen auch Sie glücklich waren. Stunden, in denen — —“

„Boris,“ unterbrach sie ihn, von allen möglichen Empfindungen gejagt, „ich bin die Braut eines andern.“

„Eben deshalb möchte ich Ihnen sagen,“ fuhr er erregter fort, „daß ich Ihre Freundschaft nicht annehmen kann — nie und nimmer, denn ich war niemals Ihr Freund — nein, nie! — ich habe Sie von der ersten Stunde unseres Erkennens an geliebt, ich nahm den Kampf auf mit dem andern, weil ich mir einbildete, ich — ich trüge dennoch eines Tags den Sieg davon.“

Lukrezia hatte sich auf einen moosbedeckten Vorsprung gesetzt und wischte die Tränen von ihrem Gesicht.

„Warum weinen Sie, Lukrezia?“ fragte er mit seiner weichsten Stimme.

„Weil Sie mir leid tun, Boris, und weil ich glaubte, Sie würden in allen Lebenslagen mein Freund bleiben.“

„Nein — daran habe ich nie gedacht. Aber ich habe, wenigstens jetzt, alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Ihnen zu beweisen, daß ich Sie liebe. Ich habe meine Arbeit, kurz vor der Vollendung, gelassen, Sie wissen, was das bei mir bedeutet, ich bin hierher gejagt, ich habe keine Mittel gescheut, um es zu ermöglichen, Ihnen zu nahen, ohne Ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ich habe auf dem Pier mit einer mir fremden Kapelle gespielt — ich habe — —“

„Warum taten Sie das alles?“

„O, ich tat noch mehr — viel mehr. Ich war sogar bei dem Geistlichen in Norwich und zeigte ihm meine Vermählung an. Es ist alles in Ordnung, Lukrezia, wenn Sie wollen, so können Sie schon morgen meine Frau sein.“

Lukrezia hatte sich erhoben.

„Das ist unerhört, Boris, unerhört.“

„Warum unerhört?“

„Weil ich Ihnen meine Verlobung mit Helmut Thiesen angezeigt hatte.“

„Aber Sie hatten nicht den Mut, das mündlich zu tun.“

„Weil Sie mir leid taten.“

„War das der einzige Grund?“

„Ich hatte keinen andern.“

Eine lange Weile stand jetzt Boris still und grub mit seinem Fuß im Moos. Es lag ein tiefer Ernst auf seinem Gesicht.

Endlich sprach er, aber wie ein Visionär, der, was er sagt, aus einer fernen Schattenwelt holt und nicht weiß, ob er es erlebt hat oder geträumt.

„Erinnern Sie sich des Abends, Lukrezia, als wir vom Künstlerballe kamen und von allen Eindrücken geladen an der Donau spazierten? Sie trugen damals ein rotes Capuchon mit Pelz verbrämt, das die Blässe Ihrer erregten Züge wunderbar hob. Ihr Arm lag in dem meinen — fest. Wir hatten beinahe jeden Tanz zusammen getanzt, alle Eindrücke gemeinschaftlich genossen — wir waren unzertrennlich gewesen — ausgefüllt bis an den Rand unserer Seelen. Das Fest — die Farbenpracht, die Blumen, die Musik, das war alles nur eine berauschende Illustration zu unserem Fühlen gewesen. Wissen Sie es nicht mehr? Ihr Gesicht leuchtete — es war so wunderschön, Lukrezia, und als wir im fahlen Mondlicht ganz allein auf der Brücke standen, da waren wir noch glücklicher. Wir hatten uns so viel zu sagen — wir konnten uns nicht trennen — wir standen, bis der Mond erblaßte und das erste Morgenrot am Himmel glühte. Und dann endlich — ja dann erst trennten wir uns. Aber unsere Gedanken spannen weiter — ich weiß es gewiß — goldene Gewebe, phantastische Gebilde, wie es nur die Liebe tut. War es nicht so, Lukrezia?“

„Ich weiß es nicht, Boris.“

„Oder dachten Sie in jener Nacht an Helmut Thiesen?“

Lukrezia schwieg.

„Die Wahrheit!“

„Nein, ich dachte nicht an Helmut Thiesen, aber heute — heute denke ich an ihn — heute bin ich seine Verlobte!“

„Aber noch nicht sein Weib. Noch sind Sie frei, Lukrezia, prüfen Sie sich genau, begehen Sie keinen Mord am Heiligsten, was das Leben uns verliehen hat. Töten Sie nicht Ihr noch ungeborenes Glück.“

„Warum quälen Sie mich so unbarmherzig, Boris, und beladen mein Gewissen mit einer Schuld, die Helmut bei Gott nicht um mich verdient hat. Seitdem ich denken kann, trage ich mich — und

Sie wußten es — mit dem Gedanken der Zugehörigkeit zu ihm, ich könnte ihn nicht ausschalten aus meinem Leben, schon um meiner verstorbenen Mutter willen nicht — nein — nein, Boris, ich kann und darf nicht von ihm lassen."

Boris war bleich geworden, er lehnte, als sei etwas in ihm zerbrochen, an einer Zeder und sah starr in das Tal zu seinen Füßen.

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes."

Boris legte, wie zuvor, ihren Arm in den seinen und ging mit ihr den Weg zurück, den sie gekommen waren. Es war Lukrezia, als höre sie sein Herz schlagen, aber es war nur das Hämmern ihres eigenen.

„Ich möchte dieses Bild hier — so wie es ist — mit mir nehmen, Boris," sagte sie, indem sie ein paar Augenblicke stehn blieb, mit von Tränen erstickter Stimme, „es wird ein Markstein bleiben in meinem Leben — so schön — und doch so tief traurig. Wenn wir alt geworden sind, Boris, dann wollen wir uns hier noch einmal finden."

„Ich danke," sagte er, „ich habe keine Zukunft und mache noch weniger eine Anleihe an dieselbe. Entweder alles oder nichts. Lassen Sie die Sache abgetan sein. Ich gehöre nicht zu denen, die sich mit Brosamen füttern lassen."

Und dann gingen sie schweigend, wie sie hinaufgestiegen waren, wieder zurück.

Im Westen stiegen Wolken auf und verdüsterten von Zeit zu Zeit die Sonne — die Natur war, in Harmonie mit ihnen selbst, ernst geworden, als verstände sie das Weh zweier Menschen, die auseinandergehn.

Unten, wo sie sich gefunden hatten, legten sie ihre Hände zum Abschied ineinander.

„Morgen, Lukrezia, auch heute Abend finden Sie mich noch hier, — vielleicht — ich meine, es könnte nicht anders sein — vielleicht kommen Sie doch."

Und dann riß er sich los und eilte den Berg hinauf nach Overstrand.

Lukrezia sah nicht zurück. In ihrem Herzen schrie es seinen Namen — aber ihre Lippen blieben stumm.

* * *

Als Lukrezia nachmittags nach Hause kam, traf sie mit Helmut zusammen.

Sein Gesicht leuchtete auf, als er sie sah.

„Kommst Du erst jetzt vom Baden?" fragte er zerstreut, ihr die Mappe abnehmend.

„Nein, ich war heute in den Cliffs, ich wollte arbeiten — aber —. Du hast mich doch nicht vermißt?"

„Wenn ich ehrlich sein soll, so habe ich mich in eine philosophische Broschüre vertieft, die mir nachgeschickt wurde, und mich dabei verspätet."

„Du kommst erst jetzt vom Hotel?"

„Erst jetzt — verzeihe mir, Lukrezia."

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen, Helmut, ich war ja nicht zu Hause."

Nachdem sie beide ins Zimmer getreten waren und die Tante begrüßt hatten, bemerkte er, daß Lukrezia auffallend ernst und verstört aussah; er legte den Arm um sie und fragte herzlich:

„Ich habe Dich wohl durch mein Ausbleiben gekränkt, wie mir das leid tut."

„Nein, Helmut, das hast Du nicht, ich war in mir selbst und der Natur versunken, wir haben uns gegenseitig nichts vorzuwerfen. Aber wißt Ihr," fuhr sie dann zur Tante gewendet fort, „wie weit ich mich verlaufen habe? Bis zum römischen Camp, von dem uns unsere Wirtin schon gesprochen hat."

„Bis zum Camp, und hast Du da gezeichnet?"

„Nein, das habe ich nicht, ich hatte eigentlich die Absicht, allein der Anblick war so überwältigend, so großartig schön in der Morgenbeleuchtung, daß ich das Gebilde vorläufig in meine Seele grub, statt aufs Papier. Das Wunderbad, das ich dort nahm, hat mich noch mehr erquickt als selbst das im Meere."

„Das muß wahr sein," sagte Helmut zu Frau von Diehm, nachdem Lukrezia das Zimmer verlassen hatte, um sich für die Table d'hôte zu kleiden, „denn der Morgen hat sie angegriffen und gehoben. Ich habe sie nie so bleich gesehen."

„Sie sieht aus, als habe sie eine gute Tat vollbracht. Das Leben hat aber auch manches in sie hineingegeben, was Sie wieder ausmerzen müssen, lieber Helmut. Frauen, die sich selbst ihre Stellung erkämpfen, nehmen leicht etwas Herbes an."

„Aber sie werden bedeutender", sagte Helmut ernst. „Lukrezia ist mehr geworden, man wird das nicht ohne Opfer. Sie ist freilich nicht unberührt von der Strömung der Zeit geblieben, hat in Künstlerkreisen gelebt und nichts gehabt als ihre Persönlichkeit. Und dennoch, wie herrlich ist sie gediehen!"

Man sieht, daß er sie liebt, dachte Frau von Diehm, denn er bemerkt nicht einmal, wie kühl sie gegen vieles geworden ist — wie selbständig im Urteil, und wie die Gelehrsamkeit nicht mehr das einzige ist, was ihr imponiert.

„Ich meine," sagte sie dann laut aus ihren Gedanken heraus, „es wäre doch besser gewesen, sie hätte damals, als ihre Mutter starb, bei Ihnen bleiben können. Was war sie für ein liebreizendes, schüchternes Mädchen — wie gemacht für Ihre Kreise."

„Vielleicht! Aber wir haben sonderbarerweise gar nicht an Heiraten gedacht. Ich hatte ja mein kleines Vermögen, auch eine kleine Einnahme als Mitarbeiter der ‚Gelehrten Blätter', allein ich wollte

doch auch meiner zukünftigen Frau mehr bieten — ich bin in pekuniären Dingen ängstlich."

„Und ich", ergänzte Frau von Diehm, „hatte einen todkranken Mann, der mich ganz in Anspruch nahm. Und so dachte ich, Lukrezia müsse sich für alle Fälle eine gesicherte Existenz verschaffen."

„Nun, ich denke," meinte der Professor, „es war gut so, wie es kam, denn die Lukrezia von heute ist etwas ganz anderes. Ich hätte nicht gedacht, daß Frauen aus sich selbst heraus so bedeutend werden können. In den Entwürfen, die sie mir gestern zeigte, liegt eine frappierende Eigenart. Es wird mich freilich Überwindung kosten, in meiner Frau nicht nur das Wesen zu besitzen, das einzig und allein für mich lebt. Sie wird es vielleicht mit der Zeit lernen."

„Nein, das wird sie nie, denn sie hat moderne Anschauungen und spricht der Frau die gleichen Rechte zu."

Lukrezia trat jetzt über die Schwelle. Ihr Gesicht leuchtete, der Goldglanz, der zuweilen in ihren Augen flimmerte, strahlte ein Etwas aus, das Helmut nicht an ihr kannte. Sie trug einen einfachen schwarz-seidenen Rock, dessen Schleppe am Boden lag, und eine weiße Bluse von indischem Stoffe. Der große schwarze Hut schien wie geschaffen für ihr dunkles, üppiges Haar.

Helmut war wie gebannt. Diesmal ließ er die Tante vorausgehen und legte ihren Arm in den seinen.

Sie dinierten im Hotel de Paris, aber schon während der Tafel legte sich ein undurchdringlicher Nebel über das Meer — man hatte so etwas noch nie gesehn —, und es drängte alle, sobald das Dinner zu Ende war, an die Fenster. Als sie dann aber etwas später hinaus an den Strand gingen, an welchen die Flut sich heranwälzte, begann ein kalter Wind die Wellen zu peitschen. Die Nebel zerpflückten sich jäh, und es war nach wenigen Augenblicken, als habe die ganze Umgebung sich ihrer Gewänder entledigt, so nackt gaben sich jetzt, in raschem Gegensatz, die tobenden Wellen und feuchten Cliffs. Von Minute zu Minute rückte die Flut näher, das Wasser warf sich bereits über die Wälle und Mauern. Zuweilen stahl sich ein leuchtender Sonnenstrahl durch die Wolken und vergoldete, blitzähnlich, das Gestade. Eine Dame in weißem Seidenkleid, die eben das Hotel Monopol verließ, wurde ahnungslos von der Flut überschüttet, und ihr hübsches junges Gesicht sah ganz verblüfft über die triefenden Gewänder.

Frau von Diehm konnte nicht begreifen, wie Lukrezia mit einer solchen Beharrlichkeit diesem Spiele zuschauen mochte, sie fing an zu frieren und sagte, daß sie nach Hause wolle. Helmut bot ihr an, sie zu begleiten, da Lukrezia keine Miene machte, sich den baldigen Sonnenuntergang entgehen zu lassen. Im Grunde genommen war auch er müde, er fröstelte, auch hatte er in seinem Studierzimmer nicht das intensive Verständnis für alle Nüancen und Schattierungen der Beleuchtung gepflegt, wie es Lukrezias Künstlerauge getan hatte.

Lukrezia lehnte über der Barriere und beobachtete, wie sich die Sonne senkte und mit ihren glühenden Farben in den Wellen spielte; Grün, Rot und Gold wechselten am Horizont, färbten das Meer und gaben ein Schauspiel, wie es selbst an der Küste eine Seltenheit ist. Über den Pier ergoß sich eine rote Flut, und es war Lukrezia, als erkenne sie in der dunkeln Gestalt dort, die über der Barriere lag, Boris.

Gottlob, dachte sie, daß er dieses Zauberspiel genießen darf, ein solcher Anblick ist nicht allen Sterblichen beschieden, und selbst von ihnen werden es nur wenige in sich aufnehmen, wie er es tut. Ihre Seele flog hinüber und suchte die seine — und dann flatterte ihr weißes Tuch ihm entgegen.

In demselben Augenblick berührte Helmuts Hand ihren Arm. Er legte ein warmes Cape um ihre Schultern und bat sie, mit ihm nach Hause zu gehn. Lukrezia blieb, ohne zu antworten, stehn, bis der letzte Farbenschimmer verblaßte und die Dämmerung sich grau und farblos über das Wasser legte.

Der Wind blies weiter, er jagte über das Meer, durch die Cliffs und verkündete eine stürmische Nacht. —

„Morgen werde ich den ganzen Tag nicht sichtbar sein," sagte Lukrezia, als sich Helmut anschickte, nach Hause zu gehn, „solche Bilder muß man festhalten."

„Wirst Du Dich aber nicht erkälten, liebe Lukrezia?" fragte Helmut sanft.

„Und wenn ich es täte? Eine Tasse Tee und eine warme Nacht würden mich wieder gesund machen." Aber als habe sie nicht herzlich genug gesprochen, ging sie ihm nach, nachdem er ihr „Gute Nacht" gesagt hatte, legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und sagte warm und innig:

„Du bist mir doch nicht böse, Helmut? Ich weiß, ich bin so anders, wie ich sein sollte — aber wer kann über sich hinaus?"

„Du bist mir recht, wie Du bist, Lukrezia."

Sie legte einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter, und als sie seinen Blicken entschwunden war, fühlte er feuchte Tropfen an seinem Hals.

* * *

Am andern Tag hatte sich der Sturm gelegt, nur der Himmel blieb grau. Das ist ja das Wetter, wie es Lukrezia zu ihrer Arbeit braucht, dachte Helmut und versuchte es, sich in seine Broschüre zu

vertiefen. Allein er konnte sich nicht konzentrieren und legte das Buch bald zurück. Dann ging er ans Meer, setzte sich auf eine Bank und begann zu träumen. Ein Zustand, dem er immer aus dem Wege gegangen war, der ihn aber heute überwältigte.

Nachmittags suchte er Frau von Diehm auf. Er fand sie einförmig und verstimmt.

„Lukrezia ist schon gestern Abend fortgegangen," sagte sie nach einer Weile, während sie mit sich gekämpft hatte, ob sie es sagen sollte oder nicht.

„Gestern Abend?" Seine Stimme klang tonlos.

„Ja, die Hausfrau hat es mir vorher verraten."

„Warum tat sie das?"

„Warum? Vermutlich eine ihrer modernen Ideen, der nächtliche Sturm wird ihrer unruhigen Seele sympathisch sein. Sie werden Ihre Last mit ihr haben, Helmut."

Dieser ging im Zimmer auf und nieder, sein Gesicht war blaß geworden.

„Sollte ich nicht einen Wagen nehmen und nach ihr suchen?"

„Wird Ihnen wenig helfen, sie kommt schon zurück, wenn sie mag."

„Ein Brief für den Herrn Professor," unterbrach ein Kellner von Helmuts Hotel das Gespräch der beiden, „er kam mit dem Expreß. Entschuldigen Sie."

Seine Hand zitterte, als er das Kuvert zerriß. Er las:

„Verzeihung, Helmut! Ich habe schwer gekämpft und viel gelitten — ich konnte nicht anders. Ich liebe Boris Cornill. Der Schatten, der auf mein Glück fällt, ist der scheinbare Verrat an Dir. Aber was Du mir warst und immer bleiben wirst, Helmut, ist so viel, daß es niemals sterben kann. Erkenne mich als Deine Schwester, was ich im Grunde immer war, dann gibst Du mir das, was mir fehlt, um vollkommen glücklich zu sein. Daß ich so schnell handelte, ohne mit Dir offen zu sprechen, das geschah, weil ich in so schwerem Kampfe mit mir selbst lag. Jetzt weiß ich, daß ich uns alle drei verraten hätte, wenn es anders gekommen wäre. Heute früh 11 Uhr haben wir uns in der Kirche von Norwich trauen lassen. Der jähe Sonnenstrahl, der den Altar streifte, als ich meine Hand in die von Boris legte, schien mir ein erbarmender, versöhnender Gruß von Dir. Habe ich mich in Deiner Größe getäuscht, Helmut? Noch einmal, bewahre mir Deine Freundschaft und schreibe mir, daß Du vergeben kannst Deiner Schwester

Lukrezia."

Aus alter und neuer Zeit.

Groschen des Landgrafen Wilhelm II. von Hessen. In dem Versteigerungsverzeichnisse der Sammlung von Julius Isenbeck zu Wiesbaden (Frankfurt am Main, Adolf Heß' Nachfolger, 1899) findet sich folgendes Stück vor:

497 Hessen, Wilhelm I., 1483-93. Kasseler Groschen. ❀ WILMEN · D' · G' · LANTGRA ∘ hASSI' ∘ Vierfeld. Wappen. Rv. ∘ GROSSVS NOWS ∘ CASSELLE'S Helm. Zu Hoffm. 4459. Gut erh.

Die Beschreibung bei Hoffmeister lautet:

4459. A. Vierfeldiges Wappen. Umschrift WILHEL ∘ D ∘ G ∘ LANTGRA HASSI ∘ R. Ein großer Helm. Umschrift GROSSVS NOWS CASSELLENS (E und N zusammenhängend). Hinzugefügt ist: Nr. 14 der Beschreibung von den im Jahr 1860 bei Laucha im nördlichen Böhmen gefundenen Groschen. Numismat. Zeitung von 1861, S. 50.

Hoffmeister erklärt dieses Stück für eine Stempelverschiedenheit seiner Nr. 181, die er auf Grund des Manuskriptes: „Nachricht von alten Münzen in und um Hessen" (vermutlich von Joh. Balthasar Bögehold) beschrieben, also selbst nicht gesehen hat. Von seiner der Numism. Ztg. entnommenen Nr. 4459 sagt er: „Der Verfasser der Münzfundbeschreibung teilt jenen Groschen irrtümlich dem 1509 verstorbenen Wilhelm II. zu, während er mit unzweifelhaften Münzen Wilhelms I. (des älteren) eine beweisende Verwandtschaft hat und nicht mit denen Wilhelms II."

Man sieht, daß beide Beschreibungen, die in dem Isenbeckschen Verzeichnis und die in Hoffmeisters Münzwerke, hauptsächlich in einem Punkte von einander abweichen, indem erstere den Namen des Landgrafen Wilmen., letztere Wilhel. abkürzt. Natürlich erscheint erstere Abkürzung als Druck- oder Prägefehler, nur letztere als richtig. Aber die Sache liegt anders, wie aus folgendem hervorgeht. In dem Versteigerungsverzeichnisse der Merkensschen Sammlung (Frankfurt am Main, Adolf Heß' Nachfolger, 1905) ist zu lesen: 1355 Hessen, Wilhelm I., Kasseler Groschen o. J. WIL ∘ MED' ∘ D ∘ G ∘ LANTGRA ∘ hASSI ∘ (Münzz.) Vierf. Wappen. Rv. ∘ GROSSVS NOWS ∘ CASSELLE'S' Helm. Vgl. H. 4459. S. g. e.

Hier steht nun deutlich Wilhelmus medius, es handelt sich also um Wilhelm II. und nicht um Wilhelm I., wie das Verzeichnis sagt. In der

hessischen Geschichte heißt Wilhelm II. tatsächlich Wilhelmus medius, zum Unterschiede von seinem älteren Bruder Wilhelm I. und seinem Vetter Wilhelm III. Die Bezeichnung Wilhelms II. als medius auf Münzen hatte ich allerdings bis vor kurzem überhaupt noch nicht gelesen. Ich habe mich aber nun in doppelter Hinsicht von dieser Tatsache überzeugt.

Nachdem zwei Varianten dieses Groschens bereits auf Tafel 133 (16) und 158 (6) der Blätter für Münzfreunde abgebildet waren, erhielt ich nämlich erstens durch die Güte des Herrn Ernst Lejeune zu Frankfurt a. M. den Stanniolabdruck eines ebensolchen Groschens aus dem Besitze des Herrn Münzenhändlers Leo Hamburger dortselbst. Das Merkenssche Exemplar scheint es nicht zu sein, da es leider nicht „s. g. e." ist. Aber deutlich liest man auch hier WIL∘ MED∘ Zweitens sah ich kürzlich einen Groschen mit genau denselben Inschriften wie jener, der aber im übrigen vollständig das Aussehen der bekannten Groschen Ludwigs II. zeigte. Auch auf ihm war Wilhelm als medius bezeichnet. Danach erscheint es mir zweifellos, daß auch jener Isenbecksche Groschen nicht WILMEN∘ sondern WIL∘MED∘ als Inschrift aufwies; die Verwechselung von D und N sowie das Übersehen des Trennungszeichens ist bei einem nur „gut erh." Exemplare ganz begreiflich.

Es bleibt nun noch die Frage, ob auf dem von Hoffmeister beschriebenen Groschen wirklich Wilhel. und nicht auch Wil. med. gestanden hat. Das letztere ist sehr wahrscheinlich; aber auch wenn es nicht der Fall sein sollte, würde ich (abweichend von Hoffmeister) dem Verfasser der Münzfundbeschreibung von Laucha Recht geben, der das Stück Wilhelm II. zuteilte. Wenn Wilhelm I. ebenfalls zu Kassel mit einem fast gleichen Stempel, also ziemlich gleichzeitig, Groschen geprägt hätte, so würde er sich auf diesen nicht bloß Wilhelmus, sondern Wilhelmus senior genannt haben. Diese Bezeichnung finden wir denn auch tatsächlich auf Münzen von ihm vor. So lese ich z. B. auf dem äußerst seltenen Groschen „mit Schwert und Barett" von etwa 1492 (Hoffm. 5891, vgl. „Hessenland" 1905, Nr. 21, S. 304), von dem ich jetzt ein herrlich erhaltenes Exemplar besitze, deutlich VIL' SEIOR.*) Da hätten wir also senior und medius neben einander. Dagegen muß die Nebeneinanderstellung von Wilhelmus medius und einfachem Wilhelmus unwahrscheinlich sein, und wenn sie dennoch vorkommen sollte, so würde ich in beiden denselben sehen, nämlich Wilhelm II.

*) Auch Hoffmeister sagt: Seit 1485 mochte sich Wilhelm I. bis zum Jahre 1509 wohl regelmäßig senior nennen.

Jedenfalls sind zwei Kasseler Groschen Wilhelms II. hiermit nachgewiesen, und auch über die Prägezeit läßt sich eine Angabe machen. Seitdem am 17. Februar 1500 Oberhessen (mit Marburg) an Hessen-Kassel zurückgefallen war, versah Wilhelm II. alle seine Münzen mit dem Bilde der h. Elisabeth und der Umschrift Gloria reipublicae. Daraus hat man zwar nicht zu schließen, daß alle mit Landgraf Wilhelm von Hessen als Prägeherrn bezeichneten mittelalterlichen Münzen ohne die h. Elisabeth von Wilhelm I. herrühren, sondern sie können auch Wilhelm II. angehören, jedoch vor 1500. Da letzterer seit 1485 neben seinem Bruder regierte, so würde man also obige Medius-Groschen in die Zeit von 1485 bis 1499 zu verlegen haben, und zwar ist der schildige wegen seiner Ähnlichkeit mit den Groschen Ludwigs II. sicher der ältere.

Leipzig. Paul Weinmeister.

R. A. Philippi. Dem am 23. Juli 1904 zu Santiago in Chile verstorbenen Dr. Rudolf Amandus Philippi*) widmet sein ehemaliger Schüler Dr. Carl Ochsenius-Marburg einen längeren Nachruf**), dem wir mit Erlaubnis des Verfassers folgenden, sich auf Philippis Tätigkeit in Kassel beziehenden Auszug entnehmen: 1835 erhielt Philippi seine Ernennung zum Lehrer der Naturwissenschaften am Polytechnikum in Kassel, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich durch Vermählung mit seiner Cousine Karoline Krumwiede am 1. Januar 1836 einen eigenen Hausstand zu gründen. Eine erwünschte Nebeneinnahme fand Philippi auch hier durch Privatunterricht, den er den Töchtern des Kurfürsten und der ihm in morganatischer Ehe angetrauten Gräfin Schaumburg erteilte. Die polytechnische (offiziell: Höhere Gewerbe-)Schule in Kassel stand von 1830—1850 recht hoch. An ihr lehrten ein Wöhler, Bunsen, Winckelblech, Dunker, so daß Philippi da in einen Kreis von Koryphäen eintrat. Nicht zu vergessen ist auch deren Direktor Hehl, den man vielfach verkannt hat. Das Jahr 1836 war für Philippi auch in literarischer Beziehung von Bedeutung, da in ihm der erste Folioband seines ersten umfangreichen Werkes „Enumeratio molluscorum Siciliae" erschien, in dem die zahlreichen Lithographieen und sonstigen Abbildungen nach Zeichnungen von des Autors Hand angefertigt worden waren. Diese gründliche und erschöpfende Arbeit brachte ihm manche Anerkennung und Auszeichnung ein. Über keine aber freute er sich mehr, als über die ihm vom Könige von Preußen, dem das Werk von Alexander von Humboldt überreicht worden war, verliehene

*) Siehe „Hessenland" 1904, S. 284: „Hessisches in Chile" von Louis Rosenthal.

**) Leopoldina 1906. Heft XLII.

Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Im Umgang mit seinen Schülern zeigte Philippi von Anfang an denjenigen Takt, der einerseits jeden von ihnen mit aufrichtigster Hochachtung für den geliebten Lehrer erfüllte, andrerseits aber auch, unter Fernhaltung jeder Vertraulichkeit, zwischen beiden ein unsichtbares Band rein menschlichen Empfindens knüpfte, so daß der Lehrer auch gleichzeitig ihr väterlicher Freund und Berater war. Ja, wenn manchmal auf einem gemeinsamen Ausfluge die Herzen auftauten und die brausende Jugendkraft sich auch äußerlich zu betätigen drängte, so war Philippi seinen Zöglingen gewiß auch hier immer als erster voran, wenn es galt, ein Hindernis im Sturme zu nehmen, über Gräben und Hecken zu springen, der erste oben auf der Höhe zu sein oder schließlich auch in übermütiger Hast einen Berg hinunter zu kobolzen. Ich erinnere mich, daß an dem Sonnabend, der das Schuljahr 1847 geschlossen und die Schüler der 1. Klasse fürs Leben und aus der Schuldisziplin entlassen hatte, Philippi noch eine botanische Exkursion mit allen drei Klassen nach dem Habichtswalde machte. Dabei war die ganze 1. Klasse, von der doch nur ein geringer Bruchteil Naturwissenschaften weiter zu treiben gedachte, fast vollzählig vertreten. Mit einem stürmischen Hoch auf Dr. Philippi endete vor der Wohnung desselben auf dem Ständeplatz in Kassel am Abend der Ausflug, auf dem eigentlich nur wenig Botanisiertrommeln tätig waren. 1848 schloß er sich der liberalen (konstitutionellen) Partei in Kurhessen an. Diese gelangte ans Ruder, Philippi wurde im März 1849 Direktor der polytechnischen Schule in Kassel; der bisherige konservative Direktor Hehl wurde versetzt; der Professor der Chemie Winckelblech hielt öffentliche republikanische Vorlesungen; Philippi leitete mehrfach Volksversammlungen; er war mittlerweile kurhessischer Untertan geworden. Die Konflikte zwischen dem Kurfürsten und der Volksvertretung wurden schärfer; die liberale Partei sprach die Steuerverweigerung aus, und darauf setzte die Reaktion 1850 energisch ein. Bundesexekutionstruppen (25 000 Mann Österreicher und Bayern) rückten am 1. November 1850 in Hessen und später am 22. Dezember in Kassel ein, nachdem ein preußisches Korps ihnen das Feld geräumt hatte. Die gerichtlichen Verfolgungen gegen die verfassungstreuen Bürger und Beamten begannen. Dazu traten die sog. „Bequartierungen“, d. h. die Lasten von enorm hohen Einquartierungen bei mißliebig gewordenen Personen. Auch Philippi gehörte zu diesen. Der Kurfürst verzieh ihm den Liberalismus nicht und betonte, daß mehrjähriger Reiseurlaub mit vollem Gehalt nicht berechtigte, Gegner der Regierung zu werden. Auf die Benachrichtigung von starker Einquartierung reichte Philippi am 27. Dezember 1850 sein Entlassungsgesuch ein und fuhr in derselben Nacht nach Göttingen und weiter ins Braunschweigische. Auf der Karlshütte bei Delligsen hatte ihm der Bergrat Dr. C. L. Koch (Onkel des Cholerabazillenentdeckers) ein Asyl für ihn und seine ganze Familie angeboten. Dort reifte der Entschluß, nach Chile überzusiedeln, wohin ihn Dr. Ochsenius 1851 begleitete.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Die überaus zahlreich besuchte Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, die am 26. Februar in Kassel stattfand, eröffnete der Vorsitzende, General Eisentraut, mit einigen geschäftlichen Bemerkungen. Der Verein hat einen Zuwachs von 5 und einen Abgang von 1 Mitglied zu verzeichnen. Da Professor Dr. Heldmann in Halle und Oberbibliothekar Dr. Brunner in Kassel aus dem Redaktionsausschuß ausgetreten sind, wurden zum Ersatz Professor Dr. Steinhausen in Kassel und Dr. Gundlach in Kiel gewählt. Sodann nimmt Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf das Wort zu einem Vortrag über seine „Erinnerungen an den Einmarsch der Bayern und Österreicher in Kassel am 22. Dezember 1850“. Der Redner hob einleitend hervor, daß unter dem Vielen, was er im Laufe eines halben Jahrhunderts erlebt habe, das für Kassel so denkwürdige Weihnachtsfest des Jahres 1850 besonders tief in seiner Erinnerung haften geblieben sei. Er führte seine Zuhörer in das Milieu einer von fremdem Militär besetzten und von heftigen Parteikämpfen erregten Stadt. Nachdem sich die Hoffnung, daß durch das Eingreifen der preußischen Regierung der Kelch der Bundesexekution an Kassel vorübergehen werde, nicht erfüllt hatte, wimmelte es bald von fremden, farbenprächtigen Uniformen in der Stadt, die sich dem damals achtjährigen Knaben besonders scharf einprägten; sein Interesse wurde noch gesteigert, als bald darauf sein elterliches Haus, die Sternapotheke in der Obersten Gasse, reich mit Einquartierung bedacht wurde. Am 22. Dezember 1850, vormittags zwischen 10 und 11, waren die verbündeten Truppen, Österreicher und Bayern, durch die Frankfurter Straße eingezogen und auf dem Friedrichsplatz aufmarschiert, um sich nun für längere Zeit in Kassel in Quartier zu legen. Der Vortragende führte nun in buntem Wechsel eine ganze

Reihe von Humor durchtränkter persönlicher Erlebnisse und Anekdoten vor, die denn auch bei den Zuhörern ungeteilte Heiterkeit auslösten. Nach einer kurzen Pause sprach als zweiter Redner des Abends Redakteur Heidelbach über „das alte Landgrafenschloß und den großen Brand im Jahre 1811". Es war ihm hauptsächlich darum zu tun gewesen, eine möglichst lückenlose Darstellung des Schloßbrandes zu geben, er konnte sich demgemäß im allgemeinen darauf beschränken, die in großer Zahl vorhandenen Schilderungen von Augenzeugen zusammenzustellen. Hauptquelle waren die in dem siebenbändigen Werk „Mémoires et Correspondance du Roi Jérôme et de la reine Catherine" enthaltenen Briefe des Königspaares, sowie das ausführliche Tagebuch der Königin; daneben aber haben sich auch andere Augenzeugen ziemlich eingehend über den Brand ausgelassen, so die Brüder Grimm in ihren Briefen, der frühere Page von Lehsten in seinen „Erinnerungen" und der Direktor der Salpeter- und Pulverwerke in seinen ganz vor kurzem zu Paris erschienenen „Souvenirs". Schließlich gab auch der „Moniteur Westphalien" eingehenden Aufschluß über Einzelheiten. Alle diese und noch weitere Aufzeichnungen ermöglichten eine anschauliche Darstellung dieses Riesenbrandes, bei dem der König selbst fast ums Leben gekommen wäre, und der das an der erinnerungsreichsten Stätte Kassels gelegene viele Jahrhunderte alte Schloß in Trümmer legte. Vorausgeschickt wurde der eigentlichen Schilderung der Feuersbrunst eine kurze Geschichte des Schlosses und eine Darstellung des Zustandes, in dem es sich kurz vor dem Brande befand; gleichzeitig wurden zwei Abbildungen des alten Landgrafenschlosses vorgelegt, deren eine ein Ölgemälde wiedergibt, das jetzt in der Murhardschen Bibliothek der Stadt Kassel aufbewahrt wird. Nach dem Brand bezog Jérôme mit seiner Gattin das damals vom Großstallmeister Morio, jetzt von Frau von Heathcôte bewohnte Bellevueschloß; da dieses sich aber ebenso wie das bald darauf bezogene frühere Palais des Prinzen Georg in der jetzigen Georgenstraße als zu klein erwies, wurde das ganze angrenzende Häuserviertel, die jetzige Wohnung des kommandierenden Generals, die „Schildergalerei" und das Akademiegebäude durch gebrochene Verbindungstüren untereinander und mit der letzten Wohnung zu einem Ganzen verbunden. Ein Wiederaufbau des alten Landgrafenschlosses fand nicht statt, und als der Kurfürst am 21. November 1813 seinen Einzug hielt, fiel doch ein bitterer Wermutstropfen in den ihm von der jubelnden Bevölkerung dargereichten Freudenkelch, als der von Bürgern gezogene kurfürstliche Wagen am alten Schlosse vorüberkam und der gealterte Herr den Sitz seiner Vorväter als Ruine wiederschauen mußte. Im Jahre 1815 ließ er dann diesen Trümmerhaufen niederreißen, und am 29. Juni 1820 legte er hier den Grundstein zur Kattenburg, deren Schicksal allgemein bekannt ist. Erwähnenswert ist noch, daß auch Jakob Grimm bei dem, übrigens gelungenen Versuch, die Schloßbibliothek zu retten, fast ein Opfer seiner Pflichterfüllung geworden wäre. — General Eisentraut erinnerte daran, daß man sich am Vorabend der silbernen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares befinde; mit einem Hoch auf dieses schloß er dann die Versammlung, die fast zwei Stunden gewährt hatte.

„Quartalsblätter des Historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen." Wie wir der neuesten Nummer entnehmen, fanden in den Vereinssitzungen zu Darmstadt im Laufe des verflossenen Jahres folgende Vorträge statt:

9. Januar: Bibliothekdirektor Dr. Schmidt: „Baron Hüpsch und sein Kabinett, ein Beitrag zur Geschichte der Hofbibliothek und des Museums."
23. Januar: Zweiter Teil dieses Vortrages.
20. Februar: Prof. Dr. Collin-Gießen: „F. C. Laukhardt, ein Beitrag zur Gießener Universitätsgeschichte des 18. Jahrhunderts."
3. April: Archivdirektor Dr. Frhr. Schenk zu Schweinsberg: „Nachträgliches zur Eroberung Darmstadts im Jahre 1546."
Lic. Herrmann: „Eine Geisteraustreibung im Darmstädter Schloß 1717 und 1718."
20. Mai: Prof. Dr. Anthes: „G. G. Gervinus, sein Leben und Wirken."

In der Ausschußsitzung des Vereins vom 5. Juni wurde u. a. die Begründung eines lokalen Geschichtsvereins in Ingelheim beschlossen.

Im Friedberger Geschichts- und Altertumsverein sprach am 4. Februar 1905 Prof. Dr. Anthes über seine „Streifzüge in Klein-Asien"; im Oberhessischen Geschichtsverein zu Gießen am 26. Januar Oberbibliothekar Dr. Fritzsche über „Gelegenheitsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts"; in der „Hessischen Vereinigung für Volkskunde" in Gießen sprach am 15. Februar Pfarrer Schulte über „Spottnamen und Spottverse in Oberhessen", am 13. März Rentamtmann Schäfer über „Hexenprozesse in der Grafschaft Bingelheim".

Der „Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer" zu Mainz bot folgende Vorträge:

11. Februar: Prof. Dr. Anthes: „Über seine archäologischen Streifzüge in Kleinasien."
14. März: Prof. Dr. Schumacher über „Die Topographie des römischen Mainz."
21. und 28. März: Prof. Neeb über „Mainz vor 125 Jahren."

Universitätsnachrichten. Der Bibliothekar an der Marburger Universitätsbibliothek, Dr. Rein-

hold, ist in gleicher Eigenschaft zur Universitätsbibliothek in Bonn versetzt worden. Der Bibliotheks-Assistent Dr. Leder in Marburg wurde zum Hilfsbibliothekar ernannt.

Hessen in Berlin. Die „Zwanglose Vereinigung geborener Hessen-Kasseler (Kurhessen)" zu Berlin veranstaltet am Sonntag den 11. März im Hörsaal der Reichspost (Artilleriestraße 11) eine Kirmeß, die, um möglichst echt zu sein, bereits um 4 Uhr nachmittags beginnt.

„Holt aus der Truhe sie hervor,
Die alten hess'schen Trachten,
Zur Heimat geht's in buntem Chor,
Wie wir's schon öfter machten"

heißt es in der Einladung, es wird also voraussichtlich recht heimatlich dort zugehen. Viel soziales Verständnis zeigt übrigens die Notiz, daß die lustigen Herren Studenten, falls sie erscheinen, ganze 1,25 M. weniger für das Gedeck zu zahlen haben. Hoffentlich läßt sich ihr Appetit hierdurch nicht beeinflussen.

Abbruch. Glocke und Knopf des Eschweger Brückenturmes, über den wir schon in letzter Nummer (S. 58) berichteten, sind nunmehr abgenommen und nach dem Rathaus gebracht worden. Die Glocke wurde laut Inschrift von dem auch sonst in Hessen bekannten Gottfried Kohler aus Kassel 1638 gegossen. Im Turmknopf fand man eine die zeitliche Lage von 1792 schildernde Urkunde; sie berührt die damalige Teuerung, die französische Revolution und die Verschickung von 12 000 Hessen nach Amerika, und erhielt 1861 bei einer Ausbesserung des Knopfes noch einen kurzen Zusatz.

Generaloberst von Wittich †. Am 23. Februar verschied zu Würzburg, wo er sich zur Heilung eines Magenleidens aufhielt, Se. Exzellenz der Königliche Generaloberst (mit dem Range als General-Feldmarschall), General-Adjutant des Kaisers, Adolf von Wittich. Der Verewigte stand von 1892 bis 1904 an der Spitze des XI. Armeekorps; von Wittich, der auch Ritter des Schwarzen Adlerordens war, wurde bei seinem Übertritt in den Ruhestand als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen. Von Kassel siedelte er nach Eisenach über, wo er sich auf dem Hainstein, der Wartburg gegenüber, ein Landhaus erworben hatte.

Hessische Bücherschau.

Hessische Landes- und Volkskunde. Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhunderts. In Verbindung mit dem Verein für Erdkunde zu Kassel und zahlreichen Mitarbeitern herausgegeben von Karl Heßler. Band I: Hessische Landeskunde. Erste Hälfte. 531 S. Mit zwei Karten, einem Titelbild und zahlreichen Abbildungen. Marburg (N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung) 1906.

Dem zweiten, die Volkskunde behandelnden Band dieses groß angelegten Werkes ist nunmehr die erste Hälfte des ersten Bandes gefolgt, der die Landeskunde des ehemaligen Kurhessen mit Einschluß des Hinterlandes in Wort und Bild vorführt. Daß dieser Band eine empfindliche Lücke ausfüllte, zeigen schon die Erscheinungsjahre der beiden letzten, Kurhessen betreffenden Landeskunden; die von Landau erschien 1842 (nicht 1841, wie im Vorwort irrtümlich gesagt wird), die von Pfister 1840. Noch heute aber gilt der Satz, den Landau einst seiner „Beschreibung des Kurfürstentums Hessen" voransetzte: „Was man nicht kennt, kann man nicht lieben; Bürgertugenden gedeihen nur da, wo Liebe zum Vaterlande herrscht." Diese Kenntnis der Heimat uns in ihrer jetzigen Gestalt in umfassender Weise neu vermittelt zu haben, ist ein Verdienst, für das wir der rührigen Elwert'schen Verlagshandlung zu großem Dank verpflichtet sind.

Die Stoffgruppierung und die Verteilung der Materien an die einzelnen Mitarbeiter kann größtenteils als wohlgelungen bezeichnet werden. Eingeleitet wird die Reihe der Abhandlungen durch eine anschauliche und umfassende Arbeit des Herausgebers über die „Bodengestalt": Thüringer Wald, Eichsfeld, Rhön, Spessart, der Landrücken, Vogelsberg, das hessische Berg- und Hügelland sowie das Bergland im Kreise Rinteln erfahren eine eingehende geographische Schilderung, und die gefällige Art, mit der hier die Gliederung des spröden Stoffes gelungen ist, verdient Anerkennung. Ein weiterer Artikel über die „Bewässerung" des Gebietes der Weser einerseits und desjenigen des Rheines andrerseits rührt von demselben Verfasser her. Professor Dr. E. Kayser in Marburg lieferte einen bei aller Kürze gehaltreichen „Abriß der geologischen Verhältnisse Kurhessens", dessen Verständlichkeit außerdem durch eine farbige geologische Übersichtskarte unterstützt wird. Das „Klima" ist nach einer Schrift Professor Dr. Kremsers von Karl Heßler bearbeitet, während S. Schlitzberger nicht nur die „Pflanzen- und Tierwelt" unserer Heimatprovinz behandelt, sondern auch, wohl über den Rahmen des Buches hinausgehend, einen Überblick über die allgemeine Tierverbreitung in Deutschland bietet. Auch die ohnehin wenig selbständige Einleitung dieses Abschnittes hätte gut eine Einschränkung erfahren können; die hier gerühmte herrliche Aussicht vom Taufstein muß dem Verfasser wohl aus einer sehr viel früheren Zeit her in Erinnerung sein, heute ist sie längst verschwunden; ich erwähne dies deshalb, weil der Leser gerade wegen dieser herrlichen Aussicht zu dem aus anderen Gründen recht lohnenden Besuch des Tauffsteins ermuntert wird. Im nächsten Abschnitt behandelt Karl Heßler „die Bewohner Hessens nach ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Charakter und ihrer Beschäftigung im allgemeinen". Mit Rücksicht auf den großen Aufschwung, den in den letzten Jahren gerade die Landeskunde sowohl in Einzeldarstellungen als auch in zusammenfassenden Werken genommen hat, hätte man diesen Abschnitt gern etwas mehr

von modernen Gesichtspunkten beeinflußt gesehen; es geht heute nicht mehr an, die Bewohner einer Landschaft mit der hergebrachten Charakterisierung „bieder“ und „treu“ abzutun; in einem wissenschaftlichen Werk muß der an sich so verzeihliche Chauvinismus zurücktreten, und man darf sich nicht scheuen, auch auf die niederen Qualitäten hinzuweisen, die die Bewohner gewisser Landstriche vor denen anderer unterscheiden. Von dieser Einschränkung abgesehen, bietet aber auch dieser Artikel viel Lehrreiches. Die wertvollste Arbeit des Buches, jedenfalls diejenige, die eine Fülle ganz neuen Materials bringt, ist Dr. Wilhelm Langes Abhandlung über „Hessen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“. Die prähistorische Forschung ist als eigentliche Wissenschaft kaum einige Jahrzehnte alt; da, wo die Pergamente und Inschriften uns im Stich lassen, sagen dem Erforscher der Urzeit Scherben und Knochen oft mehr, als alle Urkunden zu sagen vermöchten. Nach einer einleitenden Belehrung über Zweck und Bedeutung der Prähistorie werden die einzelnen Perioden von der Steinzeit bis hinab zur fränkischen Zeit, immer mit Rücksicht auf das Hessenland, abgehandelt; ein weiteres Kapitel ist den Gräbern und Fundstücken sowie den Befestigungen sämtlicher Perioden gewidmet; am Schluß wird der Versuch einer chronologischen Bestimmung gemacht. Man ist überrascht, zu hören, wie viele Steinringwälle und Wallburgen — sie sind zum größten Teil von Eisentraut, Lange und Böhlau untersucht — wir in Hessen haben. In gewandter Weise hat Eduard Grebe sein Thema „die religiösen Verhältnisse der Hessen in heidnischer und christlicher Zeit“ angefaßt, das er erst mit der Entstehung der „Renitenz“ abschließen läßt; das vielumstrittene Gebiet der germanischen Mythologie behandelt er mit weiser Vorsicht, räumt aber den sagenhaften Elementen aus der Zeit der Christianisierung Hessens einen historischen Charakter ein, der ihnen nicht zukommt. Auffallender Weise ist demselben Verfasser auch die Bearbeitung des Artikels „Handel und Industrie“ zugeteilt worden; diesem Gebiet kann meines Erachtens doch nur ein Fachmann gerecht werden, wie das Dr. Metterhausen in seiner trefflichen Abhandlung in der Festschrift zum Ärztekongreß (1903) bewiesen hat; der weitaus interessanteste Teil der Grebeschen Arbeit, an dem neben Hugo Brunner (Offiz. Katalog d. Jubil.-Gew.-Ausst. 1905) auch der selige Landau einigen Anteil hat, ist der historische, sodaß wir dem Verfasser nicht darüber gram sind, daß grade dieser Teil den im Titel des Werkes begrenzten Rahmen überschreitet; der die Neuzeit behandelnde Schlußteil lehnt sich so eng an die erwähnte Arbeit Dr. Metterhausens an, daß man einigermaßen überrascht ist, auch diese Anleihe nirgends dankend quittiert zu sehen. Ein vorzüglicher Kenner der hessischen Dialekte, H. v. Pfister-Schwaighusen, bringt einen Beitrag „zum hessischen Sprachtum“; leider macht der phantastische altertümelnde Stil des Verfassers die Lektüre seiner Arbeit dem Leser gradezu zur Qual und trägt keineswegs zur Einheitlichkeit des ganzen Werkes bei. Ganz vortrefflich sind die zahlreichen, sorgfältig ausgewählten mundartlichen Proben. Vielleicht wird eine Spezialkritik noch auf diesen sowie auf den einen oder anderen Abschnitt des Buches in dieser Zeitschrift näher eingehen, als es mir möglich ist. Da, wie schon erwähnt, auch in einzelnen andren Artikeln die im Titel angekündigte zeitliche Begrenzung überschritten ist, so wäre in G. Ernsts wertvoller Abhandlung über „Bergwesen und Bergleute in Hessen“ ein größerer Umfang des historischen Teils sicher manchem willkommen gewesen. Die Arbeit deckt sich größtenteils mit einem gleichnamigen Artikel der mehrfach erwähnten „Festschrift der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte“; beide Artikel stammen aus der Feder desselben Verfassers. Als eine überaus fleißige Arbeit stellt sich der von W. Gerland behandelte, mit zahlreichen erläuternden Illustrationen und Tabellen durchsetzte und 108 Seiten umfassende Abschnitt über „die Landwirtschaft“ dar. Der bildnerische Schmuck verdient überhaupt besonders hervorgehoben zu werden; das Werk enthält weit über 100 Abbildungen im Text, 4 Beilagetafeln und 2 Karten. Vorgesetzt ist eine wirklich prächtige Aquarellstudie von Carl Armbrust, die das für die hessischen Waldtäler so typische Baunatal bei Guntershausen in herbstlichen Farben wiedergibt.

Auch dieser Band der „Hessischen Landes- und Volkskunde“ wird voraussichtlich gleich seinem Vorgänger bald vergriffen sein; im Interesse einer Neuauflage möge deshalb noch der Wunsch Platz finden, daß bis dahin auch eine Reihe unliebsamer Druckfehler ausgemerzt ist.

Trotz den gerügten Mängeln sei nochmals hervorgehoben, daß Verlag wie Herausgeber durch dieses unstreitig mit hohen Kosten verknüpfte und mühevolle Unternehmen den Dank aller derer verdienen, die in der Vermittlung einer umfassenden Kenntnis der Heimat eine Förderung der Heimatliebe erblicken.

Heidelbach.

Personalien.

Ernannt: Pfarrer Dettmering in Niederwalgern zum Metropolitan der Pfarreiklasse Fronhausen; Regierungsbauführer Leeser in Melsungen zum Regierungsbaumeister.

Verliehen: dem Regierungsrat Reisewitz in Kassel der Charakter als Geh. Regierungsrat; dem Regierungs- und Baurat Kiesgen, sowie dem Eisenbahndirektor Schmidt in Kassel der Charakter als Geh. Baurat; dem Eisenbahn-Rechnungsdirektor Halsband in Kassel der Charakter als Eisenbahndirektor mit dem Rang der Räte 4. Klasse.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Merzyn und Frau Corinna, geb. Möller (Kassel, 23. Februar); Oberarzt Dr. Mörchen und Frau Anna, geb. Thum (Hohe Warte-Oberursel, 24. Februar); Dr. phil. Karl Knetsch und Frau Edith, geb. Müller (Marburg, 26. Februar); — eine Tochter: Dr. Kleyensteuber und Frau Emmi, geb. Haverbeck (Kassel, 15. Februar); Buchdruckereibesitzer Heinrich Weidemeyer und Frau Else, geb. Golze (Kassel, 19. Februar); Professor Jensen und Frau (Marburg, 23. Februar).

Gestorben: Konsularagent des Deutschen Reiches Moritz von Baumbach, 73 Jahre alt (Milwaukee, 1. Februar); Frau Karoline Leuschner, geb. Humburg, verw. Heß, Witwe des Apothekers, 73 Jahre alt (Detroit, Mich.); Rentner Karl Kindervater (Rinteln, 15. Februar); Frau Emilie Eysel, geb. Pfankuch, Witwe des Theater-Oberinspektors a. D., 75 Jahre alt (Kassel, 15. Februar); Gesanglehrerin Frl. Johanna Mehlburger (Kassel, 15. Februar); Oberst Wilhelm von Apell, 57 Jahre alt (Arolsen, 16. Februar); Frau Mathilde Immel, geb. Hirschfelder, 29 Jahre alt (Fulda, 16. Februar); Frau Elise Walter, geb. Grassow, Witwe des Landschaftsmalers (Kassel, 18. Februar); Frau Justizrat Emmy Schier, geb. Biermann, aus Kassel (Leipzig, 19. Februar); Fabrikdirektor Adolph Rühling, 62 Jahre alt (Kassel, 20. Februar); Frau Agathe Schäfer, geb. Langematz, Witwe des Professors (Marburg, 22. Februar); Sanitätsrat Dr. med. Hinkelbein (Kassel, 23. Februar); Königl. Rentmeister a. D. Rechnungsrat Georg Kern, 86 Jahre alt (Kassel, 25. Februar); Molkereidirektor August Martin Jordan, 68 Jahre alt (Homberg, 26. Februar); Landesrentmeister Karl Heidelbach, 51 Jahre alt (Kassel, 27. Februar).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 6. XX. Jahrgang. Kassel, 16. März 1906.

Meersturm.

(Bild aus Nizza.)

Huh! Wie der Sturm heult!
Wie die Wasser wallen und wüten!
Die Schiffer auf hoher See:
Der Herr mög' sie hüten!

Der Wind peitscht mit Geißeln und Ruten die Fluten.
Die tönen und dröhnen wie Schlachtenposaunen — —
Und klingen wie Glocken bei Feuerbrand — —
Es stürzen sich brüllend,
Mit Fürchten erfüllend,
Die zürnenden Wogen
Gleich hungrigen Löwen auf den Strand. — —

Doch ist der dunkel-dumpfe Wogenklang
Kein leer' Geschrei:
Es ist der Menschheit Leidens-Litanei,
Der Kämpfe kündende Jahrtausend-Sang.
Es rauscht das Meer, was eine Seele fühlt,
Gleich ihm, in ihren Tiefen aufgewühlt, —
Es braust so laut, daß es den Lauscher schreckt,
Den Stein erweckt. — — —

Und über den Wassern:
Ein Schwirren und Schwimmen
Von irrenden Lauten,
Hinzitternden Stimmen,
Ein Rufen so schaurig und seufzerschwer,
Als ob es verbannter Geister Wimmern und Weinen wär'.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Und die Dämmerung gleitet herzu,
Mit dem Sturme versöhnend zu reden,
Und es nahen Knaben aus Eden,
Die schweigend den Balsam der Ruh',
— Ich seh' aus den Krügen ihn fließen —,
In die schäumenden Wasser gießen. — —

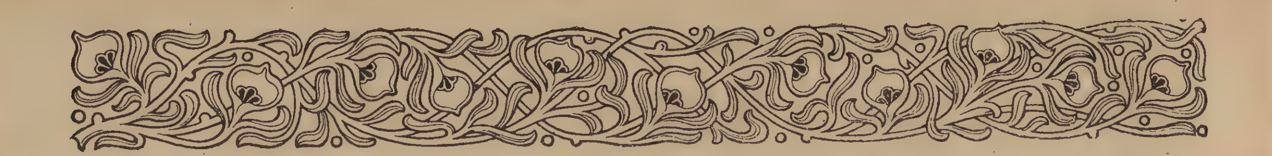
Rauolzhausen. **Sascha Elfa (Helene Bechtel).**

Der Zimmergesell.

Es lebe der freie Zimmergesell —
Verstattet, Herr Meister, mit Gunst!
Da oben im luftigen Turmesgestell,
Da zeigt er die wagende Kunst;
Zieh ho, zieh ho!
Den Gassen so tief ist der Himmel so weit —
Da sind wir näher der Seligkeit
Hoch oben im Glockengeschoß.
Zieh an, viellieber Handwerksgenoß,
Zieh ho!

Es lebe der, wer Richtscheit und Beil
Führt werklich in fügender Faust
Im Turmgestühle so stark und so steil,
Wo sonst nur die Dohlenschar haust.
Zieh ho, zieh ho!
Da wiegen wir kecklich auf schwankendem Holz,
Je höher, je besser dem zünftlichen Stolz!
Drum lebe, nehmt Brüder die Flasche zur Hand,
Im deutschen Reiche der Zimmererstand!
Zieh ho!

Kassel. **F. A. Rahles.**



Breitenau.

Demnächst erscheint aus der Feder des bekannten hessischen Burgenforschers C. Happel im Verlag von C. Vietor in Kassel unter dem Titel „Romanische Bauten in Niederhessen" ein Werk, auf das wir schon jetzt hinweisen möchten.

Einem uns vor der Drucklegung zur Verfügung gestellten Manuskript-Abschnitt entnehmen wir die folgenden bemerkenswerten Angaben über die Baugeschichte des Klosters Breitenau, denen wir auch einige Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers beizufügen in die Lage gesetzt sind.

Im Jahre 1119 verschrieb sich der Gaugraf Werner von Grüningen aus dem schwäbischen Kloster Hirschau eine Anzahl Benediktinermönche, die den Bau des Klosters Breitenau begannen. Ihrer bautechnischen Ausbildung und ihrem handfertigen Geschick verdanken wir das Bauwerk, welches nunmehr sieben und ein halbes Jahrhundert überdauert hat und heute noch durch seine solide Konstruktionsweise, durch die sauber behauenen Werksteine und die Schönheit seiner Skulpturen zu imponieren vermag. (Abbild. 1.) Allerdings muß bezüglich der letzteren gleich bemerkt werden, daß nicht alle Arbeiten, sowohl hinsichtlich des Entwurfes, wie auch in ihrer Ausführung, unter Künstlerhänden entstanden sind, aber sie zeigen alle das Streben, künstlerischen Schmuck würdig zu entfalten. Basen und Säulenkapitäle im Paradies, sowie in der darüberliegenden Empore zeigen künstlerischen Schmuck, der wohl als das Beste in der ganzen Kirche bezeichnet werden kann.



Abbildung 1.

Wie der nebenstehende Grundriß (Abbild. 2) lehrt, war Breitenau ursprünglich eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit flacher Decke, deren niedere Seitenschiffe sich neben dem Hauptchor fortsetzten, so daß auch dieser einstmals dreischiffig erschien. Das Querschiff war nur einfach gehalten und an seiner Ostseite, ebenso wie die drei Schiffe des Chores, mit ausfallenden Apsiden versehen. Diese reiche Chorausgestaltung, die ohne weiteres die Aufstellung von fünf Altären an der Ostseite zuläßt, erinnert an die Kirchen zu Königslutter, Paulinzella und an die Ulrichskirche zu Sangerhausen. Das Hauptschiff zählt im Grundriß drei und ein halbes Quadrat von der Größe der Vierung, das Querschiff enthält drei und der Hauptchor, ohne die Apsis, ein Quadrat der genannten Größe. An der Westseite findet sich ein Vorbau, aus dessen Nord- und Südflügel einst zwei quadratische Kirchtürme, deren Vollendung jedoch unterblieben ist, emporsteigen sollten. Zwischen den Türmen liegt eine Vorhalle, Paradies genannt, und über demselben eine Empore. Beide Räume öffnen sich gegen das Mittelschiff mit drei Bögen, die von je zwei Säulen getragen werden. Eine Krypta ist nicht vorhanden, der Boden der Kirche lag in allen seinen Teilen in einer Ebene. Nur die im Grundriß schwarz hervorgehobenen Teile sind noch vorhanden, die Seitenschiffe sind völlig abgerissen, wie das auch die Abbildung 1 erkennen läßt. Wir sehen daselbst noch die ursprüngliche alte Fensterreihe oben über den Kragsteinen, auf die sich einstmals der Dachstuhl des rechten Seitenschiffes auflegte. Die acht alten Fenster korrespondieren nicht mit den sieben Arkadenbögen, die sich beiderseitig vom Hauptschiff gegen die Seitenschiffe öffneten, jetzt aber zugemauert sind. Die zwölf viereckigen Pfeiler des Hauptschiffes sind mit flachen Kapitälen abgedeckt, auf die sich direkt die halbkreisförmigen Bögen der Arkaden aufsetzen. Die Höhenverhältnisse der Seiten- und des Hauptschiffes sind nicht gleich, bei ersteren verhält sich die Breite nahezu wie 1 : 2, während für letzteres die Zahlen 3 : 5

gelten. Zur Belebung der immerhin hohen glatten Wandflächen zwischen den Scheiteln der Arkadenbögen und der Fensterreihe oben in den Wänden des Mittelschiffes (s. Abbild. 1) zog sich an deren Innenseite über den Bögen ein sogenannter Arkadenfries, der mit pilasterartig über jedem Pfeiler aufsteigenden Gliedern eine rechteckige Umrahmung der Arkadenbögen bildet. Die Innenseiten dieser sieben Umrahmungen sind flach abgeschrägt und tragen auf dieser schrägen Fläche abwechselnd eine Verzierung mit Würfelmuster und Schlingpflanzen, in denen sich mysteriöse gestreckte Tierleiber bewegen. Die Skulpturen an den Schrägflächen der Kapitälgesimse sind höchst mannigfaltig. Da findet sich ein Geflechtmuster, dort wieder eins in anderer Zeichnung, ferner sind angebracht: Palmettenfriese, Tiere von höchst phantastischer Zeichnung, menschliche Gesichter, Zentaurenkampf, dann eine Jagdszene, wohl das Recht des Stärkeren darstellend: ein Fuchs erwürgt eine Ente und wird dabei von hinten durch einen Hund angefallen usw. Die Hälfte dieser Kapitäle ist nicht mehr sichtbar, weil sie von den nachträglich eingezogenen Mauern, die jetzt die Arkadenbögen ausfüllen, verdeckt werden. Im Chor, im Querschiff und der Vierung sind die Kapitälflächen nur mit dem Würfelmuster geziert. Da diese Teile bei einem Kirchenbau meist zuerst angefangen wurden, so ist anzunehmen, daß sich die Freude an einer reichen Ornamentik erst mit dem Fortschreiten des Baues einstellte. Am schönsten und nach sauberer Ausführung auch am gediegensten sind die sechzehn Kapitälflächen der vier Säulen im Paradies und der Empore. An einem Kapitäl (Abbild. 3) sehen wir ein männliches Haupt, in dem sich zwei Tierleiber vereinigen, vielleicht eine Darstellung der Eintracht: Zwei Körper, ein Gedanke.

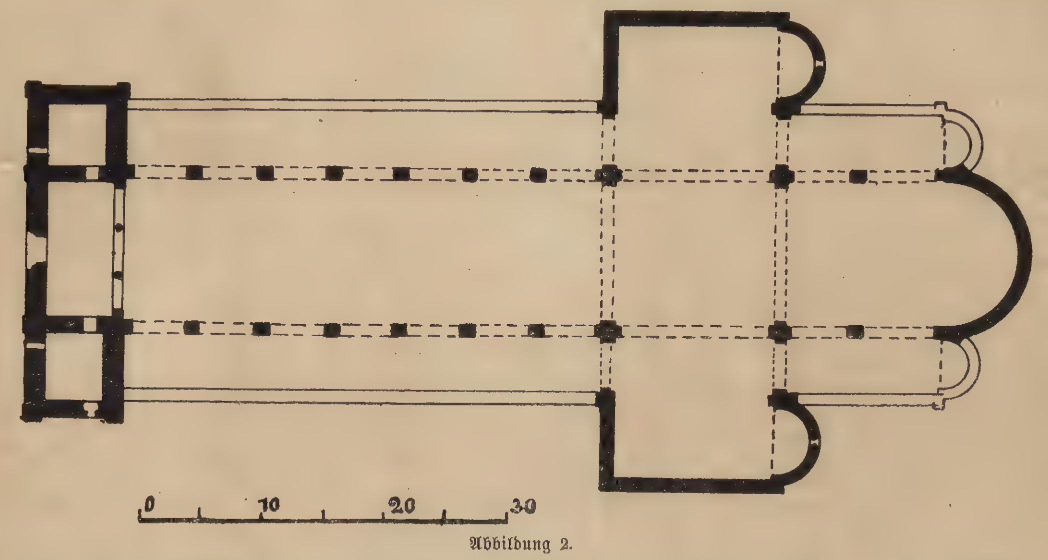


Abbildung 2.

Die Decke über dem Paradies war von Holz, dagegen sind die Empore nach oben mit Kreuz- und die seitlich anschließenden Turmgeschosse mit Tonnen-Gewölben eingedeckt.



Abbildung 3.

Obgleich das Äußere der Kirche zu Breitenau nicht besonders mit Schmuck beladen erscheint, so war man doch auf eine wirkungsvolle Belebung und Gliederung bedacht. Aus dem Dache der Seitenschiffe steigen pilasterartige Halbsäulen empor, die sich dem Kranzgesims des Hauptschiffes anschließen. Die Flügel des Querschiffes zeigen auf den Ecken neben schmalen Lisenen feine Säulen und die einzigen noch stehenden Apsiden des Querschiffes sind unter dem Dachgesims mit Friesbögen geschmückt, die an der südlichen Apside auf Konsolsteinen ruhen, die ausgehauene Männerköpfe darstellen

Am westlichen Vorbau zeigt der Unterstock in Eck- und Mittellisenen die deutliche Absicht des Turmbaues, doch schließt ein horizontaler Bogenfries, der ehemals Anschluß an die Hauptgesimse der Seitenschiffe hatte, diese Gliederung jäh ab und eine spätere Architektur beginnt. Über Konsolen steigen in der Portalfront sieben runde Halbsäulen empor, von denen die mittlere wulstartig oben ein verschobenes Vierpaßfenster umgibt. Gerade diese letztere Form läßt den Schluß zu, daß dieser Gebäudeteil erst im Anfange des 13. Jahrhunderts errichtet wurde, vielleicht zu einer Zeit, als man aus Geldmangel die Absicht des Turmbaues wieder aufgegeben hatte und dem Westbau die einheitliche Form eines zweiten Querschiffes geben wollte. Doch wollte man wohl die Möglichkeit einer späteren Turmerbauung nicht ganz ausschließen und verstärkte deshalb die mittleren Turmmauern im dritten Stock durch eingezogene spitzgeschlossene Blendbögen nochmals auf 5½ Fuß Stärke, was ohne die bezeichnete Absicht nicht zu erklären ist.

Der gegenwärtige Chorbau mit den spätgotischen Gewölbeeindeckungen von Chor und Querschiff stammt aus dem Jahre 1508, aber der Chorsockel zeigt noch die alte runde Apsis, deren Übergang in die fünf Seiten des Achtecks durch entsprechende Konsolen vermittelt wird.

Der 1898 aufgesetzte niedrige Turm*) ist stilistisch wohl nicht unpassend, hat aber die alte Anlage nicht eingehalten, da er mitten über dem Portale zwischen den noch vorhandenen Turmunterbauten aufsteigt.

*) Auf S. 87 des Jahrgangs 1896 befindet sich eine Abbildung, die diesen Turm noch nicht zeigt. D. Red.

Zoll und Schmuggel in Hessen im 18. und 19. Jahrhundert.

Von A. Woringer.

(Fortsetzung.)

Wir haben über den Hergang den Bericht eines Augenzeugen, eines Dr. van de Sande*), dessen Worte ich hier wiedergeben will:

„Bald war die breite Straße, Heumarkt genannt, von den lodernden Flammen des aufflackernden Papiers beleuchtet! Damit war es nicht genug. Nicht bloß alles, was verbrennen konnte, Kisten und Schränke, Tische und Schreibpulte, Stühle und Bänke nicht allein wurden mit den Büchern und Akten verbrannt, selbst den schweren eisernen Ofen schleppte man zur Brandstätte und schlug ihn in Trümmer; alle Fensterscheiben mit den Rahmen, die Türen und Latten, die Repositorien und Bretterverschläge wurden da, wo die Mautbeamten ihre Geschäfte verrichtet, sämtlich zertrümmert und den Flammen draußen überantwortet, so unschuldig sie auch an dem Lizentgreuel waren. Aber wie oft müssen nicht die Schuldlosen zugleich mit den Schuldigen leiden! So wurde durch die zertrümmernden Äxte und Knüttel ein Faß mit Spezereiwaren getroffen und, einmal beschädigt, mußten die Waren auch ins Feuer wandern. Wäre nicht das allmählich verstärkte Brandpikett in größerer Anzahl zum Schutz der Warenballen ins Mittel getreten, wohl eine größere Menge von Kaufmannsgütern hätte beschädigt und verbrannt werden können.

Sobald die Papierflamme sich mächtig und verwüstend erhob, fingen die Turmwächter an Sturm zu läuten; die Trommelschläger schlugen, die Hornbläser bliesen Alarm; bald waren beide Bataillone des 2. Regiments, die berittene Gendarmerie ebenfalls, völlig gewaffnet, auf dem Sammelplatz. Eine Brandspritze wurde aus Vorsorge zur Stelle gebracht.

Den Lizentzertrümmerern muß man zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie ehrenvoll ihre Wut zu zügeln wußten; daß, ungeachtet des wüsten Anscheins, des wilden Tobens, obschon sie mit den schuldbeladenen Papieren und Akten die unschuldigen Möbeln und Türen verbrannten, sie dennoch aller Antastung von Personen und Eigentum sich enthielten. Zwar sprühten nach allen Seiten die flimmernden Funken, und brennende Fetzen durchwallten die Luft; aber zum Glück war alles umher windstille, der Himmel schien sich der Flammen und Rauchwolken zu erfreuen und die Wohngebäude schützen zu wollen vor weiter verbreitetem Unglück; die Lizentexekutionstruppen hielten untereinander die beste Mannszucht; obschon die Luft wiedertönte von freudigem Hurrah bei jeder neuen Tracht zur Vernichtung verurteilter Gegenstände, welche der heiligen Flamme geopfert wurden. . . Dabei nahmen sich die gleichsam in Schlachtordnung aufmarschierten Kolonnen des 2. Regiments und die rechts und links aufgestellten berittenen Gendarmen sehr gut aus, welche der Feierlichkeit mit anständiger fester Haltung und mit lächelnd ernsten Gesichtern zusahen, die gleich den Brandwacht-Eliten an den mildwärmenden

*) Die Hanauer Revolution von Dr. D. F. G. van de Sande, als Augenzeugen. Hanau, 1831. S. 18 ff.

Flammen Behagen zu finden schienen und die unberufenen Priester der Lizentfeierlichkeit durchaus nicht in der Ausübung ihrer Amtsverrichtungen stören wollten. Ein Bataillon war unterdessen nach Philippsruhe bei Kesselstadt beordert worden, um dieses landesherrliche Lustschloß, im Falle eines Angriffs auf dasselbe, gehörig zu schützen. Doch dies schien niemandem sonst eingefallen zu sein und ist auch wohl nie die Absicht der Lizenthelden gewesen."

Soweit Dr. van de Sande.

Vom Lizentamte rückte die Menge, nachdem sie gründlich aufgeräumt hatte, zum Mainzollhause, welches ebenfalls ausgeräumt wurde, um Möbel und Akten den Flammen zu übergeben. Nachdem man dann noch einem israelitischen Getreidehändler, den die Menge des Kornwuchers beschuldigte, die Wohnung gründlich demoliert hatte, kam die aufgeregte Menge endlich zur Ruhe, aber nur, um am folgenden Tag ihre zerstörende Tätigkeit wieder aufzunehmen. Diesmal galt es dem Zollhause auf der Mainkur, etwa ³/₄ Stunden von Hanau. Auch hier wurden die Akten und Mobilien vor dem Zollhause verbrannt; die Flammen schlugen so hoch empor, daß der Türmer auf dem Frankfurter Dom „Großfeuer in Hanau!" meldete. Zahlreiche Frankfurter eilten zu Fuß und zu Wagen nach der Mainkur, um das Schauspiel zu besichtigen, und Friedrich Stoltze, der Frankfurter Dialektdichter, der als Knabe von seinem Vater dorthin mitgenommen worden war, gibt uns als Augenzeuge in seiner Erzählung „Der rote Schornsteinfeger" eine Schilderung des Autodafés. Er schreibt:

„An dem Mauthaus war kää Fensterscheib mehr ganz. Alles war himmelheiligekläa geschmisse. Mitte uff der Schossee awwer war e groß Brandstätt zu erblicke. Hie hatte die Bauern das ganze Mautfillsel, sämtliche Babbiern, Zollbabbiern un Schosseezettel, Schreibpulde, Stuwwedhirn un Fensterläde feierlich de Flamme iwwergewwe. Da lage noch ganze Haufe von verkohlte Stuhlbää un Puldedeckel, Dischplatte un Banklehne, Packduch un Wachsduch, Stroh un Babbier, alles dorchenaner gemengselt zu em e große ansehliche schwarze Klumpe. Von alle Seite kame Leut ebeigeströmt, um sich die Sach ze begucke un umstanne die Brandstätt, in mehr odder weniger aadächtige Betrachtunge versunke."

Nachdem auch hier alles zerstört war, trat nun wieder völlige Ruhe in Hanau ein. Die kurhessische Regierung zeigte sich auffallend nachgiebig. Mußte es schon befremden, daß das Militär die „Krawaller" (das Wort „Krawall" ist damals in Hanau entstanden) ruhig gewähren ließ, so ist dies doch noch mehr der Fall, wenn wir erfahren, daß man statt kräftigen Einschreitens den Kurprinzen Friedrich Wilhelm nach Hanau schickte, der dort am 27. September, geschmückt mit der weißen Armbinde der mittlerweile entstandenen Bürgerwehr, erschien, öffentlich erklärte, er sei selbst ein Hanauer (er war in Schloß Philippsruhe geboren), und am Tage nach seiner Ankunft eine Proklamation an „die Bewohner der Provinz Hanau" erließ, worin er bekannt gab, daß er sich bei dem Kurfürsten, seinem Vater, dafür verwendet habe, daß die Erhebung der indirekten Abgabe (Maut) nicht weiter stattfinde, bis der Landtag zur Frage ihrer Erhebung Stellung genommen habe. So geschah es denn wirklich. Die Erhebung der Zölle und des Lizents wurde im ganzen Bereiche der Provinz Hanau für die nächsten Jahre eingestellt. Man ließ an deren Stelle eine Aversionalsteuer treten. Das 2. Infanterieregiment, welches sich bei der Revolte ganz untätig gezeigt hatte, wurde verlegt und an seine Stelle trat das 3. Infanterieregiment, das jetzige Infanterieregiment v. Wittich Nr. 83, welches dann entschiedener auftrat.

Bald nach den Hanauer Unruhen kam es auch zu einer solchen in Fulda. Auch hier stürmte im November 1830 die Bürgerschaft das Steueramt; auch hier gab die Regierung nach, stellte die Erhebung des Zolls und Lizents ein und erhob statt deren die bereits erwähnte Aversionalsteuer.

Alle diese Vorgänge und daneben der nicht zu verkennende Rückgang des Volkswohlstandes in Kurhessen trieb die Regierung zu Schritten, die den bisherigen Mißständen ein Ende machten. Nach längeren Verhandlungen mit Preußen, auf die einzugehen hier zu weit führen würde, machte sich Kurhessen durch Vertrag vom 25. August 1831 anheischig, in den preußischen Zollverband einzutreten, dem Hessen-Darmstadt bereits angehörte. Der Anschluß erfolgte am 1. Januar 1832. Während dieser Schritt sonst überall in Kurhessen freudig begrüßt wurde, führte er in der Provinz Hanau wieder zu Unruhen. Weil hier, wie erwähnt, seit zwei Jahren eine Zollerhebung nicht mehr stattgefunden hatte, wollte man nun beim Beginn der neuen Zollerhebung eine Nachsteuer von den zollfrei eingeführten, im Hanauischen lagernden Waren erheben. Das erregte wieder Unwillen. Am 5. Januar 1832 brach in der Stadt Hanau wiederum ein Aufruhr aus, bei dem das Geschäftslokal des neuen Hauptsteueramts, die frühere Münze, gestürmt wurde. Die vor dem Gebäude aufgestellte Militärwache verhielt sich wieder untätig, und erst, als die Bürgergarde herbeieilte, verlief sich die Menge,

nachdem es ihr bereits gelungen war, einen Teil des Gebäudes zu zerstören. Einige Einwohner von Bergen und Enkheim hatten sich den Vorgang angesehen, und durch ihre Erzählung angestiftet, beschlossen am nächsten Tage die Bewohner von Bergen, das wiederhergestellte Zollhaus auf der Mainkur zu stürmen und die amtliche Tätigkeit der Zollbeamten zu verhindern. So rückten denn am 6. Januar 1832, abends 7 Uhr, über 80 mit Schießgewehren, Prügeln und sonstigen gefährlichen Werkzeugen bewaffnete Einwohner von Bergen unter Führung des Amtswundarztes Dr. Cassebeer nach der Mainkur. Unterwegs schloß sich noch ein Trupp von etwa 20 Mann aus dem nahegelegenen Dorfe Enkheim an. In einiger Entfernung von der Mainkur hielt man Rat und beschloß, wie vor zwei Jahren, sich mit Wegnahme und Vernichtung der Zollpapiere zu begnügen, das Gebäude aber unangetastet zu lassen. Einer der Aufrührer, namens Spangenberg, wurde zu dem die Militärwache vor dem Zollhause kommandierenden Offizier gesandt, um mit ihm auf dieser Grundlage zu unterhandeln. Natürlich wurde er zuerst von dem Leutnant der Wache, dann auch von dem die Truppen kommandierenden Hauptmann abgewiesen. Nun rückten die Aufrührer vor. Der Hauptmann ließ unter Trommelschlag das Aufruhrgesetz verkünden, dann aber, als die Wache fast umringt war, Feuer geben. Die Menge erwiderte es, lief aber nach mehreren Salven der Soldaten auseinander. 5 Soldaten waren durch Schrotschüsse leicht verwundet worden. Von den Aufrührern war 1 getötet und 8 verwundet; von letzteren starben nachher noch 4 an ihren Wunden. Es wurde alsbald Untersuchung eingeleitet und eine große Anzahl der Aufrührer vor dem Hanauer Obergericht zu Zuchthausstrafen, Zwangsarbeitshaus- und Gefängnisstrafen verurteilt. Dr. Cassebeer floh. Ein Polizeikommissar folgte ihm bis Karlsruhe und erwirkte dort seine Verhaftung. Cassebeer entfloh aber wiederum aus der Haft, rettete sich nach Frankreich und erhielt dort durch kgl. Dekret vom 17. März 1832 die Genehmigung zur Ausübung der medizinischen Praxis. Er starb bald darauf.

Der Anschluß Kurhessens an den preußisch-darmstädtischen Zollverband riß weitere Staaten mit und gab den Anlaß zur Gründung des noch heute bestehenden Zollvereins. Für Kurhessen selbst hatte er eine gänzliche Änderung der Zollgesetzgebung und Verwaltung zur Folge. Die Grenzzölle des Zollvereins wurden an den Außengrenzen des Vereins erhoben, kamen für Kurhessen also nur soweit in Betracht, als es zunächst noch an Zollvereinsausland grenzte. Statt der Lizentämter wurden nun Hauptzollämter eingerichtet. Zur Sicherung der Grenzen, soweit sie noch zu bewachen waren, wurden Grenzaufseher bestellt, die nach preußischem Muster grüne Uniformen, aber nicht wie in Preußen mit schwarzen, sondern mit blauen Abzeichen, trugen.*) Eine besondere Eigentümlichkeit der kurhessischen Aufseher war, daß sie die Auszeichnungen, die sie im Militär erdient hatten, Gefreitenknöpfe, Unteroffizierstressen u. dgl., auch im Zolldienste weiter trugen, was sie bei dem Übertritt in preußische Dienste 1867 nur sehr ungern aufgaben. Für diese Grenzwache hatte man vorzügliches Material zur Verfügung. Die vor erst 1½ Jahrzehnten beendeten napoleonischen Kriege hatten eine Menge tüchtiger Soldaten ausgebildet, die jetzt für den Grenzdienst vorzüglich zu brauchen waren. Die Aufseher Degenhardt, Erbs, Forcht, Günste, Hauck, Klappert, Brühl waren 1814 kurhessische freiwillige Jäger, Murhardt war Wachtmeister und Störmer Oberjäger im Lützowschen Freikorps gewesen. Gast hatte sich als Jäger im kurhessischen Jägerbataillon 1815 bei der Eroberung der vor der Zitadelle von Maizières gelegenen Flesche den kurhessischen Orden vom eisernen Helm verdient. Auch die Obergrenzkontrolleure und Oberzollinspektoren waren meist gediente Leute. Der Oberinspektor Merrem in Witzenhausen war als Offiziersaspirant in einem bayerischen Chevauxlegersregiment in der Schlacht bei Hanau verwundet worden und in Hanau liegen geblieben, hatte dann die hanauischen freiwilligen Jäger zu Pferd organisiert und nach Kassel geführt und den Feldzug 1814 mitgemacht. Der Oberinspektor Rang in Kassel, zuerst Jurist, war dann Regiments-Quartiermeister und später Rittmeister im kgl. westfälischen 2. Husarenregiment gewesen, hatte die Feldzüge in Rußland 1812 und gegen die Verbündeten 1813 mitgemacht und 1814 als Hauptmann im fuldaischen freiwilligen und Landwehr-Bataillon gegen Frankreich gekämpft. Der Oberkontrolleur Leon Wertheim, ein Israelit, war 1814 und 1815 Leutnant im kurhessischen Regiment „Kurprinz“ gewesen.

Neben der Verwendung solcher tüchtiger und für ihren Dienst sehr geeigneter Leute benutzte man aber auch die Gelegenheit der Neuorganisation, um allerlei Leute unterzubringen, denen gegenüber die Regierung Verpflichtungen hatte und die man gern befriedigen, aber, wenn möglich, auch entfernen wollte, und auch sonst fanden

*) Die Hanauer verhöhnten die „Preußen“ im Zollhause mit dem Vers:

„Er ist geschnüret wie ein Weib,
Die Sonne scheint ihm durch den Leib.“

(Treitschke, a. a. O., Bd. 4, S. 142.)

sich Personen mit abenteuerlicher Vergangenheit unter den neuen Zöllnern. Zum Beweise darf ich wohl den Lebenslauf dreier Männer mitteilen, die damals in die Zollverwaltung eintraten und von denen jeder einer anderen der drei Laufbahnen in der Zollverwaltung angehört.

Der erste davon, der der höheren Laufbahn angehört, ist Karl Carvacchi. Er war am 23. August 1791 zu Braunsberg in Ostpreußen geboren, im dortigen Jesuitenkolleg erzogen, studierte in Königsberg i. Pr. Mathematik und Architektur und kam in der westfälischen Zeit mit dem Oberbaurat Krell nach Kassel, wo er 1810 Attaché bei der Oberbaudirektion wurde. Nachdem er 1812 die Tochter des Kasseler Kaufmanns Sattler geheiratet hatte, gab er seine Stelle auf und übernahm das Handelsgeschäft seines Schwiegervaters. Er gründete eine Farbenfabrik, legte bei Oberkaufungen einen Torfstich an und erhielt die große goldene Medaille für gewerbliche Leistungen. In den 1820er Jahren gehörte er, mit Radowitz, dem späteren preußischen Minister, eng befreundet, der kurprinzlichen Partei an, die in politischer Beziehung die stärkste Opposition gegen das Reichenbachsche Regiment pflegte. Bei der Verheiratung des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, des letzten Kurfürsten, mit der späteren Fürstin von Hanau war Carvacchi Trauzeuge und besorgte auch sonst vielfach die Geschäfte des Kurprinzen. Um ihn zu entschädigen und da er nachgerade doch durch seine Kenntnis intimer Verhältnisse lästig zu werden drohte, brachte man ihn jetzt in der Zollverwaltung unter und entfernte ihn zugleich aus dem Lande. Kurhessen war nämlich wie den anderen Zollvereinsstaaten zugestanden worden, zur Überwachung der preußischen Zollämter einen höheren Beamten mit dem Titel „Zollvereinsbevollmächtigter“ und mehrere mittlere Beamte mit dem Titel „Stationskontrolleur“ nach Preußen zu schicken, während Preußen umgekehrt solche nach Kurhessen schickte. Nun erinnerte man sich, daß Carvacchi früher einmal eine Broschüre geschrieben hatte, in der er den Anschluß Kurhessens an den Zollverein empfahl. Das nahm man zum Anlaß, ihn zum Zollvereinsbevollmächtigten in Münster i. W. zu ernennen, welche Stelle er, zuletzt als Geheimer Oberfinanzrat, bis 1865 bekleidet hat. Er zog dann nach seiner Pensionierung wieder nach Kassel, wo er am 10. Mai 1869, völlig erblindet, starb. Er hat dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde zahlreiche wertvolle Schenkungen gemacht.

(Schluß folgt.)

Kinder.

Skizzen von Mary Holmquist.

I.

Mariechen.

Behaglich schlummernd liegt Mariechen im Bett. Das frische kleine Gesicht blüht und lächelt, wie in Erinnerung an die Freuden des froh durchtobten Tages.

Die Mutter steht am Bettchen und schaut auf das liebe Dingchen; mit innigem Blick flüstert sie einen Gutenachtgruß, dann verläßt sie leise das gemütliche Zimmer und begibt sich zur Ruhe.

Die alte Lene schläft bei dem dreijährigen Mariechen in der Stube, da ist es wohlgeborgen.

Aber in der Frühe des Morgens steht Lene mit einem entsetzten Gesicht am Bett der Frau Rat und weckt die Erschrockene jäh mit dem verzweifelten Ruf:

„Unser Mariechen ist fort! Das Mariechen ist fort!“ —

„Fort?!“ —

Die Mutter springt aus dem Bett und wirft schnell einen Morgenrock über, in atemloser Frage und Antwort nur erfahrend, daß Lene um ½6 Uhr aufgestanden sei, wie Mariechen fest schlief, dann einen Arm voll Holz in der Kammer geholt und Kaffeewasser aufgesetzt habe, und wie sie dann wieder in die Schlafstube kam, war das Mariechen fort, ganz spurlos verschwunden!

Zitternd und bebend stürzen die beiden Frauen durch alle Zimmer, jeden Winkel durchsuchend.

Dann setzt sich die Jagd auf dem Boden fort, ebenfalls ergebnislos, und erstreckt sich dann auf Erdgeschoß, Flur und Hof. Die alarmierten andern Hausbewohner hatten nichts von dem kleinen Mädchen gesehn heute Morgen. „Und mein Mann verreist,“ stöhnt die Rätin und lehnt mit zitternden Knieen am Treppengeländer, „er könnte schneller fort und suchen und Treppen springen! Nun müssen wir in den Nachbarhäusern suchen, Lene, schnell; erst zu Hammers, und zu Lotzens, wo sie manchmal spielt.“ —

Blaß und wortlos eilen die beiden weiter, um bei den Nachbarn und Bekannten nach wenigen hastigen Worten und deren erschrockenem bedauernden Kopfschütteln und Ausrufen weiter zu hetzen ins Nebenhaus.

Und dabei muß das Kind im Nachtröckchen und barfuß fortgelaufen sein, denn alle Kleidchen und

die kleinen Schuhe lagen im Schlafzimmer an ihrem Platz. Sie konnte sich ja auch noch nicht allein anziehen! Und war sie fortgelaufen? Vielleicht am Ende gar geraubt, — das Gräßlichste, Unwahrscheinlichste malt die Angst den fassungslos Suchenden vor die Seele. Eben steigen sie im dritten Haus von Etage zu Etage empor, in gesteigerter, herzklopfender Spannung, fast mutlos. Im obersten Stockwerk angelangt, wollen sie nun auch den Boden noch durchsuchen, da — wankt plötzlich die Bodentreppe herab eine kleine, wimmernde Gestalt im Nachtkostüm, vor Kälte zitternd, — und fest unter jeden Arm gedrückt ein ebenso zitterndes und wimmerndes junges Kätzchen! Mariechen!

Mariechen in traurigster Verfassung! Aber es war wenigstens da.

In dem Wirbel von Tränen, Umarmungen, Schelten und Jubeln ringt sich nach und nach des Kindchens Geständnis heraus. Andere Kinder hatten ihm gestern hier auf dem Boden den Korb mit jungen Kätzchen gezeigt, die Mariechens Entzücken erregten und tiefste Sehnsucht nach dem Besitz solch weichen, winzigen Tierchens. Über andere Tageserlebnisse war aber der überwältigende Eindruck etwas verblaßt, und so hatte sie auch zu Hause nichts davon berichtet und war müde und sorglos eingeschlafen.

Heute nun in der Frühe beim Erwachen war der erste Gedanke gewesen: die kleinen Kätzchen! Und flink und energisch, wie Mariechen alle Taten auszuführen pflegte, war sie aus dem Bett geschlüpft, hinaus — hinab —, über die Straße, und hier hinauf zum Ziel der Wünsche ihres kleinen, für Tiere glühend fühlenden Herzchens.

II.

Der Findling.

Ich kam aus einer Teegesellschaft. Es war fast 11 Uhr. An meiner Haustüre hockte ein dunkles Etwas. Als ich mich hinabbeugte, sah ich, daß es ein kleiner Junge war. Er schlief. Durch meine Berührung erwachend, schlug er die Augen auf und sah mich müde und ängstlich an.

Ich fragte: „Wie heißest Du?"

Keine Antwort.

Ich fragte noch zwei-, dreimal. Er blieb stumm. Aber dicke Tränen rollten dem Kerlchen leise über die runden Wangen.

Nun nahm ich den Knirps auf den Arm und trug ihn hinauf zu mir, bettete ihn zwischen Kissen auf das Sofa, stellte Stühle davor und brachte ihm dann eine Flasche Milch, die er in durstigen Zügen leerte. Es war ein dicker, ländlich aussehender kleiner Junge, etwa zwei Jahre alt und recht abweisend unfreundlich.

Nun er satt war, schlief er ein. Ich deckte ihn sorgfältig zu und begab mich zur Ruhe. Morgen früh wollte ich gleich auf die Polizei schicken.

Im Dämmergrauen des jungen Tages weckte mich entsetzliches Geschrei aus der Wohnstube.

„Mutta! Mutta!"

Immer und immer wieder.

Ich kam schnell aus den Federn und versuchte ihn auf alle Weise zu beruhigen, doch die dicken, roten Fäustchen schlugen nach mir, und immer gellender zeterte es: „Mutta! Mutta!"

Nun, stumm, wie ich gestern Abend fast glauben mußte, war dieser kleine Fremdling wenigstens nicht. Ich wärmte nun schleunigst den Rest Milch, der noch da war, und siehe, — die Labung wirkte Wunder! Besänftigt, gesättigt lächelte der Kleine und froh klang mir entgegen: „Mutta! Mutta!" Und derbe Ärmchen umklammerten mich.

Endlich waren wir in freundschaftlichen Verkehr getreten. Ich erfuhr, daß der junge Mann Peter heiße, und hörte langatmigen, mir nur leider völlig unverständlichen Erzählungen zu.

Ich schickte die Aufwärterin zur Polizei, machte dann einem Schutzmann die nötigen Angaben und schleifte im übrigen den ganzen Tag bei allen häuslichen Obliegenheiten Peter mit mir umher, der sich an meinen Rock dauernd festgekrallt hatte.

Gegen Abend schellte es. Wieder erschien ein Schutzmann, aber in Begleitung einer robusten Bauersfrau, auf die Peter mit ungeheurem Jubelgeschrei losstürzte.

„Mutta! Mutta!"

Ich war vergessen. Nicht einmal der verzuckerte Zwieback zum Abschied machte mehr Eindruck.

Der Schutzmann erklärte, der große Bruder Peters habe gestern abend vergessen, ihn abzuholen, auch den Weg zu der Straße nicht mehr gefunden, wo er den Kleinen hatte warten lassen, während er allerlei besorgte.

Die Bauersfrau sagte: „Danke auch", und das böse Kerlchen hob drohend und abwehrend die kleinen Fäuste zum Abschied. Dann hörte ich das glückliche „Mutta! Mutta!" in der Ferne verklingen.

III.

Der Einzige.

Der Frieder war alles, was der Witwe Fehr an Glück und Besitz geblieben war. Den geliebten Mann hatte sie verloren und drei Kindergräber hatte sie mit Blumen und Tränen zu pflegen da draußen. Ihre drei Ältesten! Nun hatte sie nur noch den Frieder.

Oft und viel konnten sie eigentlich nicht zusammen sein, die Mutter und er, denn die Witwe ging jeden Tag in der Frühe schon zur Arbeit und kam

spät heim. Aber dann kam doch stets eine Stunde, die sonnenhell war, mochte es auch dunkler Abend sein, denn dann saß sie bei ihrem Jungen in dem engen Stübchen und sie erzählten sich tausend wichtige Dinge, bis die Mutter den Kleinen zu Bett brachte und zur Ruhe küßte.

Und Feiertags ging sie mit ihm zur Kirche, und stolz und aufrecht saß der achtjährige Bube dann in der Bank neben ihr, mit heller Stimme die Kirchenlieder mitsingend.

Zu Hause war es seine liebste Beschäftigung, den kleinen, alten Hund zu pflegen, den er einmal halbverhungert am Wege gefunden und auf seine flehenden Bitten hatte behalten dürfen. Auch die buntblühenden Töpfe mit Geranien, Fuchsien und Goldlack, die das kleine Fenster schmückten, waren seine Schützlinge. Reiche Bauern hatten dem freundlichen Jungen gern hier und da ein Pflänzlein aus ihren Gärten geschenkt. So waren seine Tage wohl ausgefüllt, denn neben den Schulstunden hatte er seine Aufgaben zu machen und manch tobendes Räuberspiel mit den Kameraden auszuführen.

Frieder war auch froh und liebevoll, wenn die Mutter abends heimkam, so daß diese in Sorge und Trauer doch wieder lächeln lernte durch ihren Jungen.

Heute, es ist ein klarer Wintersonntag, ist er nach der Kirche zum kleinen See getrottet, um ein wenig dem Schlittschuhlaufen zuzusehen, denn einige größere Dorfbuben sind im Besitz von Schlittschuhen und werden oft neidlos, aber sehnsüchtig von Frieder beobachtet. Heute ist keiner von ihnen zu sehen. Sie kommen wohl erst am Nachmittag.

Die Mutter hat unterdessen eine schöne Suppe gekocht und wartet auf den Frieder. Gleich muß er kommen. Sie weiß, sie kann sich auf ihn verlassen.

Da klopft es hart und es tritt ein Mann ein, ihren Frieder naß und bleich im Arm.

Die Frau bricht fast in die Knie. „Was — was ist — tot?" — stammelt sie und streckt die Arme nach ihrem Liebling aus.

„Nee, tot is er nit, Frau Fehr! Aber nu schnell mit ihm ins Bett unn heißen Tee unn — na, Sie wissen schon! — Der Junge hier is en Mann, Frau Fehr! — Hat 'nen vierjährigen Bengel aus'm Eisloch geholt, ganz allein, — wenn ich nit zuletzt dazukam, war's aus! Er blieb liegen am Ufer, den Kleinen neben sich! Seien Sie ruhig, morgen is er wieder munter! Aber stolz können Sie auf so 'nen Jungen sein!"

Am andern Morgen ist Frieder rotwangig und frisch, und in heißem Dank für sein Leben kniet die Mutter schluchzend an seinem Bett.

„Wie konntest Du mir das antun, Du mein Einziges, Letztes? Ich hab' doch nur Dich!"

„Aber, Mutter, ich mußte doch den dummen Hansel rausholen, er wäre doch sonst ertrunken."

„Ja, Du konntest mir doch auch dabei ertrinken, und dann — — Du darfst nie wieder auf das Eis gehn!"

„Doch, Mutter, morgen! Wenn er doch nun nochmal einbricht, wer soll ihn denn rausholen? Die andern liefen ja alle fort!"

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der am 24. Februar stattgefundenen fünften Wintersitzung des Marburger Geschichtsvereins kamen verschiedene geschichtliche und kunstgeschichtliche Mitteilungen zur Sprache. Zuerst legte der Vorsitzende, Herr Archivdirektor Geh. Archivrat Dr. Koennecke, zwei Bände der von der Kgl. Meßbildanstalt in Berlin herausgegebenen Bilderwerke, welche ungefähr 100 in Meydenbauerschem Verfahren aufgenommene Bilder des Marburger Schlosses, der Elisabethkirche und der Stadt enthielten, vor. Dieses Meydenbauersche Verfahren, auch Photogrammetrie genannt, ist eine neue Art, die wahren Abmessungen beliebiger Gegenstände aus ihren photographischen Bildern abzuleiten und hiernach diese Gegenstände selbst in geometrischem Grundriß oder Aufriß zu konstruieren. Um die bisher noch unvermeidlichen perspektivischen Verzerrungen zu vermeiden, bedient man sich eines photographischen Apparates, der um seine senkrechte Achse drehbar ist und dessen Linsenachse sich, in welcher Lage der Apparat sich auch befinden möge, stets horizontal stellen lassen muß. Die Bilder erweckten wegen ihrer ganz wunderbaren Schärfe und Klarheit allgemeine Bewunderung. — Darauf hielt Herr Architekt W. Spahr einen Vortrag über die Geschichte von Burg und Kirche zu Fronhausen. Das Dorf Fronhausen gehörte schon in sehr früher Zeit dem Benediktiner-Nonnenkloster zu Essen und bildete mit Roth, Argenstein und Wenkbach eine eigene Vogtei. Im 14. Jahrhundert hatte Kraft Vogt von Fronhausen die Burg von Landgraf Heinrich II. zu Lehen. Von ihm wurde 1367 die Burg, das einstige Stiftvogteigebäude, heute Steinhaus genannt, angelegt. 1584 starb die Familie Vogt von Fronhausen aus. Um den Haupt- oder Oberhof des Stifts, welcher Fronhof genannt wurde, standen die Nebenhöfe der allmählich das Dorf bildenden Leibeigenen, das den Namen Fronhausen

erhielt. Burgen und Kirchen waren jedenfalls zusammenhängend befestigt. Noch heute sind Wassergrabenanlagen sichtbar. An der Kirche befindet sich noch ein Teil einer Ringmauer mit Schießscharten. Die Kirche selbst ist ein interessantes Bauwerk von hohem Alter. Das Schiff ist romanischen Ursprungs, der von acht Seitentürmchen flankierte Turm stammt aus dem Anfang, der Chor aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Stellung des Turms zwischen Schiff und Chor ist ganz eigenartig. An der Südseite findet sich ein ähren- oder fischgrätenförmiger Mauerverband, das opus spicatum der Römer. Im Innern der Kirche sind Spuren an einer mit hervorragend schöner Schmiedearbeit versehenen Tür Zeuge eines wohl 1776 stattgefundenen Brandes des Turmhelmes. Ferner finden sich in der Kirche noch die mensa eines alten Altars, sowie ein Grabmal des Ritters Johannes von Voigt und seiner Gattin Margaretha, eine prächtige Bildhauerarbeit des 16. Jahrhunderts. Die Inschrift des Grabmals gab der Vortragende in den lateinischen Distichen und guter deutscher Übersetzung wieder. Seinen Vortrag selber erläuterte er durch mehrere Handskizzen und einige wohlgelungene, vom Vortragenden selbst aufgenommene Photographien. — Sodann sprach Herr Landgerichtsrat Gleim auf Grund einer kürzlich erschienenen Schrift des Justizrats Renner über das fürstlich Hanauische Familienfideikommiß Horschowitz in Böhmen. Nach den Bestimmungen der Stiftsurkunde vom 7. Februar 1855 waren zur Fideikommißfolge berufen die sechs Söhne Friedrich Wilhelm I., des letzten Kurfürsten von Hessen: 1. Friedrich Wilhelm, 2. Moritz, 3. Wilhelm, 4. Karl, 5. Heinrich, 6. Philipp, sowie deren Nachkommen, vorausgesetzt, daß sie vermöge weiblicher gräflicher Abstammung aus standesgemäßer Ehe seien, nach der Linealfolge und dem Recht der Erstgeburt mit Ausschluß der Töchter. Nach dem Tode des jetzt zum Bezug der Fideikommißeinkünfte berechtigten unverheirateten Fürsten Heinrich tritt Prinz Philipp in Oberurff an seine Stelle, dessen drei Söhne gestorben sind. So stirbt also das Haus des letzten Kurfürsten aus. Über die nunmehr sehr komplizierte Erbnachfolge ersparen wir uns die Auseinandersetzung, da uns zu Ohren gekommen ist, daß einen diesbezüglichen Aufsatz das nächste Heft der Vereinsschrift bringen wird. — Darauf legte Herr Bibliothekar Dr. Maurmann eine auf die hessische Hungersnot von 1816/17 geprägte Denkmünze vor. Bei Besprechung der damaligen allgemeinen großen deutschen Hungersnot wies der Herr Vorsitzende auf eine Stelle in Treitschkes deutscher Geschichte (Bd. II, S. 174) hin, wonach der Kurfürst, der fremden Roggen (Odessagetreide) hatte kommen lassen, die Kasseler Bäcker gezwungen hatte, dieses Getreide, das erst zu einer Zeit ankam, als die Preise bereits wieder gefallen waren, zu bedeutend höherem als dem damaligen Marktpreise zu kaufen. — Nunmehr zeigte Herr Rechtsanwalt Krug eine Reihe alter Stammbücher vor, in denen nicht nur die teilweis sehr humoristischen Einzeichnungen Freude bereiteten, sondern auch besonders eine farbige Handzeichnung vom Stadtschloß zu Gießen aus dem Jahre 1766 lebhaftes Interesse erregte. — Zum Schlusse berichtete der Herr Vorsitzende über die hauptsächlichsten Erwerbungen, welche die Altertumssammlung in diesem Jahre gemacht hat. Es sind dies besonders eine Reihe Madeno-Stühle, prächtige Vasen aus der Kasseler Vasenfabrik, die ihre weit und breit beliebten Erzeugnisse zu Ende des vorigen Jahrhunderts bis nach Paris absetzte, sowie eine Reihe von kirchlichen Geräten, welche der Herr Vorsitzende mitgebracht hatte und bei gespanntester Aufmerksamkeit aller Anwesenden erläuterte. Mit dem Vorzeigen und den instruktiven Erklärungen dieser Neuanschaffungen hat sich der Herr Vorsitzende jedenfalls den Dank aller Anwesenden erworben, und es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn das Interesse an unserer Sammlung dadurch erregt und wachgehalten würde, daß, soweit angängig, alle Neuerwerbungen demonstriert und erläutert würden. Auf eine Anfrage des Herrn Oberlehrer Schürmann, wie eigentlich die Verwaltung der Altertumssammlung des Geschichtsvereins zu der neugegründeten städtischen stehe, erwiderte der Herr Vorsitzende, daß ihm und den Vorstandsmitgliedern als solchen keine Gelegenheit gegeben worden sei, irgendwelche Stellung zu ihr einzunehmen, daß er aber der Sammlung aus vollem Herzen besten Fortgang und recht wertvolle Beiträge aus der Stadt wünsche, und daß er weit davon entfernt sei, sie als Konkurrenz zu fürchten. Ganz im Gegenteil, denn die Bürgerschaft habe hoffentlich noch manches jetzt verborgene Stück dieser städtischen Sammlung zuzuwenden, das also auf diese Weise erhalten und bekannt würde. Gegen ½11 Uhr schloß dieser zweifellos recht interessante Schwerinsabend. F.

Der wissenschaftliche Unterhaltungsabend des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel am 5. März wurde durch Rechnungsrat Woringer eröffnet und geleitet. Zu Beginn der Sitzung hob dieser hervor, daß der Verein von vornherein jener Zeitungsnotiz, daß man in London ein Verzeichnis von 22 000 Hessen gefunden habe, die im englisch-amerikanischen Kriege mitgefochten hätten, mißtrauisch gegenübergestanden habe. Dieses Mißtrauen sei nun durch einen Aufsatz des „Hessenlands" (s. „Hessenland" S. 65) bestätigt worden, aus dem hervorgehe, daß es sich nur um eine Liste von zwei Seiten handle. Der Verein sei der Redaktion des „Hessen-

landes", die sich um die Beschaffung der Liste bemühen wolle, gern behülflich. Seinen auf dem zweiten diesjährigen Kasseler Unterhaltungsabend gemachten Mitteilungen über die Schicksale des Rittmeisters Lehmann fügte der Vorsitzende noch ergänzend hinzu, daß Lehmann in seinen letzten Lebensjahren in Vermögensbedrängnis geraten sei und sich unter deren Druck in den 70er Jahren von Elbing nach Wandsbeck begeben habe, wo er sich nur wenige Tage darauf erschossen habe. Schließlich gab Rechnungsrat Woringer als kleine Ergänzung zu dem Schwarzkopfschen Vortrag über die Flucht Kellners noch eine Mitteilung, die uns Kellner von einer Seite kennen lernen läßt, die bei ihm eigentlich auffällt; man fand nämlich am Morgen nach seiner Flucht auf dem Tisch seiner Zelle das Lied Nr. 425 des niederhessischen Gesangbuches („Auf der Reise") aufgeschlagen, dessen 5. Vers*) angestrichen war und somit erkennen ließ, daß Kellner sich auch in dieser Weise zur Flucht vorbereitet hatte. Gleichfalls einige Ergänzungen, und zwar zu seinem Vortrag über die Strafbayern gab Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf. Als besonders bemerkenswert sei aus diesen ergänzenden und berichtigenden Bemerkungen hervorgehoben, daß nach einer Mitteilung Dr. Seeligs die Legende vom Schimmel zu Bronnzell als dem einzigen Opfer des Zusammenstoßes zwischen Preußen und Österreichern nicht mehr aufrecht erhalten werden kann; vielmehr sind auf österreichischer Seite mehrere Jäger verwundet worden und zwei von ihnen ihren Wunden erlegen. Eine nachträgliche eingehendere Würdigung Professor Winckelblechs, an die sich die Vorlesung einzelner Abschnitte aus Winckelblechs vierbändigem „System der Weltökonomie" anknüpfte, sollte vor allem dartun, daß die Werke dieses kurhessischen Kathedersozialisten trotz seinen extremen Anschauungen nicht der sozialdemokratischen Literatur zugezählt werden dürfen. Oberlehrer Grebe erinnerte in längerem Vortrag an den am 27. Februar 906 im Kampfe gegen die Babenberger erfolgten Tod Konrad des Älteren. Hierauf sprach Dr. Seelig über die morganatischen Nebenlinien des Hauses Hessen von den Söhnen der Margarethe von der Saal an, die von einem furchtbaren Geschick früh dahingerafft wurden, bis zu den Grafen von Reichenbach-Lessonitz, um sich sodann ausführlich über die Prinzen und Prinzessinnen von Battenberg, als eine im Aufwärtsstreben begriffene morganatische Nebenlinie des hessischen Fürstenhauses, zu verbreiten. Ein Aufsatz des Kanzleirats Neuber über „Die Gasthäuser in Hessen, besonders in Kassel" wurde in Abwesenheit des Verfassers vom Vorsitzenden vorgetragen. Im Anschluß an diesen Vortrag über die Gasthäuser in Hessen berichtete Bibliothekssekretär Jakobi interessante Einzelheiten über die Entstehung des Häserschen Liedes „O Wald mit deinen duft'gen Zweigen". Baumeister Genth ließ einen Becher aus dem Jahre 1673 zirkulieren, der u. a. den Namen des Schmalkaldener Bürgermeisters Daniel Waitz (hier aber in der Schreibung Weitz) und das Ursprungswappen der Waitz mit den drei Weizenähren enthielt. Schließlich wurde ein von Architekt Schirmer 1882 gezeichnetes Bild des alten Landgrafenschlosses vorgezeigt, das aus Anlaß des Heidelbachschen Vortrages über den Brand dieses Schlosses dem Verein zum Geschenk überwiesen wurde.

*) Dir, Herr, ist mein Beruf bekannt,
er fordert diese Reise.
O führe Du mich bei der Hand,
Damit, zu Deinem Preise,
ich redlich tue, was ich soll.
Mein Herz soll Dich, des Dankes voll
Für Deine Führung loben.

Louis Wolff-Abend. Aus Anlaß des 60. Geburtstages Louis Wolffs, des bekannten hessischen Dichters und Enkels Louis Spohrs, veranstaltete die v. Bodenhausensche Schauspielschule am 9. März einen Vortragsabend, „Louis Wolff-Abend", der in zweistündiger Vortragsfolge ein möglichst umfassendes Bild der dichterischen Persönlichkeit Wolffs geben wollte. Einer geschickten Auswahl der einzelnen Darbietungen war es zu danken, daß dieser Zweck in recht befriedigender Weise erreicht wurde. In ununterbrochener Folge, doch ohne daß dabei die Zuhörer Ermüdung empfanden, wurden zwanzig kleinere und größere, aus den verschiedenartigsten Stimmungen heraus entstandene Gedichte mit gutem, teilweise sogar vorzüglichem Verständnis zu Gehör gebracht. Fast alle Skalen der menschlichen Empfindung von dem ergreifenden Mutterlied bis zum Humor des Zechers kamen zum Ausdruck. Der Humor des Gedichtes „Feucht Wetter" erschien doch etwas zu grotesk, sonst aber zeigten die Lieder, daß ihr Verfasser über ein starkes lyrisches Talent verfügt. Aus den vertonten Liedern Wolffs bekam man die ungemein gelungene Lewaltersche Komposition des „Jahres der Liebe" zu hören. Auch das zum Schluß aufgeführte biblische Schauspiel „Ruth" zeigte in interessanter Weise, wie Wolff es geschickt verstanden hat, der zarten Idylle, wie sie das Alte Testament überliefert, eine straffe dramatische Fügung zu verleihen.

Hessische Bücherschau.

Verzeichnis neuer hessischer Literatur [der Jahre 1903/05]. Von Adolph Fey. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde. N. F. 29. S. 271 bis 295. Nicht im Buchhandel.)

Indem wir auf den soeben an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte ausgegebenen Zeitschriftenband (in der ganzen Reihe 39) nebst Mitteilungen für 1905 aufmerksam machen, die beide das volle Interesse jedes Kurhessen beanspruchen, glauben wir zu obiger Veröffentlichung des Herrn A. Fey einige Worte hinzufügen zu müssen, da sich bei Stichproben verschiedener Benutzer bereits mehrfach große Lücken ergeben haben. So sind kaum 10 % der zur Landgraf Philipp = 400 Jahr=Feier erschienenen Schriften und Aufsätze angeführt. Vor allen Dingen aber hätte man äußerlich sichtbar, etwa durch einen Stern, Bücher und selbständige Schriften über Hessen hervorheben müssen vor Aufsätzen in oder aus Zeitschriften und Zeitungen. Diese Bibliographia Hassiaca, welche seit etwa 30 Jahren Albert Duncker und dann Edw. Lohmeyer regelmäßig in den Mitteilungen gebracht haben, untersteht neuerdings als Teil der Zeitschrift dem Redaktionsausschuß. Gutem Vernehmen nach hat dieser nun sehr stark gestrichen, woraus sich wohl manche Lücken erklären, die sich bei solchen Arbeiten überhaupt nie ganz vermeiden lassen. Doch hätte eine sondernde Kritik noch manche höchst minderwertige Leistung m. M. nach entfernen können. Welche Mühe aber in diesen kritischen Bücherzusammenstellungen steckt, kann nur der beurteilen, der selbst in der Lage war, solche anfertigen zu müssen. Wünschenswert aber bleibt es, daß man möglichst die angeführten, auswärtigen Zeitungsausschnitte auch in der Landesbibliothek zu Cassel oder sonst öffentlich aufbewahrt, da solche nach Jahr und Tag kaum mehr oder schwer zu beschaffen sind. Wie man hört, soll dies das letzte derartige Verzeichnis sein, dem man von 1906 ab eine ganz andere Form zu geben gedenkt.

Bronnzell bei Fulda, 13. März 1906.

Dr. phil. F. Seeling.

Das Hoftheater in Kassel von 1814 bis zur Gegenwart. Beiträge zur Bühnengeschichte von Wilhelm Bennecke. Kassel (Karl Vietor, Hofbuchhandlung). Preis: brosch. Mk. 2,50, geb. Mk. 3,30.

Das letzte Werk des allzufrüh Verklärten! Die Doppelliebe, die ihn erfüllte, — die Liebe zur Vaterstadt und die Begeisterung für die Kunst —, hat dem Buche den Stempel aufgedrückt. Es ist keine aktenmäßige Darlegung der Geschichte des Kasseler Hoftheaters, es ist eine mit hingebendem Sammlerfleiß zustande gebrachte chronologische Darstellung aller nur einigermaßen erwähnenswerten Vorgänge an diesem Kunstinstitut, mit gewissenhafter Genauigkeit geschildert und durch zahlreiche historische und kulturgeschichtliche Bemerkungen in das rechte Licht gerückt. Nur ein Mann von den umfassenden Kenntnissen und der erstaunlichen Belesenheit Benneckes konnte das Buch schreiben, konnte es durch die zahlreichen Anmerkungen und das Anekdotenbeiwerk so interessant machen, daß es sich, bei aller wissenschaftlichen Zuverlässigkeit, liest wie eine hübsche Erzählung. Auch wer dem Theater selbst kein größeres Interesse entgegenbringt, wird das Büchlein mit Nutzen durchstudieren: in den Bühnenereignissen spiegelt sich klar und deutlich die Geschichte unseres engeren Vaterlandes. So sei es denn einem großen Leserkreise warm empfohlen.

B.

Personalien.

Ernannt: Oberförster Kleyensteuber in Doberschütz, Rgbz. Merseburg, zum Regierungs= und Forstrat in Marienwerder; Gerichtsassessor Dr. jur. Julius Ernst (aus Fulda) in Stettin zum Regierungsassessor; Kreisassistenzarzt Dr. Stölzing aus Homberg zum Kreisarzt (und mit der Verwaltung des Kreisarztbezirkes Kreis Ziegenhain beauftragt).

Verliehen: dem Oberlehrer am Wilhelms=Gymnasium in Kassel Professor Manns und dem General=Direktor Dr. phil. K. Kraushaar in Hannover der Rote Adlerorden 4. Kl.; den Ökonomiekommissaren Blume in Kassel und Wagener in Fulda der Charakter als Ökonomierat; dem Lehrer Stumpf in Treysa der Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern.

Versetzt: Oberförster v. Görschen in Wallenstein nach Gemünd (Rgbz. Aachen); Amtsgerichtsrat Bücking in Hess.=Lichtenau nach Kassel; Wasserbauinspektor Brauer in Breslau an die Wasserbauinspektion I zu Kassel; Königl. Universitäts=Bibliothekar Dr. Reinhold in Marburg an die Universitäts=Bibliothek in Bonn.

Verlobt: Freiin Emma von Dörnberg zu Herzberg mit Leutnant Lothar von Hake (Kassel, Februar).

Geboren: ein Sohn: Gerichtsassessor Trost und Frau Elisabeth, geb. Wrede (Dortmund); Oberrealschuldirektor Machens und Frau (Fulda, 10. März); — eine Tochter: Leutnant Freiherr v. d. Bussche=Ippenburg und Frau, geb. Harnier (Kassel, 13. März).

Gestorben: Fräulein Louise Margarete Falckenheiner (Hannover, 26. Februar); Frau verw. Oberpfarrer Naumann, geb. Ahlfeld, 69 Jahre alt (Schwarzenberg, Erzgebirge, 27. Februar); Fräulein Hermine Theobald (Kassel, 27. Februar); Königl. Forstmeister a. D. Heinrich Siebert (Marburg, 28. Februar); Pfarrer Alexander Clément, 55 Jahre alt (Oberelsungen, 28. Februar); Frau Elise Kaufhold, geb. Behmer, 75 Jahre alt (Kassel, 2. März); Frau Elise Kaysan, geb. Schnell, 62 Jahre alt (Kassel, 2. März); Hauptlehrer und Prediger a. D. Raphael Lazarus, 76 Jahre alt (Kassel, 2. März); Freifrau Charlotte von Schlotheim, geb. Freiin von Haynau, 81 Jahre alt (Kassel, 2. März); Frau Luise Klose, geb. Weschke (Kassel, 5. März); Frau Julie Oppenheim, geb. Wichelhausen (Kassel, 6. März); Bauunternehmer Louis Gunkel, 54 Jahre alt (Kassel, 6. März); Städt. Steuerinspektor Georg Appel, 71 Jahre alt (Hanau, 7. März); verw. Frau Marie Gottfried, geb. Umbach, 78 Jahre alt (Kassel, 7. März); Frau Sophie Geis, geb. Rössing, Witwe des Pfarrers, 77 Jahre alt (Kassel, 8. März); Frau Professor Robert Cauer, geb. Schmidt, 68 Jahre alt (Kreuznach, 9. März); Frau Katharina Matthes, Witwe des Oberlandmessers (Kassel, 11. März).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 7. XX. Jahrgang. Kassel, 3. April 1906.

Vorfrühling.

Zerrissen ist des Winters Gewand,
Nun zieht der Frühling wieder ins Land,
Im Pappelbaum schwatzen die Stare,
Es jubelt die Drossel, es lockt der Specht —
Willkommen, vielliebes Sängergeschlecht,
Ich grüß' dich im neuen Jahre!

Die Berge ruhen in blauem Duft.
Ein herber Odem durchweht die Luft,
Und Bächlein eilen zu Tale.
Schon auf dem Walde ein grüner Hauch,
Es regt sich leise in Feld und Strauch —
Ich grüße dich, Lenz, tausend Male!

Rinteln. **Helene Brehm.**

Kinderzeit.

Träum' ich mich einmal wieder
In meine Kinderzeit, —
— O Zeit voll Lust und Lieder! —
— Da wird das Herz mir weit.
Da schien die Welt mir wonnig
An trüb' und hellem Tag,
Weil mir das Glück noch sonnig
Im Kinderherzen lag.

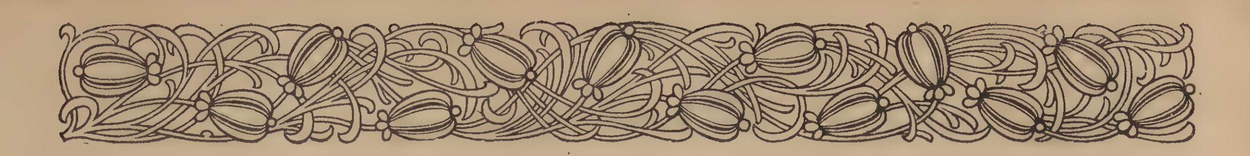
Arglos und sorglos lebte
Ich wie in schönem Traum,
Ein Märchenzauber schwebte
Um Erd' und Himmelsraum.
Jed' hellen Bächleins Rauschen
War süß' geheimer Sang,
Dem Feengeister lauschen
An Berg- und Waldeshang.

In tiefster Waldesmitte,
In Tannen ganz versteckt,
Liegt eine alte Hütte,
Verfallen, moosbedeckt;
Dort sann und malt' ich leise
Märchengeschichten aus,
In stille Zauberkreise
Zog mich das alte Haus. —

Die Zeiten sind verstrichen
Wie süß verträumte Nacht,
Der Zauber ist verblichen,
Und ich bin — aufgewacht
Aus jenen Märchengründen,
In rauhe Welt verbannt,
Kann sie nur wiederfinden
An sanften Traumes Hand!

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**





Zoll und Schmuggel in Hessen im 18. und 19. Jahrhundert.

Von A. Woringer.

(Schluß.)

Eine weniger ehrenvolle Vergangenheit hatte Johann Reinhard Kelch. Er war geboren am 21. August 1786 zu Lingen a. d. Ems, ob aus einer hessischen Familie, ließ sich nicht ermitteln. Er hat nämlich niemals über seine Herkunft etwas verlauten lassen und es sogar verstanden, während seiner langjährigen Dienstzeit seiner vorgesetzten Behörde niemals einen Taufschein vorzulegen. Er hatte bei einem Kaufmann Braun in Hersfeld die Kaufmannschaft erlernt, war aber von diesem wegen nicht einwandsfreier Führung entlassen worden. Er will dann Fahnenjunker und vom Oktober 1809 bis Oktober 1813 westfälischer Offizier gewesen sein, was jedenfalls unrichtig ist. Höchstens könnte er in den letzten Monaten des Bestehens der westfälischen Armee Leutnant gewesen sein. Sicher wurde er aber am 27. Februar 1814 Sekondleutnant im kurhessischen 2. Regiment Landwehr, mit dem er den Feldzug 1814 in Frankreich mitmachte. Nach Auflösung der Landwehr wurde er am 28. November 1814 in das Regiment Biesenrodt versetzt und trat 1816 mit diesem zum Gardegrenadierregiment über. Am 27. März 1816 wurde er auf sein Ansuchen verabschiedet, gründete mit einem Kaufmann Ilse zusammen in Witzenhausen ein Kaufmannsgeschäft, geriet aber bald in Konkurs. Er verschwindet nun für einige Jahre aus Kurhessen. Nach seiner Rückkehr behauptete er, in Nordamerika Tabakbau betrieben zu haben. Das war aber gelogen. Er hatte in Hamburg einen Detailhandel getrieben, mit dem er aber wieder kein Glück hatte. Vom 1. Januar 1824 bis 6. August 1829 war er dann nach seiner Rückkehr „zur Dienstleistung zollamtlicher Geschäfte auf dem Packhofe zu Kassel“ beschäftigt. So sagt er selbst und so mag es ja wohl auch in den Akten gestanden haben. In Wirklichkeit aber diente er der kurhessischen Regierung in dieser Zeit als Polizeispion. Hofrat Friedrich Murhard, einer der Stifter der Kasseler Stadtbibliothek, hatte sich in der westfälischen Zeit als Redakteur des „Moniteurs“ als großer Franzosenfreund gezeigt, hatte deshalb 1813 vorgezogen, Kassel zu verlassen, und war nach Frankfurt a. M. gezogen. 1823 geriet er hier in den Verdacht, an der bekannten Drohbrief-Angelegenheit beteiligt zu sein. Kelch, der jetzt plötzlich wieder auftauchte, suchte Verkehr mit ihm, horchte ihn aus, und als Murhard auf einer Reise am 18. Januar 1824 in Hanau im Gasthaus „zum Riesen“ abstieg, wurde er von dem Polizeikommissar Böcking aus Kassel verhaftet, wie es im Verhaftsbefehl hieß, „wegen genauen Umgangs mit einem gewissen Kelch aus Amerika“. Das war aber natürlich nur ein Vorwand, der Kelchs Spionage verdecken sollte. Zu gleichem Zwecke geschah es auch wohl, daß Kelch nach Murhards Verhaftung heimlich Frankfurt verließ und sich nach Darmstadt begab, wobei er aber unterwegs mit dem Polizeikommissar Böcking in Briefwechsel blieb. Am 22. Januar kehrte er nach Frankfurt zurück, wurde aber jetzt von der Frankfurter Polizei, die seine Tätigkeit durchschaute, ausgewiesen. Er reiste nun nach Kassel, wurde aber hier am 29. Januar 1824 im „König von Preußen“, wo er abgestiegen war, verhaftet und in das Kastell abgeführt, aber nach wenigen Tagen wieder entlassen. Er ging nach Witzenhausen, fand jedoch hier so schlechte Aufnahme, daß er bald nach Hannover reiste. Hier wurde er von der hannöverschen Polizei vorübergehend verhaftet und reiste dann nach Hamburg. Wann er von dort zurückgekehrt ist und ob er seine angebliche zollamtliche Tätigkeit auf dem Packhof in Kassel jemals angetreten hat, war nicht zu ermitteln. Jedenfalls suchte man ihn möglichst bald recht weit von Kassel zu entfernen. Am 6. August 1829 wurde er Lizentkommissar in Rinteln, am 1. Januar 1832 Kontrolleur beim Hauptzollamte Rasdorf, einem Dorfe im Kreise Hünfeld, und bei Gründung des Zollvereins am 1. Januar 1834 Stationskontrolleur in Miltenberg in Bayern und 1835 in Altbreisach in Baden. Hier hat er sich dann als ein recht tüchtiger Beamter erwiesen, sich im Hungerjahre 1847 durch Gründung einer Suppenanstalt sehr nützlich gemacht und ist am 1. Juni 1867, mit preußischen und badischen Orden dekoriert, pensioniert worden und am 20. November 1867 gestorben.

Ein wohl noch abenteuerlicheres, aber durchaus ehrenvolles Leben hatte bei seinem Eintritt in die Zollverwaltung der Mann hinter sich, den ich aus der niederen Zöllnerlaufbahn vorführen möchte. Es ist dies Friedrich Ludwig von Donop. Er war im Oktober 1786 als Sohn des Gouver-

neurs von Ziegenhain, des Generalleutnants Wilhelm Heinrich August von Donop, geboren, wurde 1797 Kadett in der hessen-kasselischen Artillerie und war 1806 Sekondleutnant darin. Er trat als solcher in die kgl. westfälische Artillerie über, machte unter Morio den Feldzug von 1809 in Spanien mit und ging hier in die spanische Marine als Premierlieutnant über; 1813 finden wir ihn als Hauptmann in der hanseatischen Legion, 1814 als Major und Kommandeur des lübeckischen Linienbataillons. Nach Reduktion der hanseatischen Truppen ging er 1816 nach Südamerika und kämpfte hier als Oberstleutnant unter Simon Bolivar gegen die Spanier. 1828 war er wieder in Kassel, in dürftigen Verhältnissen. Am 1. Mai 1832 wurde er nun Grenzaufseher, stand als solcher nacheinander in Ziegenhagen, Helsa und zuletzt in Lippoldsberg, wo er am 25. April 1843 starb. Obwohl er bei Antritt dieses Dienstes bereits 46 Jahre alt war, wird er als äußerst tüchtig und unverdrossen in dem schwierigen Grenzdienste geschildert und von seinem Vorgesetzten, dem Oberinspektor Merrem in Witzenhausen, als „der alte Überall und nirgends" bezeichnet.

Mit solchen alten Soldaten, wie Donop und die früher genannten Aufseher, ließ sich die Zollgrenze schon gut bewachen, die ja durch den Abschluß des Zollvereins, wie bereits erwähnt, sehr verkleinert worden war. Denn es handelte sich ja jetzt nur noch um den Grenzschutz gegen Hannover, Frankfurt a. M. und Waldeck, von denen letztere beiden auch bald darauf dem Zollverein beitraten.*) Die Grenze gegen Hannover aber mußte noch zwei Jahrzehnte bewacht werden, was bei dem sich hier sehr stark entwickelnden Schmuggel schwierig genug war. Hannover hatte auch damals noch wegen seiner Verbindung mit England auf alle Kolonialwaren gar keine oder sehr niedrige Zölle gelegt, so daß die Preise dieser Waren in Hannover erheblich billiger waren als in Hessen, was natürlich zum Schmuggel reizte. Nun bildete eine weite Strecke die Weser die Grenze, hinter der sich der dichte Reinhardswald hinzog, eine zum Schmuggeln ganz besonders geeignete Gegend. Zudem war die dortige Bevölkerung von je her an das Wilddieben gewöhnt und schon daher auch zum Schmuggeln geneigt. Immer wieder mußten deshalb Jägerkommandos in den Reinhardswald gelegt werden, und gar nicht selten kam es sowohl zwischen diesen als zwischen den Grenzbeamten einerseits und Wilddieben und Schmugglern andererseits zu förmlichen Gefechten. Aber in den übrigen Landstrichen an der Grenze, namentlich im Kreise Witzenhausen, sah es nicht viel besser aus.

Wie sehr das Schmugglerhandwerk die Bevölkerung demoralisierte, mag ein Vorgang aus damaliger Zeit beweisen.*) Eine Schmugglerbande, bestehend aus Heinrich Schröder, Johann Schröder, Gotthard Koch, Jakob Suck, Johann Martin Giesler und Johann Klaus Brill aus Wellingerode, Joh. Klaus Hillebrand, Augustin Hennemuth, Christoph Rehbein, Joh. Schröder und Joh. Klaus Becker aus Orpherode, Georg Halpape und Peter Wanzel aus Velmeden, befand sich am 5. Dezember 1834 in Hannoversch Münden. Dort trafen sie mit Joh. Melchior Hartwig aus Ellingerode zusammen, der von dem Orpheröder Schröder als Verräter bezeichnet wurde. Sie führten diesen nun gewaltsam mit, luden dem bereits hochbejahrten Manne ein 40 Pfund schweres Fäßchen Rotwein auf und mißhandelten ihn auf dem Wege unausgesetzt. Sie hatten die Absicht, ihn in dem „Berghäuschen" bei Nienhagen, einer von einem Bergmanne betriebenen Wirtschaft, die als Unterkunft für Schmuggler diente, so lange einzusperren, bis sie die Grenze glücklich überschritten hätten. Hartwig kam aber dort schon in solchem Zustande an, daß die Wirtin, sein nahes Ende befürchtend, ihn nicht behalten wollte. Er wurde nun auf einen Schubkarren geladen und weiter mitgeführt. 3 Stunden von Witzenhausen in einem Tannendickicht, dem sog. Philippchen, wurde er dann zurückgelassen. Hier starb er und wurde erst am 22. Mai 1835 von einem Reiser holenden Manne aus Sichelstein zufällig gefunden. Der Hergang wurde ruchbar und sämtliche Schmuggler erhielten Freiheitsstrafen von 3 Monaten Gefängnis bis zu 15 Jahren Eisenstrafe. Nur Wanzel wurde freigesprochen.

Oft jagten auch Schmuggler sich gegenseitig die glücklich über die Grenze gebrachten Waren ab. Am 27. Januar 1831 waren Heinrich K. und Heinrich L. aus Hohenkirchen mit ihren Frauen nach Münden gegangen, um daselbst Kolonialwaren zu kaufen und in das kurhessische Gebiet einzuschwärzen. Sie trafen auf dem Wege nach Münden mit zwei ihnen bereits persönlich bekannten Schmugglern, Jakob G. aus Üngsterode und Johannes L. aus Burguffeln, zusammen, welche in

*) Das mit der Verkleinerung der Zollgrenzlinie verbundene Eingehen zahlreicher Stellen hatte zur Folge, daß das Vorrücken der Zollbeamten in Gehalt und Rang sehr verlangsamt wurde. Einem Zollpraktikanten, der 1834 das Studium der Philologie aufgegeben hatte, um in der Zollverwaltung schneller zu einer auskömmlichen Stellung zu gelangen und der nun lange Jahre als Steueraufseher sich mit 150 Talern Gehalt durchschlagen mußte, schrieb Oberinspektor Merrem in die Konduitenliste: „Er hat 5 Semester Philologie studiert, um das difficile est des Juvenal zu finden. Er sucht und findet es noch immer."

*) Heuser, Bemerkenswerte Entscheidungen des Kriminalsenats des Oberappellationsgerichts zu Kassel.

gleicher Absicht nach Münden zu gehen gedachten. Sämtliche genannte Personen machten nun in Münden ihre Einkäufe, traten abends bei Mondschein zusammen den Rückweg an und kamen auch glücklich nach Hohenkirchen, wo sie bei dem Heinrich K. einkehrten. Der Üngsteroder Mann wollte hier über Nacht bleiben, weil er sich unwohl fühlte. Der Heinrich K. verabredete aber mit vier anderen Hohenkirchern, den Üngsteröder unter dem Vorwande, daß er Gefahr laufe, in Hohenkirchen von den Grenzaufsehern betreten zu werden, zum alsbaldigen Fortgehen zu bewegen und ihm dann auf dem Wege von Hohenkirchen nach Mönchehof seine Waren abzunehmen. Der Üngsteroder ließ sich auch überreden und brach, von drei der am Komplott Beteiligten begleitet, auf. Die beiden anderen waren, einer mit einer ungeladenen Pistole bewaffnet, vorausgeeilt, hatten sich an verabredeter Stelle hinter einer Hecke versteckt und stürzten sich mit dem Rufe „schlagt sie tot!" dem Üngsteroder und seinen Begleitern entgegen, wobei der Üngsteroder mehrere Stöße mit der Pistole in die Seite bekam. Er ließ nun seine Ware fallen und entfloh. Die fünf Hohenkircher bemächtigten sich der aus Kaffee für 7 Taler und Tabak für 1 Taler bestehenden Beute und beschlossen jetzt, auch den Mann aus Burguffeln, der noch in der selben Nacht nach Hause wollte, ebenso zu überlisten. Das Vorhaben wurde in ganz gleicher Weise ausgeführt und dem Burguffelner 13 Pfund Kaffee, 2 Pfund Zucker, 1 Flasche Rum, für 8 Groschen Heringe und für 12 Groschen Tabak abgenommen. Der Vorfall sprach sich aus, und von den fünf Hohenkirchern wurden am 6. März 1832 durch Urteil des Kasseler Obergerichts wegen Raubs 2 zu 8jähriger, 2 zu 6jähriger und 1 zu 5jähriger Eisenstrafe verurteilt.

Manchmal gelang es auch am Schmuggel Unbeteiligten, sich der mühsam eingeschwärzten Waren zu bemächtigen. Der Polizeidiener Zindel aus Witzenhausen nahm am 18. Dezember 1831 in Ziegenberg dem Christoph Faßhauer aus Hilgershausen einen Pack eingeschmuggelte Waren im Werte von 1 Taler 4 Groschen 8 Heller ab und begab sich mit ihnen auf den Weg nach Witzenhausen. Faßhauer folgte ihm in einer Entfernung von etwa 50 Schritten nach. Bei dem Dorfe Stiedenrode begegneten ihnen zwei ihnen unbekannte Dienstknechte aus der Umgegend, welche mit den Worten: „Kerl, gibst du gleich die Sachen her, oder du sollst hier auf dem Platze sterben!" mit ihren Stöcken auf Zindel einschlugen. Dieser ließ den Sack mit den Waren fallen, worauf Faßhauer herbeieilte, sein Eigentum wieder ergriff und das Weite suchte. Zindel wollte ihm folgen, wurde aber von den beiden Unbekannten durch einen heftigen Stockschlag daran verhindert. Dagegen übernahmen nun die beiden Unbekannten selbst die Verfolgung und nahmen Faßhauer seine Schmuggelware wieder ab. Ihr Raub kam auch ihnen teuer zu stehen. Ihre Person wurde ermittelt und beide zu je 6jähriger Eisenstrafe verurteilt.

Schließlich möchte ich noch einiges aus unserer nächsten Umgegend berichten. Denn auch hier in Kassel wurde geschmuggelt. Die hannoversche Grenze zog sich ja nur in geringer Entfernung von Kassel hin. Von Nieste her lief sie bis auf die Höhe des Sandershäuser Berges, wo das jetzt als Försterwohnung benutzte Zollhaus als Ansagepesten für Kassel diente. Hier erhielten die aus dem Zollauslande ankommenden Wagenzüge — Eisenbahn gab es ja noch nicht — einen oder mehrere Grenzaufseher zu Begleitern, die mit geladener Flinte die Wagen bis zum Kasseler Packhof, dem früher sog. Obersten Hof, jetzt einem Teil des Zuchthauses an der Fulda, begleiteten. Vom Sandershäuser Berg zog sich die Grenze in einer engen und steilen Schlucht zur Fulda hinab bis zum sog. Hessenwehr, da, wo sich jetzt der Zulehnersche Steinbruch an der Fulda befindet, und lief von dort in der Mitte der Fulda bis oberhalb des Kragenhofs, schnitt hier die Landspitze ab und folgte dann wieder der Fulda. Ein Hauptschmuggelnest war bei seiner hierfür sehr günstigen Lage das früher schon erwähnte Dorf Spickershausen. Von hier aus setzten die Schmuggler über die Fulda, um sich in dem dichten Wolfsangerer Wald zu verlieren. Die Zollverwaltnng sah sich deshalb genötigt, dem Dorfe Spickershausen gegenüber, wo sich damals noch keinerlei menschliche Niederlassung befand, ein besonderes Wachthaus zur Aufnahme von Grenzaufsehern zu bauen. Es ist dies das jetzige Wirtshaus „zur grauen Katze", ursprünglich nur aus Erdgeschoß und Erker bestehend. Hatte man auf dem rechten Fuldaufer die geschmuggelten Waren bis in die Nähe der Stadt Kassel gebracht, so war eine beliebte Stelle, wo man sie in die Stadt selbst zu schaffen suchte, die Lücke in der Stadtmauer am sog. kleinen Laboratorium, am „kleinen Lawwerdörchen", wie der Unterneustädter sagt, in der jetzigen Wallstraße. Hatte man die Waren glücklich in der Unterneustadt, so mußte man immer noch die bewachte Fuldabrücke passieren, was wieder mit Gefahr verknüpft war. Vielfach zogen es die Schmuggler deshalb vor, die Stadt zu umgehen und in der Gegend der jetzigen Drahtbrücke die Fulda mit Nachen zu überschreiten. Hier boten sich dann zwei Wege für den Weitertransport. Der eine führte durch die Voraue und den damals ganz wüsten Irrgarten zur Bellevue

hinauf. Um hier dem Schmuggel vorzubeugen, ließ Kurfürst Wilhelm II. das den älteren Kasselanern noch erinnerliche, häßliche und die Aussicht vernichtende, hohe und enge Eisengitter auf der die Bellevue gegen den Irrgarten hin begrenzenden Mauer errichten. Der andere Weg führte zur Kattenburg, in deren umfangreichen Kellern sich die beste Gelegenheit zur Unterbringung der Waren bot, um so mehr als die Kattenburg und ihre Umgebung in dem Verdachte stand, daß es dort spuke. Letzteres Gerücht machte sich eine Zeitlang eine Schmugglerbande zu nutze. Im Renthof stand damals, wohl zur Sicherheit irgend einer Staatskasse, ein Militärposten. Dieser sah in einer dunklen Nacht in der Gespensterstunde plötzlich von der Fulda her durch das Tor unterhalb der Bastion einen Leichenzug heraufkommen und nach der Kattenburg hin verschwinden. In seiner Gespensterfurcht wagte er nicht, sich dem Zuge zu nähern. Ebensowenig taten das seine Kameraden, als der Leichenzug in den folgenden Nächten noch öfter erschien. Endlich wurde die Sache aber der Zollbehörde bekannt, einige beherzte Zollbeamte stellten den gespenstischen Leichenzug, dessen Teilnehmer sich alsbald auf die Flucht begaben, aber den Sarg zurückließen, in dem sich eine große Menge geschmuggelter Seidenwaren befand.

Alle diese Kämpfe zwischen Zöllnern und Sündern fanden ihr Ende, als am 1. Januar 1854 endlich auch Hannover dem Zollvereine beitrat. Kurhessen war nun ringsum von Zollvereinsstaaten umgeben und seine Grenzbewachung kam für immer in Wegfall.

Während Hannover, von englischer Handelspolitik geleitet, als letzter deutscher Staat dem Zollvereine beitrat, war genau 22 Jahre vorher Kurhessen der erste deutsche Staat, der diesen Schritt tat und dadurch die Bildung des Zollvereins erst ermöglichte und herbeiführte. Darauf dürfen wir Kurhessen stolz sein, denn im Zollvereine betätigte sich zuerst und jahrzehntelang allein das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Staaten. Am schönsten zeigte sich das im Jahre 1866. Während die Truppen der Einzelstaaten gegen einander im Felde standen, setzten die Zollbehörden die Zollerhebung für alle Zollvereinsstaaten, also auch für die feindlichen Staaten, unverändert fort. Und als dann nach Gründung des norddeutschen Bundes Deutschland in zwei Teile zerfiel, da war es wiederum der Zollverein, der zuerst den Main überbrückte. Denn neben dem Reichstag des norddeutschen Bundes tagte von 1867 ab in Berlin das deutsche Zollparlament, dem neben den Mitgliedern des norddeutschen Reichstags auch die Abgeordneten der süddeutschen Staaten angehörten, das erste Bild eines völlig einigen Deutschlands, eine Vorbereitung und ein Vorbild für das neue Deutsche Reich.

Vom Kasseler Hoftheater.

Seit dem letzten Bericht, den diese Zeitschrift über das Hoftheater brachte, sind mehrere Novitäten über die Bretter gegangen, die dankbare Aufnahme fanden. Zwar das einaktige Drama von E. Krossa, „Frau Ursula", wird trotz der Mühe, die sich die Regie (Herr Kothe) und die Darsteller (Fräulein Berka in der Titelrolle und Herr Wolfram in der des jugendlichen Gatten) gaben, gar bald wieder in den Orkus des Theaterarchivs verschwinden. Unverstandene Frauen haben wir in des Jahres Lauf vielfach auf der Bühne kennen und ertragen gelernt. Wenn sie aber gar noch unverstandene Männer heiraten, so geht das über das Maß des schweigend zu Duldenden hinaus. Die Bühne, es ist das schon oft betont worden, hat ihre eigene Optik und Akustik. Ihre Gesetze von Zeit und Raum sind andere als die des gewöhnlichen Lebens. Briefe, die im Bureau zu ihrer Fertigstellung Viertelstunden erfordern, werden im Nu geschrieben, kilometerweite Wege in Minuten zurückgelegt. Frau Ursula aber mutet uns darin zu viel zu. Ihr Gatte geht ins Weite, um „das Große zu suchen", und sie bewirtschaftet indessen das Gut. Als er heimkehrt, ist er ein großer Bildhauer geworden, der höchsten Ruhm sich erworben. Ach, im Leben dauert das etwas länger. Eine Frau hat ihn auf die Ruhmesbahn geleitet. Er ist gekommen, das seiner Frau zu gestehen, hat aber nicht den Mut dazu. Als aber Frau Ursula doch erfährt, wie es um ihn steht, macht sie ihm die Bahn frei und ertränkt sich. Dem „Helden" — einem der gebrochenen Charaktere, wie sie das moderne Drama liebt — und der „Heldin", der unverstandenen und grundlos opfermutigen Frau, fehlt es an jeder inneren Motivierung, und trotzdem das Stück bei seiner knappen Szenenführung rein theatralische Spannung erregte, vermochte es nicht zu erwärmen.

Auch Ludwig Fuldas „Maskerade" ist kein dauernder Gewinn für die Bühne. Daß die Menschen auch außerhalb des Karnevals Masken tragen, ist nicht neu. Nordau hat ein dickleibiges Buch, „Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" dagegen geschrieben, wer ein Epigramm machen kann, spitzt es gegen die Gesellschaftsheuchelei, und unsere modernen Witzblätter „Jugend" wie „Simplizissimus" verdanken dem Kampf gegen die Maskerade im Leben ihr großes Publikum. Fuldas Drama soll diese Zustände satirisch beleuchten. Aber das Ziel, das er aufs Korn genommen, — Streberei und Standesdünkel —, ist schon allzu oft und wirksamer beschossen worden, und auch mancher witzige Einfall kann nicht über die Erkenntnis wegtäuschen, daß hier nicht Menschen von Fleisch und Blut auf die Bühne gestellt sind, sondern leblose Schemen. Um seine — von keinem Menschen bestrittene — These zu erweisen, führt uns der Dichter eine Handlung vor, die wir nicht glauben, Menschen, die wir nicht für wirklich halten, Verwickelungen, die ausgeklügelt, aber unwirklich sind. Ein Diplomat legitimiert seine natürliche Tochter. Diese aber ist inzwischen das „Verhältnis" eines Assessors geworden, dem sie nun als Baro-

nesse und gute Partie zur Gattin angetragen wird. Freudig greift er zu. Da er aber nicht weiß, daß die Baronesse und sein „Verhältnis“ eine Person ist, schreibt er diesem einen Absagebrief. Als er seines Fehlers gewahr wird, nimmt er schnell die Anstandsmaske wieder vor und bittet um Verzeihung, um sich schnell wieder zurückzuziehen, als er hört, sein Liebchen wolle nicht adoptiert werden. Es ist merkwürdig, daß ein so feiner Kopf wie Fulda, der in seinem „Talisman“ den Ton wirksamer Satire so trefflich anschlug, die Klippe nicht merkte, an der er stranden mußte. Eine Satire muß fein künstlerisch ausgeführt sein, sonst wird sie zur burlesken Karrikatur, die wir uns gern im Schwank, niemals im ernsten Drama gefallen lassen. Dieser Assessor, der die Maske denn doch allzu sichtbar trägt und sie mehrfach lüftet und wieder befestigt, ist ganz aus dem Groben gehauen. Und wenn der Dichter noch so vernehmlich betont: „Hier ist ein Gesellschaftsbild aus dem zwanzigsten Jahrhundert“, so bedeutet ihm das Publikum kühl und ablehnend, daß es die Karrikaturen für keine Wirklichkeitsmenschen nimmt und die paar natürlich anmutenden Gestalten für keine Originale hält. Sehr hübsch hatte Herr Kothe das Stück inszeniert, der auch den streberischen Assessor vortrefflich gab. Daß ihm die übertriebene Schneidigkeit fehlte, die der Autor offenbar für die Figur verlangt, war kein Fehler. Vielleicht wäre sonst dieser Strebertypus noch ungenießbarer geworden. So konnte man den Assessor, wenn auch nicht für wahrscheinlich, so doch für allenfalls einmal möglich halten. Herrn Jürgensens Geheimrat zeichnete den Streber älterer Generation in außerordentlich wirksamer, charakteristischer Weise, Frau Kothe gab eine kluge Witwe ausgezeichnet wieder, Fräulein Pichon und die Herren Hellbach, Friedrich und Steinecke machten sich ebenfalls um die Aufführung verdient.

Aus einem Roman von Charles Dickens hat der Wiener Schwankdichter Franz von Schönthan ein Lustspiel „Klein Dorrit“ gemacht. Zwar von dem großen englischen Humoristen ist wenig übrig geblieben, die Lustigkeit gemahnt mehr an Wien denn an London, und die Sentimentalität ist unverfälschten Gartenlauben-Ursprungs. Nur die Testaments- und Erbschaftsgeschichte ist die allen englischen Romanlesern als typisch bekannte. Die geradezu hinreißende Art aber, mit der Fräulein Hannewald die Titelrolle spielte, verhalf dem Stücke zu einer sehr beifälligen Aufnahme. Neben ihr sei noch Herr Hellbach genannt, der den Vater mit wirksamem Humor durchführte, Herr Schmasow, der Gelegenheit fand, seine drastische Komik zu verwerten, und Frau Kothe als energische Lady. Herr Munkwitz hatte das Stück stimmungsvoll inszeniert.

Die wertvollste Novität, die man uns bot, war Anzengrubers „Viertes Gebot“. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Anzengrubers Helden immer Männer sind. Das ist etwas unmodern, denn heute herrscht auf der Bühne fast unumschränkt das Weib. Das unverstandene, das charakterstarke, das dämonische. Darin sind die nordischen Dichter gern befolgte Lehrmeister gewesen. Man wundert sich ordentlich, wenn einmal ein dramatischer Held ein Mann ist. Bei Anzengruber ist er es stets. Des erschütternden Dramas Sinn spricht ein im Mittelpunkt des Stückes stehender junger Mann aus, der, durch Schuld der Eltern auf die Bahn des Lasters gekommen, sein Vergehen mit dem Verbrechertode sühnt. „Du hast's leicht“, — sagt er zu seinem Jugendfreund, einem Priester —, „Du weißt nit, daß 's für Manche 's größte Unglück is, von ihren Eltern erzog'n zu werd'n. Wenn Du in der Schul' den Kindern lehrst: ‚Ehret Vater und Mutter‘, so sage auch von der Kanzel den Eltern, daß 's danach sein sollen.“ Es ist kaum glaublich, aber dennoch wahr, daß die Zensur in Österreich, ebenso wie den Titel, diesen Passus gestrichen hatte! Aber mit allen ihren Nörgeleien hat sie den unbequemen Dichter nicht totmachen können. Das „Vierte Gebot“ ist eins der Meisterwerke des großen Volksdichters. In realistischer Gestaltungsmacht führt er uns Personen vor, die leben und uns mit sich fortreißen. Und er könnte unsere modernen Dichter, die uns die Not und des Lebens Niederungen schildern, lehren, wie man auch aus einem elenden und erbärmlichen Einzelschicksal den Ausblick eröffnen kann in die ewigen Gesetze alles Seins. Wenn trotzdem das Werk, bei aller Ergriffenheit, die es hervorrief, hier nicht ganz den Erfolg hatte, den es verdient, so ist daran vielleicht die Tatsache schuld, daß alle Personen echt Wiener Typen sind, an denen doch manches den Norddeutschen fremd anmutet. Herr Oberregisseur Munkwitz hatte ausgezeichnet seines Amtes gewaltet. Er hatte für eine realistisch eindrucksvolle Inszenierung gesorgt. Der junge Verbrecher ward von Herrn Wolfram herrisch-brutal und doch mit einem Rest bessern Gefühls vortrefflich gegeben, Herr Jürgensen verkörperte den dem Trunke verfallenen Vater mit scharfer Charakteristik und voller Lebenswahrheit ohne jedes Zuviel, die prächtige Großmutter — eine jener Gestalten, zu denen dem Dichter die eigene Mutter Modell gesessen, — ward von Fräulein Pichon rührend wiedergegeben. Frau Jürgensen fand für die niederträchtige Mutter Schalanter lebenswahre Töne, Frl. Hannewald war eine glaubhafte Pepi voll Leichtfertigkeit, Herr Stiewe ein sehr wirksamer Stolzenthaler, Frau Kase eine eindrucksvolle Hedwig voll warmer Empfindung.

Die letzte Novität war das vaterländische Zeitbild „Vor dem Sturm“ von Theobald Rehbaum. Das Stück spielt in Kassel zur Zeit, da Jérômes Königstraum zu Ende geht. Allerdings vom spezifisch Kasselschen sieht man gar nichts. Und wer nach dem Theaterzettel das erwartet hatte, war enttäuscht. Wohl aber ist im Gegensatz zu diesem verschwimmenden Lokalkolorit die Zeitfärbung vortrefflich gelungen. Wir sehen allerorten die Funken glimmen und schließlich hochauf die Flamme lodern, die die Fremdherrschaft verzehrt. In straff geführter spannender Handlung, mit genauer Kenntnis und umsichtiger Benutzung des Theatralisch-Wirksamen wird uns ein hinreißendes Bild aus Deutschlands trüber Zeit und Deutschlands Erwachen vorgeführt. Daß die ewig wiederkehrende Fabel von dem Soldatenhandel hessischer Fürsten nun auch von der Hofbühne erklang, ist bedauerlich. Die Stelle sollte aus dem Stück ausgemerzt werden. Wenn man in Treuenbriezen diesen Wurm, der nicht sterben kann, vorzeigt, so ist das schlimm genug, aber nicht zu ändern. In Kassel sollte aber der Rotstift des Regisseurs hier seines Amtes walten. Herr Munkwitz hatte für einen sehr stimmungsvollen Rahmen gesorgt. Das Zusammenspiel war ganz vortrefflich. Aus der großen Zahl der Mitspielenden seien Herr Friedrich, der den Polizeipräfekten ausgezeichnet wiedergab, Frl. Berka als warmherzige Justina, Frau Kase als kokette Präsidentin, Herr Stiewe als intriganter Polizist, Herr Wolfram als patriotischer Empörer, Herr Jürgensen als Kalkulator Schmidt lobend hervorgehoben.

Von den Neueinstudierungen sei als wirklich künstlerische Tat der „König Lear“ erwähnt. Hier hat Herr Oberregisseur Munkwitz einen Beweis feinfühligsten Verständnisses und großen Könnens gegeben. Goethe hat einmal die ersten Szenen des Dramas „absurd“ genannt. Aber wie sie hier inszeniert waren, wie die Reichsteilung unter großem Pomp vor sich geht und schon die Überhebung und wahnsinnige Selbstvergötterung Lears erkennen

läßt, wirkten sie natürlich und durchaus notwendig. Die Heide mit ihrem im Mondesglanz gespenstisch wirkenden Felsblöcken, der düstere Burghof Gonerils, alles war sorgfältig ausgestaltet, die Wirkung des gigantischen Dramas zu erhöhen. Herr Friedrich bot in der Titelrolle eine prächtige Leistung. Noch im Wahnsinn wahrte er die königliche Würde. Eine Gestalt voll Leben und Kraft stellte er auf die Bühne. Der Narr des Herrn Jürgensen ließ durch alle Bitternis seines Humors das weiche Herz durchscheinen und war eine ergreifende Figur, die Kordelia des Frl. Berka war voll mädchenhafter Lieblichkeit. Herr Hellbach weckte als Graf von Gloster tiefstes Mitgefühl, Herr Kothe war ein ritterlicher, sympathischer Edgar, Herr Wolfram ein wirksamer Edmund voll Kraft und Energie. Das Schwesternpaar Goneril und Regan hatte in Frau Kothe und Frl. Pichon vortreffliche Vertreterinnen gefunden. Alles in allem eine Vorstellung, auf die unsere Hofbühne stolz sein kann.

In der Oper sind keine Novitäten aufgeführt worden. Der 150. Geburtstag Mozarts würde durch einen Zyklus gefeiert, der „Die Entführung aus dem Serail", „Bastien und Bastienne", „Die Gärtnerin", „Don Juan", „Cosi fan tutte", die „Zauberflöte" in gewohnt vortrefflicher Aufführung brachte. B.

Der Untergang der Omaijahden.

Ein Traum von Fritz Maurer.

An einem der letzten Tage des Wonnemonats wanderte ich von der alten Post in dem fast tausendjährigen, im Kinzigtale belegenen Klosterstädtchen S. in den Spessart. Die wohltuende Frische des frühen Morgens wich bald vor den immer steiler niedergehenden Strahlen der aufgehenden Sonne, und gern folgte ich daher der freundlichen Einladung des Metropolitan R. in M., wo ich gegen Mittag eintraf, um einen Teller Suppe bei ihm einzunehmen. Denn die Gasthöfe in diesem wohl ärmsten Teile Hessens bieten dem Wanderer wenig dar. Nach etwa einundeinhalbstündiger Rast und herzlichem Dank für die freundliche Aufnahme verließ ich das gastliche Haus, um meine Wanderung fortzusetzen.

Als ich zum Dorfe hinausschritt, hörte ich plötzlich hinter mir den Ruf „Feuer!" durch die Gassen hallen, und im Nu entstand Leben in dem bis dahin stillen Dörfchen. Doch ich mußte weiter, denn vor mir lag noch ein hoher Berg, und die Schwüle hatte inzwischen zugenommen.

Während ich höher und höher stieg, warf ich bisweilen einen Blick rückwärts und sah, wie ein kleines Stallgebäude niederbrannte und die Flammen und der Rauch an einem alten massiven Taubenpfeiler hochschlugen, während die Tauben ihr Heim fortwährend umflatterten, als wollten sie es mit ihren Flügelschlägen beschützen.

Endlich hatte ich den Berggipfel erstiegen, und es erfolgte nunmehr der Abstieg durch schattigen Buchenwald. Noch recht wacker hatte ich auszuschreiten, denn mein Reiseziel, das Dörfchen L., lag noch einige Stunden weit, dicht an der bayerischen Grenze. Als ich dann endlich aus dem Wald heraustrat, sah ich von einer kleinen Vorhöhe in das Tal und auf das Dörfchen, beinahe in die Schornsteine hinab. Auf der jenseitigen Anhöhe lagen an der Berglehne, wie kleinere und größere Lappen, die zum Dorfe gehörigen Äckerchen, deren Bestellung eine sehr schwierige ist, denn der Dünger muß mit Kötzen (Tragkörben) da hinaufgetragen und mit dem Bestellen des Landes vorsichtig verfahren werden, damit die magere und dünne Humusschicht nicht durch den Regen in das Tal hinabgeschwemmt wird. Ich erfreute mich am Anblick der Felder, denn es schien eine leidlich gesegnete Ernte geben zu wollen.

Kein Lüftchen regte sich, und tiefer Friede breitete sich um mich und senkte sich zum Dörfchen hinab. Da ertönten von dem Fachwerkkirchlein her die dünnen Töne einer Glocke, und kurz darauf zog ein kleiner Taufzug durch die Hauptgasse in der Richtung nach der Kirche. Voran schritt die weise Frau des Ortes mit dem Täufling, der mit einem weißen, aber schon viel gebrauchten Schleier bedeckt war, um die ärmliche Kleidung des Kindes möglichst zu verbergen. Dann folgten die beiden Gevatter in schwarzen Röcken und Zylindern, deren Alter durch die Würde, mit der sie getragen wurden, nicht verdeckt werden konnte. Den Schluß bildete der Kindtaufvater mit einem etwa achtjährigen Jungen, offenbar seinem Ältesten. Die hageren Gestalten und die ernsten Mienen der Erwachsenen stachen auffallend ab von dem frischen runden Gesicht des stämmigen Jungen.

Da ich unterdessen zum Dorfe herabgestiegen war, so traf ich mit dem Taufzug an der Stelle zusammen, wo er zum Pfarrhaus abbog, und da dieses das Endziel meiner Wanderung war, so folgte ich in einiger Entfernung. Als ich dann endlich in das Haus eintrat, erfuhr ich von der Haushälterin des noch unverheirateten Geistlichen, daß dieser seit mehreren Wochen an Gliederrheumatismus und seinen Folgen zu Bette lag und augenblicklich an einem schwächlichen und kränklichen Kinde aus der Gemeinde die Nottaufe vollzog.

Ich wurde daher einstweilen in die Studierstube des Hausherrn geführt, um daselbst Platz zu nehmen, und als ich nun so da saß, fühlte ich, wie mich des Tages Hitze angegriffen hatte. Dankbar nahm ich eine Tasse Kaffee an und rührte mich nicht aus

dem Sessel, bis mich die Haushälterin nach Beendigung der Taufe zu meinem Freunde, Pfarrer K., ans Bett führte.

Den Armen hatte es 'mal gehörig gepackt, denn er war noch so schwach, daß er sich nur mit großer Mühe im Bette hochrichten konnte. Aber er war bereits wieder voller Hoffnung und freute sich offenbar sehr über meinen Besuch, zumal als ich ihm versprach, mehrere Tage bei ihm zu bleiben. Noch einige Stunden saß ich an seinem Bette, um ihm, dem Einsamen, zu erzählen, dann aber trat die Pflegerin ein und mahnte zur Ruhe, die auch ich aufsuchte, nachdem ich das Abendbrot allein verzehrt hatte.

Die Nacht kam, und noch lag die Schwüle des Luftkreises der Erde wie Blei auf allen Geschöpfen. Immer unerträglicher wurde sie unter dem Eindruck der am Himmelszelt höher und höher sich auftürmenden, grünlich flimmernden Wetterwolken. In weiter Ferne, aber immer leiser, grollte der Donner, bis er ganz verhallte, und dann senkte sich eine schwarze, dunkle Nacht auf die Erde herab, Menschen und Tiere in einen tiefen, aber unerquicklichen Schlaf wiegend. Weder Mond noch Sterne leuchteten, ganz still wurde es, kein Blatt rührte sich.

— — — — — — — — — —

Mitternacht war vorüber, die Sterne glitzerten am Himmel, und der Mond erhob sich wie eine große leuchtende Feuerkugel tief am Horizont, als es plötzlich lebendig wurde im Schloß des Kalifen Mervan II., aus dem Hause der Omaijahden.

Fackelträger erschienen in dem großen Thronsaal mit der nach dem feenhaften Park offenen Säulenhalle. Immer heller erstrahlte der Saal im Lichte der Fackeln und im Glanze der goldgestickten Tapeten und silbernen Säulen und Pilaster mit goldenen Kannelierungen und edelsteinbesetzten Kapitälen. Und der Park wurde von dem Widerschein in nächster Nähe des Schlosses hell erleuchtet.

Den Fackelträgern folgte gedämpften, gleichmäßigen Schrittes die Leibwache mit silbernen Schilden und stahlgespitzten Lanzen und besetzte die Zugänge zum Saal.

Dann trat der Hofstaat ein, sich zu den Seiten des Thrones aufstellend. Ihm schlossen sich die fünf weisen Räte des Kalifen an, Greise mit langen weißen Bärten und von der Bürde der Staatsgeschäfte gebeugten Rücken.

Denn Empörung und Kampf herrschten im Lande. Abbas, aus dem Hause Mahumed, hatte mit seinem Anhang die Fahne des Aufruhrs erhoben und den Feldherrn des Kalifen geschlagen.

Da erklangen die schmetternden Töne einer Fanfare, und in den Saal herein trat Mervan, eine hohe, edle Erscheinung, seine liebliche Gemahlin am Arm führend. All die Großen des Reiches verbeugten sich und die Leibwache schlug mit den Lanzen gegen die Schilde, während das Herrscherpaar die mit dicken Teppichen belegten Marmorstufen zum Throne hinaufstieg. Von den Schultern der Fürstin hingen schwere seidene, golddurchwirkte Gewänder zur Erde herab, und eine goldene Krone mit Edelsteinen schmückte das Haupt. Nachdem das hohe Paar sich niedergesetzt, traten zwei Paladine hervor und überreichten dem Fürsten des Reiches Szepter und Schwert.

Dann verkündete der Kalif mit lauter Stimme, daß sein getreuer Feldherr ihm Eilboten gesandt, die von dem Verlust einer zweiten mörderischen Schlacht, der augenblicklichen Ohnmacht des Heeres und dem Eilmarsch der Empörer gegen die Hauptstadt berichteten. Da diese aber nur eine schwache Besatzung habe, so bleibe nur schleuniger Rückzug übrig. Er fordere daher seine Getreuen auf, ihm unverzüglich zum Heere zu folgen, wohin er sich mit den Seinen begeben und an dessen Spitze siegen oder fallen wolle. Seine Räte aber frage er zuvor, ob sie einen anderen ehrenhaften Ausgang wüßten.

Diese verneigten sich tief, und der älteste von ihnen trat vor den Thron und kniete nieder. Aber noch ehe er begonnen zu sprechen, erhob sich in der Ferne ein Brausen, das immer näher und näher kam. Lärm und Kriegsstimmen tönten, Trommeln, Pauken und Trompeten schallten laut. Feuer flammte auf, und in den Saal stürmte Abbas mit den Seinen. Wie wilde Tiger überfielen sie die Überraschten, niemand schonend, alles erbarmungslos niederstoßend.

Nach tapferer Gegenwehr und als letzter fiel auch der Kalif über seine schon vor ihm tot niedergesunkene Gemahlin. Doch bald mußten die Sieger eiligst zurücktreten, denn das Feuer, das im Schlosse wütete, hatte auch den Thronsaal erreicht und griff mit blitzartiger Geschwindigkeit um sich.

Da eilten, von den Feinden unbemerkt, aus einem Seitenportal des Schlosses zwei Sklavinnen, jede einen verhüllten Gegenstand in den Armen tragend, und flüchteten in das Dunkel des Parkes, wo sie von dem dichten Gebüsch vor den Augen der blutdürstigen Feinde bald geborgen waren. Immer weiter griff das Feuer um sich, die Dächer und Mauern stürzten, sich selbst zerschmetternd, ein. Noch einmal schlugen die Flammen hoch zum Himmel empor, das Gemäuer eines hohen, allein stehen gebliebenen, vom Rauch geschwärzten massiven Turms umstrahlend, und dann versank alles im Dunkel.

Fast versengend wirkte die Glut, ganz still war es, kein Blatt rührte sich.

— — — — — — — — — —

Das Tagewerk war vollendet und die Sonne ging zur Neige, als Sunna, schön wie eine betaute Rose und stolz wie eine Fürstin, zum Hügel hinanschritt, von wo sie einen Blick in das Land tun und den Geliebten kommen sehen konnte. Sie trug ein langes rotgelbes seidenes Gewand und auf dem Kopf einen Schleier, reich und kunstvoll gewebt.

Während Sunna dahinging, kam von der anderen Seite des Hügels bereits Walid. Ein silbergraues Gewand mit dunkler Binde ließ die edlen Formen der hohen Gestalt erkennen, die aufgerichteten Hauptes dahinschritt.

Auf der Kuppe des Hügels und unter dem Schatten eines der Fürsten des Pflanzenreichs, einer mehrere hundert Fuß hohen Dompalme, trafen Walid und Sunna zusammen. Und nachdem sie einander begrüßt, setzten sie sich nieder, von der Zukunft plaudernd und träumend, denn noch konnten sie einander nicht angehören. Manche zarte Klage kam von Sunnas Lippen, und tausend liebevolle Worte flüsterte Walids Mund. Seufzend lehnte ihr Kopf an seiner Brust.

Immer tiefer sank die Sonne, blutrote Lichtstrahlen über das Land sendend, und immer stiller wurde es in der Natur, das Rauschen des Flusses im Tale aber lauter und deutlicher.

Da schlug Walid sein Gewand auseinander und holte ein zusammengefaltetes Tuch hervor, dem er ein Geschenk für seine Geliebte entnahm. Es war ein kostbarer Schleier, bei dessen Anblick Sunna erblaßte und in Wehklagen ausbrach. Dann nahm sie ihren Schleier vom Haupte herab, breitete ihn dicht neben demjenigen Walids aus, und zu seinem Erstaunen erkannte dieser an dem eingewebten Muster, daß beide Schleier einst aus einem Stück bestanden hatten und in der Mitte voneinander getrennt waren. Sunna brach wie vernichtet zusammen und stieß Walid zurück, als dieser liebkosend ihr nahte.

Während er wie versteinert dasaß, erzählte Sunna also: Ihre alte Wärterin habe kurz vor dem Tode berichtet, wie sie beim Brande des elterlichen Schlosses, noch nicht ein Jahr alt, mit ihrem Zwillingsbruder zu nächtlicher Zeit gerettet worden sei. Wohin dieser gekommen, wisse sie nicht, aber sie beide seien in der Eile und nur notdürftig bekleidet, in einen Schleier eingewickelt fortgetragen, der mitten durchgeschnitten worden sei.

Nun erblaßte auch Walid, denn auch ihm war bekannt, daß er in der Nacht, da seine Eltern ermordet wurden und das Schloß niederbrannte, von einer Sklavin in einen Schleier eingewickelt, gerettet worden war. Den Namen der Eltern hatten sie, die sich nun als Geschwister erkannten, niemals erfahren. Da fielen sie sich weinend in die Arme, und lange noch saßen sie stumm in der Umarmung da. Dann aber erhoben sie sich, und Arm in Arm stiegen sie vom Hügel hinab zum Tal und zum Gestade des Flusses.

Die Nacht brach an, ganz still wurde es, kein Blatt rührte sich, nur leise murmelten die Wellen des Flusses.

Bei Anbruch des Tages, als die ersten Sonnenstrahlen das Ufer am Flusse beleuchteten, erhoben sich dort schreiend zwei Schleiereulen mit grauem und rotgelbem, weichem Gefieder, mit dunkleren und helleren Binden und Flecken, und flogen zu dem hohen Turme, der sich über den Trümmern des Schlosses der Omaijahden erhob. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich in der Frühe die Augen öffnete, sah ich, daß das Licht herabgebrannt und meine Lektüre, Ovids Metamorphosen, meiner Hand entfallen war und auf dem Fußboden vor dem Bette lag. Wohltuend empfand ich nach der Schwüle des vergangenen Tages und der ihm folgenden Nacht die köstliche Morgenfrische. Ich atmete tief auf, und nachdem ich mich angekleidet, öffnete ich das Fenster und stieß den Laden zurück.

Aber was mußte ich sehen? Ein entsetzliches Wetter hatte über Nacht gehaust, den unter dem Fenster stehenden Apfelbaum umgerissen und durch Hagelschlag fast alles im Garten zerstört. Ich aber hatte, von tiefem Schlaf umfangen, von alledem nichts gemerkt.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Die letzte in diesem Winterhalbjahr abgehaltene öffentliche Monatssitzung des Geschichtsvereins zu Kassel am 26. März eröffnete der Vorsitzende, General Eisentraut, mit einigen geschäftlichen Mitteilungen und nahm dann selbst das Wort zu seinem angekündigten Vortrag über „Briefe und Berichte hessischer Generale an den Landgrafen Wilhelm VIII. aus dem Anfange des siebenjährigen Krieges." Einleitend hob er hervor, daß sich unter den zahlreichen Jubiläen, die das Jahr 1906 bringe, auch ein solches befinde, an dem ein hessischer Geschichtsverein nicht vorübergehen dürfe; mit dem Jahre 1756 — vor 150 Jahren — stand man an der Schwelle des siebenjährigen Krieges, an dem auch Hessen in hervorragender Weise Anteil genommen habe; fünf Jahre lang sind seine Fluren zerstampft, seine Ortschaften verwüstet, seine Be-

wohner an den Rand des Elendes gebracht worden, aber mit Ehren ist Hessen durch diese schwere Zeit hindurchgegangen, und seine Regimenter haben den alten Ruhmesblättern neue hinzugefügt. Während dieser Krieg für Preußen und seine Gegner schon im August 1756 ausbrach, begann für Hessen das kriegerische Drama erst ein Jahr später. Aber das Jahr 1756 brachte für das Land ein Vorspiel, das innig mit dem Krieg zusammenhängt, nämlich die von einem großen Teil der hessischen Truppen unternommene Heeresfahrt nach England. Neben dem siebenjährigen Krieg lief noch ein Krieg zwischen Frankreich und England her, der sich auch in Hessen, Waldeck, Westfalen, Hannover und Braunschweig abspielte. Die Endergebnisse der Politik beider Großmächte traten in verschiedenen Bündnissen zutage, an denen sich fast alle Staaten Europas beteiligten, und England-Hannover schloß unter anderem auch Subsidienverträge mit Hessen-Kassel ab. In Hessen regierte damals Wilhelm VIII., und die Vermählung des Erbprinzen Friedrich mit einer Tochter des Königs Georg II. von England erleichterte den Abschluß eines solchen Subsidienvertrages in hohem Maße. Gegen eine jährliche Auszahlung von 150000 Talern sollte ein Korps von 8000 Mann gestellt werden. Als nun Frankreich Miene machte, in England Truppen zu landen, wurden sofort 8 hessische Regimenter — etwa 6500 Mann — mobil gemacht, mit neuer Munition und Ausrüstung versehen und unter Führung des Generalleutnants Grafen Christian Ludwig von Isenburg nach England eingeschifft. Es war in Hessen Vorschrift, daß die höheren Führer Berichte über die Vorgänge beim Heer an den Landgrafen einschickten. Diese Berichte und ihre Beilagen sowie die Antworten des Landesfürsten sind sorgfältig aufbewahrt; so auch die Berichte Isenburgs und der ihm unterstellten Generale aus den Jahren 1756 und 1757. Sämtliche Berichte aus dem siebenjährigen Kriege sind in 25 große Bände gebunden, die sich früher in der Wilhelmshöher Schloßbibliothek, jetzt im Königlichen Staatsarchiv zu Marburg befinden. Die drei ersten Bände behandeln die Heeresfahrt der Hessen nach England. An der Hand dieser wertvollen Aufzeichnungen gab nun der Vortragende eine anschauliche Schilderung der Ereignisse von 1756/57. Die Heeresfahrt selbst verlief übrigens unblutig, da die Franzosen nicht daran dachten, eine Landung in England zu wagen. Am 1. April 1756 wurde die nördliche Grenze Hessens überschritten und der Marsch nach der Wesermündung angetreten, der aber bald ein anderes Ziel, nämlich die Elbmündung bei Stade, erhielt. Wie üblich, durften die Soldaten ihre Frauen und Kinder mit ins Feld nehmen. Am 21. April trafen die ersten Hessen unter dem Grafen Isenburg in Stade ein. Die Einschiffung nahm ganze neun Tage in Anspruch. Am 15. Mai fand zu Southampton an der englischen Küste unter großen Schwierigkeiten, aber ohne größere Unfälle, die Ausschiffung statt. Die Ein- und Ausschiffung und die Überfahrt hatten 33 Tage in Anspruch genommen. Die Regimenter traten sofort den Marsch in die ihnen überwiesenen, meist in größeren Städten gelegenen Quartiere an. Mehrere Tage danach wurde die Kriegserklärung Englands an Frankreich bekannt gemacht. Nach den in England herrschenden Gesetzen durften die Soldaten nur in Schenkwirtschaften und Gasthäusern einquartiert werden, zur Zeit der Jahrmärkte und Rennen suchten aber die Gastwirte ihre Einquartierung los zu werden. Auch sonst war die anfängliche Stimmung den Truppen gegenüber keine günstige; in den Zeitungen bezichtigte man sogar fälschlich die hessischen Offiziere aller möglichen Schandtaten, die eher als die aufklärenden Berichte Isenburgs zur Kenntnis des Landgrafen kamen, der darüber sehr ungehalten war. Die Leute lagen sehr eng in den Quartieren, und die Offiziere hatten unter den hohen Preisen sehr zu leiden, so daß sie mit ihrem Sold nicht auskommen konnten. Isenburg begab sich nach London an den Hof, wo er auch seine Klagen über die mangelhaften Quartiere anbrachte. Über seine Reise in die Quartiere der Truppen und nach London hat er eine aufschlußreiche Kostenrechnung eingereicht. Mit der Zeit entwickelte sich ein angenehmer Verkehr der Offiziere mit den umwohnenden Lords, was den Landgrafen recht angenehm berührte. Am 9. Juli befahl der Herzog von Cumberland, daß die Truppen in unmittelbarer Nähe der Stadt Winchester ein Lager beziehen sollten, und hier begann nun ein fleißiges Exerzieren. Graf Isenburg sah streng auf Ordnung und Reinlichkeit. Viele Fremde, darunter hochgestellte Personen, besichtigten das Lager. Isenburg veranstaltete wöchentlich im Lager ein Konzert mit folgendem Ball, bei dem die zwanzig besten Hoboisten der Regimenter spielen mußten. Nach einiger Zeit kam unter den Soldaten ein lästiger Hautausschlag, die Krätze, auf, gegen die anfänglich kein Mittel helfen wollte. Die mitgebrachten Zelte hielten der Witterung nicht stand, und auch die Anzüge fingen an zu zerreißen. Aber Landgraf Wilhelm ließ sich so ohne weiteres von der Notwendigkeit einer Neubeschaffung nicht überzeugen; deshalb vereinigten sich sämtliche Kommandeure zu einem Promemoria, das von Isenburg befürwortet wurde. Doch erst nach mehrfachem Weigern verfügte der Landgraf die Bewilligung sämtlicher Forderungen. Isenburg bewilligte den Offizieren nicht nur Urlaub zum Besuche der Hauptstadt

London, sondern gab einigen Stabsoffizieren sogar aus Familienrücksichten Urlaub nach der hessischen Heimat. Während des Lagerlebens kamen unter anderem drei Fälle von Desertion vor; Spießrutenlaufen und schimpfliche Ausstoßung aus dem Heer war das Los des Pflichtvergessenen. Im Oktober schien die englische Regierung Anstalten treffen zu wollen, die hessischen Regimenter in die Winterquartiere zu legen, aber das war nicht ernst gemeint; nach dem alten englischen Gesetz durfte dem Lande die Einquartierung nichtenglischer Truppen nicht zugemutet werden. Unter der Unentschlossenheit des Ministeriums waren Oktober und November herangekommen, als das neue unter dem älteren Pitt an seine Stelle trat. Der Herzog von Cumberland hatte angeordnet, es sollte durch Errichtung von Hütten, Strohdächern u. dgl. der Kälte vorgebeugt werden, aber es dauerte lange, ehe diesem Befehl Folge geleistet wurde. Der Landgraf hatte vom König gefordert, entweder die Truppen sofort zurückzuschicken oder sie in geeignete Winterquartiere zu legen. Auf Befehl des Landgrafen reisten die Generale v. Diede und v. Fürstenberg nach London, um diese Forderung durchzusetzen. Aber dem König waren durch den Widerstand des Volkes die Hände gebunden. Unter dieser Unentschlossenheit hatten die Regimenter sehr zu leiden, sie mußten bis wenige Tage vor Ende des Jahres in ihrem Lager verbleiben. Besonders übel waren die jüngeren Offiziere daran; die Leutnants hielten sich in den für die Mannschaften erbauten Feuerlöchern auf, um sich zu wärmen. Alle wünschten sobald als möglich nach der Heimat zurückzukommen, und nur der in der Truppe herrschende gute Geist hielt die Ordnung aufrecht. Am Geburtstag des Königs fand im Lager eine besondere Feier statt, die wieder viel besucht wurde. Schließlich rügte selbst die Presse die Undankbarkeit Englands diesen tüchtigen Truppen gegenüber. Es kam soweit, daß einzelne Soldatenfrauen sich vom Lager nach dem nahen Winchester begaben, um dort zu betteln. Isenburg lehnte aber die von der Bevölkerung dargebotenen Liebesgaben ab. Endlich kam der Befehl, die Winterquartiere zu beziehen, und am 29. Dezember waren alle Truppen in den weitläufigen Quartieren, wo besser als früher für sie gesorgt war. Am 30. Januar reichte Isenburg sein Abschiedsgesuch ein, mußte aber die Führung behalten, bis der Landgraf einen Ersatz gefunden hatte. Die Wartezeit bis zum verzögerten Abzug der Truppen nach Deutschland benutzte er, um sich in London von den Majestäten und dem Herzog von Cumberland zu verabschieden. Von allen Seiten wurde ihm wegen des vorzüglichen Verhaltens der hessischen Truppen in England Anerkennung gespendet. Vor dem Abzug wurde übrigens, um keine üble Nachrede zu hinterlassen, genau festgestellt, ob und welche Offiziere in England Schulden gemacht hatten. Das hessische Kriegskommissariat streckte einstweilen das Geld vor, und die verschuldeten Offiziere erhielten Arrest, bis von ihrem Sold die Schuld bezahlt war. Trotz besonderen Douceurs, die erteilt waren, waren aber im Mai noch sieben Offiziere in Schuldarrest. Am 21. April waren die für die hessischen Truppen bestimmten Schiffe eingetroffen und am folgenden Tag begann die Einschiffung bei Chatam, die nach sechs Tagen beendet war. Am 1. Mai war die Flotte bei Harwich angekommen, am andern Morgen aber lag so dicker Nebel auf der Nordsee, daß die Flotte vollständig getrennt wurde, und es dauerte acht Tage, bis nach Ankunft der ersten Hälfte die andere in der Elbe bei Stade eintraf. Nach der Ausschiffung sollten die Truppen nach Verden an der Aller marschieren, um diesen wichtigen Punkt zu besetzen. Der Abmarsch fand am 17. Mai statt.

Die Berichte Isenburgs füllen die ersten beiden Bände des Kriegsjournals. Isenburgs Briefe brauchten, um von Winchester nach Kassel zu gelangen, durchschnittlich zehn Tage, die Antworten des Landgrafen von Kassel oder Wilhelmstal aus liefen 15, oft sogar 28 Tage. In Band III des Journals befinden sich zahlreiche Briefe und Berichte des Generalleutnant v. Diede. Auch er bat, und zwar aus Gesundheitsrücksichten, von England aus um seinen Abschied und ist ein Jahr später in Kassel gestorben. Neben seinen Berichten enthält Band III eine große Zahl von Briefen des Generals von Fürstenberg, der als Generaladjutant des Landgrafen sich erlauben durfte, Berichte über Angelegenheiten zu erstatten, die außerhalb des Dienstes lagen. Bei seiner hohen Stellung kam er sehr bald mit den ersten Kreisen Englands in Berührung, und so schildert er vornehmlich das Leben und Treiben der höheren Stände, daneben aber auch alles, was er sonst Eigentümliches sah und erlebte. Da der Landgraf damals den Bau des Wilhelmstaler Schlosses beendet hatte, spielte Fürstenberg bei Erwähnung aller Neuerungen in Bezug auf Parkanlagen und Schloßeinrichtungen naturgemäß auf Schloß und Park zu Wilhelmstal an. Unter anderem übersandte er auch zwei in Blei gegossene und weißüberstrichene Statuen, und die große Zahl der noch im Keller des Wilhelmstaler Schlosses vorhandenen bleigegossenen Figuren ist wohl nach den von Fürstenberg in England angekauften Proben bestellt worden. Fürstenbergs Briefe sind in kulturhistorischer Beziehung sehr wertvoll; sie enthalten viel Persönliches über hohe englische Personen, so daß eine Veröffentlichung dieser Briefe auch für England von Inter-

esse wäre. — Die zurückgekehrten hessischen Truppen gingen dann der schweren Zeit eines langjährigen Krieges entgegen, dessen Ende ihr alter Landgraf nicht mehr erleben sollte, und kaum acht Wochen nach der Rückkehr hatte schon mancher brave Hesse bei Hastenbeck den Schwur der Treue mit seinem Herzblut besiegelt. — Zum Schlusse seines fesselnden, überaus beifällig aufgenommenen Vortrages, der besonders auch ein lebhaftes Bild des Lagerlebens bot, gab der Vortragende noch eine reizvolle Probe der französisch geführten Korrespondenz zwischen Fürstenberg und dem Landgrafen. — Aus den geschäftlichen Mitteilungen wäre noch zu erwähnen, daß auch in diesem Sommer mehrere Ausflüge geplant sind, deren erster Dagobertshausen bei Malsfeld gilt, in dem sich eine hervorragend schöne alte Kirche befindet. —

In der letzten Sitzung des Geschichtsvereins zu Marburg am 10. März hielt Herr Dr. Christian Rauch einen Vortrag über Fritzlar und seine Kunstdenkmäler. Zunächst sprach er über die Inventarisation der Kunstdenkmäler im allgemeinen und betonte dabei, daß Kurhessen der erste deutsche Landesteil war, der ein solches Inventar sein eigen nennen durfte. Dieses ist von Wilhelm Lotz und H. von Dehn-Rotfelser herausgegeben, ein in seiner Art mustergiltiges Werk, auf dem alle späteren Inventare basieren. Eine Reihe dieser Inventare wurden vorgelegt und ihre Vorzüge und Mängel besprochen. Die Fortschritte aller dieser Inventare beruhen in erster Linie auf der Heranziehung der Illustration durch Photographie und Aufnahmezeichnungen, der Forderung durchgehend eigener Anschauung des Inventarisators, der Heranziehung von Archivalien und selbstverständlich dem Fortschritt der kunstwissenschaftlichen Erkenntnis. Das ganze heut vorliegende Material leidet durch den Mangel eines einheitlichen Arbeitsprinzipes und einer einheitlichen Terminologie stark an einer Buntscheckigkeit, die geradezu störend wirkt und die Durcharbeitung des ganzen Materials erschwert. Der Vortragende schlägt daher nicht mit Unrecht vor, daß in der Art der Monumenta Germaniae Historica, die ja auch auf schulgeschichtlichem Gebiete so vorbildlich gewirkt hat, die Veröffentlichung dieser Inventare vorgenommen werden sollte. Sicher wäre die Verwirklichung dieses Vorschlages wegen seiner mannigfachen Vorteile nur mit Freuden zu begrüßen. Wohl das hervorragendste Werk dieser den Fortschritten der Wissenschaft und Technik entsprechenden Inventare ist Ludwig Bickells den Kreis Gelnhausen behandelnde Inventar, das den ersten Band der Neuauflage des Hessen-Kasselschen Inventars bildet. An der Hand dieses Buches zeigte der Vortragende, welche außerordentlichen körperlichen Anstrengungen neben den geistigen an den Inventarisator gestellt werden und um wie höher Bickells Buch geschätzt werden muß, wenn man den körperlichen Zustand des schwerleidenden Verfassers bedenkt. Sodann ging der Redner zu dem eigentlichen Thema seines Vortrages über und schilderte auf Grund der bei seiner Tätigkeit für das Inventar der Kunstdenkmäler des Kreises Fritzlar angestellten Beobachtungen an der Hand sehr reichen Abbildungsmaterials die Kunstgeschichte Fritzlars von der romanischen bis auf die heutige Zeit.

Um das Jahr 732 errichtete Bonifatius (Wynfrith) in Fritzlar (Frideslar, d. i. eine Stätte, die durch ewigen Frieden geschützt war) ein Kloster und eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus, das allmählich zu hoher Blüte gedieh. Von den Gründungsbauten, die wohl in Holz aufgeführt waren, ist natürlich nichts mehr vorhanden. Der älteste erhaltene Rest auf dieser Stelle ist jedenfalls die der heutigen Hauptapsis anliegende kleinere Apsis, in welcher der Vortragende den Rest eines 1078 durch die heidnischen Sachsen zerstörten Baues sieht. Fritzlar war inzwischen ein politisch wichtiger Platz geworden. Aus dem Hessisch-Konradinischen Grafengeschlecht, dessen Sitz die Stadt geworden war, bestieg Konrad der Jüngere, Herzog von Franken, 911 den deutschen Königsthron. Nach seinem Tode wurde 918 der Sachsenherzog Heinrich in Fritzlar zum König ausgerufen; hier besaß Otto I. eine Königsvilla, und diese Stadt schließlich benutzte Heinrich IV. als Stützpunkt in den Sachsenkriegen, in welchen eben jene obenerwähnte Zerstörung der Kirche stattfand. Die Stiftskirche St. Petri ist das bedeutsamste Denkmal Fritzlars. Um 1100 muß die zerstörte Kirche wieder aufgebaut worden sein, denn 1118 erneuerte der päpstliche Legat Kuno, Bischof von Präneste, den Bann gegen Heinrich V. in der Fritzlarer Kirche. Von dem um 1100 entstandenen Bau einer größeren Basilika, deren Achse südlich neben die Reste des alten einschiffigen Kirchleins gelegt wurde, stammen die heutige Grundrißanlage, die Krypta ohne ihre Ostapsis, die schwachen Querschiffmauern ohne ihre Eckenverstärkungen und die Stockwerke der Türme mit der zwischen ihnen liegenden Turmhalle. Dieser Bau zeigt den Typus einer sächsischen Basilika mit hirsauischem, also schwäbischem Einschlag in den jüngeren westlichen Teilen. Nach 1171, wo die Kirche sich in sehr schlechtem Zustand befand, setzte eine neue Bautätigkeit ein und zwar durch Architekten und Bauleute der Wormser Hütte, deren Einfluß der Vortragende bis ins einzelne festgestellt hat und an Bildern darlegte. Die Hochschiffmauern wurden erneuert und das Langschiff eingewölbt, wozu die Querschiffmauern verstärkt wurden. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts

wird vom Kryptaboden die Chorapsis in wundervoller Quaderarbeit aufgeführt, wobei derselbe Künstler, der im Männerbau der Wormser Synagoge um 1210 die beiden Säulenkapitäle und das Portal dort meißelte, tätig war. 1232 wurde Fritzlar von Landgraf Konrad von Thüringen belagert und zerstört, wobei der Kirche arg mitgespielt worden ist. Hierfür mußte der gebannte Landgraf Bußgelder zahlen, aus denen die noch 1250 als capella Sanctae Elisabethae bezeichnete Westvorhalle erbaut worden ist, die deutliche Einflüsse mainzischer und wormser Herkunft aufweist. Sie gehört zu den interessantesten Denkmälern des sog. Übergangstiles in Deutschland. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts legte man zwecks Erweiterung der Kirche das südliche Seitenschiff nieder und ersetzte es durch zwei gotische helle Schiffe. Gotischer Raum- und Formensinn fand auch einen prägnanten Ausdruck in der zierlichen, um 1350 entstandenen Bonifatiuskapelle, die nördlich an die Stiftskirche angebaut wurde. Gotisch und ebenfalls um diese Zeit entstanden ist der wie vielerorts auch hier den Glanzpunkt der ganzen Anlage bildende Kreuzgang. Das 20. Jahrhundert soll nun eine große Restauration der Kirche bringen, bei der hoffentlich mit mehr Pietät das historisch Gewordene berücksichtigt wird, als das bei vielen Restaurationen des 19. Jahrhunderts geschehen ist, bei denen Barbaren oder Banausen ihre Hand im Spiel gehabt haben müssen, die das Wort „was grau von Alter, sei euch heilig“ nicht kennen müssen.

Reich und verschiedensten Alters ist die Ausstattung der Kirche, unter der ganz besonders zahlreich Barockaltäre sich finden. Diese sind so wundervolle Beispiele für die Virtuosität der Barockkünstler in der Bewegung der Linie und einem heiteren prächtigen Kolorismus, daß man es nicht verstehn kann, wie gewisse Kunsthistoriker des 19. Jahrhunderts in unsinnigem Haß und lächerlicher Einseitigkeit diesen lebenstrotzenden Stil des Barocks eine Verirrung nennen können. Diese Herren belegen allerdings schrullenhafterweise sämtliche Stile des 18. Jahrhunderts mit dem Namen „Zopf“, und das genügt wohl, um den Wert ihres Urteils zu schätzen. Reiches Material zum Studium der Plastik bieten neben den Altären auch die Grabsteine, deren Wert für die deutsche Bildhauerkunst ja erst kürzlich erkannt worden und deren Bearbeitung jetzt energisch in die Hand genommen worden ist. Eine besonders wichtige, scharf- und feinsinnige Abhandlung auf diesem Gebiete ist die mustergültige Arbeit des Archivars Dr. **Friedrich Küch** über die Landgrafendenkmäler in der Marburger Elisabethkirche. Derartige Grabsteine finden sich in Fritzlar zahlreich und zwar aus den verschiedensten Zeiten, so daß ihr Studium sehr dankenswert ist. Leider müssen wir uns aus Raummangel versagen, den instruktiven Auseinandersetzungen des Vortragenden im einzelnen zu folgen. Erwähnt sei nur das Kuriosum, daß 1774 ein übereifriger Restaurator diejenigen Grabsteine, mit denen der Fußboden der Kirche belegt war, um sie vor Abtretung zu schützen, mit der Oberseite nach unten hat legen lassen, so daß sie vorläufig der Forschung entzogen sind. Ganz hervorragend vertreten ist in dem Kirchenschatz der Stiftskirche die mittelalterliche Kleinkunst, das Kunstgewerbe. Um die Sammlung desselben haben sich neben dem früheren Dechanten **Kreßler** noch **Karl Schäfer** und **Ludwig Bickell** verdient gemacht. Jedenfalls stammt ein gut Teil dieses Schatzes von Goldschmieden Fritzlars, deren Existenz für fast 1½ Jahrhunderte urkundlich nachweisbar ist. Leider können wir wegen Raummangels nicht über Herkunft und Ausführung dieser Schatzstücke referieren. Mit der Mitteilung, daß sich nur ein Raum der Stiftskirche, das sog. Musikantenzimmer, unrestauriert in voller Frische im Glanze seiner spätgotischen Bemalung erhalten hat, schied der Redner von diesen Räumen und wandte sich zu den anderen Baulichkeiten der Stadt.

Da sind es zunächst die um die Kirche herumliegenden Kurien der Chorherren, die heute mehr oder weniger verbaut noch erhalten sind, und von denen die sogenannte Curia in der Fischgasse, die um 1400 entstanden sein mag, für die Geschichte des gotischen Profanbaues besonders lehrreich ist. Das Chorherrenstift lag in dauerndem Kampf mit der Stadt um seine Privilegien, der sie jedenfalls recht von der Seelsorge abhielt, so daß die Bürger sich freuten, als sich 1337 Franziskaner in Fritzlar niederließen. Auf und an der Stadtmauer errichteten diese ihre Kirche, die ein ganz ausgezeichnetes Beispiel für die Anlage einer solchen Predigtordenskirche ist. Trotz ihrer schlanken schönen Verhältnisse ist sie doch weiträumig, hell und hoch, auch enthält sie zahlreiche interessante plastische Denkmale. Tätig waren an diesem Bau jedenfalls dieselben Bauleute, welche die beiden oben erwähnten gotischen südlichen Seitenschiffe sowie den Kreuzgang der Stiftskirche errichtet haben, und wahrscheinlich haben dieselben die vor dem Tore gelegene malerische, von einem großen Baum beschattete Hospitalkapelle, die heute als städtischer Materialschuppen in äußerster Verwahrlosung sich befindet, gleichfalls erbaut. Im Innern dieses Kapellchens treten unter der Tünche nicht uninteressante Wandgemälde zum Vorschein, die dem Untergang geweiht sind, wenn nicht bald etwas für sie geschieht. Das Hospital, zu dem die Kapelle gehörte, ist 1308 von der Stadt gegründet worden, weil die bis dahin die Krankenpflege leiten-

den Augustinerinnen wohl ihrer Pflicht nicht mehr recht genügten. Von dem Augustinerinnenkloster ist nur noch die schmucklose Kirche, ein einschiffiger Bau des 14. Jahrhunderts, erhalten. An der Stelle dieses Klosters erstand im Anfang des 18. Jahrhunderts ein Ursulinerinnenkloster; es ist dies der Barockbau in der Neustadt. — Auch die bürgerliche Baukunst Fritzlars ist in bezeichnenden Beispielen erhalten. Zwar ist das Rathaus, das einst ein reizvolles Beispiel der vornehmsten Bauten deutscher Profanarchitektur bot, im 19. Jahrhundert zu einem nüchternen häßlichen Bau umgestaltet worden. Nur das Votivrelief des Stadtheiligen St. Martinus mit dem knieenden Stifter, einem Mitglied der alten Patrizierfamilie Katzmann, zeugt noch von der alten Herrlichkeit. Gut erhalten ist aber das Hochzeitshaus, ein mächtiger Fachwerkbau aus 1580/81. Er hat ein schönes Renaissanceportal und eine breite, um eine spiralige Spindel gewundene Wendeltreppe. Der Fachwerkbau, der leider bisher noch zu wenig studiert ist, hat in Fritzlar zahlreiche Zeugen von der zweiten Hälfte des 15. bis zum 18. Jahrhundert. Ein Prachtbau dieser Art ist das wohl um 1470 erbaute Kaufhaus am Markt. Befestigt war die ganze Stadt durch einen Mauerring mit Türmen, der noch bis heute in der Hauptsache gut erhalten ist. Die Brustwehr ist allerdings im siebenjährigen Kriege von den Franzosen herabgerissen worden und die Tore im 19. Jahrhundert verschwunden, aber doch genügt das Erhaltene noch, sich das Ganze vorzustellen. Besonders fest und trutzig wirkt der große, graue, ungefähr 35 m hohe Turm; auf andern Türmen sehen wir noch ältere Dächer in Kegelform und auch mit vier Ecken, wie wir sie von älteren Stadtbildern, z. B. den Merianschen, her kennen.

Mit dem Wunsche, daß der Vortrag angeregt haben möge, einmal die reichen Schätze deutscher Kunst in Fritzlar selber in Augenschein zu nehmen, schloß der Redner seinen reichen und mit warmer Begeisterung gehaltenen Vortrag, für den ihm alle diejenigen doppelt dankbar sein werden, die dem Wunsche des Vortragenden in den Maientagen nachkommen werden. F.

Geschichtsverein. Die Reihe der Geschichtsvereine im Großherzogtum Hessen ist durch einen zu Büdingen neu begründeten Verein vermehrt worden.

Hochschulnachrichten. Der pathologische Anatom Professor Dr. Aschoff zu Marburg nahm einen Ruf nach Freiburg i. Br. als Nachfolger Ernst Zieglers an. — Dem ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät zu Marburg und Direktor der Landesheilanstalt Dr. Tuczek wurde der Charakter als Geheimer Medizinalrat verliehen. — Professor Dr. de la Camp, Privatdozent für innere Medizin an der Berliner Universität, folgte einem Ruf als außerordentlicher Professor an der Universität Marburg an Stelle Professor Brauers. — Der Direktor des Pharmakologischen Instituts an der Universität Bern, Dr. med. et phil. Heffter, erhielt einen Ruf an die Universität Marburg als Nachfolger des Professors Dr. Straub.

Verein für hessische Volkskunde und Mundartenforschung. Zu Beginn der Märzsitzung des Vereins legte der Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Brunner einige dem Verein zugegangene Druckwerke, darunter einige volkskundliche Vorträge und Paul Heidelbachs Dialektskizzenband, „Was mäh so hin un widder bassierd äs“, vor und nahm dann das Wort zu seinem Vortrag über „die Flurnamen der Kasseler Gegend“. Er hob zunächst hervor, daß der Mißerfolg des vor Jahren vom hessischen Geschichtsverein unternommenen, von der Bevölkerung aber leider zu wenig unterstützten Versuches nicht davon abschrecken dürfe, die Erforschung der Flurnamen weiter zu betreiben, die sowohl für den Sprachforscher, wie für den Historiker ungemein wichtig sei. Allerdings sei diese Erforschung oft eine recht schwierige, da es vielfach unmöglich sei, aus der heutigen Form der Namen noch die frühere festzustellen. Redner, der sich seit Jahren bemühte, aus Urkunden und Akten die Flurnamen und Ortsbezeichnungen innerhalb Kassels zu sammeln und festzustellen, führte nun in anschaulicher Weise und zum Teil auf Grund ganz neuen Materials in Gestalt einer Wanderung durch die nördlichen Gefilde Kassels eine ganze Reihe von Flur- und Ortsnamen vor. Die früheren Bezeichnungen des Wesertores, des Franzgrabens, des Möncheberges, des Holländischen Tores, der Mombach, der Moritzstraße usw. wurden chronologisch festgelegt und dabei wiederholt dem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß die Neuzeit die alten, prägnanten Namen vielfach durch nichtssagende Straßenbezeichnungen ersetzt habe. Auch aus der näheren Umgegend im Norden der Stadt wurden eine ganze Anzahl von Flur- und Ortsbezeichnungen mitgeteilt, deren alte Namen das höchste Interesse boten. Hierauf faßte Bibliothekar Dr. Lange auf Grund der Literatur der letzten Jahre kurz die Hauptleitmotive zusammen, die für Forschungen auf diesem Gebiet in Betracht kommen. Neuerdings sehe man von dem Bestreben, diese Namen im einzelnen zu deuten, ab und gehe immer mehr dazu über, ganze Ortsnamengruppen (z. B. nach dem Gelände, Gewässer, nach Pflanzen, Menschen, Tieren) zum Gegenstand der Erörterung zu machen. Vor allem seien die Grundwörter festzustellen, immer aber müßten da-

bei die dialektischen Formen der einzelnen Namen im Auge behalten werden. Das in den Katasterkarten ruhende Material biete bei seinen zahlreichen, willkürlichen Abweichungen wenig Gewähr der Sicherheit. Die Ergebnisse auf dem Gebiet der Ortsforschung hätten auch auf die Namenforschung befruchtend eingewirkt. Gewinnbringende Forschungen auf dem Gebiet der slawischen Ortsnamen seien nur möglich bei vollständiger Kenntnis des Siedlungsgebietes und der slawischen Sprache. Bei der Volksetymologie, die in der Vergangenheit nicht abgeschlossen ist, bleibe noch zu untersuchen, ob die auch von dem Vorredner schon betonte oft humoristische Färbung schon in der Vergangenheit mitgewirkt habe. Durch die Erforschung der Ortsnamen überhaupt würde nicht nur eine Reihe von sprachlichen Tatsachen festgestellt, sondern auch Nachweise für die Besiedlungsgeschichte unseres Volkes gegeben und ebenso die Fixierung chronologischer Daten der Siedlungsgeschichte vermittelt. Schließlich habe auch die Völkerpsychologie Vorteil von der Ortsnamenforschung; in der Namengebung zeige sich die Eigenart des Volkscharakters, und da jede Völkerschaft anders geartet sei, als die andere, so seien auch die Antriebe zur Namengebung verschieden geartet, was z. B. bei den Wenden und Deutschen sehr ins Gewicht falle. Auch praktische Erfolge habe die Ortsnamenforschung bereits gezeitigt; so habe man sich in Elberfeld und Braunschweig entschlossen, die alten Straßennamen wieder einzuführen oder die Straßen wieder nach den alten Flurbezeichnungen zu benennen. Wieviel man in dieser Beziehung auch bei uns in Kassel schon gesündigt und unterlassen habe, sei bereits in dem Hauptvortrag des Abends hervorgehoben worden. — Zum Schluß boten Lehrer Kranz, Oberbibliothekar Dr. Brunner und Professor Theuerkauf mundartliche Vorträge.

Königliches Hoftheater in Kassel. Durch Allerhöchste Order vom 21. März d. J. ist Graf Wilhelm von Byland Baron zu Rheydt vom 1. April d. J. ab mit der Leitung der Königlichen Schauspiele zu Kassel betraut worden und zwar unter Stellung dieses Instituts unter die General-Intendantur der Königlichen Schauspiele zu Berlin. Der bisherige Hülfsarbeiter im Kultusministerium Max Balk ist zum Chef der Bureaus ernannt worden.

Hessisches Landesmuseum. Kommerzienrat Aschrott in Berlin stellte einen Beitrag von 200 000 Mark zur Erbauung eines hessischen Landesmuseums auf dem von der Stadt Kassel zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares gestifteten Grundstücke zur Verfügung.

Todesfälle. Am 16. März starb zu Jena, 72 Jahre alt, Prorektor a. D. Professor Leonhard Grebe, der dem Lehrerkollegium des Kasseler Realgymnasiums volle 28 Jahre, von Ostern 1869 bis Ostern 1897 angehörte. Sein Spezialgebiet waren Mathematik und Naturwissenschaft, namentlich aber verfügte er über ein außergewöhnliches Wissen auf dem Gebiete der Erdkunde. Grebe war geborener Marburger. Nach seiner Pensionierung lebte er bei seinem Sohn lange Zeit in Mailand und später in Jena, wo er auch verschied.

Am 18. März, seinem 63. Geburtstag, verschied im Landkrankenhaus der langjährige Opernregisseur des Kasseler Hoftheaters, Otto Ewald, der seit September 1871 an dieser Kunststätte als Sänger und Schauspieler, seit 1882 als Regisseur tätig gewesen war, bis ihn 1901 sein Augenleiden zwang, sich von der Bühne zu verabschieden. Eben dieses Leiden hatte Ewald, der 1843 in Hannover als Sohn eines Instrumentenmachers geboren war, auch schon veranlaßt, den schon früh ergriffenen Malerberuf wieder aufzugeben. Seine Glanzrollen bildeten die Tenorbuffopartien in den Lortzingschen und Mozartschen Opern. Ewald war auch schriftstellerisch tätig und verfaßte unter anderem das Textbuch zum „Mizekado“, zum „Gaunerkönig“ (mit Wilhelm Bennecke und Dr. Beier) und zum „Brautgang“; weiter veröffentlichte er zahlreiche Schilderungen der von ihm nach fast allen Seiten Europas unternommenen Reisen, deren Eindrücke er auch in formvollendeten Vorträgen der Öffentlichkeit vorführte. Seine irdische Hülle wurde im Krematorium zu Eisenach feuerbestattet.

Krönungslager bei Bergen. Bekanntlich stellte Landgraf Wilhelm IX. 1790, also ein Jahr nach dem Ausbruch der französischen Revolution, die Kaiserkrönung Leopolds II. zu Frankfurt a. M. unter den Schutz seiner Waffen, indem er auf der jetzt durch eine Denksäule geschmückten Berger Höhe vom 23. September bis 17. Oktober mit 8000 Mann ein Lager bezog, das sowohl von dem Kaiser als von zahlreichen anderen Fürstlichkeiten besucht wurde. Im Frankfurter Hippodrom fand kürzlich ein unter dem Protektorat des deutschen Kronprinzen stehendes großes Reiterfest zugunsten der Hinterbliebenen der in Südwest-Afrika Gefallenen statt, das unter anderen Spielen auch dieses Krönungslager mit all den Personen vorführte, die auf der vom Landgrafen zur Erinnerung an den Kaiserbesuch errichteten Berger Denksäule erwähnt sind.

Hessische Bücherschau.

Götz Krafft. Die Geschichte einer Jugend von **Edward Stilgebauer.** IV. (Schluß-) Band. **Des Lebens Krone.** 1.—35. Tausend. Berlin (Verlag von Rich. Bong). Preis 4 Mark.

Der vierte und letzte Band dieser Geschichte einer Jugend, von der bis jetzt 165 000 Exemplare abgesetzt sein sollen, führt uns nach Marburg, wo Götz Krafft promoviert, um sich dann an der Alma mater dieser lieblichen Hessenstadt als Privatdozent für deutsche Literaturgeschichte zu habilitieren. Da ihm die Mittel fehlen, um eine Professur zu ersitzen, wird er in Berlin dem Journalismus in die Arme getrieben. Kaum aber hat er es hier zu einem, auch klingenden Erfolg gebracht, folgt er, begleitet von der ihm inzwischen angetrauten Eva, einem verlockenden Ruf nach Lausanne.

Mancherlei Ausstellungen, die an den früheren Bänden zu machen waren, müssen auch hier wiederholt werden, in erster Linie bezüglich des Stiles, der sich nur selten zu edler Höhe erhebt. Auch hier wieder wird der Teig durch allerhand mehr oder weniger aktuelle Zutaten gewürzt, um ein schmackhaftes Gebäck zu erzielen. Die Frage der Vivisektion, der akademischen Freiheit, der Reichstagswahlpolitik und selbst der Päderastie wird in engerem oder loserem Zusammengang mit dem Gang der Handlung verflochten. Die bisher ziemlich aufdringlich hervorgetretene Begeisterung für den blonden Hünen erleidet hier eine empfindliche Abkühlung. Die Schilderung klinischer Vorgänge streift hart an die Grenze der Aesthetik. Aber wie in den vorausgehenden Bänden, so zeigt auch hier der Verfasser an einzelnen Stellen, daß er etwas kann; vorzüglich ist z. B. das Kapitel, in dem geschildert wird, wie Götz Krafft durch das Cliquenwesen im Universitätskörper aus seiner Karriere herausgedrängt wird. Überhaupt werden die mannigfachen Fäden, die hinter den Kulissen des akademischen Lehrkörpers gezogen werden, mit guter Satire aufgedeckt. Auch die Figur der Eva Frey zeigt endlich einmal Blut und Leben. Überblicken wir noch einmal im Ganzen diesen umfangreich angelegten Romanzyklus, so wäre der ideale Zug anzuerkennen, der durchweg zum Ausdruck kommt; sonst aber ist zu sagen, daß Edward Stilgebauer, der hier wiederholt sein Können gezeigt hat, uns weit mehr hätte bieten können, wenn er sich stilistisch eine größere Selbstzucht auferlegt und mehr auf das Hineinarbeiten rein äußerlicher, nur um der Sensation willen verwandter Momente verzichtet hätte. Und deshalb ist leider der Grund für den riesigen Absatz dieses Buches wohl schwerlich auf rein literarischem Gebiet zu suchen.

Heidelbach.

Personalien.

Verliehen: dem prakt. Arzt Dr. Lucanus in Hanau der Charakter als Sanitätsrat; dem Oberlehrer Professor Dr. Ulrici in Kassel beim Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Zeichenlehrer Müller in Kassel beim Übertritt in den Ruhestand, sowie dem Hegemeister Rasch zu Iba der Kgl. Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer Knauff zu Dittershausen der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern.

Ernannt: Landgerichtsrat Vial in Kassel zum Landgerichtsdirektor in Essen; die Landrichter Dr. Wege und Dr. Forstmann in Kassel zu Landgerichtsräten; Regierungsassessor v. Grunelius in Hersfeld zum Landrat des Kreises Hersfeld; Forstassessor Kayser zu Berlin zum Oberförster in Oberaula; Gerichtsassessor Alsberg in Kassel zum Amtsrichter in Recklinghausen; Pfarrer Volkenand in Schwabendorf vom 1. Mai ab zum Pfarrer in Besse; die Referendare Löhr und Paehler in Kassel zu Gerichtsassessoren; Referendar Born in Kassel zum Regierungsassessor; Postinspektor Frenzel zu Marburg zum Postdirektor unter gleichzeitiger Versetzung nach Eschweiler; Seminaroberlehrer Dr. Sieke in Frankenberg zum Leiter des Kgl. Lehrerseminars in Merseburg; Steuersekretär Castens in Kassel zum Hauptzollamtskontrolleur in Otloczyn bei Thorn.

Versetzt: Hauptsteueramtskontrolleur Seil in Marburg als Oberzollkontrolleur nach Halle a. S., an seine Stelle Steuerinspektor Jabusch in Halle a. S. nach Marburg; Landmesser Bruhns von Hünfeld nach Schmalkalden; Landmesser Knöchel von Hünfeld nach Kassel.

Entlassen: Regierungsrat von Bergen in Kassel auf Ansuchen aus dem Staatsdienste unter Verleihung des Roten Adlerordens 4. Kl.

Geboren: ein Sohn: Dr. med. Mühlhausen und Frau Hedwig, geb. Herbst (Braunschweig, 15. März); Kaufmann Adolf Lüning und Frau Else geb. Worch (Kassel, 23. März); prakt. Arzt Dr. med. Humpf und Frau Johanna, geb. Chartier (Kassel, 26. März); — eine Tochter: Architekt Karl Rieck und Frau Martha, geb. Brünn (Kassel, 21. März).

Gestorben: Prorektor a. D. Professor Leonhard Grebe, 71 Jahre alt (Jena, 16. März); Kgl. Opernregisseur a. D. Otto Ewald, 62 Jahre alt (Kassel, 16. März); Frau Magdalene Lauteman, geb. Knappe, Witwe des Justizamtmanns, 77 Jahre alt (Kassel, 19. März); Freifrau Helene von der Goltz, geb. Freiin von Troschke (Fülme bei Eisbergen, Westfalen, 19. März); Rentier Heinrich Meyer, 72 Jahre alt (Rinteln, 20. März); Frau Pauline Buderus von Carlshausen, geb. Gräfin von Normann-Ehrenfels (Stuttgart, 21. März); Referendar Heinrich Klappert aus Fulda (Falkenstein im Taunus); Fräulein Karoline Hageborn, 86 Jahre alt (Wahlershausen-Kassel, 21 März); Frau Sophie von Baumbach, geb. Fondy, Witwe des Oberstleutnants (Kassel, 23. März); Königl. Rentmeister a. D. Heinrich Dörffler, 73 Jahre alt (Hersfeld, 23. März); Stadtrat Karl Louis Motz, 65 Jahre alt (Kassel, 24. März); Kgl. Forstmeister Viktor Born (Glinke bei Bromberg, 24. März); Privatmann August Deichmann, 76 Jahre alt (Roppershain, 25. März); Garnisonverwaltungs-Oberinspektor a. D. Hilarius Gayda, 76 Jahre alt (Koblenz, 25. März); Mühlenbesitzer Justus Matthaei (Steinmühle, 26. März); Forstmeister a. D. Karl Ide, 68 Jahre alt (Kassel, 26. März); Lehrer a. D. Konrad Eckhard, 65 Jahre alt (Kassel, 28. März); Oberförster a. D. Werner Otto (Homberg, 29. März); Freifrau Friederike von und zu Gilsa, geb. Freiin von Wittgenstein, 88 Jahre alt (Kassel, 30. März).

Briefkasten.

K. A. in Manchester. Beschleunigung wäre sehr erwünscht. Gruß.

K. N. in Kassel. War bisher leider noch nicht möglich.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 8. XX. Jahrgang. Kassel, 17. April 1906.

Die Freude.

Die einen sagten mir: Die Freude sei
Ein lachend Weib aus dem bacchant'schen Chore
Des Weinbekränzten, die sich selbst vergißt
Und leichtbeschwingt hinfliegt als Terpsichore.

Und and're sprachen: Aus dem Meerschaum stieg
Sie jugendschön und frisch wie Aphrodite
Und schwingt sich jubelnd zu den Sternen auf
In einem schmelzend süßen Liebesliede.

Zu manchen kam sie hoch und ernst und hehr —
Als Charitas mit Kindern an den Brüsten —
Der stillen Milde und der Güte voll
Und fern der Welt unheiligen Gelüsten.

Mir könnt' sie kommen — nur durch dich allein —
So groß und tief, so überreich an Gnade,
Daß all' die Rosen, die noch Knospen sind,
Aufblühten jäh an meiner Wildnis Pfade.

Mir könnt' sie kommen, wenn du lächelnd sprächst:
Ich liebe dich, wie keine sonst auf Erden.
Und nur durch dich, durch dich nur ganz allein,
Kann ich verstanden sein und glücklich werden.

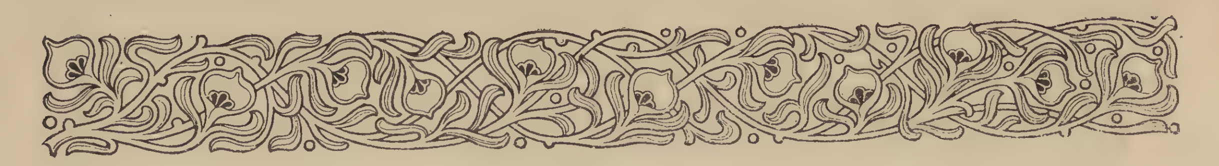
Regensburg. **M. Herbert (Therese Keiter).**

Der Gesang der Einsamkeit.

Immer höre ich das Schweigen sprechen,
Wenn mein Weg in Weiten sich verlor,
Hör' ein Raunen, ein unsagbar Säuseln,
Ein Geharfe rings in Kraut und Rohr,
Hör' die Quellen und die grünen Gründe
Heimlich klingen, höre, traumgefeit,
Eine überirdisch-holde Hymne:
Den Gesang der tiefen Einsamkeit.

Jene Bäume, jene keuschen Blumen,
Wissen nichts von Welt und Lug und List:
Immer fühl' ich meine Wanderschritte
Da gebannt, wo es am stillsten ist,
Raste horchend, lausche selbstvergessen,
Bis mein Sinn sich hoch und höher schwingt,
Lasse Wunder mir der Weisheit künden
In den Weiten, wo die Stille singt. —

Ravolzhausen. **Sascha Elfa (Helene Bechtel).**



Zeitgenössische hessische Schriftsteller.

Von Alexander Burger.

III.*)

Wilhelm Holzamer.

Die Rheinhessen und die Odenwälder sind ein anderer Menschenschlag als die Leute um den Vogelsberg herum. Der Oberhesse ist ruhig, fast patriarchalisch, am Alten hängend; der Rheinhesse beweglich, mit dem Neuen gehend — in seinen Adern fließt noch mehr wie ein Tropfen keltischen Blutes. Und dann — oder besser gesagt vorerst — ihre Heimat. Der Vogelsberg rauh, unwirtlich, nur dem bekannt und vertraut, der Sinn für die stille Größe und Majestät der Natur hat; die rheinischen Lande und der Odenwald bunt, abwechslungsreich, voll schöner Erinnerungen an längstvergangene Tage und umwebt von jenem geheimnisvollen Schauer, den das Gedenken an Siegfried und Hagen und an all' die Helden sonst auf uns herabrieseln läßt. — — —

Ist es ein Wunder, daß die zwei hessischen Dichter, die als Heimatkünstler für uns fast allein in Betracht kommen: der Oberhesse Alfred Bock und der Rheinhesse Wilhelm Holzamer, zwei so verschiedene Naturen sind? Ist es zu verwundern, daß Alfred Bock in dem Basaltboden seiner Heimat nichts von jenem funkelnden Gestein gefunden, das Holzamer überall auf seinem Wege findet? So ist Bock der kraftvoll zeichnende Realist geworden, der mit Liebe an seinem Bauernvolk hängt und sich in sein Leben und Trachten hineinversenkt. Und so ist Wilhelm Holzamer der Lyriker geworden, unter dessen Händen alles zu einem Gedicht wird — und alles zu Seele. Seine Helden alle haben vieles an sich, was sie hinausträgt über die Miseren des Lebens, was ihr Dasein verklärt mit jenem leuchtenden Schimmer, der hinauf „zum Licht" führt. Über ihnen allen schwebt die Weichheit und Zartheit der rheinischen Luft und auch jene niederdrückende, träumerisch machende Glut des Landes der Reben.

So ergänzen sich unsere beiden Dichter aufs beste und fordern geradezu den Vergleich, den ich schon in meinem Aufsatz über Alfred Bock angedeutet, heraus.

Wenige Jahre sind es erst her, da trat Wilhelm Holzamer zum erstenmal vor eine größere Öffentlichkeit. Wer kannte bisher in Hessen den Namen des jungen Heppenheimer Lehrers, der bereits eine Sammlung von Gedichten „Zum Licht" und eine Novellensammlung „Auf staubigen Straßen" veröffentlicht hatte? Erst damals oder kurz vorher wurde er durch die Rezitation seiner Gedichte in der „Freien literarisch-künstlerischen Gesellschaft" in Darmstadt einem größeren Publikum bekannt — ohne freilich durchzudringen. Dann kam das verunglückte Theaterunternehmen der Darmstädter Künstlerkolonie, an dessen Spitze Holzamer von dem Großherzog berufen wurde. Auch es vermochte nicht die Hessen für ihren Dichter zu interessieren — und so ist es weiter gegangen. Heute, wo Holzamer einen geachteten Namen in der deutschen Literatenwelt hat, kennt man ihn in seiner engeren Heimat kaum. Und wie Alfred Bocks Werke erst im hohen Norden unseres deutschen Vaterlandes eine nennenswerte Verbreitung gefunden, wird auch Holzamers Ruhm wachsend, je weiter man sich von den rot-weißen Grenzpfählen entfernt. Es ist beschämend — aber leider Tatsache.

Sonderbar ist es auch, daß, während der Romancier Holzamer überall auf die liebevollsten Kritiken seiner Werke, das sorgfältigste Eingehen in sein Wollen hoffen darf, der Lyriker Holzamer fast nur dann zur Geltung kommt, wenn es gilt, zusammenhängend sein ganzes Schaffen zu betrachten. Und doch ist, wie ich schon sagte, Holzamer vor allem Lyriker. Was er in seiner genannten Sammlung „Zum Licht"*) und vor allem in seinem herrlichen lyrischen Werke „Carnesie Colonna"**) gebracht, gehört mit zu dem Besten, was moderne Lyrik uns geschenkt. Denn vor allem — der Dichter hat uns wirklich etwas zu sagen. Es ist keine „Goldschnittlyrik", die die abgeblasenen Töne von Frühling und Nachtigall wieder mutig in die Welt hinausflötet — es steckt innerstes Erleben und Empfinden in den beiden Werken, eine Persönlichkeit, die sich nicht um Konvention und Überlieferung schert, sondern sich gibt, wie die Natur sie geschaffen. Und es ist ein freier Geist, der aus den Liedern uns entgegentritt, der die Fesseln, die die „Welt" um seine freie Seele gestreift, abgeworfen hat und nun, die Brust weitend in der ersehnten Freiheit,

*) Vgl. „Hessenland" 1902, Nr. 20—22: „Alfred Bock"; 1903, Nr. 18: „Carlot Gottfrid Reuling".

*) Berlin 1897, Verlag von Schuster & Löffler.
**) Leipzig 1902, Verlag von Hermann Seemann Nachf.

sein Lied erschallen läßt. Denn das ist der Grundakkord in den Büchern, daß es ein Leben im Lichte gibt; die freudige Zuversicht, daß über die Miseren des Lebens hinweg ein herrlicher Weg, nur von wenigen Auserwählten betreten, zu lichteren Höhen führt:

Ich folge dir, trotz all' der wehen Qualen,
Zum Licht mich sehnend jener stolzen Firne,
Und hebe hoffnungsstark die glühe Stirne,
Die wunde, mit den tiefen Leidensmalen — — —

Und noch ist es ein anderer Grundakkord, er tönt uns schon aus diesen Versen entgegen, der über die empirische Welt nicht hinauskommt — tiefe Verzweiflung, ein Schaudern vor den Leiden der Welt, — über allem aber doch wieder verklärend der freudige Zuruf „Zum Licht“. Und dieselben Gedanken auch in „Carnesie Colonna“. Nur daß der Dichter noch mehr „er selbst wird“, daß auch jene Abhängigkeit von großen Meistern (C. F. Meyer, Storm und vor allem Falke), die sich früher hie und da gezeigt, dem stolzen Selbstbewußtsein vom eigenen Können hat weichen müssen. So gibt sich Holzamer in diesem Buche, das uns an manchen Stellen wie das Andachtsbuch einer freien Seele anmutet, noch persönlicher. Nicht wie die junge hessische Dichterschule der Stefan George und Karl Wolfskehl sucht Holzamer seine Stärke im Stilisieren und Verschnörkeln der Gedanken, sein Dichten gibt sich einfach, schlicht aber kernig, und ich würde sagen echt deutsch, wenn nicht hie und da ein weichlicher Zug mir dieses Bild verdürbe. Kernig ist seine Poesie vor allem aber da, wo er sich bestrebt, an die einfache Form des Volksliedes anzuknüpfen, etwa in dem Lied „Das Grab“ und ähnlichen.

„Carnesie Colonna“ bildet eine zusammenhängende Reihe einzelner Gedichte. Es ist das große, ewige Lied einer Liebe, die zwei Herzen erfaßt, sie aber doch nicht zusammenführen kann. Und so beginnt es denn mit dem Abschied. Aber der war nur äußerlich, formell. In der Seele setzt sich das Bild der Geliebten fester und fester und bleibt als ein köstlicher „Besitz im Verlust“, ein Besitz, der gerade durch den Verlust zu um so wertvollerem Gute wird. „Ohne Trost“ rinnt das Leben weiter und weiter, bis der Dichter auch hier wieder einen „Letzten Trost“ findet im männlichen Sichfinden in den Verlust und in dem Gedanken, daß da sind

„Sternenwege, die nur wenigen sichtbar,
Ohne Irren überm Leben gehn.“

Auf dem Gebiet der Prosa hat Holzamer eine bemerkenswerte Wandlung durchgemacht. Sein erster Versuch, die Skizzensammlung „Auf staubigen Straßen“ *), steht noch ganz unter dem Banne eines wenn auch vertieften Naturalismus. Eine etwas voreilige Kritikerin hat aus diesem Bande die Vermutung ziehen zu dürfen geglaubt, daß uns in Holzamer so eine Art Odenwälder Gerhard Hauptmann erstehen könne. Die Reihe seiner Prosawerke führt dann in gerader Linie über die Novellensammlung „Im Dorf und Draußen“, die schon die eigentliche Seite des Holzamerschen Talentes, die lyrisch-träumerische, anschlägt, zu dem großen Bilde einer Frauenseele, zu „Inge“. Vergleicht man diesen letzten Roman, oder besser noch den prächtigen „Peter Nockler“, das Glanzstück der zweiten Reihe, mit dem genannten ersten Skizzenbuch, so wird der Aufschwung, den die Muse unseres Dichters in so kurzer Zeit — zwischen beiden Werken liegen nur vier Jahre — genommen, zur Evidenz klar. Das soll kein indirekt gegebenes, absprechendes Urteil über die Bilder von der staubigen Straße sein. Bewahre! Wer Holzamer kennt und ihn liebgewonnen hat, wird niemals auf diese schöne Sammlung verzichten wollen. Schon hier treten uns die Typen entgegen, die uns in sämtlichen Werken des Dichters immer und immer wieder begegnen. „Verlorene Leute“, wie Gorki sie genannt, die von der „Gesellschaft“ ausgestoßen sind und nie mehr den Weg zu ihr zurückfinden, Leute, von denen die schöne Strophe des Omar Chijam gilt:

„Um mein Sterben kümmert oder Sein
Sich die Welt genau soviel
Wie das Meer um einen Kieselstein,
Der in seine Wellen fiel.“

Ist nicht ein hoher Gipfel des Könnens erklommen, wenn der Dichter uns diese Leute, deren Leben so ganz entfernt von unserem „Kulturleben“ ist, menschlich so nahe bringt, daß wir sie begreifen und sie bemitleiden? Liegt nicht hierin der vielleicht höchste Grad der Charakterisierung? Aber auch jene Träumer sind schon hier im ersten Buche vertreten, die nachher im Peter Nockler und im Hans der „Inge“ ihre Meister gefunden. Leute, die, wie der „arme Lukas“ einmal sagt, vom Wege abgestrichen worden sind und nicht in die rechte Furche fielen. Reiner sind sie freilich in den neuen Novellen „Im Dorf und Draußen“.*) Auch hier steht Holzamer, wie in seinem erstgenannten Buche, dichterisch auf dem Boden seiner engeren Heimat. Doch wird er hier, in seiner zweiten Sammlung, inniger. Immer mehr tritt der lyrische Grundton hervor und verschmilzt mit den meisterhaft geschilderten Seelenkonflikten aus dem Leben der kleinen Leute und der Bauern, Seelenkonflikte, wie sie tiefer und gerade in ihrer Naivität abschreckender sich nicht auf dem Boden der Großstadt abspielen können. Meisterstücke wie die s. Zt. im „Hessenland“ ab-

*) Berlin und Leipzig 1898, Verlag von Schuster & Löffler.

*) Leipzig 1901, Verlag von Eugen Diederichs.

gedruckte Novelle „Pfarrers Käthchen" sind dessen Zeuge. Auf eine Erzählung möchte ich aber besonders hinweisen, sie heißt „Das Kind" und gehört mit zum Besten, was Holzamer je gelungen ist.

Hier an dieser Stelle, wo der Übergang von den Novellen zu den Romanen stattzufinden hat, möchte ich einige Worte über Holzamers Sprache verlieren. Der Dichter liebt kurze, abgebrochen scheinende Sätze. Sie ermöglichen ihm das wirksamere Malen eines Bildes, eines psychologischen Vorganges, der geradezu nur mit Schlagworten uns vorgeführt wird. Ist aber das, was für die Novelle passend und richtig erscheint, nicht eine Unmanier für den Roman? Ich möchte die Frage bejahen und zwar rein äußerlich, ohne mich auf tiefere sprachpsychologische Untersuchungen einzulassen. Ein Roman, der doch meist einen größeren Umfang hat, in solch kurzen Sätzen geschrieben, wirkt ermüdend. Was die kurze, straff zusammengezogene Handlung der Novelle straffer und wirksamer macht, wird beim Roman, für den diese Vorbedingungen nicht gegeben, monoton wirken. Nun versteht zwar Holzamer seine Art vortrefflich, sehr oft vermag aber auch seine Sprachgewandtheit uns über diese Einförmigkeit nicht hinwegzutäuschen. Ob der Dichter das selbst erkannt? In „Inge" hat er wenigstens eine Kleinigkeit von seiner Eigenart abgelassen.

Vor vier Jahren wollte ich einmal an Holzamer verzweiflen, das war damals, als sein Verleger Seemann fünf neue Werke seiner Muse auf einmal anzeigte, vier Romane*) und eine Gedichtsammlung. Mußte diese Überproduktion nicht unbedingt mit einem Nachlassen nach der Seite des Könnens hin bezahlt werden? Nun, die bald darauf erschienenen Werke haben die Befürchtungen zuschanden gemacht, nur eine Niete war darunter, „Die Sturmfrau". Was aber sonst herauskam, „Der arme Lukas", „Der heilige Sebastian", „Inge" und das schon erwähnte poetische Werk „Carnesie Colonna", schloß sich der Reihe, die der prächtige „Peter Nockler" beginnt, würdig an.

Die fünf Romane Holzamers, zu deren Besprechung wir uns nun zu wenden haben, lassen sich wieder in zwei Abteilungen teilen. Und wir wollen diese Gliederung — der Deutsche liebt ja das Katalogisieren — auch beibehalten. Sie ist formell rein äußerlicher Art, aber sie gibt auch einen Anhalt für die ästhetische Würdigung der Werke. Zur ersten Reihe gehören „Peter Nockler" (1902), „Der arme Lukas" und „Die Sturmfrau". „Der heilige Sebastian" und „Inge" gehören zur zweiten. Der Unterschied ist der, daß die Romane der ersten Reihe die Erzählungen eines Dritten wiedergeben — der Peter Nockler erzählt seine Lebensgeschichte, der arme Lukas auch, ebenso wie der Seemann in der „Sturmfrau". In den Romanen der zweiten Reihe spricht der Dichter und führt uns seine Gestalten wie auf dem Theater vor. Während aber die drei Werke der ersten Kategorie eine große Verwandtschaft unter sich zeigen, sind die zwei anderen grundverschieden von einander. „Peter Nockler" und „Der arme Lukas" zeigen uns fast dieselben Konflikte des Lebens, ja sie zeigen sie uns fast in derselben Sprache. Deshalb wirken beide Bücher auch so ähnlich, ja ich möchte sagen, so einförmig, daß man den Gedanken hegen mußte, hier lägen die Grenzen in Holzamers Können. Daß dem nicht so ist, hat ja seine spätere Produktion bewiesen — und doch scheint es mir richtig zu sein, wenn man in „Peter Nockler" und im „armen Lukas", den Romanen der „Ich-Form", den reinen Dichter Holzamer herauszufinden glaubt, wie er sich nachher etwa noch im ersten Teil der „Inge" offenbart. Beide zusammengenommen sind, wie gesagt, nicht gerade sehr abwechslungsreich. Aber jeder für sich ist ein Meisterstückchen echter deutscher Erzählungskunst.

(Schluß folgt.)

*) Sämtliche in Folgendem genannten Romane sind bei Hermann Seemann Nachf. in Leipzig erschienen, dann in den Verlag von Egon Fleischel & Co. in Berlin übergegangen.

Kloster Altenberg an der Lahn.

Im Jahrgange 1905 der „Zeitschrift für Bauwesen"[1]) veröffentliche Friedrich Ebel[2]) eine Baugeschichte des Klosters Altenberg bei Wetzlar. Kloster Altenberg ist für unser Kurhessen von besonderer Bedeutung, weil in ihm die Tochter der heiligen Elisabeth, die heilige Gertrudis, begraben liegt; ihr Grab war durch viele Jahrhunderte das Ziel frommer Wallfahrer vom Rheine und aus anderen Gegenden her. Konrad von Marburg, der Beichtvater der heiligen Elisabeth, hatte diese so für unser Kloster zu interessieren gewußt, daß sie das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, falls es ein Mädchen würde, dem Prämonstratenserinnen-Konvente zu-

[1]) S. 573—592.

[2]) Weiteren Kreisen bekannt geworden ist Ebel durch die Auffindung des sog. „Wetzlarer Skizzenbuches". Eine in diesem Buche befindliche Zeichnung eines Giebels des Otto-Heinrichsbaues legte bekanntlich Karl Schäfer seinem zweiten Rekonstruktionsentwurfe dieses Teiles des Heidelberger Schlosses zugrunde.

gelobte und es sodann auch schon im Alter von anderthalb Jahren nach Altenberg brachte. Andenken an die Besuche der heiligen Elisabeth wurden noch langehin im Kloster bewahrt.[3])

Ihren baulichen Ausdruck fanden diese Beziehungen Altenbergs zu Marburg in dem Bau der Klosterkirche durch Marburger Bauleute; die künstlerische Verwandtschaft mit der Marburger Elisabethkirche hat Ebel in seinem durch ausführliche architektonische Aufnahmen erhellten Aufsatze klar dargelegt; er gibt auch zum ersten Male[4]) eine genaue Darstellung der Klosterbaulichkeiten, die im 19. Jahrhundert erst, nach der Säkularisation im Jahre 1802, durch die Einrichtung zum Fürstlich Solmsischen Hofgut vollständig verbaut wurden. Das durch Jahrhunderte hindurch mit großer Liebe erhaltene[5]), sogar in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges bewahrte „Gertrudisrefektorium" wurde zu Stallungen eingerichtet, die Totenkapelle wurde zum Kelterhaus, die Kapitelstube 1843 Maleratelier; nur die Kirche blieb unberührt und wurde auch weiterhin sorgfältig gepflegt.

Zugrunde gelegt hat Ebel seinen baugeschichtlichen Untersuchungen außer anderen Quellen in erster Linie eine im Braunfelsischen Archiv befindliche Handschrift, die „Antiquitates monasterii Aldenbergensis", verfaßt von Petrus Diederich, der von 1643 bis 1654 Prior zu Altenberg war. Die mehr als 800 Seiten (20 : 31 Zentimeter) dieses Werkes enthalten neben zahlreichen für die Baugeschichte außerordentlich wertvollen Notizen auch eine gewaltige Fülle kulturhistorischen Materiales für ein noch lange nicht eingehend genug erforschtes Gebiet: das des mittelalterlichen Klosterlebens, im besonderen der Prämonstratenserinnen. Ebel hat sich der großen dankenswerten Mühe unterzogen, diese kulturhistorischen Notizen, die seine baugeschichtlichen Ausführungen schön ergänzen, indem sie von dem Leben berichten, das jene Mauern erfüllten, zu sammeln, zu gruppieren und durch Darstellung in geschickt angelegten Kapiteln auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Sein diesem Zwecke gewidmetes Büchlein[6]) entrollt eine Menge ungemein plastischer und farbig belebter Bilder aus dem Leben der Nonnen, von der Begründung des Klosters durch Katharina von Biel an, von der Zeit der heiligen Gertrudis bis auf die Zeit des großen Krieges. Von den Freuden und Schmerzen der Nonnen, ihren kirchlichen Übungen und ihren Vergnügungen, von ihrem Haus und Hof, von ihren Ämtern, ihren auswärtigen Beziehungen, ihrer Stellung zu Kaiser und Reich, von den Leiden des dreißigjährigen Krieges, von Tod und Begräbnis hören wir — und das alles vu à travers le tempérament des ehrnfesten Priors, der in schwerer Zeit seinem Kloster ein Retter ward, wie er selbst nicht ohne Wohlgefallen berichtet.

Dr. Christian Rauch.

[3]) Über diese Elisabeth-Reliquien vergleiche den bezüglichen Aufsatz C. M. von Drachs im Jahrgang 1906 des Kalenders „Hessen-Kunst".

[4]) Die Kirche haben schon Kugler (Kleine Schriften Bd. II, S. 179) und Lehfeldt (Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Koblenz) behandelt. Ihre Darstellung wird durch Ebels Abhandlung berichtigt und erweitert.

[5]) Ein frühes Beispiel der in unseren Tagen erst zur allgemeinen Geltung gekommenen Denkmalpflege.

[6]) Ebel, Das Prämonstratenserinnen-Kloster Altenberg an der Lahn. Kulturhistorische Skizzen nach der Handschrift des Petrus Diederich. Magdeburg (Baensch) 1905.

Der schlaue Henner.

(Kasseler Mundart.)

Der Henner war in de Fremde gegehn,
He wullde sich moh de Weld besehn;
Awer wie he nu weg war vun der Modder,
Do fiel emme glichch vum Brode de Bodder:
Es war emme in kinner Ecke recht,
Es schmekkede emme nit, he schlief au schlecht,
Un he dachde allewille immer noh Hus
Un kresch sich bale de Augen us,
Un 's wurre emme nu ganz deitlich klar,
Daß diß das verfluchte Heimweh war.
Un imme das nu ze verdriewen,
Dahd he jeden Dag noh Huse schriewen
Un klagde dodrinne un seifzde schwer,
Wie ekelig 's in der Fremmede wär'. —

Briefschriewen eß nu ne scheene Kunst,
Awer de Post, die schicket se nit umsunst;
Un de Modder, das war ne sparsame Frau,
Die rechende jeden Groschen genau,
Un do schrebb se moh ehrem Hennerchen hin,
He fillde doch nit so verduerisch sin
Un liewer en bischen weniger schriewen,
He dähde je doch ehre Hennerchen bliewen,
Un he fillde doch nurd emoh bedenken,
Wie väle he do der Post dähd schenken. —

Nu war awwer der Henner en schlaues Oos,
He besunn sich 'n bischen, dann sahde he blos:
„Recht hot se je, jo! awer Kobbsgemicke,
Das Schriewen, das eß je min einzigstes Glicke,
Un wann minne Modder das Geld schaniert,
Dann schriew' ich de Briefe jetzt — unfrankiert."

R. Tr.

Der Kasseler Weinberg.

Eine Plauderei über seinen früheren Zustand und seine Besiedelung von H. Reinhard Hochapfel.
(Geschrieben im Winter 1891/92.[1])

Mit Anmerkungen von Dr. Philipp Losch.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.
Da fand ich eine Stadt, und laut
Erschallt der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: Seit wann ist diese Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?
Sie schrien, und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort,
Und wird so gehen ewig fort.
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.

Chidher von Rückert.

Wenn man ein Stückchen Erde liebgewonnen, das auf unsere Kinderphantasie einen geheimnisvollen Zauber ausübte und in seiner abgelegenen Stille wißbegierig und ungestört durchforscht werden konnte, dann in späteren Jahren der Schauplatz unserer Leiden und Freuden war und das nun im Laufe der Jahre sich so sehr verändert, daß ein Fremder, der dieses Stückchen Erde vor 30 Jahren sah, es heute nicht wiedererkennen würde, so fragt man sich: „Wie mag dieses Stückchen Erde vor hundert und mehr Jahren ausgesehen haben, welche Menschen wohnten darauf, was trieben sie und welchen Anteil hatten sie an seiner Umgestaltung?" So ergeht es mir mit dem sogenannten Weinberg meiner Vaterstadt, dessen Veränderung ich seit 60 Jahren beobachtet habe und den ich seit 25 Jahren bewohne.

Wie sein alter Name besagt, gehört der Kasseler Weinberg zu den die alte Landgrafenstadt umgebenden Höhen, auf denen in früheren Jahrhunderten ein ziemlich ausgedehnter Weinbau betrieben wurde. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts, namentlich seit dem dreißigjährigen Kriege, waren diese Weinberge in Verfall geraten.

Wahrscheinlich war der Kalksteinhügel, der sich jetzt in den Grenzen zwischen Königstor und Philosophenweg, Friedrichstraße und Augustastraße am Westende der Oberneustadt erhebt, vor 200 Jahren oder noch früher in demselben Zustande, wie seine Fortsetzung nach Westen, zwischen Augustastraße und Wehlheiden. Noch vor wenigen Jahren war dies ein mit spärlichem Gras bewachsener Kalksteinhügel, eine dürftige Ziegenweide, wie ja früher im Munde des Kasseler Volkes die damals noch unbebaute Gegend der Friedrichstraße und Fünffensterstraße die „Ziegenplantage" hieß. Der offizielle, jetzt vergessene Name war „die Elyseischen Felder".

Wie alt die herrschaftliche Besitzung Sanssouci am Westende des Weinbergs ist, ist mir nicht bekannt. Jérôme Napoleon ließ auf derselben im Jahre 1812 das als Jagdschlößchen und Rendez-vous-Platz bestimmte, jetzt dem Kaufmann Wachs gehörige Haus bauen (Philosophenweg 26, jetzt 64). Über die Entstehung des neuen Weinbergs habe ich vor mehr als 20 Jahren einiges durch den damals 80jährigen, mir befreundeten Maler Krauskopf[2]) erfahren, welcher die Tatsachen von seinem, im Dienste des Landgrafen Friedrich II. stehenden Vater hatte; danach ist dieser katholisch gewordene Fürst (derselbe, den Schiller in seinem Fragment „Die Geisterseher" schildert) nach seinen Reisen, die er in Frankreich und Holland gemacht hatte, auf die Idee gekommen, im Westen der Stadt auf diesem Kalksteinhügel, oder vielmehr an dessen Südabhang, wieder einen Weinberg anzulegen. — Der hohe Herr wollte aus seiner, 1760 noch vielfach Ackerbau treibenden und im Komfort noch sehr zurückgebliebenen Residenz eine, auch auf Fremde einen sauber und behaglichen Eindruck machende Musterstadt machen und soll damit angefangen haben, eine Anzahl Schuhputzer auszustatten und in der Nähe des Schlosses aufzustellen, damit die Besucher des Schlosses dasselbe mit sauberem Schuhwerk betreten sollten. — Besonders soll dem Landgrafen auch mißfallen haben, daß seine Subaltern-Offiziere, wenn sie zum Hofball befohlen waren, sich bei schlechtem Wetter, um die Schuh zu schonen, von ihren Burschen „Huckepack" ins Schloß tragen und unter dem Tor absetzen ließen. —

Da nur sehr wenig Stadtwagen in der Residenz vorhanden waren, so habe der Landgraf die Herstellung einer Anzahl Sänften (Portechaisen) und die Benutzung derselben bei Hofbällen durch seine Offiziere befohlen. —

[1]) Die nachfolgende Plauderei stammt aus dem Nachlaß des am 7. Juni 1903 verstorbenen Malers Reinhard Hochapfel, der zu den ältesten Pionieren des Kasseler Weinbergs gehörte und seine Entwicklung mit aufmerksamen Auge verfolgt hat. Seit der Niederschrift des Aufsatzes sind nun schon über ein Dutzend Jahre vergangen, in deren Verlauf sich auf dem Weinberg, wie überhaupt in Kassel, sehr vieles geändert hat. Der aufmerksame Leser wird sich die nötigen Ergänzungen schon selbst machen, soweit dies nicht in den von dem Herausgeber hinzugefügten Anmerkungen zum Teil wenigstens geschehen ist.

[2]) Justus Krauskopf, geb. 21. Nov. 1787, gestorben 14. Nov. 1869 zu Kassel als geschickter und sehr geschätzter Zeichenlehrer. Er war ein Schüler des Pariser Malers David.

Diese Sänften standen unter Aufsicht der Polizei und wurden in meiner Jugend noch oft von alten, schwachen Leuten benutzt, und ich erinnere mich noch, daß meine Großmutter sich in ihren letzten Jahren in einer solchen nach dem Hause meiner Eltern hin- und zurücktragen ließ. — Zuletzt dienten die Sänften als Krankentransportmittel, und die letzten amtlich angestellten Träger Donset und Dubay waren auf der Polizei stationiert, wo auch die Sänften untergebracht waren und bestellt wurden.

Was nun die Berglehne betrifft, so wurde wirklich deren Umschaffung zu einem Weinberg etwa im Jahre 1765 in Angriff genommen[3]), es wurde Erde aufgetragen, Reben wurden aus Frankreich verschrieben, ein Weingärtner angestellt und für denselben ein Wohnhaus gebaut; dasselbe steht noch jetzt im Philosophenweg 16 und ist heute im Besitz des Herrn Aschrott. (Vor diesem Haus wurde bei dessen Erbauung auch ein Ziehbrunnen gegraben und über der Erde einige Meter hoch turmartig aufgemauert. Dieser Brunnen war früher in seiner einfachen Anlage mit Flaschenzug sehr malerisch und diente den angehenden Landschaftern der Kasseler Akademie oft zum Vorwurf, ist aber jetzt durch Vermauerung sehr verstümmelt und hat nichts Malerisches mehr an sich.)

Der südliche Abhang des Weinbergs wurde nun terrassiert, von der Frankfurter Landstraße an bis zur Gemarkung von Wehlheiden. Die Terrassen sind heute noch zu bemerken, besonders an der Ostseite, wo noch ein langes Stück der Terrassenmauer zu sehen ist.

Die angepflanzten Reben der ersten Anlage gediehen indessen nicht, der Wein, welcher aus den gezogenen Trauben gekeltert wurde, war nicht trinkbar und das ganze Unternehmen des Fürsten nicht rentabel. Auch der Versuch, die Trauben im Herbst in Kassel zu verkaufen, wozu einige Esel angeschafft waren, die mit Körben voll Trauben behangen durch die Stadt geführt wurden, schlug fehl; es waren wohl noch zu wenig Konsumenten vorhanden, die einen Hessen-Albus für das Pfund Trauben ausgeben konnten. —

Der Landgraf bereute die vergeblich aufgewandten Mittel und fragte seinen Minister von Waitz oder von Schlieffen: „Meint Er nicht auch, daß Wir gut tun würden, das Grundstück, das uns so viel gekostet hat, ohne einen Heller einzubringen, zu verkaufen?“ (Die Minister selbst wurden zu dieser Zeit von ihren Fürsten noch mit „Er“ angeredet.) Der Minister stimmte bei und der ganze Weinberg, d. h. nicht allein die Berglehne von der Frankfurter Landstraße bis nach Sanssouci, sondern auch die Ebene bis fast zur damals noch nicht vorhandenen Wilhelmshöher Allee, wurde von zwei bemittelten Käufern für zusammen 3000 Taler angekauft und zwar so, daß dem einen Käufer, einem Rat Wittich[4]) (Vater des nachherigen Stadtgerichtsrats Wittich) die Berglehne für 1400 Taler und die Fläche über derselben einem Herrn Berdelett (einem Vorfahren der Familie Grandidier[5]) für 1600 Taler verkauft wurde.

Die Käufer parzellierten alsbald ihre erworbenen Grundstücke und zwar auf der Ebene in rechteckige, an der Berglehne in rautenförmige Stücke von ziemlich beschränkter Größe, die Stücke an der Berglehne $^5/_{16}$ Acker groß. Es wurden Hecken gezogen und 4 Fuß breite Verbindungswege angelegt und in den ersten Jahren ein solches $^5/_{16}$ Acker großes Stück für den Jahreszins von 1 Taler vermietet und den Mietern überlassen, die Parzelle zu bepflanzen. — Manche der Mieter übernahmen mehrere solcher Stücke und schufen mit der Zeit hübsche Gärten aus denselben, daher die heutige Verschiedenheit der Größe und des Kulturzustandes der Grundstücke. Fast in allen derselben aber wurde vorherrschend die Ostheimer Kirsche angepflanzt, welche auch recht gut in dem Kalkboden gedieh, weshalb nach kurzer Zeit der Weinberg zur Zeit der Kirschblüte von der Frankfurter Landstraße aus einen herrlichen Anblick gewährt haben wird, wie er denselben auch noch vor 30 Jahren gewährte. (Soweit der Bericht des obenerwähnten Malers Krauskopf.[6])

[3]) Nach Graßmeders Chronik wurde mit den Erdarbeiten am Weinberg 1764 begonnen. Die Bepflanzung mit Weinreben erfolgte erst 1775.

[4]) Joh. Ad. Wittich war seit 1766 Sekretar, 1783 Rat bei der Kriegs- und Domänenkammer und starb 29. August 1800 zu Kassel im 62. Jahre. Seine Nachkommen waren noch um 1837 im Besitze des größten Teiles der Berglehne. Vgl. Lobe, Wanderungen durch Kassel, S. 155.

[5]) Vgl. dazu Anm. 6.

[6]) Dieser Bericht bedarf in einigen Punkten der Berichtigung. Wie Herr Senator Dr. O. Gerland, der gründlichste Kenner der Geschichte hugenottischer Familien in Hessen, uns gütigst mitteilt, kommt der Name Berdelett in dem Stammbaum der Grandidiers nicht vor. Der Grandidiersche Grundbesitz auf dem Weinberg stammt vielmehr aus dem Nachlaß der Familie Du Ry, die seit dem Jahre 1765 Grundstücke in der Nähe der damals noch existierenden Weinbergsschanze besaß. Hier ließ Karl Du Ry eine kreisrunde Vertiefung ringsum mit Rasenbänken umgeben anlegen, die in der Familie den wenig ästhetischen Namen „das Loch“ führte. An ihrer Stelle erbaute später Wöhler einen runden Gartenpavillon. Das durch weitere Erwerbungen 1775 vergrößerte Du Ry'sche Grundstück stieß an die Maulbeerplantage, die Landgraf Friedrich I. gleichzeitig mit den Weinpflanzungen in der Gegend der inzwischen geschleiften Weinbergsschanze anlegen ließ. (Über diese Maulbeerplantage, wie überhaupt über den Mißerfolg der vom Landgraf geplanten Seidenzucht und Weinpflanzungen vergleiche man Gerlands Mitteilungen im „Hessenland“ Jahrg. 7, S. 59.) Die Maulbeerplantage wurde später von der Rätin Wittich

Nach und nach stieg mit der Kultivierung der Grundstücke auch der Mietzins derselben [7]) und war in den vierziger Jahren bis auf 12 Taler gestiegen, ein Mietzins, welcher mit dem damaligen Grundwert gleichen Schritt hielt. — Der Vorbesitzer meines $^{5}/_{16}$ Acker großen Gartens hatte denselben im Jahre 1846 für 210 Taler angekauft. —

So war der Weinberg, trotz seiner schönen Lage, lange Jahre ein ungeschätzter Boden, auf welchem nur hölzerne Buden, als Gartenhäuschen, zerstreut lagen oder ein sehr bescheidenes Gartenhäuschen in Holzfachwerk sich zeigte. —

Sah man zu dieser Zeit von der Höhe des Weinbergs nach Süden, so hatte man am Fuß desselben den Philosophenweg vor sich, welcher damals noch seinem Namen entsprach, denn es war ein stiller, abgelegener Spaziergang, teilweise an dem damals noch reinlich nebenher fließenden, zu beiden Seiten mit Weiden bepflanzten Wässerchen, der Trußbach [8]) (jetzt kleine Fulda benannt), entlang führend, und es ist wohl sicher anzunehmen, daß auch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm denselben oft während ihres Aufenthaltes in Kassel in philosophischen Gesprächen gewandelt sind. Der jüngere Bruder der ebengenannten, Professor Maler Ludwig Grimm, mein verehrter Lehrer an der Akademie zu Kassel, hatte an der Weinbergslehne oberhalb des Philosophenwegs einen Garten, der noch jetzt im Besitz der Witwe Ludwig Grimms [9]) ist. —

An der Südseite des Wegs standen nur in der Nähe der Frankfurter Landstraße ein paar Bleicherhäuschen, an der Nordseite, in der Hälfte des Wegs, das schon erwähnte Weingärtnerhaus mit dem malerischen Brunnen und am westlichen Ende eine alte Schleifmühle mit erst vor einigen Jahren zugeworfenem Mühlenteich, der sein Wasser vom Habichtswald erhielt und dessen Gerinne eine oberschlächtige Mühle trieb.

Dicht an diesem Mühlenteich stand, vom Wege etwas erhöht, ein kleines Anwesen mit Stall und Heuboden, auf den Karten aus damaliger Zeit die H . . . . -Küche bezeichnet; dasselbe wurde von einem durch Spiel zurückgekommenen ehemaligen, durch seine Schönheit bekannten Offizier von Lahrbusch [10]) und dessen Familie bewohnt, der hier etwas Landwirtschaft und Fuhrwesen betrieb. Ich selber habe hier einmal die gnädige Frau in Hemdsärmeln ein Fuder Heu abladen und den Herrn selber oft in militärischer Haltung, mit einem alten Pelz bekleidet, den schnurrbärtigen Kopf unter einer Pelzmütze, die Peitsche in der Hand, neben seinem mit Habichtswalder Kohlen beladenen Wagen einherschreiten sehen, wenn er Kohlen zur Stadt fuhr, was seine Winterbeschäftigung war.

Auf dem ganzen Auefeld bis nach Schönfeld (das damals, als Sommersitz der Kurfürstin, „Augusten-Ruhe" genannt wurde) war kein Haus zu sehen, auch die Frankfurter Landstraße war sehr spärlich bebaut. — Außer dem Schaumburgschen Wirtschaftsgebäude, das aber damals viel niedriger und bescheidner war als heute (Nr. 1 der Frankfurter Landstraße) und dem schräg gegenüber liegenden Schumannschen, dann Höhmannschen Wirtshaus [11]) (jetzt Nr. 8) war nur noch das Haus des Kunstgärtners Gollenhofer [12]), eines Ungarn (jetzt Schmidt & Keerl) und einige weitere Gärtnerhäuschen (Siebrecht, Bastard und Bohl) zu sehen.

Die auf der Ostseite der Frankfurter Landstraße liegenden herrschaftlichen Gebäude: Domaine Meierei, Engraisserie (vom Kasseler Volke die Hühnerstopperei genannt) und das Heumagazin lagen von den Kastanienbäumen der Allee verdeckt.

Vom Frankfurter Tor bis hinter dem Hause Nr. 1 war eine Allee von italienischen Pappeln angepflanzt, welche erst nach der Besitzergreifung Hessens durch die Preußen niedergelegt wurde. —

Das westlich gelegene Dorf Wehlheiden lag damals noch in weiter Ferne von Kassel. — Des Abends war, da auch die Landstraße noch keine Beleuchtung hatte, alles bis auf einzelne Lichter in den wenigen Häusern dunkel; heute wähnt man auf eine erleuchtete Stadt mit unzähligen Lichtern herabzusehen. —

käuflich erworben, das Du Ry'sche Grundstück fiel nach dem Tode des letzten Du Ry (Jean Charles Etienne, † 16. Jan. 1811) an dessen beide Nichten Amalie, Gattin des Steuerrats Rothe, und Jeanette, Gattin des Hofrats Grandidier.

7) „Es ist schwer in Besitz eines solchen Gartens zu kommen, und die sich in demselben befinden, rufen mit dem Venusiner aus: Beati possidentes!" Lobe, Wanderungen (1837) S. 155.

8) Auch die Drusel oder Heimbach genannt.

9) Ludwig Grimm, geb. 1790, starb am 4. April 1863 zu Kassel. Seine Witwe Friederike, eine Tochter des Generalsuperintendenten Ernst, ist anfangs der neunziger Jahre gestorben.

10) George v. L. war früher Leutnant im Landdragonerkorps gewesen.

11) 1702 erbaut, ursprünglich im herrschaftlichen Besitz als Rentmeisterwohnung. Später als Schumannsche Wirtschaft beliebtes Tanzlokal der kurhessischen Soldaten. Wurde 1904 abgerissen, um die Einfahrt in den Philosophenweg zu verbessern.

12) Dieser Paul Gollenhofer, früher Kunstgärtner auf Wilhelmshöhe, hatte die ehemalige Graßmedersche Gärtnerei erheiratet und später einen vielbesuchten Kaffeegarten dort eingerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Die Konfirmation des Erbprinzen Wilhelm von Hessen, des späteren Kurfürsten Wilhelm II., zu Marburg am 2. Oktober 1791. (Aus dem Kirchenbuche der Marburger reformierten Gemeinde.) „Der zweite Oktober des Jahres 1791 war der für jeden treuen Hessen, besonders für alle Einwohner Marburgs und am allermeisten für alle Glieder unserer theuren Gemeinde äußerst merkwürdige, rührende und unvergeßliche Tag, an welchem die Confirmation unseres durchlauchtigen Erbprinzen und Ablegung des Glaubensbekenntnisses bei öffentlicher Versammlung erfolgt. Dieser geliebte Prinz befindet sich seit dem August 1789 in unserer Mitte in der Absicht, um sich durch die Lehrer unserer hohen Schule in den Wissenschaften bilden zu lassen, und hierbei wurde das wichtigste, der Unterricht in der Religion, nicht vergessen. Sogleich nach der Ankunft alhier geschahe auf höheren Befehl unserem würdigen Theologen, dem in catechetischen Kenntnissen ausnehmend erfahrenen Herrn Consistorialrath, Inspector und ersten Professor der Theologie Pfeifer der Auftrag, den Unterricht in dem Christenthum zu übernehmen. Und als dieser über zwei Jahre mit unermüdeter Treue und glücklichem Erfolg fortgesetzt war, der Erbprinz die nöthigen Kenntnisse erlangt und im verwichenen Julius das vierzehende Jahr vollendet hatten, so fanden es des regierenden Herren Landgrafen Hochfürstl. Durchlaucht für gut, die Handlung der Confirmation, jedoch auf ausdrücklichen Befehl auf die stets bei einer solchen feierlichen Handlung gewöhnliche Weise halten zu lassen. Freitags zuvor beglückten Höchstdieselben das ihnen stets so werthe Marburg mit ihrer persönlichen Gegenwart, um die Vatterfreude selbst einzuärndten. Den Sonnabend wurde in der landgräflichen Behausung eine vorläufige Prüfung des Morgens von 10 bis 11 Uhr von dem Herrn Consistorialrath in Gegenwart des Herrn Landgrafen vorgenommen. Zeugen davon waren außer dem Hofmeister des Prinzen, dem wegen seiner Treue in Führung des Erbprinzen und Rechtschaffenheit verehrungswürdigen Commandeur des Deutschen Ritterordens und Hauptmann in Hessischen Diensten von Dörnberg, sodann dem Hofcavalier und Herrn Legationsrath von Schenk, wie auch dem Informator Ungewitter, die beiden Adjutanten unseres Landesfürsten von Gilsa und von Heister, der Chef der hiesigen Regierung Herr Geheime Rath Gärtner, nebst den beiden reformierten Predigern der Stadtgemeinde Schlarbaum und Breitenstein. Die Prüfung geschahe zur volkommenen Zufriedenheit des durchlauchtigen Herren Vatters sowohl als aller Anwesenden und wurde mit heißen Seegenswünschen beschlossen.

Die Feier der Confirmationshandlung gieng den darauffolgenden Sonntag auf folgende Art für sich. Wie gewöhnlich nahm der Gottesdienst um neun Uhr seinen Anfang und wurden Serenissimus nebst dem Erbprinzen an der Thür der Kirche von dem ersten Prediger empfangen, um in den hierzu bequemen Stand neben dem Altar, welcher sonst für die Mitglieder des hiesigen Magistrats bestimmt ist, eingeführt zu werden. Hier nahmen dann der durchlauchtige Herr Vatter und Sohn nebst dem Herrn Hofmeister und Commandeur von Dörnberg in dem vorderen Stuhl ihren Sitz, und den hinteren besetzten die beiden Adjutanten mit dem Legationsrath von Schenk. Hierauf nahm der Gottesdienst seinen Anfang, wobei der Herr Consistorialrath auf ausdrücklichen Befehl die Predigt hielten, nach deren Endigung eine nochmalige öffentliche Prüfung in den Hauptwahrheiten des Christenthums, das Glaubensbekenntniß des Prinzen und dessen Einseegnung von gedachtem Herrn Consistorialrath erfolgte. Ihre Durchlaucht der Erbprinz bezeugten bei dieser Gelegenheit eine Freimüthigkeit und Rührung, verbunden mit ausgezeichneten Kenntnissen in den Wahrheiten der christlichen Religion, die nicht nur das Vatterherz des Herren Landgrafen, sondern auch ein jedes nur einigermaßen fühlbare Herz der zahlreichen Versammlung in ganz ausnehmende Bewegung setzte. Manche heiße Thräne floß hier, das Herz ergoß sich in Seegenswünschen und brünstigem Gebäth für diesen uns allen so theuren Prinzen.

Nach Vollendung dieser wichtigen Handlung wurde die Communion verrichtet, welche der Erbprinz und dero Hofmeister nebst einer großen Anzahl von Gemeindegliedern empfieng. Und so ward denn ein Tag beschlossen, dessen Andenken uns zu allen Zeiten theuer und wichtig sein wird, den Gottes höhere Gnadenhand mit vollem Seegen an der Seele unseres durchlauchtigen Erbprinzen krönen wolle.

J. C. Schlarbaum,

Ev. reformirter Prediger dieser Gemeinde."

C. K.

Aus Heimat und Fremde.

Die Hessen in Amerika. Das englische Kriegsministerium hat nunmehr unsere Anfrage wegen der Liste, die die im englisch-amerikanischen Kriege mitkämpfenden Hessen-Kasselschen Truppen aufzählt, in liebenswürdigster Weise beantwortet und uns eine vollständige Abschrift der Liste zugestellt, die wir aber wegen Raummangels erst in nächster Nummer bringen können. Sie enthält keine Namen der einzelnen Mitkämpfer, sondern nur die Namen der Regimenter, ihrer Chefs und Kommandeure, das Gründungsjahr der einzelnen Regimenter usw., ihre Stärke und ihren damaligen Standort. Immerhin dürfte hiermit zum ersten Mal eine lückenlose Aufzählung gegeben sein.

Universitätsnachrichten. Der Direktor der chirurgischen Universitäts-Poliklinik, Prof. Dr. Küttner, wurde zum ordentlichen Professor ernannt. — Der außerordentliche Professor der Philosophie an der Universität in Bonn, Dr. Ernst Kühnemann (früher in Marburg, zur Zeit an die Akademie in Posen beurlaubt), wurde im deutsch-amerikanischen Professorenaustausch an die Harward-Universität in Cambridge berufen.

Todesfälle. Am 2. April entschlief zu Dresden Major a. D. Kurt von der Malsburg auf Eichenberg, der seit Einführung der Kreisordnung dem Kreistage und dem Kreisausschuß des Landkreises Kassel angehört hatte und hier wie im Kommunallandtage und in der Landwirtschaftskammer zum Wohl seiner engeren Heimat verdienstvoll tätig gewesen ist. Er war 1836 geboren, machte den Feldzug 1866 mit und war einer der wenigen noch lebenden Offiziere des vormals Kurhess. 2. Husarenregiments, die am Gefecht bei Aschaffenburg teilnahmen. Nach dem Feldzug diente er in der preußischen Armee weiter, wo er bis zum Major aufrückte.

Am 6. April verschied zu Hanau der Oberlehrer und Professor an der dortigen städtischen Realschule Pfarrer Christian Israël. Am 29. Mai 1836 zu Oberhülsa geboren, war er Schüler des Kasseler Gymnasiums, studierte seit 1856 zu Marburg unter Vilmar, hielt sich nach vollendetem Studium einige Zeit in Rußland auf und wirkte seit dem Jahre 1865 als Lehrer in Hanau. Israël war auch schriftstellerisch und dichterisch tätig.

Erinnerung an den hochseligen Landgrafen Alexis von Hessen.

Die Ernte naht! — So sonnensatt die Luft!
Leis duftend wogten schwer die Ährenfelder,
Schon hier und da ertönt' der Sense Klang,
Ein herbstlich Ahnen rauschte durch die Wälder. —
Da trugst du um dein edles Dulderhaupt
So gottergeben schon die Dornenkrone.
Heiß ist der Kampf! — Doch bald der Abend naht,
Die Palme winkt — dem Sieger schon zum Lohne.

Und als im vollen Gang die Ernte war,
Da fuhrst du Abschied nehmend durch's Gelände
Zum letzten Mal! In Wiese, Feld und Wald
Hast du gedrückt noch viele rauhe Hände
Von all den Leuten, die in Lieb' dir dienten.
Ein wehes Klagen ging von Mund zu Munde,
Nicht nur der Herr, ein Vater warst du ihnen,
Ein treubesorgter bis zur letzten Stunde.

Und als der Erntekranz ward heimgetragen,
— Schon macht' der Wald zum Scheiden sich bereit,
Da gingst auch du zum ew'gen Himmelsfrieden.
Du warst so müde, — denn der Weg war weit,
Der lange Weg, den einsam du gewandert
Auf stolzer Höh' durch Freud und tiefe Qual. —
Nun ruh in Frieden! — Ewig währt die Liebe,
Die du gesät in Herzen ohne Zahl. —

Herleshausen.

Sophie Rebel von Türkheim.

Hessische Bücherschau.

Schoof, Wilhelm. Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. I. Die Verbalflexion der Schwälmer Mundart. 45 S. (Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 6. Jahrg. Heft 5. Heidelberg 1905.)

Die mannigfache Eigenart unserer „Schwälmer" hat zwar bereits eine reiche Literatur über das Volkstum dieses merkwürdigen Menschenschlages hervorgerufen, aber ihre Mundart, der wichtigste Spiegel ihres Wesens, hat bisher keinerlei wissenschaftliche Darstellung erfahren. Es ist daher, besonders auch im Interesse der hessischen Volkskunde, der ja in neuerer Zeit eine beachtenswerte Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, mit Freude zu begrüßen, daß dazu in der obengenannten fleißigen und lehrreichen Abhandlung ein vielversprechender Anfang gemacht worden ist. Der Verfasser hat in diesem ersten Abschnitte seiner umfassender geplanten Arbeit die Flexion des Verbums in der Schwälmer Mundart auf Grund eigener Beobachtung und Forschung erschöpfend dargestellt, indem er die mittelhochdeutsche Beugung zugrunde legte und die benachbarten Mundarten, soweit sie wissenschaftlich behandelt sind, zum Vergleiche heranzog, so das Oberhessische und das Hersfeldische (Differt. v. Salzmann). Besonders verdienstlich ist auch die strenge Ausscheidung der Halbmundart (z. B. S. 266) und die regelrecht durchgeführte phonetische Schreibung. Die Hauptergebnisse sind am Schlusse in einer Übersicht der starken und bemerkenswerten schwachen Verben zusammengefaßt. Hervorzuheben ist noch, daß auf sprachlichem Gebiete der

bekannte Gegensatz zwischen „engerer und weiterer Schwalm", insbesondere den „Heckenneſtern", sich nicht wesentlich auszuprägen scheint. A. Fuckel.

Lehrer Korn. Eine Mondbürgergeschichte von **Valentin Traudt.** W.-Jena (Thüringer Verlags-Anstalt). Preis M. 2,50.

Traudt ist den Lesern des „Hessenland" seit langem durch wertvolle poetische Beiträge bekannt. Vor zwei Jahren trat er zum erstenmal mit einem größeren Werke hervor („Leute vom Burgwald"), das von Kritik und Publikum günstig aufgenommen wurde. Er zeigte sich hier als warmherziger Poet und als vorzüglicher Kenner oberhessischen Volkstums. Auch seine oben angezeigte Mondbürgergeschichte versetzt uns — der Dialekt und verschiedene lokale Anklänge weisen uns diesen Weg — nach Oberhessen, wenn wir uns auch nicht verhehlen wollen, daß zu diesem Budstedt, dem „maulfrommen Nest" voller Kleinheit und Klatsch, manche Kleinstadt unseres Hessenlandes Modell gestanden haben könnte.

Auch in dieser Erzählung erfreuen wir uns an der unverfälschten Darstellung hessischen Volkstums und hessischer Landschaft. Wir schauen hinein in stille, waldumsäumte Täler, aus denen altersgraue Kirchtürme und rote Ziegeldächer herübergrüßen; unser Blick schweift über wogende Kornfelder und weite Heiden bis zum dunklen Walde, der das anheimelnde Bild stimmungsvoll umrahmt; und immer trifft unser Auge Konturen und Farben, vernimmt unser Ohr Töne, die uns seit frühester Jugend lieb und vertraut sind.

Versuchen wir mit wenigen Worten näher auf den Inhalt der Erzählung einzugehen. Lehrer Korn, ein lieber, guter, treuer Kerl, Idealist und Weltverbesserer, oft Phantast, sogar Querkopf, ist seit kurzem in Budstedt und möchte nicht nur die Kinder, sondern auch die Erwachsenen aus der Enge der Kleinstadt, aus dem Schlendrian und der Trägheit zu einer höheren Lebensauffassung führen. Nur wenige verstehen den sonderbaren Träumer, fast überall begegnet ihm Abweisung und Hohn. Er muß zugrunde gehn, weil er nicht paktieren kann und in die Interessensphäre derer hineingreift, die seine Ansichten und Bestrebungen als staatsgefährlich zu hintertreiben suchen. Eine gemeine Verdächtigung, die sich durch Kleinstadttratsch und Niedertracht seines skrupellosen Gegners, des Fabrikanten Körner, zu einer gerichtlichen Anklage auswächst, drückt ihn nieder. Krank vor Warten und Schweigen, verliert er allmählich den festgefügten Boden unter den Füßen, umsomehr, da ihn auch seine Frau, die ihn nie verstanden, mit ihrem Mißtrauen verfolgt. In krankhafter Überreizung stürzt er sich am Tage der Gerichtsverhandlung aus dem Fenster, und nun erst bekennt die Belastungszeugin, daß alles Lüge gewesen.

Wir sehen, eine ganz einfache, fast alltägliche Geschichte, die zudem gar nicht auf wohlfeile Spannung angelegt ist; nur ganz lose sind die Fäden der Handlung mit einander verknüpft. Selten ein straffes Anspannen, nur zum Schluß folgt in echt dramatischer Steigerung Schlag auf Schlag bis zum ergreifenden Ende. Der Anfang ist mehr in behaglicher Breite gehalten; einzelne Stimmungsbilder sind nur lose durch den Gang der Handlung verbunden, aber gerade in diesen Stimmungsbildern liegt der intime Reiz des Buches. Da zeigt sich der scharfe Beobachter, der warmherzige Mensch, der verstohlen lächelnde Humorist. Alle die Kapitel, die uns die ehrsamen Handwerksmeister bei ihrem allabendlichen „Korzen" im Hirschen zeigen, oder den Schreiner Bartmann bei der Arbeit, den Schneider mit seinen Schnapsbrüdern, den Klempner Just, alle die Wahlbesprechungen und Wahlversammlungen, die wundervolle Rasierszene, alle sind Kabinettstücke von Kleinmalerei. Diese Leutchen sind keine konstruierten Figuren, die sind gesehen und erlebt; ihnen hat der Dichter tief in die Seele geschaut, und manches treffende Wort, manchen barocken und doch passenden Vergleich von ihren Lippen gelesen. Die meisterhafte Handhabung des Dialekts trägt wesentlich zur Erhöhung des Genusses bei. Wie flüssig und glatt eilen Rede und Gegenrede dahin, dabei voller Pointen und Schwänke. Diese kleinen Leute mit ihren Sorgen und Vergnügungen, ihren Nöten und Liebhabereien sind Traudts eigentliche Domäne. Hier zeigt sich sein leiser und feiner Humor, der alles sieht und alles zu verstehen sucht, im besten Lichte; hier wird er zuweilen selbst zum Schalk, der „seine Leute" zur Austeilung von zeitgemäßen Nasenstübern auf den Leser losläßt. Da, wo er die kleinen Leute verläßt, wo er sich an den Stammtisch der Notablen setzt, wird die Hand unsicher, der Ausdruck gequält und gesucht. Dies tritt besonders im zweiten Kapitel hervor, das mir nicht in allen Teilen ein Genuß war.

Auch in der Gestaltung von Menschenschicksal hat Traudt einen bedeutenden Schritt vorwärts getan. Ich verwies schon auf die prachtvoll herausgearbeiteten Charakterköpfe der Budstedter Handwerksmeister; auch der brutale Gewaltmensch Körner, vor allem aber der aus Dummheit, Heuchelei, Geldgier und Servilismus zusammengesetzte Tartüffe-Kuttler, sind scharf umrissene und konsequent durchgeführte Persönlichkeiten. Eine äußerst sympathische Erscheinung, die allerdings weit über den Rahmen hinauswächst, den ihr der Verfasser im Anfang gegeben, ist Frau Bürgermeister Jagow, die einzige, die dem Schulkorn Verständnis und — Liebe entgegenbringt; auch dieser wächst allmählich in seine Position hinein; im Anfang konnte ich mich an der etwas schemenhaft gehaltenen Persönlichkeit nicht recht erfreuen, aber allmählich bekommt sie Fleisch und Blut. Korn zieht uns hinein in seinen Ideenkreis, wir begreifen sein Tasten und Suchen, können verstehen, warum er sich emporringen will aus der Dumpfheit und Enge, der Klatschsucht und dem Egoismus, aus der Misere der häuslichen Verhältnisse, hinauf zu den Bergen, zum Licht.

Ich habe das Buch mit tiefer Erregung gelesen; das beste, das es mir bot, kann ich hier nicht wiedergeben; den eigenartigen Zauber kann nur der empfinden, der sich in das Buch vertieft. Ltz.

Heye, Wilhelm. Kriegstagebuch des weiland Major und Bataillons-Kommandeurs im 2. Nassauischen Infanterie-Regiment Nr. 88 —. Hrsg. von seinem ältesten Sohne Alexander Heye, Major im Inf.-Rgt. v. Sparr (Nr. 16). 8°. XXXVI, 367 Seiten. Mit (Bild), 2 Karten und 5 Textskizzen. Oldenburg i. Gr. (Gerh. Stalling) 1905. Preis M. 7.50.

Immer mehr schmilzt die Zahl der aktiven Kriegsteilnehmer von 1870/71 zusammen und das Eiserne Kreuz tragen wohl unter aktiven Offizieren nur noch einige ältere Generale. Umsomehr freut man sich, daß aus dem Nachlaß der „zur großen Armee" Versammelten jetzt Kriegstagebücher an das Tageslicht treten, die uns recht eigentlich in das Milieu der Zeit vor nun 36 Jahren zurückversetzen, wie das vorliegende. Heye war seit 1867 im 88. Regiment zu Fulda, als Chef der 5. „Kompei", wie er sagt, nicht allzusehr beliebt, hat dann 1870/71 ganz ohne Wunden und Krankheit mitgemacht und wird dadurch ein wichtiger Beiträger zur hessischen Kriegsgeschichte, ebenso wie der

kriegsfreiwillige Unteroffizier Mühlhausen für das Regiment Nr. 83 (Hanau, im Selbstverlag, 1,50 M.). Wir kommen auf beide Neuerscheinungen noch eingehend zurück.

Bronnzell. Dr. philos. Fritz Seeling.

Genealogie des Gesamthauses Hohenzollern. Nach den Quellen bearbeitet und herausgegeben von Julius Großmann, Ernst Berner (†), Georg Schuster (und) Karl Theodor Zingeler. Gr. 4°. XXV, 590 S. Berlin S. 14 (W. Moeser) 1905. Preis in Leinen gebunden 36 Mark.

Langersehnt, weil die Forschungen des Grafen Rudolf Stillfried-Alcantara († 1882) längst als unwissenschaftlich erkannt waren, ebenso wie die Hypothesen von Ludwig Schmid († 1898) als zu kühn, liegt endlich seit Weihnachten v. Js. ein prächtig ausgestattetes Werk vor, das auch für Hessen von Bedeutung werden mußte, da ja die Genealogie unseres Fürstenhauses von Jakob Hofmeister (1861 und 1874) mindestens veraltet ist. Doch ist den Bearbeitern die fleißige Vorarbeit für eine hessische Familiengeschichte des Hauses Brabant von Dr. H. Diemar in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte N. F. Bd. 27 völlig entgangen, so daß vieles von da bereits von uns nun nachgetragen werden kann. Zu rühmen ist an dieser neuen großen Zollern-Genealogie vor allen Dingen, daß man vor 1061 jede Hypothese, auch die mit der Herkunft von den Burkardingern, fallen ließ und daß man die fränkische Linie endlich bestimmt für älter als die schwäbische erklärt. Hier ist nun nicht der Platz, über genealogisch-technische Fragen zu rechten, von denen eine m. M. nach geradezu vorbeugende Selbstanzeige von S(chuster) in der wissenschaftlichen Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung (Januar 1906) solche mit Recht befürchtet, eins aber muß an einem streng wissenschaftlichen Werke scharf getadelt werden, daß nämlich, während unter den laufenden Nummern 356 und 357 die morganatischen Ehen der Gräfin Hohenau (mit Prinz Albrecht [Vater], † 1872) und der Fürstin Liegnitz (mit König Friedrich Wilhelm III., † 1840) gezählt werden, zwischen Nr. 327 und 328 beide rite eingesegneten (Doppel- und Neben-) Ehen des Königs Friedrich Wilhelm II. mit der Gräfin Voß (von der die Grafen von Ingenheim abstammen) und mit der Gräfin Dönhoff (von der die Grafen von Brandenburg abstammen) einfach trotz ihrer Weltbekanntheit, als z. Zt. unbequem — oder aus mir unbekannten Gründen — unter den Tisch fallen gelassen werden. (Ich gebe zu, daß sowohl die legitimierten Kinder der späteren Gräfin Lichtenau [geb. Encke, verh. gewesenen Rietz] ebenso schwer anzubringen waren bei genanntem Könige unter Graf von der Mark, als bei Prinz Louis [Ferdinand, † 1806] die von ihm abstammenden Herren von Wildenbruch.) Da sind wir Hessen doch anders, wo es seit dem Druck des Briefwechsels des Landgrafen Philipp mit Bucer seit 1878 ff. niemandem mehr einfällt, dessen Doppelehe mit Margarete von der Sala, der Mutter der Grafen von Dietz, verschweigen oder gar in einem irgend ernsthaft wissenschaftlichen Geschichtswerke auslassen zu wollen.

Bronnzell bei Fulda, Mitte März 1906.

Dr. phil. F. Seeling.

Personalien.

Ernannt: Landgerichtsrat Weizsäcker in Marburg zum Kammergerichtsrat in Berlin; Gerichtsassessor Fuhrmann in Kassel zum Staatsanwalt in Dortmund; Gerichtsassessor von Appell zu Marburg zum Landrichter in Essen; Gerichtsassessor Gößmann in Langenselbold zum Amtsrichter in Duisburg; Forstassessor Strauß in Erfurt zum Oberförster in Wanfried; die Forstassessoren Meyer und Beltmann in Kassel zu Oberförstern; Referendar Holm in Hanau zum Gerichtsassessor; Bezirksrabbiner Dr. Doktor in Bruchsal zum Landrabbiner in Kassel; Oberlehrer Bobrik in Dortmund zum Stadtschulinspektor in Kassel; Oberlandmesser Deubel in Kassel zum Kgl. Vermessungsinspektor; Regierungssekretär Gerke in Kassel zum Landrentmeister und Rendanten der Regierungshauptkasse; Regierungsbauführer Stieglitz aus Marburg zum Regierungsbaumeister und der Eisenbahndirektion zu Kassel überwiesen.

Verliehen: dem Professor Georg Gerland zu Straßburg i. E. der Kronenorden 2. Kl.; dem Geh. Regierungsrat Rintelen in Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Landrat Graf zu Solms-Laubach beim Ausscheiden aus dem Staatsdienst der Rote Adlerorden 4. Kl.; den Professoren Bachmann, Beinhauer, Bockholt, Dr. Fennel, Meinhoff, Theisen und Zergiebel in Kassel, sowie dem Oberlehrer am Gymnasium zu Marburg Professor Ewoldt der Rang der Räte 4. Kl.; dem prakt. Arzt Dr. med. Juengling in Obernkirchen der Charakter als Sanitätsrat; dem Domänenpächter Oberamtmann Suntheim zu Ziehers bei Fulda der Charakter als Amtsrat; dem Oberbahnhofsvorsteher Meyer in Hanau bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat; dem Lehrer Beyer in Frankenberg sowie dem Kantor Stumpf in Treysa der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens der Hohenzollern mit der Zahl 50.

Versetzt: Staatsanwalt Mackelbey in Koblenz nach Naumburg a. S.; Landgerichtsrat Falckenhainer in Limburg nach Kassel; Gerichtsassessor v. Baumbach in Melsungen als Nachfolger des Amtsgerichtsrats Bücking, der nach Kassel geht, an das Amtsgericht in Lichtenau; Hilfsbibliothekar an der Marburger Universitätsbibliothek Dr. Fröhde an die Kaiser-Wilhelms-Bibliothek in Posen; wissenschaftlicher Hilfslehrer Fuchs in Marburg an das Gymnasium zu Wiesbaden; Postinspektor Lux von Hannover nach Marburg; Kreistierarzt Wittlinger von Habelschwerdt nach Hanau.

In den **Ruhestand** getreten: Geheimer Regierungsrat Rintelen in Kassel.

Vermählt: Privatdozent Heinrich Gerland und Fräulein Eva Schott zu Jena.

Gestorben: Stud. med. Hermann Heldmann (Hamburg, 1. April); Kaufmann Georg Rasner, 31 Jahre alt (Heidelbach bei Alsfeld, 2. April); Fabrikant Joseph Wahler (Fulda, 2. April); Major a. D. Kurt von der Malsburg, 70 Jahre alt (Dresden, 2. April); Frau Ida Günther, geb. Schütz, Witwe des Kgl. ersten Staatsanwalts, Geh. Justizrats, 84 Jahre alt (Darmstadt, 5. April); Professor und past. extr. Christian Israël, 70 Jahre alt (Hanau, 6. April); Frau Henriette Fehrenberg, geb. Luckhard (Kassel, 6. April); Frau Amtsrichter Nutzi Beckmann, geb. Mauritius (Koburg, 7. April); Privatmann August Rampf, 69 Jahre alt (Kassel, 7. April); Frau Mathilde Stern, geb. v. Ende, Witwe des Landesbaurats, 76 Jahre alt (Kassel, 7. April); verw. Frau Wilhelmine Rocholl, geb. Reinhold, 72 Jahre alt (Baake, 8. April); Major a. D. Friedrich Kleine, 74 Jahre alt (Kassel, 10. April); Rechtsanwalt Dr. Adolf Wedemeyer, 34 Jahre alt (Kassel, 11. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 9. XX. Jahrgang. Kassel, 2. Mai 1906.

Landgraf Ludwig, werd' hart!

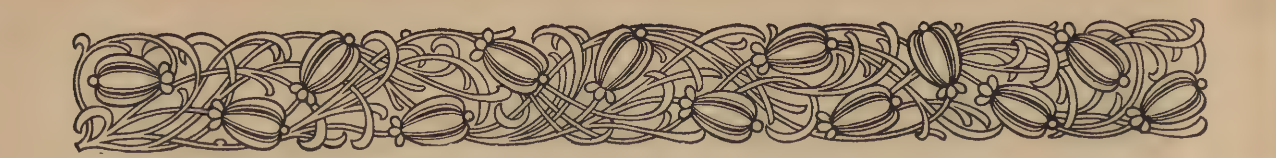
Herr Landgraf Ludwig vom Thüringerland,
Vom Jagen ermattet, den Speer in der Hand,
Irrt er durch Wildnis, Wald und Nacht —
Hui, wie der Wind durch die Wipfel lacht!
Und die Wildbachwasser tosen mit Gischt —
Durch Dickicht und Tann: wie das pfeift und zischt!
In Schlucht und Schluft, durch Geäst und Geheg
Wildherbstliches Rauschen — und nirgends ein Weg.
Sein hilferufendes Horn verhallt —
Knarrende Zweige und — und Wald nur Wald . . .
Doch sieh: tief unten: was glüht so rot?
Funken wirbeln aus fauchendem Schlot.
Und wie er näher kommt: horch pink-pank!
Eine Schmiede! Dem Himmel sei Lob und Dank!
Grüß Gott, Herr Schmied! Noch fleißig? Macht Schicht!
— „Je, wie Ihr das sagt! Ei Herr, noch nicht!
Doch sprecht: wer seid Ihr, mit dem ich hier red'?
Was führt Euch durch Wetter und Wald so spät?" . .
Des Landgrafen Jäger! verirrt! . . . „Nu flink,
Halt's Eisen, Hans Jörg!" Pank-pink, pank-pink.
— „Des Landgrafen Ludwig? Höll' und Schmach!
Ich nenn' ihn — und wisch' mir das Maul danach!
Des gütigen Herrn!" . . .

Ficht mich nicht an!
Sprecht, ob ich die Nacht hier herbergen kann?
„Doch nicht um des Landgrafen will'n, mein Treu!
Im Stall hierneben, da legt Euch auf Heu!"
Pink-pank, pink-pank! Das funkt und sprüht!
„Frisch, frisch! Hans Jörg, Gesell, bist du müd?"
Pink-pank! „Der Landgraf — Gott mag mir's verzeih'n —
Ich wollt', ich hätt' ihn statt Eisens hier lei'n!
Ich tät' ihn hämmern! Ich streckt' ihn strack!
Ein Schwert aus ihm macht' ich — fürs Junkerpack! . . .
„Herr Landgraf" hinten — „Herr Landgraf" vorn —
O wüßtet Ihr's — Herr, euch packte Zorn!
Wie sie ins Ohr Euch schmeicheln und schwatzen
Und herzlos Dörfer und Bauern schatzen
Und drehen und deuteln Gesetz und Recht,
Ei pfui doch! und spotten auf Euch! Wie schlecht!
Und Ihr — in ihr Lobgehudel vernarrt? —
Landgraf, werd' hart! Landgraf, werd' hart!" . . .
Pink-pank! — So geht es die ganze Nacht!
Der Landgraf horcht, er nimmt es in acht
Und spricht am Morgen: Herr Schmied, habt Dank!
Und drückt in die Hand ihm ein Geldstück blank.
Ihr habt mir zu Stahl gehämmert den Sinn —
's wird anders! So wahr ich der Landgraf bin!

Raboldshausen.

Karl Engelhard.

❖ ❖ ❖



Das in London aufbewahrte Verzeichnis der Truppen von Hessen-Kassel.

Von Paul Heidelbach.

Wie erinnerlich sein wird, hatte unser Mitarbeiter Herr Baurat Maurer in Bernburg auf eine Anfrage hin vom englischen Kriegsministerium den Bescheid erhalten*), daß ein dort aufbewahrter Aktenband, der allerlei Berichte über die englischen Truppen in Nordamerika aus den Jahren 1782 und 1783 enthält, auch eine Liste der Truppen von Hessen-Kassel einschließt, die aber nur zwei Seiten dieses Bandes umfaßt. Somit erwies sich also die seinerzeit durch die Presse gehende Mitteilung, man habe in London ein Verzeichnis von 22000 Mann gefunden, die im englisch-amerikanischen Krieg (1776—1783) mitgefochten hätten, eigentlich schon als unzutreffend.

Um den wirklichen Tatbestand genauer festzustellen, wandten wir uns an das englische Kriegsministerium mit der Bitte, uns eine Abschrift der in jenem Bescheid erwähnten Liste zu übermitteln. Dieses hat inzwischen in liebenswürdiger Weise unserer Bitte entsprochen und uns die gewünschte Abschrift mit folgendem Begleitschreiben zugehen lassen:

War Office, London, S.W.,
10th April, 1906.

Sir,

I am directed to acknowledge the receipt of your letter addressed to the Secretary of State for War, in which you ask that you may be furnished with a copy of the list of troops of Hesse Cassel which was referred to in my letter of the 25th January last.

In reply I am to explain that the manuscript volume contains only the names of the Regiments, Battalions or Corps, and of their Chiefs and Commanders; it does not contain the names of the officers or soldiers of the Regiments. But, with this explanation, a copy of the list is hereby put at your disposal with great pleasure.

I am to state further, with reference to the concluding paragraph of your letter, that there is no intention of publishing the documents in question.

I have the honour to be,
Sir,
Your obedient Servant,
H. Mc Anally.

Herr Paul Heidelbach,
Redakteur des „Hessenland",
Kassel, Germany.

*) „Hessenland" 1906, S. 65.

(Ich bin beauftragt, den Empfang Ihres an den Staatssekretär des Krieges gerichteten Briefes zu bestätigen Sie fragen darin an, ob Ihnen eine Abschrift der Liste der Hessen-Kasselschen Truppen, auf die in meinem Briefe vom 25. 1. Bezug genommen war, zur Verfügung gestellt werden könne.

In Beantwortung Ihrer Anfrage teile ich Ihnen mit, daß der handschriftliche Band nur die Namen der Regimenter, Bataillone und Corps und die ihrer Chefs und Kommandeure enthält, dagegen sind die Namen der Offiziere und Soldaten der Regimenter nicht darin enthalten. Indem ich diese Erläuterung vorausschicke, stelle ich Ihnen anbei eine Abschrift der Liste mit großem Vergnügen zur Verfügung.

Mit Bezug auf die Schlußbemerkung Ihres Briefes eröffne ich Ihnen noch, daß nicht beabsichtigt wird, die in Rede stehenden Aktenstücke zu veröffentlichen.

Ihr ergebener rc.)

Zur Erklärung der Liste selbst ist zu bemerken, daß sie nicht ausschließlich die an England überlassenen Subsidientruppen verzeichnet, sondern eine Aufzählung der hessischen Truppen überhaupt bietet. Sie ist im Jahr 1783, also am Ende des Krieges, aufgestellt und zwar zweifellos an der Hand des „Hessen-Casselischen Staats- und Adreßkalenders" eben dieses Jahres, und hebt in der letzten Kolumne die nach Amerika entsandten Truppen besonders hervor. Aufgestellt und unterzeichnet ist die Liste von Leutnant Wilhelm Wiederhold aus dem Leib-Infanterie-Regiment, der unstreitig identisch ist mit dem Verfasser des auf der Landesbibliothek zu Kassel in der Abschrift handschriftlich aufbewahrten „Tagebuches des Hauptmanns Wiederhold von 1776—1780".*) Diesem Tagebuch ist gleichfalls eine Truppenliste beigefügt, die aber keine genauen Stärkeangaben macht und in einigen Einzelheiten von unserer Liste abweicht. Das uns zur Verfügung gestellte Verzeichnis führt, wie ersichtlich, die einzelnen hessischen Regimenter oder Bataillone (Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Jäger) auf, ferner das Gründungsjahr, die Namen der Chefs, diejenigen der Kommandeure, sodann sowohl die Anzahl der Schwadronen und Kompagnien als auch deren Stärke und schließlich die Angabe, ob sie in Europa oder Amerika standen. Da die Namen der Chefs und damit auch die

*) Ms. Hass. 4°. 216.

der Regimenter öfters wechseln, ist es nicht immer ganz leicht, sie auseinanderzuhalten. Bekanntlich wurden die hessischen Regimenter zumeist nach ihren Chefs benannt; dieser Chef war unter Umständen auch der Oberst des betreffenden Regiments selbst. Auch die Bezeichnungen Regiment und Bataillon schwanken, da in dem Fall, wo ein Regiment aus einem Bataillon bestand, dieses Bataillon zuweilen auch mit dem Namen Regiment belegt wurde. Interessant ist bei unserer Liste vor allem die genaue Angabe der Stärke, wie sie unseres Wissens in dieser Vollständigkeit noch nicht gegeben wurde. Auffallend ist sodann die genaue Angabe der Gründungsjahre der einzelnen Regimenter und Bataillone; im Zusammenhang finden wir diese zuerst in der 1798 von Strieder anonym herausgegebenen „Grundlage zur Militär-Geschichte des Landgräflich Hessischen Corps"; doch war bereits unter Landgraf Friedrich II. durch dessen Kabinetssekretär Gschwind diesem Striederschen Werk vorgearbeitet worden, so daß die Materialien dem Verfasser unserer Liste immerhin leicht bekannt sein konnten.

Strieder erwähnt in dem angeführten Werk (S. 29), daß England in seinem Kampf gegen die nordamerikanischen Kolonien 13 000 Mann Infanterie hessischer Truppen erhalten habe; es seien zu diesem Zweck 4 Grenadier-Bataillone, 10 Infanterie- und 6 Garnison-Regimenter nebst zugehöriger Artillerie und 2 Jäger-Kompagnien, die bald durch 4 neue Kompagnien vermehrt worden seien, 1776 in zwei Divisionen (unter v. Heister und v. Knyphausen) eingeschifft worden. Auch der Erbprinz habe ein hanauisches Subsidienkorps von 3000 Mann abgeschickt (1 Infanterie-Regiment, 1 Artilleriekorps, 1 Jägerkorps und 1 Freikorps). Die bei Beginn des Krieges neu formierten 4 Grenadierbataillone wurden [in unserer Liste] nach den sie [zuletzt] kommandierenden Oberstleutnants benannt; sie setzten sich aus je vier Kompagnien zusammen, die verschiedenen, bereits bestehenden Regimentern entnommen wurden. Was die Jäger betrifft, so wurden nach Strieder speziell für den nordamerikanischen Krieg 1776 zwei neue Kompagnien errichtet, jede zu 125 Mann, und diese dann 1777 durch eine Kompagnie zu Pferd unter dem Kapitän Joh. Ewald*) und 3 Kompagnien zu Fuß vermehrt, die in einer Stärke von insgesamt 1050 Mann als „Feldjägerkorps" die Kampagne in Amerika mitmachten und nach dem Frieden wieder aufgelöst wurden. Erwähnt sei noch, daß nach einer „Übersicht über die Zahl der von jedem deutschen Staat nach Amerika gesandten Truppen und über die Zahl derer, die nicht zurückkehrten" in einem Anhang des Lowell'schen Werkes**) die Gesamtsumme der von Hessen-Kassel 1776—1782 entsandten Subsidientruppen 16 992 Mann, der von Hessen-Hanau entsandten 2422 Mann, insgesamt also 19 414 Mann, betragen habe, wovon am Ende des Krieges 10 492 + 1441, zusammen also 11 933 Mann, zurückgekehrt seien. Die Quelle für diese Statistik ist nicht angegeben. Nach unserer hier mitgeteilten Liste beträgt die Kopfzahl der mit „Amerika" bezeichneten Truppen 12 162 Mann, der mit „Europa und Amerika" bezeichneten Truppen 1610 Mann. Das ergibt eine Gesamtstärke von 13 772 Mann, die sich annähernd mit der von Strieder angegebenen Stärke von 13 000 Mann deckt.

Alles in der nun folgenden Liste in deutscher Schrift Gedruckte ist Zusatz der Redaktion.

Die Liste im einzelnen bedarf vielleicht noch der fachmännischen Untersuchung; hier soll vor allem das negative Ergebnis, das nunmehr durch die Beantwortung unserer Anfrage als abgeschlossen gelten kann, festgestellt werden, daß nämlich die durch die bekannten Preßnotizen geweckte Hoffnung, einmal eine Liste sämtlicher hessischen Mitkämpfer im nordamerikanischen Krieg zu erhalten, leider nicht mehr gehegt werden darf.

*) Siehe „Hessenland" 1906, S. 2 f.

**) Die Hessen und die andern deutschen Hülfstruppen im Kriege Großbritanniens gegen Amerika 1776—1783. Nach dem Englischen von E. J. Lowell herausgegeben von O. C. Freiherrn von Verschuer. 1891.

A List of the Troops of Hesse Cassel.

[Verzeichnis der Hessen-Kasselschen Truppen.]

No.	Regiments, Battalions, or Corps	When raised [Jahr der Errichtung]	Chiefs [Chefs]	Commanders [Kommandeure]	Strength [Stärke] Troops or Companies [Schwad. bzw. Komp.]	Strength [Stärke] Horses or Men [Pferde oder Mann]	Stations [Standorte in]
	Cavalry.						
1	Horse Guards Garde du Korps	1760	The Landgrave	Lieut. Gen. de Schliefen Gen.-Lt. von Schlieffen	1	120	Europe
2	Gens d'armes Regiment Gens d'armes	1684	The Landgrave	Lieut. Gen. de Wacknitz Gen.-Lt. von Wakenitz (Wackenitz)	3	300	do.

No.	Regiments, Battalions, or Corps	When raised	Chiefs	Commanders	Strength		Stations
					Troops or Companies	Horses or Men	
3	Carabineers Karabinier-Regiment	1672	The Landgrave	Lieut. Gen. de Bischausen Gen.-Lt. von Bischhausen	3	300	Europe
4	Light Horse Chevauxlegers	1777	The Landgrave	Lt. Col. de Malsburg Obristlieutenant von der Malsburg	1	100	do.
5	Dragoon Guards Leibdragoner-Regiment	1688	The Landgrave	Lieut. Gen. de Huyn Gen.-Lt. von Huyne	5	350	do.
6	Prince Frederick. Dragoons Prinz Friedrichs-Dragoner-Regiment	1688	Prince Frederick of Hesse	Major Gen. de Butlar Gen.-Major von Buttlar	5	350	do.
7	de Schlotheim. Dragoons Drag.-Rgt. von Schlotheim	1704	Lt. Gen. de Schlotheim	Colonel de Schlotheim	5	350	do.
8	de Diemar. Dragoons Dragoner-Rgt. von Diemar	1704	Maj. Gen. de Diemar	Colonel de Resius [Oberst]	5	350	do.
9	Hussars Husaren-Korps	1744	Schreiber	Lieut. Col. Schreiber	1	50	do.
10	Mounted Yagers [Berittene Jäger]	1776		See No. 25. [Siehe]	1	182	America

Infantry.

No.	Regiments, Battalions, or Corps	When raised	Chiefs	Commanders	Troops or Companies	Horses or Men	Stations
1	de Linsing, or 1st Battn. Grenadiers [Erstes Grenadier-Bataill.]	1776		Col. de Linsing. Du Corps von Linsingen	4	520	America
2	de Lengerké, or 2nd Bttn. Grenadiers [Zweites Grenadier-Bat.]	1776		Col. de Lengerké, Prin. Chars. (seit 1777)	4	520	do.
3	de Löwenstein, or 3rd Battn. Grenadiers [Drittes Grenadier-Bat.]	1776		Col. de Löwenstein, Prin. Chars. (seit 1780 Oberstlieutenant von Löwenstein)	4	520	do.
4	Platte, or 4th Battn. Grenadiers [Viertes Grenadier-Bat.]	1776		Lt. Col. Platte, Bunau (seit 1782 Major Platte)	4	520	do.
5	1st Battalion of Guards Erste Garde	1760	The Landgrave	Lt. Gen. de Jungken Münzer Gen.-Lt. von Jungken-Münzer	6	660	Europe
6	2nd Battn. of Guards. Grenadiers Regiment Garde 2. Bat.	1697	The Landgrave	Lt. Gen. de Bardeleben	5	550	do.
7	3rd Battalion of Guards. Regiment Garde 3. Bat.	1663	The Landgrave	do.	5	550	do.
8	Swiss Guards Schweizer Garde	177- *)	The Landgrave	Lt. Gen. de Jungken Münzer	1	50	do.
9	Du Corps Leib-Infanterie-Regiment	1700	The Landgrave	Maj. Gen. Bischausen Gen.-Major von Bischhausen	5	660	America

*) 1778.

No.	Regiments, Battalions, or Corps	When raised	Chiefs	Commanders	Strength		Stations
					Troops or Companies	Horses or Men	
10	Landgrave Regiment Landgraf	1688	The Landgrave	Maj. Gen. Kospoth Gen.-Major von Kospoth	5	660	America
11	Prince Hereditaire. Fusiliers. Erbprinzen-Regiment	1680	The Hereditary Prince of Hesse Erbprinz von Hessen-Kassel	Maj. Gen. Hachenberg Gen.-Major von Hachenberg	5	660	do.
12	Prince Charles. Prinz Karls Regiment	1702	Prince Charles of Hesse Prinz Karl von Hessen-Kassel	Maj. Gen. Gozen Gen.-Major von Gosen	5	660	do.
13	de Ditfurth. Fusiliers Regiment von Dittfurth	1702	Lt.Gen. de Ditfurth Generallieutenant von Dittfurh	Colonel de Westernhagen von Westerhagen	5	660	do.
14	de Donop Regiment von Donop	1687	Lt. Gen. de Donop	Colonel Heimel Heymel	5	660	do.
15	de Losberg, Senior. Fusiliers Füsilier-Regiment von Alt-Losberg	1672	Lt. Gen. de Losberg, Senior Generallieutenaat von Losberg	Maj. Gen. de Loos Gen.-Major von Loos	5	660	do.
16	de Knyphausen. Fusiliers Füsilier-Regiment von Knyphausen	1684	Lt. Gen. de Knyphausen Generallieutenant von Knyphausen	Colonel de Borck	5	660	do.
17	de Losberg, Junior Regiment von Jung-Losberg	1745	Lt. Gen. de Losberg, Junior Gen.-Lt. von Losberg	Colonel de Romrod	5	660	do.
18	de Bose Regiment von Bose	1701	Lt. Gen. de Bose Gen.-Lt. von Bose	Colonel de Münchausen von Münchhausen	5	660	do.
19	d'Angelelli, Grenadiers, 1st Battn. Grenadier-Rgt. Marquis d'Angelelli 1. Bataillon	1760	Lt. Gen. Marq. d'Angelelli	Colonel Hatzfeld	5	660	do.
20	d'Angelelli, Grenadiers, 2nd Battn. (Wie oben) 2. Bataillon	1776	do.	Colonel Köhler	6	360	Europe
21	de Wilke, Rgt. of the Upper Rhine Circle	1760	Lt. Gen. de Wilke	Colonel de Horn	6	360	do.
22	Corps of Field Artillery Feld-Artillerie-Korps	1741	Lt. Gen. de Gohr Gen.-Lt. von Gohr	Major Gen. de Gohr	4	660	Europe & America
23	Corps of Garrison Artillery Garnisons-Artillerie	1741	do.	Major Gen. Klambeck	1	50	Europe
24	Corps of Engineers Ingenieur-Korps	1761		Colonel de Leopold		10	do.
25	Corps of Yagers Feldjäger-Korps	177-*)		Colonel de Wurmb	6	950	Europe & America
26	de Bülow Garnisons-Rgt. von Bülow	1760	Maj. Gen. de Bülow	Colonel Sievers	6	360	Europe
27	de Knoblauch Garn.-Rgt. von Knoblauch	1760	Maj. Gen. de Knoblauch	Colonel de Porbeck	5	660	America

*) 1776/77.

No.	Regiments, Battalions, or Corps	When raised	Chiefs	Commanders	Strength		Stations
					Troops or Companies	Horses or Men	
28	de Seitz Garnisons-Rgt. von Seitz	1760	Vacant	Colonel de Kitzel	5	660	America
29	de Bunau Garnisons-Rgt. von Bünau	1763	Colonel de Bunau	Colonel Schæfer Scheffer	5	660	do.
30	de Normann Garn.-Rgt. von Normann	1776	Colonel de Normann	Colonel de Eschstruth	5	300	Europe
31	de Benning Garn.-Rgt. von Benning	1760	Colonel de Benning	Lt. Col. Hildebrand	5	660	America
32	Beck Garnisons-Rgt. Beck.	1774		Colonel Beck	3	300	Europe
					175	19 592	

Copied by Fred. Mackenzie, Major R.W.F.
N. York, 1783.

Wm. Wiederhold, Lt. Regt. Du Corps.

Zeitgenössische hessische Schriftsteller.

Von Alexander Burger.

III.

Wilhelm Holzamer.

(Schluß.)

Der Peter Nockler ist „die Geschichte eines Schneiders". Und da nun „ein Schneider immer ein guter Kerl ist", so ist es der Peter Nockler auch, mit einer kurz angebundenen Philosophie, die ihn vor dem „Aufhängen" und Verzweifeln bewahrt. Und so hat er sich recht und schlecht durch die Lehrzeit beim alten Michel Sieben durchgerungen, hat die Kinder gewiegt und den Mist gefahren und auch die Schere wacker geführt. Dann geht's in die Fremde. Sie ist freilich nicht weit für ihn entfernt, denn schon nach wenigen Stunden ist er im goldenen Mainz, und hier bleibt er hängen. Und das wird sein Verhängnis. Hier entwickelt sich das Ereignis, das sein Leben erfüllt und sein Dichten und Trachten in andere Bahnen lenkt. Bei ihm geht's noch gut aus, wenn auch der „Knacks" bleibt, der arme Lukas muß aber sein ganzes Leben dafür hingeben. Zuerst will ihn das Heimweh packen, als er sich in die dumpfe Budicke eines Hinterhauses eingeschlossen sieht; wie war das doch so schön, wenn man beim alten Michel Sieben die Nadel für einen Augenblick rasten ließ und der Blick durchs Fenster hinausschweifte über die Wiesen und die blühenden Bäume — — — dann findet er sich auch hierein, denn er entdeckte sein Herz, „er, der Schneidergeselle Peter Nockler, grad einundzwanzig Jahre und acht Monate alt". Die kleine Schwarze aus dem Vorderhaus hat es ihm angetan, und ihr Bild verläßt ihn nicht mehr. Für sie ist er der — Schneider, dem sie „mäh, mäh" zuruft, „ein Geißbock", das ist doch kein Kerl zum Verlieben! Und all' sein schöner Mut, sein Sichzeigen helfen ihm nichts; doch dann kommen sie zusammen, sprechen sich und die Elise merkt erst, wie gebildet so ein Schneider ist — und bald hatten sie ein „Verhältnis" und keiner wußte eigentlich, wie es kam. Dann soll er auch mit nach Hause — zu ihr, in ihr Heimatdorf. In der Bergstraße liegt es, bei Heppenheim, und Mittershausen heißt es. Es ist „Kerb" dort, und da darf doch die Elise nicht fehlen. Der Peter staunt über die Herrlichkeiten, die es auf der Reise all' zu sehen gibt. Sein rheinhessischer Stolz kriegt einen empfindlichen Schlag. Denn daß es noch einen Boden auf des Herrgotts weiter Welt gibt, auf dem Mandeln und Pfirsiche und Kastanien wachsen, und sogar der Wein gedeiht, das hat er sich nicht träumen lassen. So staunt er das Land und sucht es zu begreifen, aber die Leute, die dort wohnen, kann er nicht verstehen. Diese brutale Kraft geht über seine Schneiderstärke, und daß sie sich über den „Stadtkerl" lustig machen — ist das recht? Die Elise aber hält's mit ihren Burschen, sie schämt sich bald, daß sie sich so einen Schwächling ausgesucht, der ihr die Schmach antun kann, mit ihr, seiner Braut, noch nicht einmal den „Dreher" zu tanzen, weil er, ein Rheinhesse, ihn nicht kann. Als der „Dreher" geblasen, zuckt es in all' ihren Gliedern, und freudig

wirft sie sich in die Arme des Nehers-Adam, der schon einmal ihr Liebhaber gewesen und nun das Mauerblümchen zum Tanze holt. Und sie wird „putschnärrischt“, die Elis', als sie an der Seite des Adam durch den Saal walzt, das war doch etwas anderes, als sich zum Schneiderbock zu setzen. Sie bleibt den ganzen Tag beim Nehers-Adam und denkt nicht mehr an den Peter, und als es Abend wird, „wird sie schlecht“ und verrät die Liebe des Peter. Den aber packt der Zorn und die Verzweiflung — was soll er gegen den baumstarken Adam ausrichten. Der würde ihn zermalmen und noch über ihn lachen, wie er über die Elis' lachen wird, die ihm alles hingegeben. So geht er ohne Abschied von Mittershausen weg, achtet gut, daß er den Weg nach Heppenheim nicht versäumt — und am anderen Morgen sitzt er wieder auf dem Schneidertisch und philosophiert, daß es vielleicht so am besten ist — daß sie doch nicht zusammen gepaßt. „Vergessen war freilich nicht. Ganz heimlich lag's noch in ihm.“ Und oft packte es ihn und ließ ihn dann so bald nicht wieder los. Dann aber denkt er an sein Heimatdörfchen, an seinen alten Meister, und eine Ruhe und Sicherheit kommt über ihn in dem Gedanken, daß noch ein Plätzchen auf der weiten Welt sei, wo man ihn mit offenen Armen aufnehmen würde. So macht er sich eines eines Tages auf, und bald ist er in Niederolm, seiner Heimat. Hier wollte er sich nun ansässig machen und das Geschäft seines Lehrmeisters übernehmen. Doch da tritt sie wieder in sein Leben, die sich und auch ein bischen ihn unglücklich gemacht, Elise. Sie sucht ihn auf, voller Falsch zuerst. Er habe sie ja doch immer gern gehabt, nun sie im Elend sitze — solle er sie heiraten. Und er tut es auch, drängt alles zurück, was an Groll und Haß in seinem Herzen sitzt, und sieht nur das Weib vor sich, das leidet und in ihm ihren Retter erblickt.

Ich suchte in dieser kurzen Inhaltsangabe nur ganz oberflächlich die äußeren Ereignisse, die im „Peter Nockler“ hervortreten, darzustellen. Das Ende des Buches zeigt uns, wie in dem Peter Nockler der Groll, der noch in seinem Innersten steckt, allgemach erstickt wird, wie er selbst das Kind des Nehers-Adam, das nun sein eigen geworden, lieben lernt. Und es zeigt uns — und das ist wunderschön geschildert — die Reue der Elis'; wie sie durch alles, was der Peter aus Liebe tut, nur das Mitleid sieht, das ihn bewegt, und wie alles in ihrem Leben ihr nur noch zur Buße wird. Und dann die Angst vor dem Kinde des Peter, das sie unter dem Herzen trägt. Wie zittert und bebt sie da, daß nun, wenn erst „sein“ Kind da wäre, der Peter erkennen möge, daß das erste Kind immer mehr und mehr auf den Adam „hinauskommt“. „An seinem Kinde mußte er das fremde erkennen lernen. Durch s e i n Kind, das sie selbst wollte, würde ihm all' das getäuschte Glück mit dem fremden klar werden, und dies seitherige Glück würde vernichtet sein. Und ihr selbst würde sich ein tiefer Zwiespalt auftun.“ (S. 139.)

So schildert der „Peter Nockler“ ein Menschenschicksal, das durch eine törichte Stunde den „Knacks“ erhält, der es vernichtet. Es ist ein Leben in kleinen und auch oft kleinlichen Verhältnissen — es ist das innere Erleben, welches Holzamers Menschen hinaushebt über die große Masse der Menschen; ein Erleben, das sie jede Schwingung ihres eigenen Fühlens und Denkens tiefer und nachhaltiger empfinden läßt, als dies sonst der Fall. Und dieses innere Erleben, das Zerkleinern der Gedanken und Gefühle, ist es, was Holzamer schildern will. So sind seine Bücher keine aufregende Lektüre, keine Romane, denen man das Epitheton „spannend“ beilegen kann — sie sind mehr wie Ruheplätze, an denen man nach mühevoller Wanderung ausruht, und an denen man Beschaulichkeit sucht und findet. Auch die „Geschichte aus der Dämmerung“ gehört hierher, welche den armen Lukas zum Helden hat. „Der arme Lukas“ (1902) ist innerlich, wie bereits gesagt wurde, mit dem „Peter Nockler“ verwandt. Nur daß äußerlich sein Leben sich in absteigender Linie bewegte, während der Peter wenigstens zu Ansehen und Würde kam. Aber innerlich sind sich die beiden gleich. Auch den armen Lukas hat ein Ereignis seines Lebens irre gemacht, hat ihn „bald vom Wege abgestrichen“ und ihn nicht in die rechte Furche fallen lassen. Es ist hier mehr die Geschichte einer Jugend, die uns erzählt wird. Während der Peter Nockler bereits als braver Schneider uns gegenübertritt, hat der Lukas noch die Kinderschuhe an, als das Ereignis, das ihm zum Verhängnis werden sollte, in sein Leben tritt. Auch hier ist es das Weib, das störend in sein Schicksal eingreift. Aber der Unterschied — der Peter Nockler ist trotzdem ein fester Kerl. Er setzt sich über das Verhängnis, das sein Leben bedroht hatte, hinweg. Er wird trotz alledem ein ganzer Mensch. Den Lukas packt's tiefer. Er fühlt und hat nicht die Kraft in sich, über die Kluft hinwegzukommen. Er, „der Träumer“, geht unter, körperlich wie seelisch. Für ihn gibt es kein „Glück“. Denn er fühlt in seiner fein-sensiblen Natur, daß hinter dem Glücke gleich das Unglück steht. So vermag er sich über nichts zu freuen und kann auch nicht dem Verhängnis ruhig ins Auge blicken. Dem Lukas fehlt die Kraft, das gefestigte Innere, das den Peter Nockler durch Leiden zum Manne macht. Der Träumer kann nicht gegen die Verhältnisse ankämpfen, er muß untergehen, da seine Scheinwelt, die er sich selbst errichtet hat, so ganz

unähnlich der Welt ist, die uns umgibt. Im Lukas, wie in manchen anderen Holzamerschen Gestalten, steckt etwas von dem, was Wilhelm Raabes Stärke und Eigenart ausmacht; ein selbstverlorenes Dasein, traumhaft, gedankentief gebildet an Menschen selbst; ein Hinwegheben über das Dasein; der Versuch, sich auf Erden Luftschlösser, im geistigen Sinne natürlich, zu bauen, das alles ist so echt deutsch, so tief in dem Wesen und Empfinden unseres Volkes eingegraben und verborgen, daß wir es bei dem deutschesten aller Dichter, bei Raabe, als selbstverständlich, bei Holzamer als erfreulich und erfreuend annehmen.

Vom „armen Lukas" zum „heiligen Sebastian"*) ist ein gewaltiger Sprung. Zwar das Grundmotiv ist auch hier noch dasselbe; auch der Pfarrer Johann Sebastian Holthauser hat etwas von dem schwärmerischen Träumer an sich, aber er streift alles ab, als der Augenblick kommt, wo der Konflikt zwischen dem gelobten Zölibat und der Liebe einsetzt. Und nichts charakterisiert den Menschen Holthauser besser als die Worte, die er seiner Geliebten bei der Taufe seines und ihres Kindes sagt, als sie fragt, warum er dies getan, warum er der Kirche und der Gemeinde dies Ärgernis bereiten müssen, daß er das Kind — das Kind eines Priesters — öffentlich wie jedes andere in Ehren geborene Kind getauft habe, es waren die Worte: „Weil ich's tun mußte." Das sind die Worte eines Mannes, der auf sich nimmt, was er verschuldet, der in männlicher Entschlossenheit den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren will für sein Weib und sein Kind. Wie leicht hätte sich der Priester seine Pfarre erhalten können, wie legte ihm der Bischof das Wort des Entsagens in den Mund — die Antwort war die Taufe, war das Losreißen von Amt und Würde, war die Entfernung aus einer angenehmen Stellung, die Wanderschaft hinaus in die ungewisse, dunkle Zukunft.

Laß Würde, Amt und Ehr',
Tritt an des Altars Stufen,
— — — — — — — — —
Ließ Gott dich Liebe rufen.

Das ist die äußerste Konsequenz eines edlen menschlichen Zuges — der Verzicht auf alles, was die Welt geboten hatte, ein Sichzurückziehen aus den gewohnten Lebenskreisen, ein Büßen in steter Arbeit und Fronden für Weib und Kind. — Der Roman Holzamers ist ein Tendenzwerk. Er soll die Schädlichkeit des Zölibats zeigen. Klugerweise hat ihn der Dichter nicht in die Gegenwart, sondern in die Vergangenheit verlegt. Und das ist das Schwächste am Werke — der historische Hintergrund. Kraft- und saftlos das Zeitkolorit — man lese z. B. nur die Geißlerszene und vergleiche sie etwa mit Lauffs farbenglühendem Epos. Kein Versenken in den Geist der Zeit ist da zu finden, die Geschichte könnte gerade so gut auch im 20. Jahrhundert passiert sein. Und doch ist „der heilige Sebastian" ein Werk, das an Wert an erster Stelle der Holzamerschen Bücher steht, und zwar um deswillen, weil auch es eine tiefe, reife Innerlichkeit ausatmet; weil auch es vermöge seines tiefen Gehaltes zu jenen Büchern gehört, die nicht gelesen, sondern gelebt werden müssen. Ferne sei es von mir, ihm das in letzter Zeit so oft mißbrauchte Epitheton „Lebensbuch" unterzulegen. Aber etwas hat das Buch an sich, das einen über den Alltag hinaushebt, einen feierlich macht im Selbstprüfen und Selbstgedenken und auch schon eine gewisse feierliche Stimmung vorausverlangt. Für die Lektüre in der „Elektrischen" oder im Bahncoupé taugen diese Bücher nichts.

Es tut einem leid, wenn man das Lebenswerk Wilhelm Holzamers übersieht, daß an diesem Punkte der Kritiker nicht mit dem Ausdrucke freudiger Zustimmung zum Ganzen die Feder aus der Hand legen darf. Denn noch sind zwei Werke zu betrachten, die uns eine ganz andere Seite Holzamerscher Schreibweise enthüllen. Nunmehr stehen wir in der Phase des Lebens unseres Dichters, die m. E. die schädlichste für sein Wirken war und erfreulicherweise jetzt vorüber ist — sein Aufenthalt in Paris. Zwar „Inge" ist noch in Deutschland geschrieben, zeigt auch noch das trauliche Insichversenken — „Ellida Solstratten" ist dagegen das geistige Kind der Pariser Luft geworden, ein Werk, von dem ich wünschte, Holzamer hätte es nicht in die Welt geschickt. Es ist gewissermaßen eine „großstädtische" Ergänzung zum ersten Frauenroman, zu „Inge". Man hat in gewissen Kreisen, wo man von der „schrecklichen Heimatkunst" noch nicht angekränkelt ist, Holzamer, als seine „Inge" auf dem Markt erschien, als eine Art verlorenen Sohnes freudig begrüßt. Man vergaß aber dabei, daß, was der Einfluß einer „Schule", eben der Heimatkunst, schien, das eigentliche Lebenselement unseres Dichters war, daß seine Zugehörigkeit zu der Landschaft, die ihn geboren, so innig war, daß ein Losreißen von ihr den Zusammenbruch seiner Kunst bedeuten mußte. Und tatsächlich ist es denn auch so geworden, noch nicht in der „Inge", aber in „Ellida Solstratten". Jetzt war kein Fortschreiten mehr, auch kein Halt auf der errungenen Höhe, sondern ein Zurück — und dieses Zurück hervorgerufen durch die Auseinandersetzung mit einer ganz modernen Bewegung, der Frauenfrage. In „Inge" war es trotz aller unleidlichen Tendenz, die zu oft herausfordernd ihr Antlitz zeigte, doch immerhin

*) Berlin. Egon Fleischel & Co.

noch das spezifisch Holzamersche, die Weichheit der Linienführung, die Lyrik des Tones, eben das ganze Element seiner Stimmungsmalerei. In „Ellida Sollstratten“ tritt auch dieses noch ganz hinter die reine, nackte Tendenz zurück. Der — bis jetzt hoffentlich — letzte Roman Holzamers ist kein Kunstwerk — weder von der rein ästhetischen Seite, noch im Hinblick auf den Vorwurf. Nun, wir haben alle Hoffnung, daß die Jahre in Paris nur eine Episode im Leben Holzamers waren. Ein Grund liegt deshalb auch nicht vor, mit einem Unkenruf die Übersicht über die Tätigkeit Holzamers auf dem Gebiete des Romans zu schließen. Hoffen wir, daß auch die „Ellida Solstratten“, wie es die „Sturmfrau“ war, nur ein Übergang zu immer reineren Kunstformen ist. Hoffen wir auch, daß unser Dichter, der ja auch jetzt, obwohl wieder auf deutschem Boden, doch ferne der engeren Stammesheimat wohnt, auf hessischer Erde sich wieder jene dichterischen Eigenschaften zurückerobert, die uns sein Schaffen so wert und vertraut gemacht haben. Auch die Großstadt ist „Heimat“ für Tausende und Abertausende, die in ihr geboren und vielleicht nie über ihr Weichbild hinausgekommen sind. Gewiß — aber wer nicht in der Großstadt groß geworden, kann auch zu ihr nicht das Verhältnis wie zur Heimat fassen. Und wen einmal so, wie es Holzamer geschah, der Zauber hessischen Bodens und Lebens gepackt hat, den läßt er nicht mehr los. Sprudelndes frisches Leben gibt's dann für den Dichter nur da, wo er zum Dichter wurde — unter dem Himmel der Heimat. Und kommt er hinaus in die „große Welt“, dann geht es ihm, wie es seinem Helden in der „Ellida Solstratten“ ging, „sie gingen beide wie im Traume, beide gingen sie nur in Theorien.“ Das gilt auch von dem Schriftsteller Holzamer, der in Paris gelebt und geschaffen hat.

Zum Schlusse aber sei noch auf eine Seite von Holzamers Tätigkeit aufmerksam gemacht, die mir zu der sympathischsten seines Wirkens gehört, es ist die ästhetisch-kritische. Schon in seinem Tuskulum im Odenwald hat Holzamer mit scharfen Werkzeugen Hand angelegt an die Mängel unserer künstlerischen Anschauungen. Wie vielmehr mußte sich in ihm der Drang, auch für sein Teil nicht nur produktiv, sondern auch belehrend und aufklärend zu wirken, in Paris, der großen Weltmetropole, kundgeben. So hat er denn auch in den letzten Jahren eine noch umfangreichere kritische Tätigkeit entfaltet, die ihre Zusammenfassung in dem Werke „Im Wandern und Werden“ gefunden hat. Das schönste Büchlein aber hat er uns schon viele Jahre vorher geschenkt: „Die Siegesallee. Kunstbriefe an den deutschen Michel.“ *) Es ist eine freimütige kritische Aussprache über die Kunstfragen, die den Tag bewegten. Kernig geschrieben, mit weiten ästhetischen Perspektiven, das Werk eines Laien wohl, aber eines Laien, der es ernst meint mit der Kunst und der klar erkannt hat, daß es in der künstlerischen Bewegung unserer Zeit kein Vorwärts, sondern nur ein Zurück (nämlich zu den ewigen Vorbildern der künstlerischen Kultur) geben kann. Ein Lobgesang auf die Siegesallee ist es darum nicht geworden. Die Ideen, die Holzamer in dem Werkchen vertreten und die ja die eines jeden frei denkenden, künstlerisch gesinnten Menschen sind, hat er dann in zahlreichen Aufsätzen weiter verfochten und sich dann der literarisch-ästhetischen Seite unseres Tageslebens zugewandt. Sein Essay über K. Ferdinand Meyer hat viel Anklang gefunden, und seine erst kürzlich erschienene Sammlung „Im Wandern und Werden“.**) wird auch dem Ästhetiker Holzamer, wie ich hoffe, manchen Freund neu zuführen. Es sind klare, stilistisch formvollendete Aufsätze, die er hier gesammelt hat, über allerlei Themen, überall, wenn auch manchmal nicht aus ausgefahrenen Gleisen herausgehoben, doch den selbsttätig denkenden Menschen mit eigenem, gesundem Urteil verratend. Und daß der Dichter auch hier nicht zurückbleibt, dem Ganzen einen stillen Hauch seiner Schöpferkraft verliehen hat, nimmt den, der Holzamers Schreibweise kennt, nicht Wunder.

*) Leipzig 1902. Verlag von Eugen Diederichs.
**) Berlin 1905. Wiegandt & Grieben.

Der Kasseler Weinberg.

Eine Plauderei über seinen früheren Zustand und seine Besiedelung von H. Reinhard Hochapfel.

(Geschrieben im Winter 1891/92.)

Mit Anmerkungen von Dr. Philipp Losch.

(Fortsetzung.)

Der Weinberg war in den dreißiger Jahren durch zwei Wege von der Stadt aus zugänglich, und zwar durch einen am oberen Ende der Königsstraße am Rondel (jetzt Wilhelmshöher Platz bezeichnet) beginnenden Gartenweg neben der Arnoldschen Tapetenfabrik (jetzt Nr. 4) und einen zweiten gleich hinter dem Torwachtgebäude südwärts rechtwinklig abführenden Gartenweg (Humboldtstraße).[1]

[1] Im Arnoldschen Hause wohnte 1847/48 der unlängst verstorbene Maler Adolf Menzel als Gast seines intimen Freundes Karl Arnold und schuf dort den großen Karton „Einzug der Herzogin Sophie von Brabant in Marburg.“

Betrat man vom Rondel (damals eine kreisrunde mit Kugelakazien bepflanzte Grasfläche) den noch mit einem hölzernen Tor verschließbaren Gartenweg (heutige Weinbergstraße), so hatte man links den am oberen Ende der Karlstraße beginnenden, hinter dem Landgraf Friedrichs-Marstall (jetzigen Hause Nr. 32 der großen Friedrichstraße) bis nach der Frankfurter Landstraße sich ausdehnenden Garten des Kunstgärtners August Schelhase zur Seite, während rechts in einem Teile des städtischen Parkes die Baumschule eingerichtet war. Noch heute (1891) stehen dort auf dem Gartengrundstück des Fabrikanten S. Hirsch prächtige Baumexemplare aus der damaligen Zeit.

Es existierten anfangs der dreißiger Jahre in Kassel nur zwei Kunstgärtner (der zweite war der oben erwähnte Gollenhofer vor dem Frankfurter Tor), und der Schelhasesche Garten war auch für Fremde eine Sehenswürdigkeit; uns Kindern erschien er aber als das Ideal eines Gartens. Heute, nachdem in Kassel reizende Privatgärten entstanden sind, würde er uns in vielen Teilen recht kindlich erscheinen, namentlich in Beziehung auf die Ausschmückung. So befand sich in ihm ein Warmhaus, ausschließlich für Kakteen bestimmt, deren Töpfe mit allerhand Baumborke, Mineralien und Konchilien bedeckt waren, während die Kaktuspflanzen selber eine Menge ausgestopfter Vögel, Schlangen und Affen scheinbar belebten. — Parallel mit der jetzigen Weinbergstraße lief ein langer Gang von schönen Ziersträuchern an weißgestrichenem Spalier, oft von einer niedlichen Laube unterbrochen, die mit ebenfalls weißgestrichenen Statuetten auf Holzgestellen flankiert waren. Tische und Stühle waren auch weiß gestrichen. Die schmalen Wege zwischen den Blumenbeeten waren stets mit gelbem Sand bestreut und sauber geharkt. Aber trotzdem an vielen Orten an Tafeln die den Besuchern stets bereitwilligst geöffneten Anlagen zur Schonung empfohlen wurden, fand man an Nachmittagen in den Lauben weggeworfene Frühstückspapiere, Eierschalen und dergleichen. — Daß aber Herr Schelhase (lange Jahre Mitglied des Kasseler Stadtrates) auch befähigt war, größere Anlagen künstlerisch auszustatten, hat er bei der Umgestaltung des städtischen Wäldchens am Kratzenberg bewiesen, dessen nördlichen, mit Bäumen und Gestrüpp bewachsenen Abhang er mit schönen Fahr- und Fußwegen, sowie mit hübschen Plätzen und mit Borkenhäuschen verschönte. —

Dem Schelhaseschen, äußerst reinlich gehaltenen Garten gegenüber lag ein ganz verkommenes kleines Anwesen, die Ullenburg genannt, welches von einem Maurer und Hausschlächter Debus (der Schluttendewes genannt) bewohnt wurde. — Das niedrige, einstöckige Häuschen hatte ein zerfallenes Ziegeldach, aus welchem hier und da die Dachsparren und Latten hervorsahen, die Fenster waren teilweise zertrümmert oder mit Papier verklebt. Angebaut war ein mit Stroh gedeckter hölzerner Ziegenstall, und vor dem Haus und Stall hatten sich Haufen von Scherben, Schutt und Dünger angesammelt. Ich vergesse nicht, daß ich einst an einem heißen Sonntag-Nachmittag zwei vom Felsenkellerbier viehisch betrunkene kurfürstliche Garde du Corps — es waren die ersten Berauschten, die ich in meinem Leben gesehen — sich in ihren weißen Staatsuniformen auf dem Mist herumwälzen sah, die kaum noch lallen konnten, und daß ich damals in meiner Kinderphantasie diesen Zustand mit der Zaubergewalt der in dem Häuschen gedachten Hexe in Verbindung gebracht habe. Als ich in reiferen Jahren in der Odyssee den Gesang von der Kirke und den Gesellen des Odysseus las, ist mir diese Szene wieder lebhaft ins Gedächtnis gekommen. Der gemauerte, mit hölzernem Dache versehene Ziehbrunnen, welcher in der Nähe der Ullenburg stand, befindet sich heute (1891) noch, aber mit großen Sandsteinquadern bedeckt, in dem Park der Murhardschen Stiftung (früher Fürstlich Hanauischem Park), gegenüber dem Garten des Fabrikanten S. Hirsch.

Dicht neben dem Schelhaseschen Garten und von diesem nur durch den von der Frankfurter Landstraße[2]) heraufführenden ersten Weg getrennt, lag, nach Westen sich erstreckend, der Garten des Meßkommissars Espe, der in neuerer Zeit durch den Rechtsanwalt Dr. Karl Oetker (Friedrich Oetkers Bruder) mit dem Hause Nr. 15, und durch Dr. Richard Harnier mit dem Hause Nr. 17 bebaut wurde. — Hieran schlossen sich die Felsenkeller, oder vielmehr die Gärten über denselben, der Eissengarthensche, westlich daneben der von Heine (nachher Schwaner), und unter diesem der von Peilert. — Unser Großindustrieller, Geheimer Kommerzienrat Henschel, erwarb im Januar 1868 zuerst den Schwanerschen Garten für 17 000 Taler und ließ denselben, nachdem die hölzernen Wirtschaftsgebäude entfernt waren, durch den Berliner Architekten Professor Lucä mit einer Villa und Nebengebäuden geschmackvoll bebauen; später (1887) wurde der Peilertsche Garten dazugezogen (der Kaufpreis betrug 60 000 Mark) und die Terrassenbauten in demselben durch den hiesigen Architekten Eubell mit großartigen Treppenanlagen und Pergola ausgeführt. — Heute (1891) besteht nur noch der

---

[2]) Die Brücke, die hier über die Straße führt und den Weinberg mit der Bellevue verbindet, wurde erst 1873 erbaut.

Eissengarthensche Felsenkeller als öffentlicher Biergarten.[3])

In den dreißiger Jahren war das Terrain der Gärten über den eigentlichen Felsenkellern nicht, wie heute, durch hohe Futtermauern[4]) geebnet, sondern die Anlagen waren auf dem abfallenden Terrain mit Grottensteinen und Borkenhäuschen hergestellt, und nur auf einem kleinem Teil des Abhanges war durch Abtrag eine künstliche Ebene geschaffen, auf welcher auch eine Musiktribüne stand, die oft von Tyroler Natursängern, die damals Mode wurden, besetzt war. — Hier hat der damalige Referendar, der geniale Ernst Koch (Pseudonym Dr. Eduard Helmer), wie er selbst erzählt, seinen „Prinz Rosastramin" zu schreiben begonnen und ist gleich im ersten Kapitel vom Probator Lamlius gestört worden.

Für die Tyroler Sänger, die damals noch echt waren und jeden mit „Du" anredeten, schwärmte zu jener Zeit alles, und auch Koch hat ihrer im 21. Kapitel seines „Prinz Rosastramin" in einer begeisterten Lobrede gedacht. —

Das „Duzen" war indes schon von dem Tyroler Professor Sylvester Jordan auf dem Felsenkeller eingeführt, der als Vertreter der Universität Marburg Mitglied der Kurhessischen Ständeversammlung war und großen Teil an der Verfassung von 1831 hatte. — Jordan war im Sommer fast täglicher Gast auf dem Felsenkeller, und auch seine spätere Nachtigall, der Dichter Franz Dingelstedt[5]), wird nach 1836, wo er Gymnasiallehrer in Kassel wurde, oft mit seinen langen Fortschrittsbeinen den Felsenkeller bestiegen haben. —

[3]) Auch dieser besteht heute nicht mehr, seitdem er im Jahre 1901 für 800000 Mark in den Besitz der Familie Henschel übergegangen ist. An seiner Stelle erhebt sich seit 1902 der Prachtbau des neuen „Hauses Henschel". Über die Geschichte und den Untergang der Kasseler Felsenkeller vgl. den Aufsatz von Karl Neuber im „Hessenland" 1902, S. 118 ff.

[4]) Der Riesenbau der Henschelschen Stützmauern nach der Frankfurter Straße zu ist im Jahre 1903 begonnen.

[5]) Dingelstedt war 1836—38 Lehrer am Kasseler Gymnasium. Sein für die Befreiung Jordans an den Kurprinzen-Mitregenten gerichteter „Ostergruß aus Kurhessen" war seiner Zeit in aller Mund.

(Fortsetzung folgt.)

Gottes Größe in der Natur.

Zwölf Hymnen von Hugo Frederking (Kassel).

Winter.

Groß bist du, Gott, in der Natur,
Und herrlich sich zeigt deiner Allmacht Spur!
Ob im Nordwind tanzen die letzten Blätter,
Ob der Winter nahet im Hagelwetter,
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Wenn die Wasser, die stürzenden, endlich im Fallen
Zu Nadeln erstarren und Eiskrystallen,
Drin die Sonne sich spiegelt in neckischem Blinken,
Bis hernieder im Wirbel die Flocken sinken,
Dann zeigst du, Erhabner, uns deine Größe,
Indem du bedeckest der Erde Blöße!
Ob die Ebne sich schmücke mit schneeiger Decke,
Ob zum Himmel das Hochgebirge sich recke,
Wo im Alpglühen leuchten die weißen Firnen
Und feurig erglänzen der Gletscher Stirnen,
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Ob der Ostwind über das Eisfeld braust,
Darunter die Fluten erstarrt und gebannt,
Ob nieder beim West die Lawine saust,
Daß der Donner sich bricht an der Felsenwand,
Sie wandeln, Allmächtger, in deiner Spur!
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Frühling.

Groß bist du, Gott, in der Natur,
Wie immer sich zeigt deiner Allmacht Spur!
Lind hauchend lässest du neues Leben
Aus der Erde Schoße empor sich heben!
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Schon beginnen die Wiesen frisch zu ergrünen,
Schneeglocken läuten, dem Lenz zu dienen,
Bis das Veilchen ihm haucht seine wonnigen Düfte
Und der Flieder schwängert die Zephyrlüfte
Mit süßen Gerüchen! — Und auf dein Wollen
Beginnen die Farne im Wald zu entrollen
Die zierlichen Wedel, und auf dein Winken,
Allmächtiger, zeigt sich ein freudiges Blinken
Von Lenzesblüten, bunten und weißen,
Und für alle will ich voll Dank dich preisen:
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Und horch, mein Jauchzen zurück mir klingt
Aus Tausenden jubelnder Vogelkehlen!
Das flötet und zwitschert, das pfeift und singt,
Als woll' es der ganzen Welt erzählen,
Wie mannigfach, Gott, deiner Allmacht Spur,
Wie groß du bist in der Natur!

Sommer.

Groß bist du, Gott, in der Natur,
Und wundervoll prangt deiner Allmacht Spur!
Nun atmet alles voll Liebeswonne
Im Lichte der glühenden Sommersonne
Am holden Busen der Mutter Natur!

In satten Farben erscheinen die Felder,
In üppigem Grün die erhabenen Wälder!
In Wiesen, an Rainen, in Gärten und Hecken
Nun zahllose Blüten die Köpfchen recken!
Kaum haben die einen ihr Dasein erfüllt,
Daneben schon wieder es knospt und quillt,
Und andre entfalten die zierlichen Blätter
Im Sonnenschein oder im Regenwetter!

In den größten wie kleinsten erfüllt sich das Streben,
Zu zeugen ein neues, beginnendes Leben,
Das ewige Wunder der Gottesnatur!

Und alle Geschöpfe im Hochzeitsreigen
Nun freudig durchwandeln die Au und den Wald, —
Und der Mensch steht staunend in seligem Schweigen
Vor der Liebe bezaubernder Allgewalt,
Die der Schöpfer in breiter, umfassender Spur
In das Herz gesenkt der gesamten Natur!

Unwetter und Überschwemmung.

Groß bist du, Gott, in der Natur,
Und gewaltig bezeichnest du deine Spur!
Und müssen wir knieend um Gnade flehen,
Weil wir glauben vor deinem Hauch zu vergehen,
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Ob der Wind nun zerzauset die Heide, die bunte,
Ob den mächtigen Strom er zerwühlt bis zum Grunde,
Ob du wonnige Blüten ihn lässest entblättern,
Oder lässest ihn Baumriesen wirbelnd zerschmettern,
Ob die Wolken hangen vom Firmamente,
Ihre Fluten zu gießen übers Gelände,
Ob die Blitze sprühen in Ungewittern,
Ob im Donner du lässest die Erde erzittern,
Ob die Flüsse über die Ufer treten,
— Wie heiß auch, wie flehend wir zu dir beten, —
Groß bleibst du, Gott, in der Natur!

Ob der Gießbach tobt, ob der Bergstrom brüllt
Und alle Herzen mit Grauen erfüllt,
Ob zertrümmern die Wasser der Menschen Werke, —
— Du zeigest, Gewalt'ger, uns deine Stärke!
Wie furchtbar auch oft deiner Allmacht Spur,
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Firmament.

Groß bist du, Gott, in der Natur,
Und in blendendem Glanze prangt deine Spur!
Und sei es im Großen oder im Kleinen,
Wer möchte dein Wirken, Allvater, verneinen?
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Dort tauchet sie nieder, die Glutengleiche,
Die Wärmespendrin, die Hoheitsreiche,
Durch die du uns spendest des Daseins Wonne,
Die Quelle des Lichts, die erhabene Sonne!
Sie sendet im Windhauch den Abendgruß
Und scheidet mit glühendem Abschiedskuß! —
— Und siehe, — da droben, am Firmamente,
Da regest du tausend geschäftige Hände,
Zu führen durch ungemessene Fernen
Dein unendliches Heer von silbernen Sternen!
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Das glitzert und flimmert und schießt hin und wieder,
Das dehnt sich so endlos hinauf und hernieder,
Und ein Jegliches führst du die glänzende Bahn! —
— O mein Vater, — ich kniee und bete dich an
Und erkenne erschauernd im All der Natur
Und des Weltenbaus deiner Allmacht Spur!

Sommernacht.

Groß bist du, Gott, in der Natur
Und hold deiner segnenden Liebe Spur!
Ist der glühende Tag nun zur Ruhe gegangen,
Hält mich wonnig die kühlende Nacht umfangen
Und zeigt mir dein Wirken im All der Natur!

Leis zirpend im Grase die Heimchen singen,
Vom zierlichen Moose die Kapseln springen,
Hier träumet ein Vöglein noch minnig und leise,
Der Uhu heult dort seine grausige Weise,
Das Raubtier schleicht durch die Büsche, die dunkeln,
Aus denen die Leuchtkäfer blitzend funkeln. —
Wenn hier sich die Blumen zur Nachtruh schließen,
Dort andre verdoppelt den Duft ergießen!
Es klagen die Unken im nahen Weiher,
Die Frösche daneben stimmen die Leyer
Und jubeln ihr Bestes zum Lob der Natur!

Der bleiche Mond steigt über die Gipfel
Und ergießet sein Licht auf die grünen Wipfel,
Und wie kosendes Flüstern in holden Träumen
Klingt's aus dem Zephyr über den Bäumen,
Und sie schauern, o Gott, unter deiner Spur,
Da du liebend durchwallest die weite Natur!

Sommermorgen.

Groß bist du, Gott, in der Natur
Und wundervoll deiner Allmacht Spur!
Im Grauen der Nacht noch lieget geborgen
Der sonnige, wonnige Sommermorgen,
Still atmend noch schlummert die weite Natur!

Da färben sich rötlich der Berge Spitzen,
Am Horizont zeigt sich ein Flimmern und Blitzen,
Das Frührot sich spiegelt im Tauesströpfchen,
Und die Rosen heben zum Licht die Köpfchen,
Es zittern die Bäume in leisem Säuseln,
Und im Frühwind die Wellen des Weihers kräuseln. —
— Nun hebt sich die Sonne, — du sprichst dein Werde
Von neuem über die jauchzende Erde,
Und alles eratmet in seliger Lust
Und singet dein Lob aus voller Brust:
Groß bist du, Gott, in der Natur!

So golden die Sonne ihr Licht verbreitet,
So freundlich sie über die Wiesen gleitet
Und über die Wälder, die strotzende Au,
Zu küssen von Blättern und Halmen den Tau,
Und Segen ergießet über die Flur
Der allmächtige Gott in breiter Spur!

Sommersegen.

Groß bist du, Gott, in der Natur
Und segenerfüllt deiner Allmacht Spur!
Schon quellen unter deinen Händen
Die reifenden Früchte an allen Enden
Empor aus dem Schoße der Mutter Natur!

Die saftigen Beeren im weiten Walde,
In Gärten, — an Hecken, — auf grüner Halde,
Die blühenden Gräser auf breiten Wiesen,
Die Ähren, die üppig den Halmen entsprießen,
Sie predigen laut durch alles Gelände
Vom Reichtum deiner segnenden Hände!
Du streuest zur Erde deine Gaben,
Um alle Geschöpfe voll Güte zu laben! —
— Ob arm oder reich, — bei des Sommers Segen
Singt der Mensch dir Dank auf allen Wegen!
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Schon bräunt sich am Haselbusch die Nuß,
Die Ecker und Eichel an mächtigen Bäumen! —
— Der Vollendung entgegen sich dehnen muß,
Was geruhet bisher noch in Kindheitsträumen!
Eine Fülle von Leben in Wald und Flur
Zeigt Gottes Größe in der Natur!

Das Meer.

Groß bist du, Gott, in der Natur,
Überwältigend hehr deiner Allmacht Spur!
Das herrliche Meer, so weit, so weit,
Läßt mich ahnen die ew'ge Unendlichkeit
Deiner Größe, o Vater, in der Natur!

Wenn im brauenden Nebel die Ferne graut,
Der rings am Strande die Gräser betaut,
Dann scheint sich in den verschleierten Weiten
Des Meeres ein Wunder vorzubereiten!
Und siehe, jetzt wallet's, es reißen geschwinde
Den Schleier in Fetzen die säuselnden Winde,
Und bis in die endlose Ferne lacht
Still atmend das Meer nun in silberner Pracht!
Die Herrlichkeit zwingt in die Knie' mich nieder,
Und stammelnd jauchz' ich wieder und wieder:
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Und von deiner Urkraft kommt mir ein Ahnen,
Wenn der Sturm nun heulend zieht seine Bahnen,
Wenn die schäumenden Wogen nun hoch sich türmen,
Als wollten Giganten die Himmel stürmen! —
— Und wiederum ist's deine Allmacht nur,
Die urplötzlich stillet den Kampf der Natur!

Ernte.

Groß bist du, Gott, in der Natur,
Und allmächtig schwebtest du über die Flur,
Um mit sorgsam waltenden Augen und Händen
All die Wunder der Schöpfung des Jahrs zu vollenden!
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Wer hieß euch Ähren die leeren Hüllen
Mit den kostbaren, gelben Körnern füllen?
Wer hieß euch mählich die Köpfchen neigen,
Als lauschtet ihr in seligem Schweigen
Dem üppigen Werden in eurem Schoß? —
— Wer hieß euch Früchte, klein und groß,
An Büschen und Bäumen so zart euch ründen
Und eure Wangen sich rosig entzünden,
Als lüdet ihr schüchtern zum süßen Schmause
In eure grünumschattete Klause? —
— Das gebot euch der Schöpfer der weiten Natur!

Zur Ernte nun tausend Hände sich regen!
Es neigt sich die Ähre der Sichel entgegen!
— Zwar sind nun erblichen die grünen Farben,
Doch — Vater — dein Segen aus wuchtigen Garben
Entgegen uns lacht in der weiten Flur!
Groß bist du, Gott, in der Natur!

Herbst und Winter.

Groß bist du, Gott, in der Natur
Und wundervoll deiner Allmacht Spur!
Nun lässest du wieder, bis neu sie erstehen,
Die schaffenden Kräfte zur Ruhe gehen,
Es erstirbt das Leben in der Natur!

Noch raubt man dem Weinstock die letzten Trauben,
Doch die Bäume beginnen schon, sich zu entlauben,
In bunten Farben prangen die Wälder,
Und heller wie je strahlt über die Felder
— Die kahlen — die Sonne in goldener Pracht! —
— — Da plötzlich — ein Eishauch über Nacht! —
— Ein Sturmwind tobet am anderen Tage
Und heult wie in weher Totenklage! —
Dahin ist der Sommer mit all seinem Glanze!
Aus den Wolken wirbeln in rasendem Tanze
Die ersten Flocken durch die Natur!

— Doch, — ist auch die Erde bald starr und tot,
Und breitet der Winter die kalten Hände
Von neuem über die weiten Gelände, —
— Noch strahlet das Abend- und Morgenrot,
Noch glänzt allerwärts deiner Allmacht Spur —
— Du herrlicher Gott, — in der weiten Natur!

Liebe und Gnade.

Groß bist du, Gott, in der Natur,
So lieblich wie hehr deiner Allmacht Spur!
— Uns Menschenkinder hast du geladen,
Zu genießen die Fülle deiner Gnaden,
Deiner sorgenden Liebe im All der Natur!

Du spendest den Geist mir, um dich zu erkennen! —
— Und, — dich mit dem holdesten Namen zu nennen,
Den des Menschen stammelnde Lippen lallen,
Wenn kaum er begonnen sein Erdenwallen,
Versenkst du ins Herz mir die grünenden Triebe
Einer alles umfassenden, göttlichen Liebe!
— Mein Vater! — so jauchze ich himmelan,
Was hast du für Gnade mir angetan,
Daß auf Erden, am Himmel, zu jeder Zeit
Ich schauen darf deine Herrlichkeit,
Deine Größe, Allgütiger, in der Natur!?

Drum laßt mich der ewigen Predigt lauschen —
Und an ihr mich in jubelnder Wonne berauschen,
In der die hochherrliche Mutter spricht,
Die ich lieben will, bis das Herz mir bricht,
Denn mit Wahrheit kündet die Allmacht nur
Und die Größe Gottes — die Mutter Natur!!

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Der von General Eisentraut geleitete letzte Kasseler Herrenabend im Wintersemester wurde ausgefüllt durch einen bedeutungsvollen Vortrag des Museumsdirektors Dr. Böhlau über die Altenburg bei Niedenstein. Der Vortragende ging aus von der neuerdings mehrfach aufgeworfenen Frage, ob die vorgeschichtlichen Befestigungen auf der Altenburg bei Niedenstein im Westen des Langenberges im Zusammenhang stehen mit dem in den Annalen des Tacitus als „caput gentis" erwähnten Vorort der Katten, Mattium. Bekanntlich verbrannte Germanicus auf seinem Zug gegen die Katten Mattium, verwüstete das offene Land und ging dann zum Rhein zurück. Aus dem Bericht des Tacitus geht hervor, daß Mattium nördlich der Edder, an deren linkem Ufer, lag; es muß außerdem zwischen Fritzlar und der Eddermündung gelegen haben. Seit langem hat man als dies Mattium Maden bei Gudensberg angesprochen, die Linguisten haben aber heute mit ziemlicher Einmütigkeit behauptet, daß aus Mattium — vorausgesetzt, daß Tacitus den Namen richtig überliefert hat, woran zu zweifeln kein Grund vorliegt — sprachgeschichtlich niemals Maden

werden könne, dagegen könne sehr wohl Metze daraus entstanden sein; so heißt das Dorf nordwestlich von Gudensberg in der Nähe des Warteberges in der Schlinge eines Flüßchens gelegen, das von Metze abwärts den Namen Matzoff führt, der das Alter der Ansiedelung verbürgt. Es ist ein seltenes Glück, daß wir den Hauptort eines germanischen Stammes mit solcher Sicherheit bestimmen können, und es käme im Grunde wenig darauf an, ob Maden oder Metze das alte Mattium gewesen ist. Nun kommt aber eine archäologische Entdeckung hinzu. Pfarrer Kleyensteuber zu Martinhagen hat auf der Altenburg etwa 11 Kilometer nordwestlich von Metze ausgedehnte Befestigungen gefunden, so daß die Frage nahe lag, ob hier nicht Mattium gelegen haben könne. General Eisentraut, Bibliothekar Dr. Lange und der Vortragende haben sich davon überzeugt, daß die Befestigung der Altenburg tatsächlich germanischen Ursprungs sein muß. Die Untersuchung der Befestigung wurde mit Unterstützung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts in Berlin in vierwöchentlicher Grabung durchgeführt. Sie ergab: 1. die Altenburg ist in germanischer Zeit befestigt worden; 2. sie ist in germanischer Zeit einmal bestürmt worden, wobei ein Teil der Befestigung verbrannt wurde. Hat nun die Altenburg ein Recht, mit Mattium identifiziert oder wenigstens in nähere Beziehung zu ihm gebracht zu werden? Wir unterscheiden eine äußere und eine innere Befestigung. Die äußere präsentiert sich heute als Graben und Wall, sie läuft, wie bei der Milseburg, um den Fuß des Berges herum; auf die äußere nimmt die innere am Rande des Plateaus Rücksicht, sie befestigt diejenigen Stellen, die durch die äußere Befestigung freigelassen werden. Der Wall ist hier zusammengestürzt, aber stellenweise fand man noch kompakte Massen. Dieser Steinwall war also ursprünglich kein Wall, sondern eine Mauer. Interessant sind die vor diese innere Mauer vorgezogenen bogenförmigen, zwingerbildenden Linien an derjenigen Seite, die den einzigen bequemen Zugang bietet. Sie bestehen aus Terrassen, die stellenweise durch Aufschüttungen bis zu 2 Meter Höhe hergestellt sind, und am Rande eine Mauer aus Holz, Erde und Steinen trugen. In der Nähe des alten Eingangs fanden sich in einer mächtigen Aschenschicht verkohlte Baumstämme, mit Hilfe deren die Befestigung gebaut war. Der Brand, der die Torbefestigung hier wie ähnlich auch am Altkönig im Taunus zerstört hat, rührt zweifellos von einem feindlichen Angriff auf die Burg her. Es fragt sich nun, in welche Zeit die Burg anzusetzen ist. Schuchhardt, der zuerst eine wissenschaftliche Chronologie der vorgeschichtlichen Befestigungen aufgestellt hat, hält Zwingerwälle wie die hier gefundenen für das Zeichen sächsischer Burgen. Aber auch auf der Milseburg fanden sich schon solche vorgeschobenen Wälle, die von dem Hauptwall zwingerartig ausgingen, und die Befestigungen auf der Milseburg sind unbedingt germanischen Ursprungs. Außerdem fanden sich in den Wällen und Mauern der Altenburg zahlreiche Scherben, die eine Datierung in die zwei letzten Jahrhunderte vor Chr. Geb., also in die Spät-La Tènezeit, ermöglichten. Da aber die ganzen Anlagen aus einem Guſſe sind und nicht in verschiedenen Zeiträumen angelegt worden sind, so müssen wir sie insgesamt für altgermanisch halten. Stellen wir nun in Bezug auf diese germanische Befestigung der Altenburg die eingangs formulierten Fragen, so müssen wir die erste verneinen. Aus dem einfachen Grunde, weil die Altenburg nicht an der Matzoff liegt, Mattium aber natürlich an dem „Metze-Wasser" gelegen haben muß. Wir wissen ferner, daß wohl die Kelten in befestigten Burgen gewohnt haben: solche keltische „oppida" sind der Hradist bei Stradonic, sind Bibracte (Mont Beuvray) und Alesia (Alise St. Reine), letztere aus Caesar bekannt, auf denen heute noch deutliche Spuren dauernder Besiedelung nachzuweisen sind. Bis jetzt hat aber noch keine germanische Burg derartige Spuren ergeben, wir müssen uns also bei der Angabe der Alten beruhigen, daß die Germanen nicht in befestigten Orten gesessen haben, und da das caput gentis doch wohl eine große Ansiedelung gewesen sein wird, so kann zunächst von der Identifikation der Altenburg mit Mattium keine Rede sein. Die zweite Frage ist die, ob die Altenburg Beziehungen zu Mattium gehabt hat. Diese Frage kann bejaht werden. Solche große Burgen wie die Altenburg waren „Fluchtburgen", in denen ein großer Teil des Volkes seine Zuflucht haben sollte. Das Plateau der Altenburg umfaßt etwa 150 000 qm, ist also etwa doppelt so groß wie der Kasseler Friedrichsplatz. Dazu kamen noch 50—75 000 qm, an den Hängen, also etwa 225 000 qm wären zu belegen gewesen. Auf den Kopf kann man mit Waffen, Lebensmitteln, Vieh 10 qm rechnen; die Burg reichte also für rund 20 000 Leute aus, und wird die Fluchtburg für den Gau an Ems und Edder, in dessen Mitte Mattium lag, für Zeiten der Not gewesen sein. Die Aufgabe dieses Jahres wird es nun sein, die Wohnstätten auf der Burg zu untersuchen. Schon in Lauzes Chronik wird erwähnt, daß dort ein Zentner alte Eisenwaffen und Gold-Münzen (wohl Regenbogenschüsseln) gefunden wurden. Wenn auch die Gleichung „Altenburg = Mattium" nicht stichhalten wird, so wird dadurch die Bedeutung der Altenburg nicht abgeschwächt, sie bleibt immer eine durch ihre Größe, ihre interessanten Anlagen und ihre Datierbarkeit, abgesehen von ihrer Be-

deutung für Hessen, außerordentlich wichtige Burg. Der Vortrag wurde durch eine in riesigem Maßstab von General Eisentraut auf Grund seiner und Dr. Langes Aufnahmen angefertigte Spezialkarte der Altenburgbefestigungen sowie durch eine von ihm gezeichnete Situationskarte der Gegend des alten Mattium, die den Zuhörern übermittelt wurde, unterstützt. In den Dankesworten für den aufschlußreichen und lichtvollen Vortrag hob der Vorsitzende hervor, daß die Frage nach dem alten Mattium ohne den Spaten nicht zu lösen sei; bis jetzt hätten wir immer noch negative Resultate, wir wüßten nur, daß die Altenburg nicht Mattium gewesen sei. Hoffentlich würde man in diesem Jahre der Lösung dieser für Hessen so wichtigen Frage immer näher kommen können. Auf eine Anfrage hin hob Dr. Böhlau hervor, daß die Wasserverhältnisse auf der Altenburg besser gewesen seien wie auf vielen anderen Burgen, wo die Quellen sich am Fuße des Berges befanden; es sei Wasser genug oben gewesen. Dr. Seelig lenkte den Blick nochmals auf das vorgelegte Situationsblatt, aus dem die Schwierigkeit des Geländes zwischen den beiden Flüßchen Elbe und Ems hervorgehe; er zog weiterhin eine Parallele zwischen Metze und Fulda, die beide von hohen Bergen umgeben seien, und hob seinerseits nochmals hervor, daß aus sprachlichen und anderen Gründen nur Metze als das alte Mattium in Frage kommen könne, während Maden die „Wiesenstadt" in der Niederung der Ems gewesen sei. General Eisentraut bestätigte, daß auch er ähnliche Wahrnehmungen in Bezug auf das Gelände gemacht habe. Zum Schluß betonte noch Ingenieur Happel, wie klar die Ausführungen Dr. Böhlaus ergeben hätten, daß bei der Anlage dieser Befestigungsbauten ein wohldurchdachter Plan vorgelegen habe. Die germanischen Befestigungen seien in raffinierter Weise dem jedesmaligen Gelände angepaßt; es herrsche kein starres System, sondern in jedem Falle habe das Gelände die weitgehendste Berücksichtigung gefunden. Aus all diesen wohldurchdachten Anlagen sei zu ersehen, daß unsere Vorfahren nicht als Wilde anzusprechen seien. Diese Befestigungen seien die Vorläufer aller späteren Befestigungsarten bis auf den heutigen Tag; mit den Mitteln und Waffen der damaligen Zeit rechnend, hätten wir eine solche Anlage auch nicht besser ausführen können.

Jubiläum. Am 22. April beging Professor Dr. jur. Wippermann in Groß-Lichterfelde bei Berlin sein 50jähriges Doktorjubiläum. Die juristische Fakultät der Universität Göttingen ließ ihm aus diesem Grunde durch den Präsidenten a. D. Exzellenz Stölzel als Bevollmächtigten die Erneuerung des ihm vor 50 Jahren erteilten Diploms überreichen, in der besonders Wippermanns „verständige Verteidigung der verfassungsmäßigen Rechte im damaligen Kurhessen und später sein mannhaftes Eintreten für die vaterländischen Einheitsbestrebungen" ehrend hervorgehoben werden.

Arnold Rechberg. In seinem Aprilheft (Nr. 191, 1906) bringt der Pariser „Figaro illustré" unter der Überschrift: „Un Statuaire philosophe" eine eingehende, durch zahlreiche Illustrationen unterstützte Studie über den Bildhauer Arnold Rechberg, einen gebürtigen Hersfelder. Die photographischen Reproduktionen seiner Werke bekunden, daß Rechberg trotz seiner Jugend ein eigenartiger Meister sowohl der plastischen als linearen Fom ist; neben dem Marmor dient ihm besonders der Karton zum Ausdrucksmittel seines künstlerischen, vorwiegend mystisch-philosophischen Schaffens. Seine Büste des „sterbeuden Moses" erregte im vergangenen Jahr in Dresdener Museum besonderes Aufsehen, aber auch die fast durchweg in kosmischen Allegorien schwelgenden Kartons sind mit solcher Eindringlichkeit und Eigenart gezeichnet, daß ihr Schöpfer neben der französischen auch bereits die deutsche Kunstkritik in hohem Maße beschäftigt hat.

Todesfälle. Am ersten Ostertag starb Oberforstmeister Hintz, der, aus Pommern gebürtig, seit 1890 in der hessischen Forstwirtschaft tätig gewesen war, nachdem er bereits in den 70er Jahren 5 Jahre hindurch zu Salmünster Oberförster gewesen war. Namentlich die Aufforstungen in der Rhön und die Erweiterung der Forstkulturen am Meißner waren sein Werk; noch in jüngster Zeit verwandte er sich beim Landwirtschaftsminister für die Erhaltung des Eichwäldchens bei Bettenhausen. Drei Jahre lang wirkte Hintz auch bei Bismarck in Friedrichsruh als Oberförster des Sachsenwaldes.

Zu Bremen wurde in dem am 23. April verstorbenen bekannten naturwissenschaftlichen und pädagogischen Schriftsteller und Schuldirektor Professor Dr. Franz Buchenau ein hessischer Landsmann zu Grabe getragen. Buchenau wurde am 12. Januar 1831 zu Kassel geboren, war aber schon seit 1855 an der ersten in Bremen begründeten Realschule tätig. Im Jahr 1876 begründete und organisierte er die dortige Realschule beim Dovertor. Als botanischer Fachmann hatte er, wie wir einem eingehenden Nekrolog Professor Dr. Grosses in der „Weserzeitung" entnehmen, insofern Einfluß auch auf den Unterricht in anderen Lehranstalten, als seine „Schulflora" (5. Aufl. 1901) in einer Reihe von höheren Schulen Eingang fand. Insbesondere hatte Buchenau große Verdienste um die Belebung des naturwissenschaftlichen Interesses in Bremen, namentlich auf dem

Gebiet der Botanik. Als Kenner der Familien der Juncaceen und Alismaceen genoß er Weltruf. Fast 20 Jahre hindurch, bis zum Jahre 1902, war er Präsident des Bremer naturwissenschaftlichen Vereins, den er vor 42 Jahren mit begründen half. Die Landeskunde von Bremen und Umgegend behandelte er monographisch in einem stattlichen Band (1863, 3. Aufl. 1900). 1881 erschien die erste Auflage seiner durch die kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften finanziell geförderten „Flora der ostfriesischen Inseln" (4. Aufl. 1801); 1894 gab er eine grundlegende „Flora der nordwestdeutschen Tiefebene" heraus. Erst im vorigen Spätsommer war ihm seine Gattin im Tode vorausgegangen.

Denkstein. Ein Leser unserer Zeitschrift stellte uns eine Ansichtskarte zur Verfügung, die ein bei Red Bank (Mercer), jenem durch die starken hessischen Verluste und den Tod des Obersten von Donop bekannten Fort, stehendes Monument darstellt. Der Denkstein wurde zu Ehren des amerikanischen Generals Christoph Greene errichtet, der dieses Fort gegen die unter Donop anstürmenden Hessen verteidigte, und trägt eine Inschrift, die in deutscher Übersetzung wie folgt lautet:

„Dieses Denkmal wurde am 22. Oktober 1829 errichtet, um bei der Nachwelt das Andenken an den patriotischen und tapferen Oberstleutnant Christoph Greene lebendig zu erhalten, der mit 400 Mann bei Redbank am 22. Oktober 1777 die 2000 damals in britischen Diensten stehenden Hessen besiegte. Unter den Verwundeten befand sich deren Kommandeur, Graf Donop, der dann an seinen Wunden starb. Seine Leiche wurde nahe der Stelle, wo er gefallen war, bestattet.

Eine Anzahl New-Jersey- und Pennsylvania-Freiwillige, deren Wunsch es war, das Gedächtnis des ausgezeichneten Offiziers und seiner Soldaten, die in dem ruhmreichen Unabhängigkeitskrieg kämpften und bluteten, zu verewigen, errichteten dies Denkmal am 22. Oktober 1829."

Wie uns mitgeteilt wird, soll am 21. Juni d. J. dieses Denkmal durch ein neues ersetzt werden, dessen Sockel 16 Tonnen schwer, und dessen Säule 60 Fuß hoch ist; auf ihrer Spitze soll diese durch die Statue eines Kontinental-Soldaten gekrönt werden.

Der tödlich verwundete Donop wurde in das Fort getragen, wo er drei Tage später starb. Auch ihm wurde, wie schon Strieder 1798 mitteilt, an der Stelle vor dem Fort, wo ihn die Amerikaner mit allen kriegerischen Ehren bestatten ließen, ein Stein mit der horazischen Inschrift gesetzt: Multis flebilis occidit.

Personalien.

Ernannt: Se. Hoheit Landgraf Chlodwig von Hessen zum Rittmeister à la suite der Garde du corps; Pfarrer Both in Waldkappel zum Metropolitan der Pfarreiklasse Waldkappel; Amtsrichter Frhr. v. Stein zum Landrichter in Wiesbaden; Regierungsassessor Dr. Trapp in Kassel zum Regierungsrat; Regierungsassessor v. Lucke in Marienberg zum Landrat im Oberwesterwaldkreis; Gerichtsassessor Wicher in Kassel zum Landrichter in Limburg a. L.; Gerichtsassessor Hesse in Nordhausen zum Amtsrichter in Langenselbold; Gerichtsassessor von Baumbach in Lichtenau zum Amtsrichter daselbst; Gerichtsassessor Goebel in Ziegenhain zum Amtsrichter in Birstein; Gewerbeassessor Müller in Kassel zum Eichungsinspektor.

Verliehen: dem Intendanten des Königl. Hoftheaters in Kassel Kammerherrn Freiherrn von und zu Gilsa der Stern zum Roten Adlerorden 2. Kl. mit Eichenlaub; dem Oberlehrer a. D. Dr. Kappel in Marburg sowie dem Oberlandmesser v. Rhein in Kassel der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Amtsanwalt Weitzel zu Steinau der Kronenorden 4. Kl.; dem Oberarzt Dr. Loock aus Rinteln der Kronenorden 4. Kl. mit Schwertern als Teilnehmer an dem Kriege in Südwestafrika; den Kreistierärzten Schlitzberger in Kassel, Kobel in Volkmarsen, Stamm in Kirchhain und Collmann in Hanau, letzterem beim Ausscheiden aus dem Dienst, der Charakter als Veterinärrat.

Versetzt: Landmesser Rabeneick in Kassel an die Spezialkommission zu Fulda: Kreistierarzt Ohlmann zu Schildberg in Posen nach Witzenhausen.

Übertragen: Sr. Exz. dem Generalleutnant z. D. von Bornstedt die Geschäfte des Brunnendirektors zu Bad Nenndorf.

Geboren: ein Sohn: Dr. F. A. Schulze und Frau Ilse, geb. Schmidt (Marburg, 15. April); Leutnant Nelle und Frau Ottilie, geb. Trost (Schlettstadt, 25. April); Oberlehrer am Kgl. Gymnasium C. J. Schlitt-Dittrich und Frau (Fulda, 27. April); — eine Tochter: Hauptmann Hermann und Frau Martha, geb. von Collas (Kassel, 20. April); Oberlehrer Wallenfels und Frau (Marburg, 23. April); — ein Sohn und eine Tochter: Archivar Dr. Küch und Frau (Marburg, 23. April).

Gestorben: Frau Dr. Elise Suchier, geb. Sauer, Witwe des Prorektors, 65 Jahre alt (Frankfurt, 7. April); Frau Rechnungsrat Friedericke Beckmann, geb. Geubel, 75 Jahre alt (Fulda 10. April); prakt. Arzt Dr. med. Theodor Léderer, 40 Jahre alt (Remscheid, 13. April); Frau Emilie Schaum, geb. Hatzfeld (Marburg, 13. April); Oberforstmeister Robert Hintz, 66 Jahre alt (Kassel, 15. April); Fräulein Ida Haas, 90 Jahre alt (Kassel, 15. April); Frau Philippine Jungklaus, geb. Helwig, Witwe des Hofbuchhändlers (Kassel, 16. April); Frau Sophie Kugelmann, geb. Hahn, 60 Jahre alt (Kassel, 17. April); Major a. D. Karl Giulini (Meran, 18. April); Fräulein Helene Backhaus, 70 Jahre alt (Michelbach, 18. April); Telegraphendirektor a. D. Wilhelm Ziegler, 58 Jahre alt (Kassel, 20. April); Frau Lina Burchard, geb. Hobes, 37 Jahre alt (Fulda, 20. April); verw. Frau Franziska Emilie Hauck, geb. Dernbach, 80 Jahre alt (Fulda, 22. April); Gymnasial-Oberlehrer a. D. Hugo Heimke (Marburg, 22. April); Stationsvorsteher a. D. Martin Wiegand, 80 Jahre alt (Kassel, 23. April); Postsekretär Jakob Schalles (Gudensberg, 23. April); Direktor a. D. Professor Dr. Franz Buchenau, 75 Jahre alt (Bremen, 23. April); Frau Anna Fischer, geb. Hirsch, 58 Jahre alt (Marburg, 24. April): Frau Johanna Boedicker, geb. Schaumburg, Witwe des Obersten, 73 Jahre alt (Kassel, 25. April); Kommandeur und Lotsinspektor der Freien und Hansestadt Hamburg Karl Körbell, 58 Jahre alt (Cuxhaven, 26. April).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 10. XX. Jahrgang. Kassel, 16. Mai 1906.

Sehnsucht im Alter.

Je weiter du schrittst in das Leben hinein,
Zur Vergangenheit kehrst um so lieber du ein,
Doch nicht zu den Stürmen der Leidenschaft,
Noch zum Wonnerausch überschäumender Kraft,
Zum Schauplatz der Kindheit, der Jugend nur,
Zu den stillen Freuden der Heimatflur.

Da streckt deine Seele die Schwingen aus
Nach dem Mutterherzen, dem Vaterhaus,
Nach den Rätseln im fernen Nebelland,
An dessen Schwelle die — Sehnsucht stand.
Und weißt du auch längst, was das Leben beut,
Diese Sehnsucht erfüllt deine Seele noch heut'.

Kassel.

Albert Weiss.

Kindergebet.

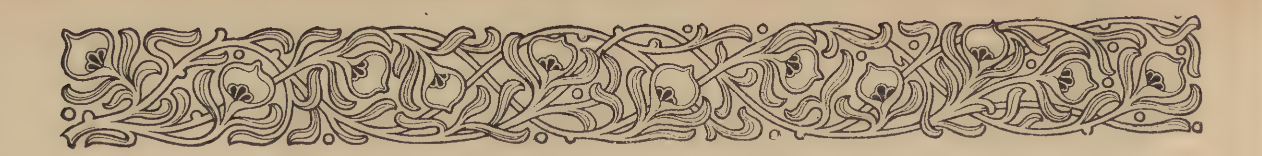
„Lieber Gott, mach' mich fromm,
Daß ich zu Dir in den Himmel komm'!"
Betet stammelnd mein liebes Kind.
Und zwei Händchen sich leise schließen
Und zwei Augen die Englein grüßen,
Die an der Wand überm Bettchen sind.

Lieber Gott, mach' mich fromm,
Daß ich zu Dir in den Himmel komm'! —
Wie mir's bebt auf der Seele Grund!
Hör' ich dies unschuldsreine Flehen,
Muß ich vor Reue und Scham vergehen,
Und mein Herz ist so weh und wund.

Bete für mich! Es tut so not,
Denn mein Herrgott ist starr und tot,
Ward von den alten Zweifeln begraben.
Weck' ihn wieder, du Liebling mein, —
Möchte ein kurzes Stündelein
Etwas von deinem Glücke haben!
— — — — — — — — — — —
Lieber Gott, mach' mich fromm,
Daß ich zu Dir in den Himmel komm'!

München.

Gustav Adolf Müller.



Die Erfindung der Dampfmaschine.

Zum 200jährigen Papin-Jubiläum (1706—1906).

Von Kurt Hering (Darmstadt).

„Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.“

Die Allgewalt der Naturkräfte führt uns unser großer Dichter mit diesen Worten vor Augen, und doch haben diese Zeilen für den Menschen der Gegenwart eine viel umfassendere Bedeutung als, zu Lebzeiten Schillers vor mehr als 100 Jahren, für die damalige Welt. Was wären wir heute ohne „des Feuers wohltätige Macht“? Was wäre mit unserer Kultur? Wie wäre es um die Industrie, wie um den gesamten Weltverkehr bestellt? „Ohne Feuer kein Dampf, ohne Dampf keine Industrie.“ Wir stehen im Zeitalter des Dampfes! Und wie im Märchen der Königssohn die verwunschene Königstochter erlöst, so erweckte die Dampfmaschine die Prinzessin Industrie aus ihrem jahrhundertlangem Schlafe, um vereint mit ihr eine neue Ära in der Geschichte der Menschheit herbeizuführen. Ein neuer Abschnitt nicht nur der Kultur-, sondern auch der Weltgeschichte mußte mit dem Umsichgreifen der Dampfkraft beginnen; Verkehr, Handel und Industrie sind in nie geahntem Maße angewachsen, und die Faktoren, mit denen die Lenker der Staaten jetzt rechnen müssen, haben sich vollständig auf das kulturelle Gebiet verschoben.

Kein Ereignis in der Kulturgeschichte dürfte wohl so oft und so ausführlich erörtert worden sein wie die Erfindung der Dampfmaschine. In allen Geschichtswerken der Physik und der Technik ist sie ausführlich behandelt, und doch finden wir überall derartige Meinungsverschiedenheiten und Widersprüche angehäuft, daß es schwer fällt, sich darüber, wie diese wichtige Erfindung zustande gekommen ist, ein klares Bild zu machen.

Die Namen Worcester, Savery, New Comens und Papin werden im bunten Durcheinander genannt, und beinahe jeder Staat Westeuropas beansprucht die Priorität der Erfindung für sich.

Es ist das unbestreitbare Verdienst Gerlands*), in einer umfassenden Arbeit in unzweifelhafter Weise dargetan zu haben, daß der Erfinder der Dampfmaschine einzig und allein Denis Papin gewesen ist. Im Jahre 1881 gab Gerland im Auftrage der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin unter dem Titel: „Leibnizens und Huygens Briefwechsel mit Papin, nebst Biographie Papins und einigen zugehörigen Aktenstücken“ eine Schrift heraus, aus der klar hervorgeht, daß Deutschland mit Recht stolz darauf sein kann, die erste, für die Zwecke der Industrie wirklich brauchbare Dampfmaschine erbaut zu haben, und daß mit diesem Ereignis der Name Denis Papin unzertrennbar verknüpft ist.

Die erste Papinsche Dampfmaschine wurde im Jahre 1706 fertiggestellt und in Betrieb gesetzt, und wir feiern daher in diesem Jahre das 200. Geburtsfest dieser so überaus wichtigen Erfindung, deren Entstehung und Werdegang kurz dargelegt werden möge.

Denis Papin wurde am 22. August 1647 zu Blois in Frankreich geboren. Schon frühzeitig bezog er als 15jähriger Jüngling die Universität in Angers, wo er sich vor allem dem Studium der Medizin und der Physik widmete. Im Alter von 22 Jahren erlangte er den Doktortitel der medizinischen Fakultät und begab sich hierauf nach Paris, das damals schon als Metropole der Wissenschaften galt.

Seit 1666 wirkte in der französischen Hauptstadt der berühmte holländische Mathematiker, Physiker und Astronom Christian Huygens van Zuylichem. Als Papin nun nach Paris kam, führte ihn das Schicksal mit Huygens zusammen. Huygens, der für die Ausführungen seiner zahlreichen Experimente einen geschickten Assistenten brauchte, hatte bald erkannt, daß in dem jungen französischen Gelehrten ein tüchtiger Amanuensis steckte. Vom Jahre 1672 an finden wir daher

---

*) Vgl. auch desselben Verfassers (E. Gerland) weitere Aufsätze: „Zur Erfindungsgeschichte des Dampfschiffes.“ Zeitschrift d. Ver. deutsch. Ing. XX, S. 461. Berlin 1876. „Über die Papinsche Pumpmaschine.“ Karls Repertorium der Exp.-Physik XII, S. 368. 1877. „Papin und die Erfindung der Dampfmaschine.“ Westermanns illustr. Monatshefte XLVII, S. 438. 1879. „Das sog. Dampfschiff Papins.“ (Entgegnung auf eine Abhandlung B. Stillings in der Zeitschr. f. hess. Gesch. N. F. VIII, S. 205 f.) Zeitschr. f. hess. Gesch. N. F. VIII, S. 221—228.
Die Red.

Papin als Assistent bei Huygens. Die Jahre, die Papin mit dem berühmten Physiker zusammen arbeitete, waren für seinen Entwicklungsgang von weittragendster Bedeutung. Seine Geschicklichkeit in der Anfertigung von Maschinen und Apparaten, sowie seine hervorragende Beobachtungsgabe kamen ihm dabei sehr zu statten. Unter Leitung seines Meisters beschäftigte er sich vor allem mit der Verbesserung der Luftpumpe und mit dem Bau der von Huygens erfundenen Pulvermaschine.

Ludwig XIV., der zu jener Zeit mit der Anlage der Gärten von Versailles beschäftigt war, hatte die Absicht, daselbst große Wasserkünste auszuführen. Die Ingenieure bemächtigten sich des Projektes und überboten einander in der Konstruktion geeigneter Maschinen. Auch Huygens beteiligte sich an der Konkurrenz mit seiner Pulvermaschine, doch wurde seine Konstruktion nicht angenommen, obwohl Ludwig XIV. seinen Minister Colbert damit beauftragt hatte, den von Papin geleiteten Versuchen mit der Huygensschen Pulvermaschine beizuwohnen. Die Experimente fielen zwar zur vollen Zufriedenheit aus, doch wurde der Zuschlag Huygens nicht erteilt.

Wenige Jahre später folgte Papin einem Rufe des Landgrafen Karl von Hessen, der ihm die Professur für Mathematik an seiner Landesuniversität Marburg übertrug. So finden wir daher unseren Gelehrten 1688 in Marburg.

Landgraf Karl trug sich schon lange mit dem Gedanken, Parkanlagen, ähnlich denjenigen in Versailles, zur Verschönerung seiner Residenzstadt Kassel anzulegen. Ein Gelände an den Ufern der Fulda, das jedoch im Überflutungsgebiet lag und einen hohen Grundwasserstand hatte, nahm er für diesen Zweck in Aussicht.*) Er ließ nun seinen Marburger Professor Papin kommen, um mit ihm zu beraten, wie diesem Übelstande abzuhelfen sei. Papin machte nun den Vorschlag, zur Bewältigung der Wassermassen Zentrifugalpumpen, die mit der Huygensschen Pulvermaschine betrieben werden sollten, aufzustellen. Der Landgraf brachte seinem Vorschlage großes Interesse entgegen und ließ ihm zur Anstellung der notwendigen Versuche freie Hand.

Bald jedoch hatte Papin erkannt, daß die Huygenssche Pulvermaschine infolge ihrer Gefährlichkeit, geringen Betriebssicherheit und hauptsächlich ihrer minimalen Leistungsfähigkeit sich nur schlecht zu dem geplanten Zwecke eignete.

*) Die Karlsaue.

Frühere Beschäftigungen, bei denen er die Natur des Wasserdampfes erkannt hatte, veranlaßten ihn, sich nun ganz vom Pulver zu emanzipieren und an seine Stelle den Wasserdampf treten zu lassen. Seine Experimente waren von Erfolg gekrönt und im Jahre 1690 veröffentlichte er eine Schrift: „Neue Methode, die stärksten Triebkräfte mit leichter Mühe zu erzeugen.“ Er schreibt in dieser: „— — — da das Wasser die Eigenschaften hat, nachdem es durch Feuer in Dämpfe verwandelt worden, so elastisch wie Luft zu werden, und nachher durch Abkühlen sich wieder so gut zu verdichten, daß es vollkommen aufhört elastisch zu sein, so habe ich geglaubt, daß man leicht Maschinen machen könne, in denen das Wasser mit geringer Wärme und geringen Kosten die vollständige Leere hervorbringen dürfte, die man vergeblich mit dem Schießpulver zu erzielen versucht hat.“

Es dauerte noch fünf Jahre, bis Papin eine auf diesen Prinzipien beruhende Maschine gebaut hatte. Doch konnte infolge ihrer Schwerfälligkeit und Umständlichkeit diese Maschine nicht den Anspruch machen, ein selbsttätiger Motor zu sein. Als nun Papin glücklich soweit war, durch angebrachte Verbesserungen die der ersten Maschine anhaftenden Übelstände beseitigt zu haben, riß im Jahre 1698 ein Eisgang der Fulda die für die Maschinen bestimmten und bereits fertiggestellten Fundamente weg, ein Unglücksfall, der leider zur Folge hatte, daß das Interesse des Landgrafen vorläufig erstarb und Papin ohne die pekuniäre Unterstützung des Fürsten nicht mehr imstande war, seine Pläne und Experimente weiter zu verfolgen.

Da gab im Jahre 1705 ein Ereignis den Anstoß zur Wiederaufnahme der Arbeiten. Leibniz, der berühmte deutsche Philosoph, dessen Bekanntschaft Papin einst während seines Pariser Aufenthaltes gemacht hatte, und mit dem er seit jener Zeit in regem wissenschaftlichem Briefwechsel stand, übersandte seinem Freunde die Zeichnung einer in England patentierten Dampfmaschine, die auf Grund Papinscher Ideen konstruiert war. Papin begab sich mit dieser Zeichnung zum Landgrafen und setzte diesem auseinander, daß die dem Engländer Savery patentierte Konstruktion mit der seinigen identisch sei. Es gelang ihm, das Interesse des Fürsten wieder wachzurufen, und dieser erteilte ihm den Auftrag, eine Maschine nach seinen Ideen zum Betriebe einer Kornmühle zu bauen.

(Schluß folgt.)

Große Parade auf dem Bowlinggreen in althessischer Zeit.

Ein prachtvoller Frühlingsmorgen im Wonnemonat Mai ist über die alte Hessenresidenz Kassel angebrochen. Glänzender Sonnenschein und laue Winde durchfluten die Luft, ein nachts gefallener leichter Regen hält Plätze und Straßen staubfrei, ohne dabei auf das Erdreich im Auepark allzu nässend gewirkt zu haben. Es ist alles zu einem Paradetag in der herrlichen Karlsaue wie geschaffen. Schon früh morgens regt es sich auf allen Gassen, besonders in der Nähe der Kasernen. Zu Hunderten holen die Soldaten von den Wäscherinnen in der Stadt die weißen leinenen Hosen und Gamaschen, sorgfältig gewaschen und geplättet. Die Offiziere eilen in Paradeuniform in die Kasernen und die liebe Jugend Kassels treibt sich dazwischen herum, um ja nichts zu versäumen. Bald ertönt denn auch von der unteren Königsstraße her Musik, — die Fahnenkompagnie ist es, die aus dem roten Palais am Friedrichsplatz die Fahnen holt. Kurz danach erscheint eine Eskadron Garde du Corps, um ihre Standarte ebenfalls dort zu holen. Zuvor waren schon aus dem alten Palais die silbernen Kesselpauken*) mit rot-samtenen Behängen**), bestickt mit dem Stern des Goldenen Löwenordens und dem Allerhöchsten Namenszug, abgeholt. Auf allen nach der Aue führenden Straßen waren die Truppen schon nach dem Bowlinggreen abgerückt oder im Marsch begriffen. Im alten Schloß, wie es damals kurzweg im Volksmund genannt wurde (auf dem heutigen Exerzierplatz der Kriegsschule), versammelten sich die um Kassel in Quartier†) liegenden Eskadrons des 2. Husarenregiments, auch das dunkelblaue genannt, um hier die beiden in Grebenstein garnisonierenden Eskadrons zu erwarten. Wie schneidig parademäßig sahen die Husaren mit den dunkelblauen, rot gefütterten Pelzen, die über die linke Schulter gehängt waren, aus!

Die Aufstellung war um 9 Uhr befohlen, und zu dieser Stunde waren alle Regimenter und Bataillone in die Paradeaufstellung eingerückt. In dieser standen die Truppen in zwei Treffen aufmarschiert. Im ersten Treffen standen die Infanterie und Artillerie, im zweiten die Kavallerie. Am rechten Flügel des ersten Treffens stand das Leibgarderegiment, es folgten das 1. (Leib-) Infanterieregiment, das Jägerbataillon, das Schützenbataillon, die Pionierkompagnie und das Artillerieregiment. Alle Regimenter und Bataillone standen in Linie und waren vom Mittelpunkt des Orangerieschlosses aus über das ganze Bowlinggreen, die große Allee entlang bis zum Bassin in gerader Front gegen die Oberneustadt ausgerichtet. Hinter dem ersten Treffen hielt in gemessener Entfernung das zweite. Am rechten Flügel dieses Treffens stand die Garde-Gendarmerie, es folgten die Garde du Corps, das 1. (Leib-) Husarenregiment (das hellblaue) und das 2. Husarenregiment (Herzog von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen). Die Garde du Corps war in Linie, beide Eskadrons nebeneinander, aufmarschiert, während die beiden Husarenregimenter in Regimentskolonnen standen, da bei einer Aufstellung in Linie auch dieser Regimenter das Bowlinggreen nicht ausgereicht haben würde. Die Ärzte und Tierärzte befanden sich alle hinter der Front und hielten sich meist in den Alleen am Hirschgraben auf, um bei etwaigen Unfällen herbeigerufen zu werden. Am rechten Flügel des ersten Treffens versammelten sich nach und nach die Generale, die fremdherrlichen Offiziere, die Offiziere des Generalstabes, des Kriegsministeriums und die nicht regimentierten Offiziere. Vor der Paradeaufstellung hielt der die Parade kommandierende General mit Adjutanten. Außerdem stand noch in größerer Entfernung das Kadettenkorps, ohne Gewehre, vor der Front.

Die Ausrüstung und Bekleidung der Truppen war eine ausgezeichnete und mustergültige, insbesondere was im einzelnen das Parademäßige im Anzug betraf. Die Anzüge waren ohne Ausnahme gut verpaßt, die leinenen Hosen und Gamaschen waren tadellos weiß, erstere wiesen zwei vorschriftsmäßige Falten, eine über dem Knie, die andere unterhalb desselben, auf, was einen ungemein sauberen Eindruck hervorrief. Seit dem Jahre 1863 trugen die Infanterieregimenter, die Artillerie und die Pioniere die neuen Helme. Diese waren viel niedriger wie die älteren, auch ging der Haarschweif fast ganz um den Helm herum. Die Jäger und Schützen trugen Käppis mit schwarzen Haarbüschen. Das Musikkorps des Leibgarderegiments hatte die ihm vom Kurfürst Wilhelm II. verliehenen silbernen Instrumente und Schellenbaum — dieselben, die noch heute das kurhessische Füsilierregiment Nr. 80 in Wiesbaden besitzt. Die Hoboisten und Spielleute des Regiments trugen weiße Tornister, sämtliche Mannschaften der Infanterieregimenter, auch Musiker und Spielleute, trugen braune Tornister, während die Jäger und Schützen schwarze, und zwar alle von

---

*) Dieselben, welche heute das 1. kurhessische Husaren-Regiment Nr. 13 besitzt.

**) Befinden sich gegenwärtig im Fahnenzimmer des Unterstocks der Gemäldegalerie.

†) In Waldau und Bettenhausen, Stab in Kassel.

Kalbsfell, besaßen. Die Offiziere zu Fuß hatten schwarzlederne Tornister und trugen ebenfalls, aber nur bei großer Parade, weiße Gamaschen. Auch die Offiziere der Pionierkompagnie trugen Tornister, weiße Hosen und Stiefel mit Sporen. Sämtliche berittene Offiziere trugen schwarze Tuchhosen. Die Musikmeister, Feldwebel und Fahnenträger hatten ebenfalls Tornister auf, ebenso die Bedienungsmannschaften der Fußbatterien. Die Bekleidung der Truppen war im Schnitt, Grundtuch und Farben mit ganz geringen Abweichungen dieselbe, wie die der preußischen Armee.

Die Aufstellung des ersten Treffens in Linie, wie sie oben angeführt ist, beanspruchte viel Raum, nahm doch das Leibgarderegiment allein das ganze Bowlinggreen ein. Am Anfang der großen Mittelallee begann die Aufstellung des 1. Infanterieregiments, es folgten die Jäger, Schützen, Pioniere und zuletzt die Artillerie, deren Geschütze schon ganz in der Nähe des großen Bassins standen.

Wenden wir uns nunmehr dem Verlauf der Parade zu. Die Geduld des Publikums, das von Polizei und berittenen Gendarmen in gemessenem Abstand von der Aufstellung zurückgehalten ward, wurde gar oft auf harte Probe gestellt. Endlich nahte ein Gardegendarm. Das war in der Regel das Zeichen, daß der Kurfürst nunmehr gleich erscheinen werde. Bald sah man diesen denn auch mit kleinem Gefolge an dem Tor, das von der Allee an der kleinen Fulda zum Bowlinggreen führte und jetzt verschwunden ist, zu Pferde steigen. In seinen jüngeren Jahren war der Kurfürst meist von Wilhelmshöhe hierher geritten, später benutzte er einen vierspännigen Wagen. Der oberste Kriegsherr sprengte nunmehr in einem kurzen Galopp dem rechten Flügel des ersten Treffens zu. Kommandos ertönten und vieltausendfaches dreimaliges Hurra der Truppen begrüßte den angestammten Landesfürsten. Zugleich präsentierten die Regimenter, die Fahnen senkten sich und das Musikkorps der Leibgarde spielte: „Heil Dir im Siegerkranz, Heil Friedrich Wilhelm Dir.“ Nachdem der Kurfürst den Frontrapport empfangen und die am rechten Flügel haltenden Offiziere kurz begrüßt hatte, begann das Abreiten der Treffen. Dem Kurfürsten voraus ritten zwei Flügeladjutanten, dann kam dieser selbst mit dem die Parade kommandierenden General und alsdann als Suite die oben erwähnten Offiziere, denen sich ein Stallmeister in rotem Frack und Dreimaster angeschlossen hatte; auch folgte noch der Leibreitknecht des Fürsten. Alle Regimenter und Bataillone präsentierten und schlugen Marsch, sobald der Kurfürst sich dem betr. Truppenteile näherte. Nachdem auf diese Weise das erste Treffen bis zum Bassin hinauf abgeritten war, bog der Kurfürst mit Suite um den linken Flügel der Aufstellung und ritt hinter der Front die kleine Allee hinunter zum Bowlinggreen zurück. Hier sprengte er zum zweiten Treffen, an dessen Spitze seine Lieblingstruppe, die Garde du Corps, hielt und ritt dieses in gleicher Weise ab. Jetzt begab sich der Kurfürst, gefolgt von der Suite, vor die Front der Paradeaufstellung und nahm ungefähr in der Gegend, wo sich früher das Tor befand, Stellung, um den Vorbeimarsch abzunehmen.

Hier begrüßte er kurz die indessen in vierspänniger Equipage mit Aufreiter eingetroffene Fürstin von Hanau, seine Gemahlin, und sonstigen anwesenden hohen Besuch. Die Prinzen des Hauses Hanau standen alle in Parade und trugen das karmoisinrote Band des Goldenen Löwenordens über der Schulter. In der Zwischenzeit hatten sich die Infanterie und Artillerie in Bewegung gesetzt, waren die Hauptallee in Zügen nach dem Bowlinggreen marschiert und formierten sich nunmehr hier zum Parademarsch. Dieser fand das erstemal in Zügen und im Schritt statt, das zweitemal in Kompagnie-, Eskadron-*) und Batteriefront. Die Kavallerie, zu der sich für diesen Vorbeimarsch die reitende Batterie mit 4 Trompetern gesellt hatte, kam im Trabe, wobei es sich oft ereignete, daß beim Schwenken der Eskadrons Mannschaften stürzten und die Pferde dann zur Freude der lieben Jugend reiterlos auf dem Bowlinggreen umherliefen. Ein ernstlicher Unfall ist hierbei nie vorgekommen.

Die Parade hatte nunmehr ihr Ende erreicht, der Kurfürst und seine Gemahlin fuhren rasch ab, und die Truppenteile begannen nach und nach den Abmarsch in die Kasernen und Quartiere. Bald lag die weite Rasenfläche in derselben vornehmen Ruhe wie zuvor. Ein Schauspiel sondergleichen, wie es den Kasselanern wohl nie wieder geboten wird, und von dem derjenige, der es nicht selbst gesehen, sich kaum eine Vorstellung machen kann, hatte seinen Abschluß gefunden. Denken wir uns die oben geschilderten Vorgänge an einem prachtvollen Frühlingsmorgen, als herrliche Umgebung den Auepark im frischen jungen Grün, im Hintergrund die großartige Schöpfung unseres kunstsinnigen Landgrafen Karl, das Orangerieschloß, mit den damals noch kräftigen und zahlreichen Orangenbäumen, dazu die glänzenden, von Waffen blitzenden Reihen der Truppen auf dem üppigen Grün des Rasens, so begreifen wir, wie sich dieses alles dem empfänglichen Gemüt des gereiften Knaben so fest einprägen konnte, daß er heute noch, nach langen Jahren, diese Bilder längst entschwundener Zeiten in lebensfrischen Farben vor sich sieht.

Einundvierzig Jahre sind in diesen Tagen ver-

---

*) Die Garde du Corps in halber Eskadronfront.

flossen, da im Mai 1865 die letzte Frühjahrsparade dieser Art stattfand. Die für den 31. Mai 1866 befohlene große Parade wurde plötzlich abgesagt und fand infolge der damaligen politischen Lage überhaupt nicht mehr statt. Die allerletzte große Parade in althessischer Zeit auf dem Bowlinggreen war im Herbst 1865. Sie ging am 28. September, morgens 10 Uhr, vor sich, wurde kommandiert vom Generalleutnant v. Loßberg und nahm ebenfalls den oben beschriebenen Verlauf. Hier zum letzten Male wurde der angestammte Hessenfürst aus dem uralten Hause Brabant von seinen Landeskindern mit Hurrarufen begrüßt und sah seine Truppen in solch großer Anzahl beisammen. Es kamen die bekannten Ereignisse des Jahres 1866, und der Kurfürst hat seine stolzen und schönen Regimenter und Bataillone nie wiedergesehen. Sic transit gloria mundi!

Th. M.

Der Kasseler Weinberg.

Eine Plauderei über seinen früheren Zustand und seine Besiedelung von H. Reinhard Hochapfel.

(Geschrieben im Winter 1891/92.)

Mit Anmerkungen von Dr. Philipp Losch.

(Fortsetzung.)

Den Felsenkellern gegenüber an der nördlichen Seite des Weges lag und liegt noch heute der schöne Park (auf dem Plan von Kassel vom Jahre 1740, wo die Stadt noch Festung war, liegt an dieser Stelle ein Vorwerk derselben, das bei der Entfestigung 1768 wahrscheinlich zum Park umgewandelt worden war[1]), welcher von der Weinbergstraße östlich und südlich, von der Grimmstraße westlich, und von der Humboldtstraße, am Eingang von der Wilhelmshöher Allee ebenfalls westlich, und dann nach Biegung der Humboldtstraße nach Westen, nördlich eingeschlossen wird, und welcher in der Axe der Königsstraße mit einem Wohnhaus am Rondel bebaut ist. (Jetzt Stadtbauamt, Wilhelmshöher Platz 5).

Diese Besitzung hieß in den zwanziger Jahren und noch in den dreißiger Jahren die Ortlöppsche und war dem Bruder der Favoritin und späteren zweiten Gattin Wilhelms II., Gräfin Reichenbach, einem Herrn Ferdinand Ortlöpp, welcher zum Oberforstmeister und Oberpostdirektor erhoben und dann als Herr von Heyer, genannt Rosenfeld, geadelt wurde, zur Benutzung übergeben.[2]) Später kam die Besitzung in das Eigentum der Gemahlin Friedrich Wilhelms, der Fürstin von Hanau, und endlich in den Besitz der Stadt Kassel, welche dem preußischen Staat als Äquivalent für die Gründung eines zweiten Gymnasiums in Kassel ein mehrere Acker großes Grundstück des Parks, an der Humboldt- und Grimmstraße gelegen, gratis abtrat und den größten Teil desselben im Einverständnis mit den Testamentsvollstreckern der Gebrüder Murhard gegen deren Grundstück in der Wilhelmshöher Allee vertauschte, damit auf diesem schönen Punkte das Gebäude der städtischen Murhardbibliothek demnächst errichtet werden könne.[3])

An der Südseite der Weinbergstraße, neben dem Schwanerschen Felsenkeller, lag bis Ende der vierziger Jahre noch ein unbebauter Garten, welcher 1850 vom Apotheker A. Sievers angekauft und 1851 mit einer massiven, mit Zinnen gekrönten Villa bebaut wurde, die vom Tale aus gesehen einen burgartigen Anblick gewährte und vom kasseler Volkswitz mit dem Namen „Pillenburg" benannt wurde. Etwas später kaufte Schlossermeister Gunkel dem Sieversschen Garten schräg gegenüber zwei Gärten für zusammen 800 Taler (jetzt Lehrer Grün, Weinbergstraße 8 und Grimmstraße 1) und erbaute auch das Haus Nr. 8. —

An der westlichen Grenze dieses Sieversschen Gartens führt ein Weg etwa ein Viertel der Berghöhe abwärts und teilt sich hier in zwei Gartenwege, deren einer nach dem früheren Peilertschen Felsenkeller (jetzt Henschel) östlich führt, während der sich westlich abzweigende fast horizontale Gartenweg bis zum Jägerschen Garten fortgeht und von letzterem nordöstlich spitzwinklig wieder bergan zurückgeht bis zum Hause des Dr. Wehr und von hier auf der Fläche des Hügels in einem ebenen Gartenweg in die Humboldtstraße einmündet.

Dieser Weg, die sogenannte Eidechse, umgrenzt die mittlere Partie der an der Berglehne zu oberst gelegenen Gärten. Von der Eidechse südwestlich abwärts gehen noch einige Heckenwege nach den tiefer gelegenen Gärten des Weinbergs.

[1]) Vgl. S. 111, Anm. 6. Im Herbst 1902 wurde in einem Gebüsch an der Südwestseite des Parkes eine verstümmelte Statue Landgraf Wilhelms IX. aufgefunden mit der lateinischen Inschrift: Guilelmo IX. Qui nobis haec otia fecit. Vgl. „Hessenland" 1902, Seite 304. 332.

[2]) Unter dem Druck der Volksmeinung nahm er im September 1830 seinen Abschied und verließ Hessen. Er starb 1847 in Württemberg.

[3]) Im Februar 1902 erfolgten die ersten Spatenstiche zum Bau der Bibliothek. Das nach den Plänen des Architekten E. Hagberg in Steglitz errichtete Gebäude wurde im April 1905 seiner Bestimmung übergeben.

Unterhalb der sogenannten Eidechse wurden anfangs der sechziger Jahre mehrere Grundstücke in der Nähe der Henschelschen Besitzung bebaut, nämlich zunächst derselben, durch den Maurermeister Schön, das sogenannte Schweizerhaus, daneben das Haus des Hofrats Bunsen und in dem folgenden Garten die Villa des Justizrats Hupfeld. Außer den ebengenannten Gebäuden steht heute an der Berglehne unterhalb der Eidechse nur noch ein tiefer gelegenes Wohnhaus in einem Garten, welcher früher dem Rechtsanwalt Kraushaar gehörte, dann von dem Bauunternehmer Thele erworben und bebaut wurde. —

Der früher auf der Höhe des Weinbergs von Osten nach Westen führende schmale Gartenweg (jetzige Weinbergstraße) führte gradlinig von dem Schelhaseschen Garten bis nach dem westlichen Ausgang der Eidechse oberhalb des auf der Ebene liegenden Gartens des Dr. Wehr hinaus und bog hier, wie heute noch, rechtwinklig ab nach der Humboldtstraße. Als Dr. Wehr später noch den unterhalb seiner Besitzung liegenden Berggarten erworben, kaufte er auch das zwischen seinen Gärten liegende Stück Weg und zog es zu seinem Garten, was damals keinen Anstoß erregte, weil östlich an der Wehrschen Besitzung noch ein Gartenweg am sogenannten Kegelgarten (der später vom Kaufmann Zwenger erworben und bebaut wurde) nach der jetzigen Humboldtstraße führte, nur mußte am westlichen Ende des Weinbergswegs ein Stück freigelassen werden, damit die zur Bestellung der unterhalb liegenden Gärten nötigen Dinge hier abgelagert werden konnten, auch wohl das Drehen eines Wagens ermöglicht wurde (Grasplatz vor Dr. Wehrs Haus). Der schmale alte Gartenweg an Stelle der jetzigen Weinbergstraße war an der südlichen Seite mit einer Reihe Holzkirschenbäumen bepflanzt, es stand ein Seilerhäuschen dort, ein Seiler hatte die Berechtigung der Benutzung des Wegs von der Stadt erlangt und drehte hier seine Seile.

An der gegenüberliegenden Seite war das Terrain des fürstlichen Parks an dessen südwestlicher Ecke noch nicht so hoch als heute[4]), indem dasselbe erst in den dreißiger Jahren, als der Grund zum Ständehaus gegraben wurde, mit der dort ausgegrabenen Erde erhöht wurde.

Zu dieser Zeit war der östliche Eingang zur Eidechse viel breiter als heute. Apotheker Sievers kaufte später zur Vergrößerung seines Gartens noch ein Stück vom Eingang hinzu und ließ seinen Garten mit einer Mauer einfriedigen. —

Dieser Eingang zur Eidechse bietet wohl einen der schönsten Standpunkte zur Aussicht nach Süden auf die laubreichen Baumkronen des Aueparks, die schön geschwungene Fulda und die fernen Berge im Hintergrund. — Hier hatte sich an einer kleinen Böschung in den dreißiger Jahren der damalige brustkranke Stadtgerichts-Referendar, spätere hessische Verfassungskämpfer und nachherige Reichstagsabgeordnete Dr. Friedrich Oetker eine einfache Naturbank aus Pfählen und Brettern herrichten lassen, um sich bei seinen Spaziergängen auszuruhen und dabei von seinem Lieblingsplatz die schöne Aussicht genießen zu können. Sein Vorgesetzter, Stadtgerichtsrat Wittich, welcher Eigentümer des Weges und der anliegenden Grundstücke war, ließ die Bank aber sogleich fortschaffen, damit sich Dr. Oetker dort keine Servituten ersitzen könne. —

[4]) In jüngster Zeit ist der Park an dieser Seite durch Zurücklegung der Weinbergstraße nicht unerheblich beschnitten worden. Die Familie Henschel, zu deren Gunsten die Verlegung der Straße erfolgte, hat dafür die beiden Rondelbauten an den Ecken des Parkes aufführen und das alte Holzstaket durch einen eisernen Zaun ersetzen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schneidermartin.

Dorfskizze von H. Bertelmann.

Gezeichnet war er, wie die gottlosen Mäuler sagten; ein häßlicher Buckel verunstaltete ihn. Das längliche Gesicht mit dem allzuspitzen Kinn steckte tief in den Schultern. Aber wer ihm in die Augen sah, der vergaß das. Denn die ließen einen nicht wieder locker. Wäre die Sehnsucht ein Menschenkind, sie müßte solche Augen haben, so innig strahlend und dabei weich und wehebewußt schauten sie aus.

Das ganze Dorf hatte den Schneidermartin gern. Nicht allein seiner Gutmütigkeit wegen, er konnte kein Huhn kränken. Sein Vater war der einzige Schneider im Dorf, und da die Leute allerorts mehr auf den äußeren als auf den inneren Menschen zu halten pflegen, so schrieben sich alle, sonderlich die jungen Burschen und Männer, mit dem Martin gut Freund.

Dazu kam noch die Kirmeß. Da spielte der Alte die Klarinette. Wenn er nickte, dann fing der Tanz an, und nickte er wieder, dann war er aus. Hier wußten die Burschen wieder, mit wem sie es zu tun hatten.

Zum Blasen der Klarinette gehört bekanntlich eine gute Lunge; die hatte Martin nicht. Dennoch saß er nach Feierabend in der Ecke und versuchte

es, allerlei Töne zu locken. Eines Abends sah ihn sein Vater von der Seite an. Dessen hängende Backenfalten machten eigentümliche Bewegungen, als hätte er etwas Bitteres verschluckt. Dann sagte er: „Junge, laß Dich davon, dein Atem reicht nicht. Bleib bei der Geige."

Und er folgte. Zwei Jahre nun hatte er das Secondo gespielt und sich neben dem Spiel-Otto tapfer gehalten. Der wurde nun abständig. Da sollte Martin das Primo übernehmen.

Daß ihm die Mädchen seiner Kunst wegen zugetan waren, bedarf keiner Frage, denn er übte sie auch in der Spinnstube. Nur eines tat ihm immer so weh: wenn er spielte, konnte er nicht tanzen.

Und manchmal, wenn die Röcke flogen und die Burschen stampften, war's ihm, als müsse er die Geige hinwerfen und davonlaufen. Wilder und wilder fuhr er über die Saiten. Wenn er dann abbrach, sahen aller Augen ihn an. Jeder Mund bat, lobte, dankte. Dann besiegte der Stolz die Traurigkeit.

Der Lenz saß wieder mit seiner Laute unter tiefhängenden Buchenkronen und die Knospen enthüllten einander ihre Geheimnisse. Der Kastanienbaum vor der Brücke hatte über Nacht seine Lichtkerzen aufgesteckt. Das war ein Gestrahle an dem Festtage der Himmelfahrt!

Die Jugend weiß immer am besten, was das bedeutet. Da wartet einer auf den anderen auf dem Brückenrande, bis die roten Fliedersträuße der Burschen den gelben Veigelein der Mädchen guten Tag nicken. Reihe an Reihe geht dann hinauf zum Königsberg, wo die Hundsveilchen am Grabenrande sich zu Tode geblüht haben und die Köpfe roter Orchideen nach dem Sommer Ausschau halten. Auch Martin war unter der Schar, die über dem Dorfe jubilierte:

„Drum sag' ich's noch einmal: Schön sind die zwanziger Jahr!"

Er hatte seine Geige mitgenommen. Und wenn die Paare durch den Rasen sprangen, sah er empor. Die Bäume schienen seinen Weisen in Andacht zu lauschen.

Es war ein heißer Tag. Ein Fäßlein Bier war leer, ein zweites unterwegs. Mit lautem Halloh wurde ein neuer Gast begrüßt, Hanpeter Fritz, der bei der Marine stand. Eine Ziehharmonika trug der unter dem Arm. Martin wußte, daß er nun überflüssig war. Niemand beachtete ihn noch. Alle umschwärmten den Ankömmling. Die Burschen tranken ihm zu, die Mädchen konnten sich nicht satt sehen an der schmucken Uniform.

Nun ging erst der Trubel los. Die Getränke hatten ihre Wirkung getan. Martin sah vom Grabenrande aus dem tollen Treiben zu. Die Geige hielt er unter dem Arm. Ein paar Mädchen, die niemand zum Tanze begehrte, sammelten sich um ihn. Anna Schwarz, seine Nachtmahlsbraut, rückte dicht an ihn.

Sie plauderten über dies und das. Dabei zogen die Mädchen manch einem Tänzer die Federn aus. Ein lautes Gelächter folgte.

Dadurch hatte die Gruppe in einer Pause die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Soldat trat spielend herzu, brach plötzlich ab und sagte: „Jetzt, Märten, spiel Du eins, ‚Es ist gewißlich an der Zeit' oder ‚Nun ruhen alle Wälder' oder so was."

Alle stimmten ein helles Gelächter an. Auch Martin lachte verlegen und faßte seine Geige fester.

Hanpeters Fritz warf sich neben Martin ins Gras und umarmte ihn.

„Musikanten müssen zusammenhalten, komm her, alter Junge, wir müssen einmal anstoßen."

Zwei Schoppen wurden gebracht.

„Eine Musikantenkehle die ist als wie ein Loch!" Der Soldat sang es mit gröhlender Stimme und verschüttete das Bier auf die Geige.

Martin sah sich ängstlich um. Anna Schwarz verstand ihn. Schnell faßte sie das Instrument und brachte es in Sicherheit.

Jetzt schlang er abermals seine Hände um Martin. „Sag' mal, bei welchem Korps gedenkst Du zu dienen? Ich will Dir raten, bei der Infanterie. Du sparst ihnen den Tornister." Dabei schlug er ihn auf seinen Buckel, was die Umstehenden wieder mit Gelächter begleiteten.

Mit Gewalt rang sich Martin los. Seine Worte verklangen ungehört. Die Spuren verschütteten Bieres wischte er sich von seinen Kleidern. Hochrot im Gesicht vor Zorn sah er sich nach seiner Geige um. Hinter einem Busche stand Anna mit den übrigen Mädchen und winkte. Ihr eilte er zu. Bei ihr fand er, was er suchte. Der stille Wald nahm sie auf.

Ein Weilchen, da stimmten die Mädchen ein lustig Lied an. Das machte den unangenehmen Auftritt leicht vergessen. Am jenseitigen Waldrande rasteten sie. Aus dem Schattenkreise einer Prachtbuche schauten sie einen Augenblick hinunter in den Talgrund. Das frisch geschoßte Kornfeld und die saftigen Kleehänge, die wunderlichen Windungen des Wiesentales, mit Erlen und Weiden lieblich besäumt, selbst die weiße Linie der Landstraße, die in einem Gemisch von roten Dächern, schimmernden Giebeln und blühenden Baumkronen sich verlor, das alles lag heute in festtäglichem Glanze da.

Und aus dem Schauen und Träumen riß Anna die anderen. „Aber hier wird jetzt eins gesungen!"

Martin ließ sich stillschweigend auf dichtbemoosten Wurzeln nieder und die drei Mädchen setzten sich zu

seinen Füßen ins junge Gras. Da hatte Martin schon die Geige am Kinn.

„Schatz, ach Schatz, reise nicht so weit von hier.
Im Rosengarten will ich deiner warten,
Im roten Klee, im weißen Schnee."

Das Lied wurde mit allen Strophen gespielt und gesungen. Und noch eins, und immer noch eins. Der Martin stimmte sie an. Aber alle, die ihm einfielen, waren gar traurig. Immer mußte er das Mädchen anseh'n, das so herzig sang. Bis in alle Ewigkeit hätte er so spielen mögen zu ihrem Gesange. Allemal, wenn das Lied zu Ende war, sah sie sich lächelnd um. Dann meinte Martin seine Sterne leuchten zu sehen. Und er atmete tief.

Endlich waren sie des Singens müde und rückten näher zusammen. Ihr Rücken berührte seine Knie. Manchmal zuckten seine Hände, die dicken Flachszöpfe zu fassen oder ihre vollen Wangen zu streichen. Aber eine unüberwindliche Scheu ließ es nicht dazu kommen.

So saßen sie da eine lange Weile, die Dorfneuigkeiten besprechend. Als das Kleine und Kleinste verhandelt war, entstand eine Pause. Gedämpfte Töne der Ziehharmonika klangen herüber.

„Spiel uns noch eins," sagte Anna, „Du spielst zu schön." Dabei sah sie ihn innig an.

Ahnungslos legte sie die Hand auf sein Knie. Er ergriff sie und drückte sie herzlich. So kam es, daß sich ihre Blicke begegneten. Das Mädchen gewahrte mit Erstaunen den Glanz seiner Augen und wurde rot. Doch hatten ihre Kameradinnen nichts davon gemerkt.

Martin stimmte seine Geige. Wahllos strich er über die Saiten, sonderbare Akkorde verbindend. Verwundert sahen die beiden Mädchen zu ihm auf. Endlich fanden die Finger ungesucht eine Melodie, an die sein Herz nicht gedacht.

„Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen getan?
Es geht ja vorüber und schaut mich nicht an."

Die Mädchen fielen ein. Er ließ sich mitreißen. Da guckte auch schon die Sonne über den jenseitigen Waldrand und grüßte die Vier unter der Buche. Die wußten nun, daß der Abend hinter den Bäumen stand. Im Echo des Waldes klangen die Lieder der abziehenden Jugend. Denen gingen sie nach.

— — — — — — — — — —

Martin saß auf dem Schneidertisch. Und er grüßte den Mai, der in seiner Vollpracht zum Fenster hereinlachte. Es war der Mai des Kirchhofes, denn auf seiner Mauer stand das Schneiderhaus. Die roten Köpfe der Pfingstrosen waren eben daran, aufzuspringen. Dicht neben ihrer Glut lugten die weißen Narzissen aus eingefallenen Grabhügeln. Die schauten so sehnend sich um, als wären sie verwünschte Prinzessinnen, die der Erlösung harrten. Über die bemoosten Steinmale und verfallenen Holzkreuze breitete der Flieder verschämt seine roten Trauben, als gelte es, in dieser Wonnezeit Tod und Moder zuzudecken. Selbst die verwitterte Kirche wußte wieder einmal ihr Alter unter Grün und Blüten zu bergen.

Und Martin sah es und meinte in seinem Sinn, solch einen Mai hätte er noch nie gesehen.

Über die Mauerecke hinunter lag der tief eingeschnittene Graben des Dorfbaches. Grasgärten mit dichtem Obstgehölz reihten ihn ein. Das stand nun auch alles in Blüte. Zum Oberfenster rauschte des Baches Lied herein. Und ob es gleich ohne Aufhören sang: „Vorüber, vorüber", so klang es ihm doch wie wonniges Verweilen. —

„Es ist, als ob unser Junge ein bischen rote Backen bekäme. Meinst Du nicht auch, Johannes?" So sagte eines Abends des Schneiders Frau zu ihrem Manne. Und der erwiderte: „Das sah ich nicht, aber das Arbeiten geht ihm gut ab. Alles, was recht ist! Er kommt vorwärts in seiner Sache." —

Wie schön ist doch die Erde, wenn sie uns der Garten wird, in dem unsere Liebe wandelt. In einem Glück war Martin, wenn der Sonntag kam. Und der Sommer war ihm hold.

Aber an einem Sonntage im Spätsommer sagte Anna beim Auseinandergehn: „Michaelis gehe ich in den Dienst."

Das Wort fiel wie Blei so schwer auf Martins Seele.

„Fort willst Du, — fort?"

„Wir können nicht immer und ewig zusammenbleiben, Martin. Ich muß einen Lohn verdienen, sagt die Mutter. Die kann unsere Arbeit daheim mit dem Gretchen allein verrichten."

„Und wohin?"

„In die Stadt."

Das kurze Wort schnitt das Glücksband, an dem er so freudig gewoben, hart ab.

Der letzte Sonntag kam heran. Martin hatte schon die Geige unter dem Arm, doch besann er sich und ließ sie zurück. Seine Lieder waren stumm. Wie konnten sie alle so lustig sein! Martin blieb still. Verwundert schaute er auf Anna, die heute besonders ausgelassen schien. War ihr alles gleichgültig?

Endlich wurde dem Mädchen der Abschied gesungen. Es stand mitten im Kreise, als Martin anstimmte:

„Schatz, ach Schatz, reise nicht so weit von hier."

Bei den Worten: „Meiner zu erwarten, das brauchest du ja nicht," hatte Martin das Gefühl, als ob Anna ihn lächelnd angesehen habe. Aber er mochte sich das nicht übel deuten. — — —

Anna ging davon. Der Winter kam, der lange Winter, und legte seine weißen Ellnbogen auf die Fensterbänke des Schneiderhauses und wurde es nicht müde, in Martins ernstes Gesicht zu schauen. Endlich verdrängte ihn doch der Lenz. Der rief die frohe Kunde durch die Scheiben: „Auf die Ostern kommt Anna."

Das war die Wahrheit. Denn am Ostersonntagmorgen saß sie in ihrem Kirchenstuhle. Freilich anders als sonst. Ihre schönen Zöpfe deckte ein modischer Hut.

Eine Schneidersfrau soll schmuck sein, dachte Martin, und ließ es sich gefallen.

Am Nachmittag ging Martin mit der Jugend frohen Herzens zum Walde. Und die Geige fehlte nicht. Aber Anna blieb aus. Keiner wußte, warum. Früh sank der Bogen aus seiner Hand. Wehmütig schlich er zu jener Stelle, da er glaubte seiner Liebe begegnet zu sein. Und die Erinnerung tröstete ihn.

Ein Jahr ging vorüber, ein Jahr voll Hoffen und Harren. Und wieder war es der Lenz, der eine Botschaft brachte. Wie der Reif die Blumen im Mai, überfiel sie Martins Herz. Anna und Hanpeters Fritz sind Brautleute, so ging es von Haus zu Haus.

Martin ließ Essen und Trinken und wandelte umher wie im Traum. Seine Mutter fragte: „Was ist Dir, Junge?" Und er sagte mit erzwungenem Lächeln: „Nichts." Aber immer mußte sie nach ihm schauen, wenn er an der Arbeit saß. Es kam ihr vor, als sänke er von Tag zu Tag immer mehr in sich zusammen. Sie sagte es dem Vater, der seufzte schwer. Doch wenn Martin rechts und links verwechselte und Verkehrtes zusammenreihte, wurde er zornig und schimpfte laut.

Zu Pfingsten wollte Hanpeters Fritz Hochzeit machen. Da gab's im Schneiderhause späten Feierabend. Martins Finger zitterten, als er dem Bräutigam das Maß nehmen mußte. Aber er sprach kein Wort dabei. Einmal kam ihm der Gedanke, er sollte den Anzug verschneiden. Doch das Ehrgefühl siegte. Ein paar Blutstropfen nur, die waren wohl daran hängen geblieben. Allein, wer merkte das! Wie angegossen saß jedes Stück. Alle bewunderten den Meister.

Als die Musikanten bestellt wurden, wehrte Martins Mutter ab. „Der Junge hat sich zuviel angestrengt. Die Festtage soll er sich erholen. Er darf nicht mitmachen." Aber Martin lachte sie aus. Schweren Herzens sah sie ihren Jungen zum Wirtshause ziehen.

Hei, wie er heute die Geige strich! Funkensprühende Akkorde wechselten mit sehnsuchtsschweren, schleppenden Weisen. Manchmal fuhr der Vater empor und horchte staunend zur Seite. In den Pausen kamen die jauchzenden Burschen, priesen ihn und tranken ihm zu. Und Martin schlug heute keinen Becher aus. Seine Wangen glühten. Unheimlich quollen die Augen hervor.

Um Mitternacht kam der Ehetanz an die Reihe. Der Mann mit der Zipfelmütze, die junge Frau mit der Haube. Und jeder Bursch tanzte mit der jungen Frau.

Ein Galopp. Jetzt legt Martin die Geige nieder und taumelt in das Gewoge. Die Anna begehrt er. Fest umschlingt er sie. Wie sie dahin rasen! Immer lockerer wird der Kreis. Schließlich tanzt das eine Paar allein. Toller und toller dreht es sich. Endlich bricht es ab. Mit einem Schrei sinkt die junge Frau auf die nächste Bank. Sie kann nicht mehr. Sie hält den Schneidermartin in ihrem Schoße. Der hat sie um den Hals gefaßt und bedeckt ihre Wangen mit Küssen. Alles bricht in lautes Gelächter aus.

Ärgerlich kommt der Vater herunter und streckt die Hand nach seinem Jungen aus. Der fällt von selbst wie tot zur Erde. Man hebt ihn auf, legt ihn auf die Bank und horcht nach seinem Herzen. Das rast noch weiter.

Die Mutter stand an der Türe, als sie ihn brachten. Sie hatte nicht einschlafen können. „Ich habe es gedacht," jammerte sie, „er kann das nicht vertragen." —

Acht Tage lag er bewußtlos im Bett. Dann betteten sie ihn in die Vollpracht des Maies zwischen rote Pfingrosen und weiße Narzissen. Und das Bächlein drunten sang immerfort: „Vorüber, vorüber!"

Aus Heimat und Fremde.

Die Liste der Truppen von Hessen-Kassel. Unsere in der letzten Nummer ausgesprochene Vermutung, der Verfasser der List of the troops of Hesse Cassel sei identisch mit dem gleichnamigen Verfasser des erwähnten Tagebuches, trifft nicht zu. Auf dankenswerten Mitteilungen, die wir von Rechnungsrat Woringer und Bibliothekar Dr. Losch erhielten, beruhen die nachfolgenden Ergänzungen: Der Verfasser der von uns mitgeteilten Liste war Bernhard Wilhelm Wiederhold. Am 9. Mai 1757 in Kassel geboren, besuchte er das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt und dann die Universität Göttingen. 1776 wurde er Fähnrich im Leibregiment und machte die Feldzüge in Amerika mit; 1780 wurde er Sekondleutnant im Leibregiment, das später den Namen „Regiment Erbprinz" führte, seit 1780 war er auch Adjutant des Obersten v. Wurmb; 1787 wurde er Premier-

leutnant im Regiment Hanstein, 1788 außer der Reihe Kapitän im leichten Bataillon Lenz in Rheinfels, 1789 Quartiermeisterleutnant; er führte beim Sturm auf Frankfurt a. M. am 2. Dezember 1792 die zweite Kolonne, wofür er den preußischen Orden Pour le mérite erhielt. Er nahm Teil am Sturm auf Kostheim (8. Juli 1793) und fiel vor Mainz kurze Zeit in französische Gefangenschaft; 1793/94 beteiligte er sich an den Feldzügen in Flandern (17./18. Mai 1794 Schlacht bei Tourcoin). Am 1. November 1794 wurde er von Hanau mit der Nachricht vom nahenden Entsatz nach Rheinfels geschickt, blieb aber in Langenschwalbach krank liegen. Am Abend dieses Tages räumte Resius die Festung! Im Jahr 1797 zog sich Wiederhold eine Arreststrafe zu, verließ aus Verdruß hierüber den hessischen Dienst und trat in portugiesische Dienste, wo er geadelt wurde. Am 26. Oktober 1810 starb er in hohen Ehren zu Lissabon als Brigadegeneral.

Johann Andreas Wiederhold, der Verfasser des Tagebuches, war 1766 Sekondleutnant im Füsilierregiment v. Knyphausen, machte in diesem die Feldzüge in Amerika als Kapitän mit, fiel in amerikanische Gefangenschaft und war 1795 Major im Landregiment Kassel und Montierungskommissar, als welcher er, wohl 1805, in Kassel starb.

Wie Rechnungsrat Woringer außerdem noch berichtigend mitteilt, war Nr. 32 unserer Liste (Beck) nicht Garnisonsregiment, sondern Invalidenbataillon. Das Oberrheinische Kreisregiment Wilke (s. Nr. 21 de Wilke, Rgt. of the Upper Rhine Circle) durfte nicht mit nach Amerika, weil Hessen-Kassel damals ebenso wie Hessen-Darmstadt die Stellung eines Infanterieregiments für den oberrheinischen Kreis übernommen hatte.

Hessischer Geschichtsverein. Der am 9. Mai vom Hessischen Geschichtsverein zu Kassel unternommene erste diesjährige Ausflug mit Damen, an dem etwa 80 Personen teilnahmen, galt vornehmlich der Besichtigung des ehemaligen, von Werner von Grüningen im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts erbauten Benediktinerklosters zu Breitenau, das jetzt mit zu dem Gebäudekomplex der dortigen Korrigendenanstalt gehört. Nachdem der Vorsitzende, General Eisentraut, die stattliche Versammlung begrüßt hatte, gab Bibliothekar Dr. Lange in scharfen Umrissen und auf Grund eigener Forschungen einen Vortrag über die Geschichte des Klosters, worauf Ingenieur Happel während eines Rundganges den architektonischen Aufbau des Klosters ausführlich darlegte und dabei besonders auch auf die künstlerisch wertvollen Skulpturen der Kapitälflächen aufmerksam machte, (vgl. darüber auch Happels illustrierten Aufsatz S. 78 f. des „Hessenland"). Ehe man schied, sprach der Vorsitzende den Herren Pfarrer Schafft und Inspektor Schmidt den Dank der Versammelten für ihre freundliche Führung aus. Bei dem sich daran anschließenden Marsch über die Höhe zwischen Fulda und Eder gab General Eisentraut eingehende Erläuterungen über die hier noch vorhandenen Schanzen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges und machte dann noch auf den in der Nähe Wolfershausens hochaufgerichteten Riesenstein aufmerksam. Der Umstand, daß eine ganze Anzahl bei dieser Gelegenheit vorgewiesener vorgeschichtlicher Tonscherben sich als überaus wohlschmeckend erwies, erregte das besondere Entzücken der anwesenden Damen. Hochbefriedigt über diesen in jeder Beziehung wohlgelungenen Ausflug trat man in Wolfershausen abends gegen ½9 die Heimfahrt an.

Auszeichnung. Unsere Mitarbeiterin M. Herbert (Frau Therese Keiter, geb. Kellner) erhielt bei den Blumenspielen in Köln den vom König von Spanien für die schönsten Liebesgedichte gestifteten, aus einer silbervergoldeten Lilie bestehenden außerordentlichen Preis.

Jubiläum. Am 10. Mai beging der frühere langjährige Reichs- und Landtagsabgeordnete für den Kassel-Melsunger Wahlkreis, Geh. Sanitätsrat Dr. Endemann, Vorsitzender des Landesausschusses, sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum, aus welchem Anlaß ihm die Universität Marburg das mit mehreren ehrenden Zusätzen versehene Doktordiplom erneuerte.

Versetzung. Der bisherige Bibliothekar an der Königlichen Universitätsbibliothek zu Halle a. S., Dr. Philipp Losch, ist in gleicher Eigenschaft an die Königliche Bibliothek zu Berlin versetzt worden.

Todesfälle. Am 26. April starb in Cuxhaven der Kommandeur und Lotsinspektor der Freien und Hansastadt Hamburg Karl Kördell. Er war von Geburt ein Kurhesse und stammte aus Altmorschen, wo sein Vater als Abteilungsingenieur an der Seite des berühmten belgischen Oberingenieurs Splingard den Bau der Kurfürst Friedrich-Wilhelms-Nordbahn leitete. Nachdem sein Vater im Jahre 1857 als Betriebsinspektor der Hessischen Nordbahn nach Kassel versetzt worden war, besuchte Kördell das Gymnasium daselbst, wo der nachmalige Gymnasialdirektor und Lehrer des Kaisers Dr. Gideon Vogt sein Ordinarius in Sexta war. Im Jahre 1863 verließ Kördell das Gymnasium, um sich dem Seemannsberuf zu widmen. In diesem hat er von der Pike auf gedient. Auf Schiffen der verschiedensten Nationen hat er 25 Jahre lang alle Weltmeere durchkreuzt, zuletzt 12 Jahre lang als Kapitän in Diensten der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-

Aktiengesellschaft, jetzigen Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg. Im Jahre 1870 wurde sein Schiff ein halbes Jahr lang in Port Adelaide (Südaustralien) durch eine französische Korvette festgehalten. Mit eigener Lebensgefahr hat Kördell als erster Offizier eines deutschen Schiffes die aus 6 Köpfen bestehende Bemannung einer englischen Bark gerettet, wofür ihm die verdiente Anerkennung zuteil wurde. Nennenswerte Schiffsunfälle hat K. auf seinen zahlreichen Seereisen nicht erlitten. Im Jahre 1888 wurde er vom hamburgischen Staate zum Hafenmeister von Hamburg, im Jahre 1891 zum Oberhafenmeister und im Jahre 1893 zum Kommandeur und Lotsinspektor in Cuxhaven ernannt. In seiner Stellung als Lotsenkommandeur in Cuxhaven und als langjähriger Leiter des Leuchtfeuer-, Baaken- und Tonnenwesens auf der Unterelbe hat Kördell bei den während der jährlich an der Elbmündung stattfindenden Seemanöver und Schießübungen mehrfach Gelegenheit gehabt, mit Kaiser Wilhelm II. dienstlich in nähere Beziehung zu treten und ist durch Verleihung des Roten Adlerordens und des Königlichen Kronenordens ausgezeichnet worden. Wiederholt ist er vom Hamburger Staate zu den im Reichsamte des Innern stattfindenden Beratungen über die neue Signalordnung als Sachverständiger nach Berlin entsendet worden. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß unser Hessenland verhältnismäßig viele Seeleute liefert. Zugleich mit Kördell befanden sich allein in Diensten der Hamburg-Amerika-Linie die Kurhessen: Kapitän Fritz Becker aus Homberg (Bez. Kassel), Kapitän Badenhausen aus Melsungen und Kapitän Heinrich Bauer aus Gudensberg. Die Beerdigung des leider zu früh Verstorbenen — er wurde am 29. März 59 Jahre alt — hat am 29. April unter allgemeiner Beteiligung in Cuxhaven stattgefunden. Die öffentlichen Gebäude und viele Privathäuser hatten halbstock geflaggt. Mit dem Lotsenkommandeur Karl Kördell ist wieder einer der alten Kurhessen von echtem Schrot und Korn heimgegangen. K.

Am 6. Mai starb in Kassel im rüstigsten Mannesalter an den Folgen einer Lungenentzündung Oberlandesgerichtsrat **Richard Pfeiffer**. Er entstammte einer altkasseler Familie. Sein 1774 verstorbener Ururgroßvater, Hieronymus Pfeiffer, war Ratsverwandter und seines Zeichens Färber zu Kassel; dessen ebendort 1740 geborener Sohn, Johann Jakob Pfeiffer, erhielt 1769 eine Predigerstelle an der Oberneustädter Kirche und wurde später Professor der Theologie in Marburg, wo er als Konsistorialrat und Inspektor der reformierten Kirchen des Oberfürstentums 1791 starb. Sein zu Kassel geborener und 1852 als Oberappellationsrat verstorbener Sohn Burkhard Wilhelm Pfeiffer machte sich namentlich während der Verfassungsstreitigkeiten als Jurist einen Namen. Dessen Sohn wiederum war der berühmte Naturwissenschaftler Dr. Louis Pfeiffer und Vater des nun verblichenen Oberlandesgerichtsrats Pfeiffer. Richard Pfeiffer, ein Schwiegersohn des Reichsgerichtsrat Moeli, war lange Zeit als Amtsrichter in Rotenburg tätig, bis er 1888 an das Landgericht in Kassel berufen wurde, wo er 1898 zum Oberlandesgerichtsrat ernannt wurde. In ihm ist ein trefflicher Mensch, ein tüchtiger Richter und ein treuer Sohn seiner Heimat dahingegangen.

Personalien.

Ernannt: Forstassessor und Oberleutnant im reitenden Feldjägerkorps Kayser zum Oberförster in Oberaula; Gerichtsassessor Hesse in Nordhausen zum Amtsrichter in Langenselbold; Regierungsbaumeister Dr. ing. Holtmeyer in Kassel zum Landbauinspektor; Regierungsbaumeister Schilling in Fritzlar zum Wasserbauinspektor; Kreisassistenzarzt Dr. Dohrn aus Kassel zum Kreisarzt für den Landkreis Hannover und den Kreis Neustadt und zum Vorsteher der Impfanstalt in Hannover.

Verliehen: den Oberlehrern a. D. Professor Dr. Ulrici und Dr. Kappel in Kassel der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Zeichenlehrer a. D. Müller in Kassel der Kronenorden 4. Klasse; dem Sanitätsrat, bisherigen Brunnenarzt Dr. med. Varenhorst zu Bad Nenndorf der Charakter als Geheimer Sanitätsrat.

Versetzt: Amtsrichter Henckel in Großenlüder vom 1. Juni ab an das Amtsgericht zu Neuwied; Amtsgerichtsrat Knochenhauer in Jesberg nach Kassel; Amtsgerichtsrat Wenzel in Boppard als Landgerichtsrat nach Marburg.

Beauftragt: die Pfarrer extr. Valentin als Pfarrgehilfe in Kirchditmold, Menge als Pfarrgehilfe in Sand und Gabler als Pfarrgehilfe in Langenselbold; Dr. phil. Seelig aus Bronnzell bei Fulda, c. Landesbibliothekar a. D., mit der Versehung einer Oberlehrerstelle an der Realschule zu Heide in Holstein.

Geboren: eine Tochter: Dr. von Hippel und Frau (Kassel, 7. Mai); Musikdirektor Dr. Zulauf und Frau Marie, geb. Frommel (Kassel, 8. Mai).

Gestorben: Dr. phil. Heinrich Kolbe (Schloß Berlepsch bei Gertenbach, 26. April); Generalarzt a. D. Dr. Robert Bender, 66 Jahre alt (Fulda, 28. April); Pfarrer Martin Günst, 72 Jahre alt (Giesel bei Fulda, 28. April); Privatmann August Münch (Kassel, 29. April); Kanzleirat Bernhard Hermanns, 62 Jahre alt (Kassel, 30. April); Frau Antonie Falk, geb. Kirchstein, 77 Jahre alt (Mainz, 1. Mai); Kaufmann Jakob Reuber, 50 Jahre alt (Kassel, 4. Mai); Oberlandesgerichtsrat Dr. Richard Pfeiffer, 58 Jahre alt (Kassel, 7. Mai); Garnisonsverwaltungsdirektor a. D. Friedrich Siemon, 84 Jahre alt (Kassel, 8. Mai); Metropolitan i. P. August Soldan, 79 Jahre alt (Bensheim, 8. Mai); verw. Frau Kanzleirat Wilhelmine Wagner, geb. Colin, 94 Jahre alt (Berlin, 10. Mai); Frau Doris Gerland, geb. Dithmar, Gattin des Senators und Polizeidirektors Dr. Otto Gerland, (Hildesheim, 11. Mai); Frau Luise Ochsenius, geb. Freiin Rau von Holzhausen, Gattin des Konsuls a. D. Dr. Karl Ochsenius (Marburg, 12. Mai); Geh. Regierungsrat Dr. jur. Franz Lotz, 84 Jahre alt (Kassel, 12. Mai); Lehrer an der städtischen Vorschule Karl Buchenau, (Kassel, 13. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 11. XX. Jahrgang. Kassel, 1. Juni 1906.

„Alle Kreatur sehnt sich mit uns.“

Seh' ich am Morgen auf dem Feld
Im Tau die Gräser stehen,
Gewahr' ich, wie die weite Welt
In Sehnsucht will vergehen.

Und wenn sich um des Dorfes Turm
Die Wandervögel sammeln,
Hör' ich aus ihrer Flügel Sturm
Ein dunkles Heimwehstammeln.

Bensheim. **Karl Ernst Knodt.**

Im Walde.

Ich lieg' im duftigen Waldesgrün,
Es flüstern sacht die Bäume;
Der Wind streicht über die Stirn' mir hin,
Ich liege stille und träume.

Leis' zwitschern noch die Vögelein,
Die Blumen die Äuglein schließen;
Es küßt noch goldener Abendschein
Das Dörflein mir zu Füßen.

Es ist so ruhig, so friedlich still
Hier oben und unten auf Erden;
Jetzt möcht' ich sterben, so sanft und kühl,
Und hier begraben werden.

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Stille der Nacht.

Nacht der Träume . . . Sel'ge Stille . . .
Silbrig fällt des Mondes Schein . . .
Gottes reinster Schöpfungswille
Zieht in meine Seele ein.

Und ich laß ihn wirken, bauen,
Und ich geb' mich ganz ihm hin . . .
Wunderländer darf ich schauen,
Wo ich nie gewesen bin . . .

Sind es Sterne? Sind es Hauche?
Ist es Duft? Ach, ist's Musik?
Hört's mein Ohr? Gewahrt's mein Auge?
Ach, es ist ein tiefes Glück!

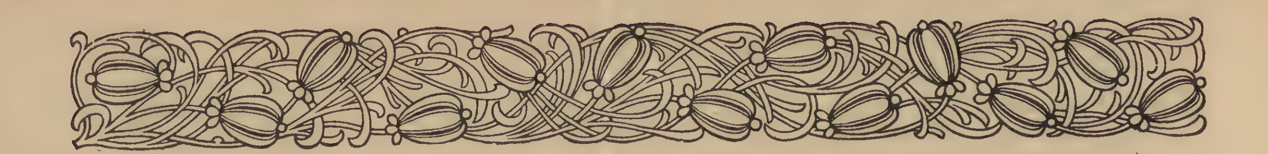
Und des Tages heiße Wunde
Klopft nicht mehr und schlummert ein . . .
Süße, wundertät'ge Stunde:
Einsam! Nur mit Gott allein . . .

Raboldshausen. **Karl Engelhard.**

Ghasel.

Verzeiht mir, kleine Blumen, die ich gepflückt,
Die ihr mir jetzt noch blühend den Gürtel schmückt,
Wenn vor des Liebsten Schwelle ihr welken müßt,
Wenn euch sein Fuß am Abend achtlos zerdrückt!
Doch möcht' an eurer Stelle ich gerne sein,
Wenn er, den Gruß gewahrend, nach euch sich bückt!
Um dieser Hand Berührung beneid' ich euch,
Um dieses dunkle Auge, wenn's euch erblickt!

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**



Eine Gedenktafel für Hessen-Kasselische Krieger in der Kirche zu Whippingham auf der Insel Wight (England).

Wie wir aus englischen Blättern ersehen, hat Se. Königliche Hoheit der Landgraf Alexander Friedrich von Hessen, der Chef des Kurhauses Hessen, zur Erinnerung an 84 auf der Insel Wight im Feldzuge 1794 verstorbene hessische Krieger eine Gedenktafel in der Kirche zu Whippingham, auf deren Friedhofe die Bestattung geschah, anbringen lassen.

Die „Times" und andere englische Zeitungen vom 15. Mai 1906 beschreiben diese Tafel, deren Zeichnung von dem Architekten des Königs von England, Herrn Nutt, hergestellt worden ist, folgendermaßen: Im einfachen Stil englischer Gotik besteht sie aus der eigentlichen Tafel von weißem karrarischen Marmor und einem breiten Rahmen aus Staffordshire-Alabaster. Die innere Platte wird von dem plastisch erhabenen landgräflich hessischen Wappen gekrönt. Darunter trägt sie in englischer Sprache folgende Inschrift: „Zum ehrenden Andenken an 84 hessische Krieger der Regimenter Prinz Karl, Loßberg, Gensdarmes und vom Füsilier-Bataillon Prüschenck, die auf der Insel Wight während des Feldzuges im Jahr 1794 an Krankheiten starben und auf dem Friedhofe der Pfarrkirche in Whippingham beigesetzt worden sind."

Diese hessischen Truppen gehörten dem, infolge der Subsidienverträge vom 10. und 23. August 1793 von dem Landgrafen von Hessen-Kassel an England gestellten, 12000 Mann starken Hülfskorps an, das unter dem Herzog von York an dem Feldzuge von 1794 teilnahm, den England gegen die französische Republik in Flandern führte.

Ein detachiertes Korps dieser hessischen Hülfstruppen, bestehend aus den Regimentern Gensdarmes, Prinz Karl, Loßberg und dem Füsilier-Bataillon Prüschenck war, unter dem Befehle des Generalmajors v. Borck, von Ostende nach der Insel Wight verbracht worden, um an einer geplanten Landung in einem französischen Hafen teilzunehmen.*)

Diese Expedition kam nicht zustande, und die hessischen Truppen wurden nun von der Insel Wight, wo sie Winterquartiere bezogen hatten, wieder nach Flandern zurück gebracht, um daselbst an dem weiteren Feldzuge gegen die französische Republik teilzunehmen.

Während des Aufenthaltes auf der Insel Wight waren, anscheinend an einer Epidemie, die auch zahlreiche Opfer unter den Emigranten-Korps forderte, diese 84 Soldaten in dem Lazarett zu East-Cowes, wie aus dem Kirchenbuche ersichtlich ist, gestorben. Sie wurden auf dem Kirchhofe der Pfarrkirche zu Whippingham beigesetzt.

Da bis jetzt keinerlei Gedenkzeichen diese Grabstätte zierte, so müssen wir Sr. K. H. dem Landgrafen von Hessen, der, wie wir aus der „Times" erfahren, im vergangenen Jahre die Kirche besuchte, für diese pietätvolle und würdige Ehrung seiner hessischen, in England verstorbenen Landsleute besonders dankbar sein.

* * *

Wir sind in der Lage, aus dem Kirchenbuche zu Whippingham einen Auszug der Namen mitzuteilen, die vielleicht in mancher hessischen Familie interessieren werden. Die englische Schreibweise scheint nicht immer richtig zu sein.

1794. 4. Februar: Henrich Herman (Regiment Prinz Karl); 6. II: Friedrich Bartling (Rgt. Loßberg); 8 II: Sergeant Wilhelm Wimmel (2. Bat. Prinz Karl), Henrich Weitmann (Pr. K.); 13. II: Peter Kopp, Heilgehülfe (Pr. K.); 14. II: Paul Hoffmann (Pr. K.), Johann Müller (Rgt. L.); 15. II: Philipp Wolmar (Rgt. Gensdarmes); 22. II: Ernst Kersner (Rgt. G.); Anna Elisa Eckhartin, eine Soldatenfrau; 25. II: Henrich Schmid (Rgt. G.); 26. II: Friedrich Wینereck (Rgt. L.); 28. II: Johann Massel (Pr. K.); 1. März: Valentin Dieß (Pr. K.); Johann Aubel (Rgt. L.); 2. III: Balser Vogeler (Rgt. L.), Georg Grau (Pr. K.), Adam Ellenberger (Pr. K.), Justus Deichmann (Rgt. L.); 4. III: Adam „Jivel" (Pr. K.), Henrich Schmid (Rgt. L.); 8. III: Henrich Finsten (Rgt. L.), Sergeant Friedrich Mogge (Rgt. L.), Henrich Bosse (Rgt. L.); 10. III: Georg Jacob (Pr. K.), Jakob Haibel (Rgt. L.), Ernst Fossell (Pr. K.), Christoph Ziegeler (Rgt. L.); 11. III: Nikolaus Parker (Pr. K.); 12. III: Katharina Elisabeth, Tochter des Soldaten Christian Hanemann; 14. III: Henrich Degenhart (Rgt. L.); 15. III: Jakob Diller, Korporal (Rgt. L.), George Gaertner (Pr. K.); 16. III: Christoph Gibeler (Füsilier), Georg Raiber (Pr. K.); 17. III: Johann Walbaum (Rgt. L.); 18. III: Gotfried Schirner, Surgeon (Füs.); 20. III: Konrad Kimmell (Rgt. G.), Nikolaus Nagel (Rgt. L); Ciryakus Keittell (Rgt. L.); 21. III: Kaspar Fahl (Pr. K.), Moritz Jäger (Pr. K.); 22. III: Fähnrich Höcker (Pr. K.); 24. III: Nikolaus Apfell (Pr. K.), Christoph Brück (Rgt. L.), Friedrich Klemme (Rgt. L.); 25. III: Christian Schröder

*) Unseres Wissens geschieht hiervon in dem Werke Ditfurths keine Erwähnung.

(Pr. K.); 27. III: Korporal Dhon (Rgt. L.); 28. III: Konrad Blumenstein (Rgt. L.); 29. III: Henrich Entsmann (Pr. K.), Ludwig Missel (Pr. K.), Georg Glock (Pr. K.); 30. III: Korporal Ludwig Ulrich (Pr. K.); 31. III: Anton Iffland (Pr. K.); 2. April: Karl Ludwig Wißel (Rgt. L.); 3. IV: Johann Frischkorn (Pr. K.), Peter Alt (Pr. K.); 4. IV: Konrad Lubcke (Rgt. L.), Werner Gobell (Rgt. L.); 5. IV: Konrad Eftemann (Rgt. L.); Loffert (Pr. K.); 7. IV: Karl Fieldmann (Rgt. L.); 9. IV: Henrich Wagner (Rgt. L.), Henrich Brauder (Rgt. L.); 10. IV: Henrich Dohring (Rgt. G.); 12. IV: Homberg, Soldatenfrau; 13. IV: Jakob Hart (Rgt. G.), Flemming (Pr. K.); 15. IV: Roinard (Pr. K.), Konrad Feißel (Rgt. L.), Korporal Wagner (Rgt. L.); 17. IV: Christian Fuhrer; 18. IV: Andreas Thiel (?) (Rgt. L.); 21. IV: Georg Loß (Pr. K.), Johann Jost Schröder (Pr. K.), Martin Blumenstein (Rgt. L.); 22. IV: Huschold (Rgt. L.), Henrich Bergmann (Rgt. L.), Wilhelm Hesterling (Pr. K.); 23. IV: Adam Lofler (Pr. K.), ein Soldatenkind, H. Henning (Pr. K.); 28. IV: Jh. Grebe (Rgt. L), Christian Rolt (Rgt. L.); 29. IV: Ulrich Gutermuth (Pr. K.); 1. Mai: Anton Schmidskurt (Rgt. L.); 2. V: Anton Weyhe (Rgt. L.), Christ. Groß (Rgt. L.).

Die Erfindung der Dampfmaschine.

Zum 200jährigen Papin-Jubiläum (1706–1906).

Von Kurt Hering (Darmstadt).

(Schluß.)

Mit frischem Eifer machte sich nun Papin ans Werk, galt es doch, nicht nur seinem Fürsten, sondern auch der Welt zu zeigen, daß er imstande war, seine Ideen und Experimente aus dem Laboratorium in die Wirklichkeit umzusetzen. Während er mit dem Bau der Maschine beschäftigt war, schrieb er am 23. März an Leibniz: „Ich kann es Ihnen versichern, je mehr ich vorwärts komme, um so mehr sehe ich mich imstande, den Wert dieser Erfindung zu schätzen, die der Theorie nach die Kräfte der Menschen ins Unendliche steigern muß. Was aber die praktische Seite anbelangt, so glaube ich ohne Übertreibung behaupten zu dürfen, daß mit Hilfe dieses Mittels ein einziger Mensch die Arbeit von sonst Hunderten verrichten wird. Allerdings gebe ich zu, daß Zeit dafür erforderlich sein wird, um es bis zu dieser Vollkommenheit zu bringen. Sie können überzeugt sein, daß ich alles tun werde, was in meinen Kräften steht, damit die Sache gut und zur Zufriedenheit vonstatten geht, obwohl man hier nur schwer einigermaßen brauchbare Arbeiter erhalten kann. Indessen hoffe ich, daß mit Gottes Hilfe die Geduld endlich über alle Schwierigkeiten siegen wird."

Da Papin die meisten Arbeiten zum Bau seiner Maschine eigenhändig ausführen mußte, so dauerte es ein Jahr, bis diese endlich fertiggestellt war. Im Juni 1706 wurde sie dem Landgrafen vorgeführt, der mit der Leistung sehr zufrieden war.

Möge an dieser Stelle eine kurze Beschreibung jener ersten Dampfmaschine eingeschaltet werden, die auch den Nichtfachmann lebhaft interessieren dürfte; für diejenigen, die mit der Technik näher vertraut sind, werden die folgenden Ausführungen ein erhöhtes Interesse gewinnen, wenn sie sich im Geiste immer unsere moderne Dampfmaschine als Parallele hinzudenken.

Der Dampf wurde in einer kupfernen Retorte, die als Kessel diente, erzeugt; die Form dieser Retorte war elliptisch, die Höhe betrug 26, die Breite 20 Zoll. Aus dem Dampfraum führte eine Rohrleitung, die mit Absperrhahn versehen war, nach einem zylindrischen Gefäß, dem Dampfzylinder. Dieser, ebenfalls aus Kupfer hergestellt, hatte einen Durchmesser von 20 Zoll bei 15 Zoll Höhe. Oben auf dem Zylinder, gleich neben der Mündung der Dampfzuleitung, befand sich ein zweites Sicherheitsventil. Am unteren Ende hatte der Zylinder einen Ansatz, der sich allmählich auf etwa ein Viertel des Zylinderdurchmessers verjüngte und halbkreisförmig nach oben umgebogen war. Diese Zylinderfortsetzung endigte in einem Steigrohr. In dem halbkreisförmigen Knie des Zylinders war ein Trichter eingeschraubt, durch welchen Wasser in den Zylinder gelangen konnte. Innerhalb des Zylinders befand sich ein hutförmiger hohler Schwimmer (oder Kolben) aus Blech, der auf der Oberfläche des Wassers schwimmend ruhte. Das Steigrohr, in dessen unterem Ende ein Rückschlagventil angeordnet war, mündete in ein großes hochstehendes zylindrisches Gefäß von 23 Zoll Durchmesser und 3 Fuß Höhe.

Sollte die Maschine nun in Betrieb gesetzt werden, so ließ man durch den Trichter von unten Wasser in den Zylinder strömen. Der Wasserstand im Zylinder und mit ihm der schwimmende Kolben stieg nun allmählich im Zylinder aufwärts; hatte dieser nun seinen höchsten Stand erreicht, so wurde der Wasserzufluß gehemmt, der Hahn in der Dampfzuleitung geöffnet, und der vom Kessel überströmende Wasserdampf konnte in den Zylinder gelangen, expandierte und drückte

so den Kolben nach unten. Das unter dem Kolben befindliche Wasser suchte nun einen Ausweg, hob das am unteren Ende des Steigrohres befindliche Rückschlagventil in die Höhe und stieg durch das Steigrohr empor in das hochstehende Wasserreservoir. Hatte der Kolben seinen tiefsten Stand erreicht und der Dampf somit seine Arbeit verrichtet, so wurde die Dampfzuleitung abgesperrt, ein am oberen Ende des Zylinders befindlicher Hahn geöffnet, und der verbrauchte Dampf konnte auspuffen, d. h. ins Freie gelangen. Der Arbeitsprozeß war beendet, und man ließ wieder Wasser durch den Trichter in den Zylinder strömen, und ein neuer Arbeitsprozeß konnte vor sich gehen.

Leitete man nun eine größere Wassermenge, etwa einen kleinen Bach, in den Trichter, so konnte man in verhältnismäßig kurzer Zeit ganz bedeutende Wassermassen in eine ansehnliche Höhe pumpen. Aus dem gleichsam als Hochreservoir dienenden Sammelgefäße wurde das Wasser auf ein Wasserrad geleitet, versetzte dieses in Rotation, und von der Welle konnte dann die erzeugte Kraft zur beliebigen Verwendung abgenommen werden.

Die erste Dampfmaschine war somit fertiggestellt, und war, wie wir gesehen haben, eine sogenannte Auspuffmaschine, wenn auch vorerst noch in Gestalt einer Dampfpumpe.

Über die Versuche selbst schrieb Papin am 19. August 1706 an Leibniz: „Als man nun zum Versuch kam, sah man, daß in der Tat das Wasser aus allen Verbindungsstellen heraustrat, und das geschah an der untersten in so starkem Strahle, daß seine Hoheit sich bald dahin aussprach, dieser Versuch könnte nicht gelingen. Aber ich bat ihn ganz untertänig, ein wenig zu warten, weil ich glaubte, daß die Maschine genug Wasser liefern würde, um es trotz der beträchtlichen Verluste in die Höhe zu bringen. Und in der Tat, als die Operationen fortgesetzt wurden, sahen wir vier- oder fünfmal das Wasser bis zum Ende des Rohres steigen."

Der Landgraf war mit der Maschine sehr zufrieden und befahl, ein neues Steigrohr aus Kupfer herzustellen. Das geschah auch, doch ist über die Fortsetzung der Versuche leider kein geschichtliches Material vorhanden; aber es scheint, als ob die Herstellung des neuen Steigrohres verzögert wurde und überhaupt keine weiteren Versuche stattfanden. Messungen ergaben, daß es Papin gelungen war, das Wasser in dem zirka 600 Pfund haltenden Steigrohr auf 70 Fuß Höhe emporzuheben.

Die Stelle, an der diese Versuche dem Landgrafen vorgeführt wurden, — im Hofe des damaligen Kunsthauses und jetzigen Naturalienmuseums —, ist heute Straße und durch eine Gedenktafel bezeichnet.*)

Da nun Papin sah, daß an eine weitere Verfolgung seiner Ideen in Kassel nicht zu denken war, kam er im Jahre 1707 beim Landgrafen um seine Entlassung ein, die ihm auch bewilligt wurde. Papin wandte sich nun nach England, um seine früheren Beziehungen wieder aufzunehmen. Doch gelang es ihm nicht, die Akademie in London für seine Pläne zu begeistern, und es scheint in der Tat die Eifersucht Newtons gegen Leibniz der Grund gewesen zu sein, weshalb man dessen Günstling Papin nicht hochkommen lassen wollte. 1712 starb Papin in London verarmt und vergessen.

Es sind nun 200 Jahre her, daß in **Kassel** diese denkwürdigen Versuche mit der ersten Dampfmaschine stattfanden und ein Werk vollendet wurde, das trotz der Angriffe von den verschiedensten Seiten auf seine Priorität, sich für immer einen Platz in der Geschichte gesichert hat als die erste wirklich betriebsfähige Dampfmaschine.

Wir sehen mit Bewunderung auf den Mann, der es verstanden hat, seine genialen Ideen in Wirklichkeit umzusetzen und die mannigfachsten Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, von denen wir uns aber heutzutage so recht keine Vorstellung mehr machen können, mit eiserner Energie zu überwinden. Die unglückliche Unbeholfenheit der damaligen Technik, der Mangel an guten Arbeitern und die häufig wechselnde Laune eines deutschen Fürsten waren nicht imstande, die freudige Schaffenskraft des Erfinders zu lähmen. Nichts ist bezeichnender dafür, daß Papin seinen Zeitgenossen weit voraus war, als der Umstand, daß der Mann, der die Pläne eines Dampfwagens, eines Dampfschiffes, ja sogar eines Unterseebotes fertig mit sich herumtrug, den Auftrag erhielt, eine Kornmühle zu betreiben. Doch durfte Papin, um überhaupt einen Teil seiner Pläne verwirklichen zu können, an der Stellung der Aufgabe nichts ändern.**)

Papins Lebensgeschichte zeigt uns einen gelehrten Erfinder, der, auf wissenschaftlicher Grundlage

---

*) Voraussichtlich im Laufe des Monats Juni wird an dieser Stelle ein vom Verschönerungsverein zu Kassel gestifteter und von dem zur Zeit in Rom weilenden Bildhauer Hans Everding geschaffener Papinbrunnen enthüllt werden.

) Mit diesen Bemerkungen scheint uns doch dem Verdienste des Landgrafen **Karl zu nahe getreten zu werden. Jedenfalls ist auch sein Scharfblick, der ihn den Erfinder für seine Hochschule zu gewinnen veranlaßte, und seine Unterstützung der Erfindung, deren Wert er in seiner ganzen Größe allerdings nicht erkennen **konnte**, der Anerkennung wert. D. Red.

stehend, mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet, der Natur ihre Geheimnisse abringt. Nicht der Zufall führt ihn zu seinen Erfindungen, sondern gewissenhafte Arbeit, verbunden mit logischem Denken. Leider war es auch ihm, wie so vielen andern Erfindern, nicht vergönnt, den Lohn seiner Tätigkeit zu ernten. Denn der Erfolg stand in keinem Verhältnis zu seiner Genialität. Die Technik der damaligen Zeit war noch nicht imstande, auch nur annähernd das zu leisten, was der Erfinder von ihr verlangte. Das Fatum Papins war, ein Jahrhundert zu früh gelebt zu haben.

Der Kasseler Weinberg.

Eine Plauderei über seinen früheren Zustand und seine Besiedelung von H. Reinhard Hochapfel.

(Geschrieben im Winter 1891/92.)

Mit Anmerkungen von Dr. Philipp Losch.

(Fortsetzung.)

Etwas westlicher hinauf lag an dem Weg nur ein einziges Wohnhäuschen, welches auch heute noch dort steht und dem Blechschmied Költzschky[1]) gehört (Weinbergstraße 10). Derselbe hatte bei bei der um 1870 vorgenommenen Verbreiterung des Weges vom Stadtrat die Zusage einer neuen Einfriedigung seines Grundstücks erhalten, die auch auf städtische Kosten ausgeführt wurde, aber nicht, wie wohl erwartet wurde, mit eisernem Geländer, sondern mit hölzernem Staket. Költzschky, der von jeher gern getriebene plastische Arbeiten machte, auch sein Häuschen auf der Vorderseite mit Blechschuppen und Ornamenten verziert hat, soll sich dadurch am Stadtrat gerächt haben, daß er an fast sämtliche Spitzen der Staketen Köpfe schnitzte, die nach der Meinung der Kasselaner den Stadtrats- und Bürgerausschußmitgliedern der damaligen Zeit sehr ähnlich waren. Nachdem die Sache vollendet, war eine Zeitlang eine ordentliche Wallfahrt nach diesem Kunstwerk.[2])

Der zweite, gleich hinter dem Wilhelmshöher Torwachtgebäude beginnende, nur einige Meter breite Gartenweg lag in der jetzigen Humboldtstraße, führte etwa 80 Schritt nach Süden und bog dann durch das jetzige Bauunternehmer Fiebigsche Haus Nr. 4 südwestlich geradlinig nach Westen bis zum jetzigen Ebertschen Hause Nr. 23 (jetzt Nr. 29) und von da geradlinig nach Westen bis zum jetzigen Anfang der Terrasse, woselbst die Besitzung Sanssouci, durch eine Bruchsteinmauer begrenzt, anfing. Von diesem Weg, der früher nur ein zwei Meter breiter Heckenweg war, in dem man sich, wenn ein Wagen vorbeikam, in der nächsten Gartentür sichern mußte, ging nicht ein einziger Weg weiter nach der Wilhelmshöher Allee und führte nur ein öffentlicher, eineinhalb Meter breiter Heckenweg (in der jetzigen Grimmstraße) nach dem östlichen und ein ebensolcher nach dem westlichen Eingang der sogenannten Eidechse.

Gleich am Anfang der jetzigen Humboldtstraße lag das Grundstück der Geschwister Causid, (heute Fabrikant Wüstenfeld und Bauunternehmer Fiebig, Nr. 2 und 4 der Humboldtstraße), welches später auch in den Besitz der Fürstin von Hanau kam. Auf diesem Grundstück stand dicht an der Wilhelmshöher Allee ein niedliches Haus mit Mansarde und grün gestrichenen Jalousien, welches von den beiden ältlichen Fräuleins Susette und Margarete Causid und dem Dichter des „Prinzen Rosastramin", Dr. Ernst Koch, bewohnt wurde.

Am anderen Ende des Gartens lag ein nur einstöckiges, kleines Häuschen. Diese Fräuleins Causid hatten sich in den letzten Jahren ihres Lebens durch ihre Hunde[3]) entzweit, deren sie eine große Anzahl, nebst einem Affen, jedoch in getrenntem Eigentumsverhältnis, besaßen, da eine jede eifersüchtig auf die Behandlung ihrer, ihr ganz allein zugehörenden Lieblinge war, und eine Vernachlässigung derselben vom Gegenpart als persönliche Beleidigung aufgenommen wurde.

Sie hatten daher, um den ewigen Haber zu beseitigen, beschlossen, das Grundstück vermittelst einer

[1]) Justus Költzschky starb am 14. Juli 1904 im 81. Lebensjahre.

[2]) Ein Amerikaner, dem ich vor einigen Jahren diese Kasseler Sehenswürdigkeit zeigte, wollte absolut eine Latte des Stakets käuflich erwerben, und als ich bemerkte, daß der Besitzer wohl kaum dies Geschäft mit ihm machen würde, meinte er ganz naiv, dann wolle er nachts eine Latte stehlen.

[3]) In einem Brief an seine Braut Henriette v. Bosse aus dem Jahre 1833 schreibt Ernst Koch u. a.: „Ich habe Dir schon von den alten Fräuleins Causid erzählt, bei denen ich jetzt wohne, aber noch nicht, daß sie einige Möpse haben, die mich auf alle Weise ärgern, und daß wer den Hunden etwas thut, der thut es den Damen. Wer ihnen aber schmeichelt, der kann sein Glück machen. Einer von den charmanten dicken Möpsen heißt Häschen, er ist ein bejahrter Mops von 18 Jahren und kann kaum noch gehn." (Pallast u. Bürgerhaus. 232.) Die beiden alten Damen, die von der bösen Kasseler Jugend „die Hexen Causid" genannt wurden, waren Töchter des Galerieinspektors Simon C., Enkelinnen des aus Bern eingewanderten Kaufmanns Paul C., † 1780, dessen Grabdenkmal sich noch auf dem alten Totenhofe befindet.

durchgezogenen Schnur zu teilen und die beiden Häuschen, eine jede für sich, zu bewohnen. Obgleich dies nun geschah und keine der andern Territorium betrat, konnte man die beiden alten Mädchen doch oft in sehr salopper Kleidung, die bebrillten, welken Pergamentgesichter in Faltenhauben und vorgebundenen Seidenlocken steckend, gestikulierend und schimpfend zu beiden Seiten der Schnur stehen sehen, wenn einer der Hunde auf fremdes Terrain geraten war. Eine Zeitlang waren beide Häuschen einmal unbewohnt, und es hieß, daß die Schwestern nach auswärts gezogen seien, um der Hundesteuer zu entgehen. Später zogen sie wieder, aber mit weniger Hunden und ohne Affen, in ihre alte Besitzung, wahrscheinlich hatten sie auch außerhalb Kassels ihren großen Hunde-Besitzstand nicht verleugnen können, was sie in Kassel stets getan haben sollen.

Dem Causidschen Grundstück südlich gegenüber lagen früher zwei der Fürstin von Hanau gehörige, direkt an den Park stoßende Gärten, an der Stelle des jetzigen Wilhelms-Gymnasiums[4]); dieselben waren mit bescheidenen Häuschen bebaut und an einige fürstliche Diener zu billigem Zins vermietet. Das größere war einem Kammerdiener Huguenin, das kleinere, an die Grimmstraße stoßende, einer Marställer-Familie namens Ohlwein überlassen. In dem letztgenannten Grundstück lag ein Ziehbrunnen, welcher sich heute noch als Pumpbrunnen mit eiserner Säule und Schwengel auf dem Trottoir der Humboldtstraße, dem Gymnasium gegenüber, befindet. Dem letztgenannten Garten gegenüber lag am Weg der einzige öffentliche Brunnen, mit Satteldach und Drehkurbel, aus welchem sich die Besitzer und Mieter der Weinbergsgärten versorgen konnten, auch die Wirte der Felsenkeller versorgten sich faßweise aus demselben, bis der Buchdruckereibesitzer Trömner in den 50er Jahren das an diesen Brunnen anstoßende Grundstück mit einem Wohnhaus bebaute (Humboldtstraße 5), den Brunnen als Privateigentum erwarb und mit in sein Grundstück einfriedigte. Nun war guter Rat teuer, denn es war der letzte allgemein gebrauchte Brunnen Privateigentum geworden. Die von den Besitzern der weiter westlich gelegenen Gärten, Dr. Wehr und Regierungsrat Rembe, gemachten Versuche, Wasser zu erhalten, schlugen fehl, obgleich gegen 100 Fuß tief in den Kalkfelsen gegraben bzw. gebohrt wurde. Es war für die Gartenbesitzer, um zu Wasser zu gelangen, nur noch die Hoffnung übrig, in dem Keil roter Tonerde, welcher sich vom Eingang der Wilhelmshöher Allee bis zur Grimmstraße in die Kalkformation schiebt, das zum Leben mit am nötigste Element zu finden. In den 60er Jahren veranstalteten die Gartenbesitzer eine Zusammenkunft, in welcher beschlossen wurde, den Stadtrat zu ersuchen, auf dem Gartenwege nördlich von den in den beiden Gärten vorhandenen Brunnen, in der roten Tonerde, einen neuen Brunnen graben zu lassen, und sich verpflichteten, das aufgewandte Kapital an die Stadtkasse zu verzinsen. Der Brunnen wurde auf städtische Kosten angelegt, ergab in mäßiger Tiefe reichlich Wasser und wurde von den Interessenten so lange gebraucht und verzinst, bis mit der Straßenverlegung und Erweiterung 1872 auch die Niestewasserleitung auf den Weinberg ausgedehnt wurde. Dieser letzterwähnte Brunnen fiel durch die Straßenverlegung in das Goldschmidtsche Grundstück, und ist heute, entweder zugeworfen oder verdeckt, noch dort vorhanden.

Von dem Goldschmidtschen (früher Causidschen) Grundstück zog sich der Garten des Staatsrats Wöhler an der nördlichen Seite der Humboldtstraße bis über die Marienstraße hinaus, so daß das Haus des Architekten Eubell (Marienstraße 12) auf dem früher Wöhlerschen Grundstück aufgeführt ist. In dem Wöhlerschen Garten standen drei Häuschen, ein steinernes, welches noch vorhanden und in welchem Reichsgerichtsrat Dr. Otto Bähr einige Zeit im Sommer gewohnt hat, dann ein ganz kleines Gärtnerhäuschen dicht am Wege, welches bei der Straßenverbreiterung abgebrochen werden mußte, und endlich ein achteckiger Pavillon[5]), welcher heute noch im Garten des Amtsrichters Wolff von Gudenberg steht und in dessen Knopf an der metallenen Dachspitze sich noch Dokumente aus alter Zeit befinden sollen. Der Wöhlersche Garten war besonders wegen seines Rosenflors berühmt, es wurden dort eine Menge verschiedener Rosensorten kultiviert und ein eigener Gärtner dazu gehalten, welcher auch das sich an das Wirtschaftsgebäude der Gesellschaft Euterpe anlehnende ziemlich geräumige Warmhaus zu versehen hatte. Von schönen Rosen fiel noch in den 80er Jahren vom Weg aus besonders eine 3 Meter hoch glockenartig gezogene Prärie-Rose auf, welche im Sommer mit Tausenden von Blüten geschmückt war. Auch ein schöner Tulpenbaum, welcher heute noch, sehr verkümmert, in der Einfriedigung des Wolff von Gudenbergschen Gartens sein Leben fristet, schmückte den Wöhlerschen Garten.

Die Grundstücke, die an der nördlichen Seite der Humboldtstraße vom Wöhlerschen Garten an bis nach Sanssouci (Anfang der Terrasse) liegen, waren früher im Besitz der sehr angesehenen und

[4]) Das neue Gymnasium wurde von Mai 1883 bis März 1886 mit einem Kostenaufwand von 350000 M. nach den Plänen der Bauräte Neumann und Schuchard erbaut.

[5]) Vgl. oben Anmerkung 6 auf S. 111.

verdienten Architektenfamilie Dury[6]), welche in drei Generationen eine große Anzahl bemerkenswertester herrschaftlicher, städtischer und privater Gebäude der Oberneustadt ausführte, z. B. die Oberneustädter Kirche, das Meßhaus, Opernhaus, Oberneustädter Rathaus, Museum usw.

Von den Töchtern Simon Ludwig Durys, welcher 1799 als Baurat und Professor starb, verheiratete sich eine, Jeanette, mit dem Obermedizinaldirektor Cornelius Grandidier, und die andere, Amalie, mit einem Steuerrat Rothe, und bis zur Neuzeit waren die westlich gelegenen Gärten im Besitz der Nachkommen der Familie Grandidier, die östlich gelegenen in dem der Nachkommen der Familie Rothe.

Der Bauunternehmer A. Engelhardt erwarb in den 70er Jahren das westliche Stück des Wöhlerschen Gartens und einige Stücke der nördlich dahinter gelegenen Gärten und legte die Marienstraße an, welche bald mit einigen hübschen Villen bebaut wurde und dann in den Besitz der Stadt überging.

An der Südseite der Humboldtstraße war eines der ersten Häuser das vom Maurermeister L. Hochapfel erbaute Haus Nr. 15, welches in den Besitz eines gewissen Beth überging, der hier ein zweifelhaftes Café mit Damenbedienung etablierte, aber bald nachher spurlos aus Kassel verduftet war.

Der zwischen Nr. 15a und Dr. Wehrs Garten liegende Eingang Nr. 17 war der frühere diesseitige Eingang zu dem schon erwähnten Kegelgarten. Dieser Garten war in den 50er Jahren von einer Gesellschaft Kasseler Bürger gemietet, welche eine Kegelbahn und später sogar eine kleine Bühne in demselben aufführen ließ, zu welcher ich die Malerei des Proszeniums geliefert hatte. Der Kasseler Witz und Humor war in dieser Gesellschaft vertreten durch den liebenswürdigen Bäckermeister Wilh. Weißenborn, den sarkastischen Holzhändler Karle Ackermann, den Meßinspektor Hennes Ruhn und den humorvollen Techniker Eduard Becker (die Kötze genannt). Letzterer schrieb eine schauerliche Räubertragödie, welche auf dieser Gartenbühne aufgeführt wurde, die am Schluß des Stücks mit Leichen übersäet war. Becker starb, nachdem er sich im Düsseldorfer Malkasten durch seinen Humor Ruhm erworben, im Irrenhause. Weißenborn feierte gelegentlich der Versammlung der deutschen Kunst- und Erwerbsgenossen, welche zusammen in Kassel 1866 tagten, bei dem denselben zu Ehren gegebenen Bankett auf Wilhelmshöhe durch seinen liebenswürdigen, stets schlagfertigen Humor Triumphe, so daß Männer wie Professor Martersteig, der Redner der Kunstgenossen, Karl Hoff, Hoffmann von Fallersleben, der Maler und Dichter von Hollberg, Schulze-Delitzsch und Blaswitz von Breslau ihn huldigend umarmten und bekränzten und mit „Born der Weisheit" titulierten. Der Kasseler Witz treibt gewiß auch heute noch im Karnevals-Verein seine Blüten, aber ich glaube, ein Weißenborn ist noch nicht wieder erstanden.[7])

An dem schon erwähnten Hause Nr. 23 [jetzt 29] der Humboldtstraße, welches bis 1871 ein bescheidenes niedriges Gartenhäuschen in Holzfachwerk war und nebst dem Garten dem Regierungsrat Otto Rembe gehörte (der später zur Oberrechnungskammer nach Potsdam versetzt wurde), welcher im Jahre 1871 das Häuschen in Fachwerk erhöhte und einen massiven Bau anschloß, führt südlich der früher erwähnte westliche Gartenweg nach der sogenannten Eidechse, an deren Eingang ich, der Maler- und Weißbindermeister R. Hochapfel, im Jahre 1865 in meinem am Berge liegenden Garten ein kleines sogenanntes Schweizerhäuschen erbaute und dasselbe 1869 soweit vergrößern ließ, daß dasselbe als Wohnhaus für eine kleine Familie dienen konnte. (Nr. 25 [27] der Humboldtstraße.) Dasselbe wird nach der geplanten Durchführung der Weinbergstraße an die Südseite derselben zu liegen kommen. Dem letztgenannten Häuschen schräg gegenüber entstand 1867 auf der Ebene das Wohnhaus des prakt. Arztes Dr. Wilhelm Wehr (Nr. 21 [jetzt 25] der Humboldtstraße), welches nach Herstellung der Weinbergstraße bis zur Ulmenstraße fast vollständig in die Weinbergstraße fallen wird. Hier war auf den früheren Stadterweiterungsplänen ein großes Rondel projektiert, welches einen kleinen Teil des Dr. Wehrschen Gartens, fast den ganzen Hochapfelschen Garten nebst Häuschen und einen kleinen Teil des früher Dr. Pfeifferschen, jetzt Kaufmann Heerdtschen Gartens umfassen sollte. Man hat sich aber vor einigen Jahren überzeugt, daß der schöne Aussichtsplatz am westlichen Ende der Weinbergstraße, wenn auch etwas beschränkter, ohne große Kosten anderweit herzustellen wäre, und man hat deshalb von dem früheren Projekt Abstand genommen.

Von dem Hause Nr. 23 der Humboldtstraße bis nach Sanssouci befand sich an der Nordseite des Wegs kein Haus, an der Südseite desselben nur ein steinernes Gartenhäuschen in dem Garten der Witwe Beinhauer (Schwester des Oberbürgermeisters Nebelthau). Auf den Kellergewölben dieses Häuschens ließ später die Witwe des Kaufmanns Bindernagel, geb. von Griesheim, welche den

[6]) Vgl. oben Anmerkung 6 auf S. 111.

[7]) Wilh. Weißenborn starb am 15. April 1869 zu Kassel, 60 Jahre alt.

Garten teilweise erworben hatte, die gotische Villa (Nr. 31 der Humboldtstraße) erbauen.

Dann waren die letzten unterhalb der Beinhauerschen Besitzung liegenden, an Sanssouci anstoßenden und bis zum Philosophenweg sich ziehenden Gärten durch den ersten Pionier dieser Gegend, den Pfarrer Herm. Wilhelm Jäger[8]), schon im Jahre 1845 für zusammen 900 Taler erkauft und mit einem Wohnhause (Humboldtstraße Nr. 33 [jetzt 39]) bebaut. Diese Gärten hatten aber von der Humboldtstraße aus gar keinen Zugang, sondern nur von der sogenannten Eidechse und vom Philosophenweg. Pfarrer Jäger kaufte daher noch einen Streifen von Sanssouci für diesen Zugang von der Humboldtstraße für 100 Taler an, friedigte denselben an seine Besitzung ein und kultivierte besonders Zwergobst und Wein auf seinem nun zu einem einzigen Garten umgeschaffenen Grundstück. In den 40er Jahren schüttelte man die Köpfe über das gewagte Unternehmen in dieser abgelegenen, gewissermaßen verrufenen Gegend, wo Gartendiebstähle etwas sehr Gewöhnliches waren.

(Schluß folgt.)

[8]) Pfarrer Jäger war 1820—29 Lehrer am Lyceum Fridericianum, später Stadtrat und Vizebürgermeister. Er starb im September 1867 zu Kassel im 84. Lebensjahre.

Goldener Sonntag.

Von Lotte Gubalke.

Wer am Goldenen Sonntag früh vor Sonnenaufgang auf die Berge steigt, die Wälder und Wiesen nach heilkräftigen Kräutern durchsucht, der kann sicher sein, so er sie mit reinen Gedanken pflückt oder ausgräbt, daß sie ihn das ganze lange Jahr über heilen von allerlei Gebresten und Schmerzen. Und wer mit dem richtigen heiligen Sinn in die aufgehende Sonne sieht, dessen Sinn ist licht das ganze Jahr. Wer aber gar eine Rabenfeder findet, die wie ein Pfeil aus der Erde schaut, sie mit dem rechten Glauben aufhebt und an seinen Hut steckt, der hat das ganze lange Jahr über Teil an dem Segen, der von dem Alten, Gewaltigen ausgeht, den die Priester durch Weihrauch und Litanei und Glockengeläut verbannten und der in dieser Spätfrühlingsnacht mit Hallo und Gekläff durch die Himmelsräume rast und, wie's ihm beliebt, Fluch oder Segen auf die grünende Saat und die blühenden Hecken und Bäume ausstreut. Manchmal findet einer ein Hufeisen im grünenden Saatfeld. Dann weiß er genau, was er davon zu halten hat, und nagelt's auf seines Hauses Schwelle.

Ja, so ist's, mag der Pfarrer sagen, was er will. So dachte Barbeliese und stand früh auf. Alles schlief noch, die Mutter und der Vater und das kleine Geschwisterchen. Sie mußte heut dreierlei suchen: einen Rosenkönig für die Mutter, damit sie den Schlaf der Nächte wiederfand, einen Kalmus für den Magenschmerz des Vaters, und für sich — ha, sie wurde ganz rot, für sich etwas Liebstock. In Strümpfen huschte sie die knarrende Treppe hinunter — sie lief auch noch in Strümpfen über den Hof, und auch dann zog sie keine Schuhe an, es lief sich so viel besser auf Strumpfsocken, mit Sohlen von Speckschwarten. Sie lief immer mit dem von Erlen umstandenen Bach, der sich durch das Dorf zog, bis sie das letzte Haus hinter sich gelassen; dann kletterte sie das Ufer herunter und zog die Strümpfe samt den Socken aus, schürzte die Röcke hoch, wusch sich die Augen aus und plantschte quer durch den Bach. Verlockend winkten blaue Vergißmeinnicht, Gänseblumen und Gundermann — aber nein, bewahre — heut' pflückt man nur das heilige Kräutig und keinen Tand. Sie setzte sich einen Augenblick am andern Ufer nieder und wischte mit ihren roten Röcken die feuchten Beine und Füße ab, und mit den schneeweißen Hemdärmeln trocknete sie das Gesicht, dann flink die Socken an, und nun ging's querfeldein ein paar hundert Schritt, da war sie am Wichtelberg angelangt.

Wie war der Wald schön! Leichte feuchte Dämmerung lag darüber, ganz leise, noch halb im Schlaf, zirpten die Heimchen im Gras und flöteten die Vögel. Mit weitausgespannten Flügeln kam eine Gabelweihe über die Felder geflogen auf den Wald zu. Die Eidechsen huschten über das Moos und ein Igel raschelte im Laub. Wie gut kannte Barbeliese den Wald — sie fürchtete sich ja auch gar nicht, als sie stehn blieb und leise erschauerte — nein, es war ihr so sonderbar heilig zu Mute. Wenn sie nun einen Rosenkönig fand — wenn sie den Alraun fand — wenn sie einen Liebstock ausgrübe! Einen Liebstock! Sie wurde dunkelrot. Sie leckte an ihrem Zeigefinger und hob ihn hoch — der Wind kam von Westen — vielleicht gab's nach Sonnenaufgang Regen — flink ans Werk! Ach, da — dort einen Alraun hatte sie gefunden, da stand das wunderliche Kraut, flink grub sie ihn aus — Potztausend, war das ein närrisches Wundermännlein — nicht gelacht — kaum geschmunzelt, Barbeliese, sonst verfliegt der Zauber und die

Wunderkraft wie Spreu vor'm Wind — nur nit geredet, kein Wort, eh' die Sonn' aufgeht! Und nun bergauf, da oben steht der Schlafrosenbusch links am Waldgraben, wo der Liebstock wächst, und dann noch ein paar hundert Schritt, und man steht oben auf der Spitze und sieht die Sonne aufgehn. Das Alräunchen hat sie in die blaue Schürze gepackt und mit glühenden Wangen klettert sie das Steingeröll hinauf. Es sind hunderttausend kleine Steinchen, lauter runde Malsteinchen, alles Teilchen von der Weltschlange — wer doch den Kopf und den Schwanz fände! Dem gibt die Schlange dann das goldene Krönchen! Sie seufzt — aber sie lächelt auch schon wieder, denn da steht sie vor dem Schlafrosenbusch, und wahrhaftig, sie braucht gar nicht lang zu suchen, einen richtigen Rosenkönig hat sie ergattert, ganz versteckt unter Dornen und Knospen ist das braune zottige Ding, ohne blutige Risse geht's nicht ab. Gott sei Dank, nun hat sie auch den. Und nun! Ja soll sie's denn wagen? Neben der alten Trauerbuche, sagt' der Kräuterjörge, wächst der Liebstock. Er blüht unten an der Wurzel, riecht pfeffrig, und ehe man ihn gräbt, soll man dreimal hinterrücks im Kreis gehn und in Gedanken, ohne das Maul aufzutun, sagen: „Ich hab' verloren meinen Schatz, macht mir auf, macht mir auf den Totenplatz. Hier ist mein Schatz, da ist mein Schatz, drum ist das Grab der beste Platz."

Barbeliese stand vor dem pfeffrigen Stäudchen und probierte in Gedanken den Reim — ach, die letzte Strophe war ihr entfallen. Ob's doch ging? Sie ging hinterrücks im Kreis um das Liebstöckchen, sie war schon ganz schwindlig, aber die letzte Reihe fiel ihr nicht ein!

Dummheiten! dachte Barbelies, wenn ich nur das Liebstöckchen hab', das Andere findet sich. Sie kniete nieder und fing an zu graben. Ja, das ging nicht so, wie sie dachte —, das Liebstöckchen saß ganz fest, wie gemauert. Aber es mußt's doch haben! Ganz glühend heiß war's ihm, und nun fingen die Vögel auch noch an zu singen und am lautesten die Amsel und der Pirol, und hier und da raschelte und knackte es im Unterholz, und dann strich der Wind durch die Baumkronen, und welke Blätter vom letzten Winter fielen herunter in sein blondes Haar, auf sein schwarzes Bändermützchen. Und stumm mußt's sein, ganz stumm, gern hätt's geflucht, aber es wollte doch den Zauber vollbringen. Wenn nur die Sonne noch ein bischen in ihrem goldenen Bette bei dem bleichen Gemahl bleiben wollt', dachte es ganz ärgerlich. Mit einem Mal, wie's fast die Wurzel ausgegraben hat, hört's was rascheln und gleich darauf ein lautes Lachen. Bleich und entsetzt dreht es sich herum. Aber stumm bleibt's, ganz stumm, nur bleich wird das Barbelies. Breitbeinig, die Hände in den schwarzen Sammethosen, steht da der Schmiedehannes, die kurze Pfeife im Mund, und pfeift durch die Zähne und schüttelt sich vor Lachen!

„Barbelies, dummes Tier, was machst da für Hexenkram?"

Barbelies schüttelt den Kopf und legt sich flink über das Liebstöckchen.

„Aber Barbelies," sagt der Bursch lachend, „glaubst' wirklich an so en Schnack?"

Barbelies bleibt stumm.

„Na, Barbelies, wenn Du draußen in der Welt gelebt hättest, Soldat gewesen wärst, dann sähst Du ein, daß das alles Mumpitz ist."

Mumpitz! Wie sie das Wort haßte. Das hatte er alles in der Stadt gelernt. Sie zuckte die Achseln und blieb stumm, aber heimlich bohrte sie immer an dem Zauberkraut. Da endlich hatte sie's heraus.

Hurtig sprang sie auf und tat's in die Schürze — mit einem tiefen Seufzer, und gleich darauf mit einem hellen Jauchzer begrüßte sie die Sonne, die eben hinter den nachbarlichen Bergen emporstieg.

Der Schmiedehannes nahm seine Pelzmütze ab, er hatte es von Kindesbeinen an nicht anders gesehn, und machte der Sonne seine Reverenz, und das Barbelies sang:

„Liebe liebe Sonne,
Komm ein bischen runter
Mit der gold'nen Krone,
Wollen dir's auch lohnen!"

Dann gingen sie langsam zu Tal.

„Warum und für wen hast Du den Liebstock gegraben?"

„Woher weißt' denn, daß ich Liebstock hab'?"

„Na ich weiß's — das pfeffrig Ding!"

„Warum soll ich's leugnen!"

„Na und für wen?"

Barbelies zuckte die Achseln.

„Für den Reuterkarl?"

„Nee —"

„Für den Schimmelklaus?"

„Ha — ha — ha —"

„Für den Schulzenfritz?"

„Oh — wie schlau — wie schlau —"

„Na so sag's doch!"

„Gut, ich werd's Dir aufgeben, wenn Du es rätst — so — na hör' zu: Ich hab' den Liebstock gegraben für einen ganz taugenichtsigen, groben, eingebildeten, dummen, hochmütigen, widrigen Bengel."

Einen Augenblick legte der Hannes seinen Finger an die Nase —, dann rieb er sich die Stirn mit dem Handrücken, mit einem Male tat er einen

Freudensprung, packte das Barbelies um die Hüften, schwenkte es dreimal im Kreis, daß ihm Hören und Sehen verging und die Schlafrose, das Alraunmännchen und der Liebstock auf die Erde fielen, und rief laut:

„Barbelies, das bin ich ja!“

„Oh, Du verflixter Schlaukopf!“ rief es da, „sicherlich kommt die ganze Geschichte davon, weil ich den Reim nicht zusammengebracht.“

„Hier ist mein Schatz, da ist mein Schatz“, brüllte der Hannes vor Freude der höhersteigenden Sonne zu — und gab ihr einen herzhaften Kuß.

So fing Barbeliesens goldener Sonntag an, und geendet hat er nicht minder schön.

Aus Heimat und Fremde.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Im Senatssaal der Marburger Universität fand am 19. Mai die neunte Jahresversammlung der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck statt. Nach einer Begrüßung der Anwesenden gedachte der Vorsitzende Professor Dr. Frhr. von der Ropp der im verflossenen Berichtsjahr verstorbenen Mitglieder, der Herren Rudolf v. Buttlar auf Elberberg und Geh. Hofrat Professor Dr. W. Oncken zu Gießen. Zu Mitgliedern der Historischen Kommission wählte die Versammlung die Herren Geh. Baurat Hoffmann, Professor Dr. Leimbach, Professor Dr Richter und Hauptlehrer Vonderau in Fulda, Professor Dr. H. Oncken in Gießen, Oberlehrer Becker, Professor Dr. Brackmann, Dr. Huyskens und Dr. Wiese in Marburg. Die Rechnung des Schatzmeisters, Geh. Archivrats Dr. Könnecke, ergab eine Einnahme von 12112 Mark gegenüber einer Ausgabe von 5798 Mark. Erschienen ist im Laufe des Berichtsjahres das in Gemeinschaft mit der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt herausgegebene Werk von Dr. H. Buchenau, „Der Brakteatenfund von Seega“. Im Druck weit vorgeschritten ist der von Professor Dr. Diemar bearbeitete erste Band der hessischen Chroniken. Andere Unternehmungen gehen im Laufe des kommenden Jahres in den Satz.

Universitätsnachrichten. Aus Anlaß des 25. Geschäftsjubiläums der Metallgesellschaft in Frankfurt a. M. wurde deren Begründer, Wilhelm Merton, von der philosophischen Fakultät in Marburg die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

Der Privatdozent der Physik und erste Assistent am physikalischen Institut zu Marburg, Dr. Franz Arthur Schulze, hat einen Ruf an die technische Hochschule in Danzig als Nachfolger des Professors Zenneck erhalten.

Geburtstag. Am 6. Juni dieses Jahres begeht K. E. Knodt, der Sänger und Pfarrer aus dem hessischen Odenwald, in stillster Zurückgezogenheit seinen 50. Geburtstag. Erst mit seinem 40. Jahre ist er vor die Öffentlichkeit getreten. Sein erstes Gedichtbuch „Aus meiner Waldecke“ (d. i. das Oberklingener Tal) wurde von der Kritik nicht mit Unrecht das „Hohelied vom deutschen Walde“ genannt. Zwar hier und da noch in den Spuren Eichendorffs und verwandter Stimmungsdichter wandelnd, ging er damals doch schon eigene Pfade. In seinem zweiten Buch „Aus allen Augenblicken meines Lebens“ schreitet er beherzter fort, ein Wanderer, der durch mancherlei gute und schlimme Erfahrungen Kraft und Mut gewonnen hat, höher emporzusteigen — zu „melusinischen Quellen“ („Fontes Melusinae“). Und nachdem er aus ihnen einen herzhaften Trunk genommen, wandert er weiter, noch höher: in die „Gletschereinsamkeit der Berge“, und stimmt dort oben als ein „Königssohn von Gottes Gnaden“ in lauter Licht und Sonne das sieghafte „Lied vom Leben“ an mit dem charakteristischen Eingang „Ton vom Tod“. (Diese seine letzte Sammlung ist bei Emil Roth in Gießen erschienen, schön ausgestattet, mit Bildern von Professor Kampmann.) Seine vielbegehrte Anthologie „Wir sind die Sehnsucht!“ (nach einem Wort Hans Bethges) ist kein literarisches Werk, sondern ein weiteres oder vielmehr früheres Glaubens- und Lebensbekenntnis des Dichters. Möchte sein 50. Geburtstag dazu beitragen, seine Gemeinde zu erweitern, und seinem Lied neue Herzen erobern.*)

Raboldshausen. Karl Engelhard.

*) Eine eingehendere Charakteristik seines Schaffens ist von mir bei Hermann Graef in Leipzig erschienen.

Volkstrachtenfest. Am 17. Juni soll zu Butzbach ein Heimatpflege- und Volkstrachtenfest stattfinden, das einen Festzug mit historischen und Trachtengruppen, ein Festspiel, Darstellung von Volksgebräuchen und aus der Volksgeschichte sowie eine Ausstellung für ländliche Kunstbestrebungen umfassen wird. Die ganze Veranstaltung soll, wie wir der Einladung entnehmen, dem Heimatschutz dienen, sie soll die Freude an der Volkskunst und an der geschichtlichen Überlieferung mehren und zum Festhalten an alten Volkssitten und Gebräuchen aneifern.

Die Ausstellung bezweckt, in der bäuerlichen Bevölkerung den Sinn für ländliche Bauten in überlieferten und verbesserten, geeigneten Formen mehr zu wecken und zu fördern und auf größere Wertschätzung und Erhaltung der vorhandenen Bauernhäuser hinzuwirken. Sie soll Pläne und Modelle von Bauernhäusern und Bauernhöfen, sowie von ländlichen Schul- und Rathäusern, den Bildschmuck des Bauernhauses, sowie sonstigen Wandschmuck umfassen. Gerade der Wandschmuck des Bauernhauses und der Gebäude in Landorten ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Volkskunst; es handelt sich darum, die aus früheren Zeiten noch vorhandenen Reste, die fortwährender Beschädigung und Zerstörung ausgesetzt sind, in Aufnahmen zu sammeln und zur Anschauung zu bringen. Dabei erscheint es von Interesse, daß auch die als Inschriften an oder in Häusern angebrachten Sprüche gesammelt zur Ausstellung kommen.

Leider ist schon eine Fülle alter Muster und Formen durch Übertünchen der Außenwände und Neuherstellung von Innenwänden verloren gegangen. Manches ist indes noch vorhanden, doch droht die Gefahr, daß auch dieses binnen Kurzem verloren geht. Die am 9. Juni zu eröffnende Ausstellung soll umfassen:

a) Ansichten, Aufnahmen (auch Photographien), Pläne und Modelle von alten Bauernhäusern und Bauernhöfen, sowie von alten Rat- und Schulhäusern und sonstigen öffentlichen Gebäuden in Landorten unter besonderer Berücksichtigung hessischer Bauwerke.

b) Entwürfe und Ansichten von Neubauten der unter a) bemerkten Art in Landorten, insbesondere in hessischen Landorten.

c) Alten Bildschmuck des Bauernhauses.

d) Zeichnungen und photographische Aufnahmen stilvoller alter Wandmuster (die zur Innen- oder Außendekoration der unter a) bezeichneten Gebäude dienten), insbesondere auch von Flächenmustern und Schnitzereien an Türen, Läden, Pfosten, Gesimsen, Wandbrettern usw. Aufzeichnungen alter Haussprüche. Abzüge von alten Schablonen zur Wandbemalung.

e) Neuen Wandschmuck des Bauernhauses, insbesondere neue Bilder, die dem ländlichen Geschmacke Rechnung tragen und zur Anregung und Fortbildung des künstlerischen Verständnisses und künstlerischer Bestrebungen in Landorten dienen können (Darstellung von Trachten, Trachtengruppen, ländlichen Gebräuchen, Bilder hervorragender Männer und Ereignisse aus der vaterländischen und Volksgeschichte usw.).

f) Alte und neue gemusterte Gewebe aus selbstgesponnenem Garn.

g) Alte Zeugdrucke.

h) Trachten und Trachtenstücke (auch Modelle).

i) Alten, besondere Kunstformen aufweisenden ländlichen Hausrat.

Todesfälle. Im Alter von 84 Jahren starb am 12. Mai zu Kassel der Geh. Regierungsrat Dr. jur. Franz Lotz. Geboren am 18. April 1822 zu Kassel, war er zunächst in kurhessischen Diensten tätig, seit 1853 Referent in Kirchen- und Schulsachen im Ministerium des Innern. 1866 trat er in preußische Dienste über; er wurde in der inneren Verwaltung des neugeschaffenen Bezirksverbandes beschäftigt und dann der Verwaltung der Landeskreditkasse überwiesen, deren Direktor er vom Jahre 1886 bis zu seiner 1899 erfolgten Versetzung in den Ruhestand war. Unter seiner Verwaltung wurden besonders für die ländlichen Interessenten wesentliche Erleichterungen geschaffen. Viele Jahre hindurch gehörte er dem Vorstand des konservativen Vereins für Hessen und Waldeck an und vertrat, als Mitglied der konservativen Fraktion, 1884 bis 1887 den Wahlkreis Kassel-Melsungen im deutschen Reichstag. Noch vor kurzem hatte der Verewigte einen Band Gedichte veröffentlicht.

Am 29. Mai verschied der Oberlehrer am Königlichen Wilhelmsgymnasium zu Kassel Professor Richard Franz im Alter von 54 Jahren. Professor Franz wirkte 1875—1886 als Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften am Lyceum Fridericianum, jetzigen Friedrichsgymnasium, und ging dann in den Lehrkörper des neubegründeten Wilhelmsgymnasiums über, dem er also noch 20 Jahre angehörte. Liebenswürdig und hilfsbereit im persönlichen Verkehr, war Franz ein strenger Pädagoge, der nicht geringe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit seiner Schüler stellte, ihnen dadurch aber auch einen bleibenden Wissensschatz vermittelte. Wirklich hervorragend war die gerade im Lehrgebiet der Mathematik so wertvolle Klarheit und Exaktheit seiner Methode, die auch den von ihm herausgegebenen, in zahlreichen Anstalten benutzten und in vielen Auflagen vorliegenden „Leitfaden für den Unterricht in der Planimetrie" auszeichnet. Franz war Vorsitzender des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Kassel, in dessen Dienst er gleichfalls seine Kraft stellte, bis ein tückisches Leberleiden den rüstigen Mann dahinraffte.

Das russische Geschlecht von Stackelberg und der Steckelberg bei Schlüchtern. Mit Bezug auf eine im „Hessenland" 1905, S. 232 enthaltene Mitteilung, nach der die Burg auf dem Steckelberg von den Vorfahren eines russischen Barons Stackelberg herstamme, wird in den „Fuldaer Geschichtsblättern" (April 1906, S. 62/63) ausgeführt, daß die in Rußland ansässigen Mitglieder der adligen Familien von Stackelberg einem rheinischen Adelsgeschlecht entstammen, das sich zu den Zeiten der Heermeister in Livland ansiedelte und später auch nach anderen jetzt russischen Gebietsteilen verzweigte. Ein Geschlecht von Steckelberg, das sich nach dem Steckelberg bei Schlüchtern benannte, scheint zu Ende des 14. Jahrhunderts erloschen zu sein. 1388 kam der Steckelberg bekanntlich in den Besitz der Familie von Hutten.

Hessische Bücherschau.

Engelhard, Karl. Weltkind. Gesänge des Lebens und der Liebe. 2. Aufl. Straßburg (Josef Singer) 1906.

Nachdem im Dezember letzten Jahres an dieser Stelle mit warmer Anerkennung auf Karl Engelhards Gedichte hingewiesen wurde, die er unter dem Titel „Weltkind" vereinigt der Öffentlichkeit übergab, liegt jetzt bereits die zweite, um eine größere Anzahl neuer Dichtungen vermehrte Auflage vor. Und gerade diese neu hinzugefügten Gedichte erwecken den Eindruck, daß in ihnen der Verfasser seine stärksten Empfindungen, sein innerstes Sein konzentrierte und wiedergab. Im ersten Teile finden die Gefühle tiefster Religiosität, die glühend und stolz Sein und Welt umfaßt, in packenden Tönen Ausdruck. „Offenbarung" preist schöpferisches, lebendes Walten in jeder Gestalt, mit den Worten schließend:

(In allem) — „Bist du's, der da wirkt,
Der da webt, der da will —
Und so ich sage: Ich liebe dich:
Ist mein Wort deiner eignen Liebe Sigill;
Denn sieh: ich bin du — und du, Herr, bist ich!"

Stolzes Vollbewußtsein des „Ich" tönt aus den Anfangszeilen der Dichtung „König":

„All' diese Berge sind mein!
Tausendtönig
Nah und fern
Grüßen mich ihre Wipfel als König,
Grüßen mich Gipfel und Wipfel als Herrn!
Wohl auch! Ich habe sie alle erklettert,
Stürmend erobert hab' ich sie mir!"' —

Im zweiten Teil der Gedichte offenbaren sich subjektivere Herzensgefühle, leidenschaftliches Liebesempfinden, Waldestraumstimmungen. Aus „Blitze":

„Wär' ich der Blitz: Allvaters Hand
Sollt' mich nicht zügeln und lenken.
Die Wolken zerschlitzen,
Herunter mich stürzen,
Suchen, wo ich dich fänd', —
Und im Feuer mit dir vergehn:
Das wollt' ich!" —

Ein jauchzendes Siegeslied: „Du bist mein! Du bist mein!" preist den Besitz, die Macht über die geliebteste Seele. Abgeklärte Erkenntnis spricht sich in „Vestalin" aus. Hier die Schlußzeilen:

— — „Laß uns zusammen
Reifen durch gegenseitige Güte:
Alles, was Abkunft des Dunklen heißt:
Hassen!
Aber dem Geist
Lichtheller, lachender Schönheit offene Tore lassen!
— Und aus der Zeit
Wachsen in göttliche Herrlichkeit!"

Die Gedichte Karl Engelhards sind es wert, rege Beachtung zu finden, tiefes Interesse an dem ringenden, strebenden Dichtergeist. M. Ho.

Personalien.

Ernannt: der bisherige 3. Pfarrer an der Martinskirche zu Kassel H. Möller zum reformierten Generalsuperintendenten; Dechant Stoff in Kassel zum Domkapitular zu Fulda; Pfarrer Metropolitan a. D Ritter in Niederzwehren zum Metropolitan der ref. Pfarreiklasse Wilhelmshöhe; Pfarrer Schuchardt in Lichtenau zum Metropolitan der ref. Pfarreiklasse Lichtenau; die Landmesser Kummer in Kassel und Kullmann in Witzenhausen zu Oberlandmessern; Gerichtsassessor Matthaei in Rinteln zum Amtsrichter in Ahlden (Bez. Lüneburg; Gerichtsassessor Friedrich Wagner zu Hanau zum besoldeten Beigeordneten der Bürgermeisterei Neunkirchen (Bez. Trier); Dr. phil. Ernst Müsebeck, Assistent am Bezirksarchiv in Metz, vom 1. Oktober d. J. ab zum Archivar in Marburg; die Referendare Siemens aus Fulda, Ernst, Dr. Wilhelm Becker, Dr. Wilhelm Eissengarthen und Waldeck zu Gerichtsassessoren; Strafanstalts-Oberinspektor Zimmermann in Ziegenhain zum Strafanstaltsdirektor in Sagan.

Versetzt: Amtsrichter Dr. Schulze in Beetzendorf an das Amtsgericht in Battenberg; Amtsrichter Dr. Frhr. v. Stein in Gelnhausen unter Zurücknahme seiner Versetzung an das Landgericht zu Wiesbaden an das Amtsgericht zu Frankfurt a. M.; Amtsrichter Weiß in Steinbach-Hallenberg als Landrichter an das Landgericht in Verden; Kreistierarzt Dr. Grips von Witzenhausen nach Liebenwerda (Reg.-Bez. Merseburg) zum 1. Juni d. J.; der Strafanstaltsinspektor Grawe von Rendsburg nach Ziegenhain.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Gerichtsassessor Dr. Külz bei dem Amtsgericht und Landgericht in Marburg.

Verliehen: dem Vorschullehrer a. D. Zehner in Hanau der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Lehrer a. D. Wörner in Hanau der Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens vo Hohenzollern.

Überwiesen: Regierungsassessor Kutter in Fulda der Königlichen Regierung in Marienwerder zur weiteren dienstlichen Verwendung.

Entlassen: Gerichtsassessor Dr. Külz aus dem Justizdienst infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amts- und Landgericht in Marburg.

Geboren: ein Sohn: Kaufmann Oskar Bruebach und Frau Martha, geb. Schäfer (Kassel, 18. Mai); Professor D. Friedrich Wiegand und Frau Julie, geb. von Zezschwitz (Marburg, Mai); — eine Tochter: Steuersekretär Apel und Frau Mathilde, geb. Sinning (Kassel, 16. Mai); Dr. Küster und Frau Anna, geb. Brockhaus (Treysa, 18. Mai).

Gestorben: Porträtmaler Emil Förster, 84 Jahre alt (Pittsburg, Pennsylvanien); Kgl. Steuerrat Karl Otto Evers, 74 Jahre alt (Marburg, 17. Mai); Privatmann Martin Kuhnert, 65 Jahre alt (Kassel, 19. Mai); Fräulein Anna Zwenger aus Marburg (Wilhelmshöhe, 21. Mai); Reichstagsabgeordneter Graf von Reventlow, 41 Jahre alt (Wiesbaden, 22. Mai); Oberkriegsgerichtsrat Robert Wolf, 56 Jahre alt (Bad Neuenahr, 25. Mai); Kaufmann Georg Kroeschell, 80 Jahre alt (Allendorf a. d. W., 28. Mai); Oberlehrer Professor Richard Franz, 54 Jahre alt (Kassel, 29. Mai).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 12. XX. Jahrgang. Kassel, 16. Juni 1906.

Mein Hessen.

Mein lang entbehrtes Heimatland,
An deine Brust ich fliege!
Weißt du auch, wo mein Hüttchen stand
Mit meiner ersten Wiege? —
Wo man die Toten mir gelegt
In stiller Ackerkrume? —
Verneinend leis das Haupt bewegt
Am Weg die Sonnenblume.

Den schweren Kopf sie seitwärts dreht,
Und beugt die Stirn zum Kusse
Der Sonne, die zum Schlummer geht,
Im gold'nen Heimatflusse.
Und Heimatglocken nah und fern,
Und laut die Kinder singen —
Ich weinte und ich sänge gern —
Mir will das Herz zerspringen!

Ich suche keinen Myrtenkranz,
Der mir die Stirne kränzte,
Nicht, was im Grund des harten Sands
In deinen Strömen glänzte —
Schaut sich denn niemand nach mir um,
Der mir als Kind begegnet,
Ward denn die Mutter taub und stumm,
Die mich sonst blind gesegnet? —

Kennst du mich noch, mein Rosenstrauch
Der unser Haus umschlossen? —
Ein Sproß der Erde bin ich auch,
Der du so reich entsprossen!

Wohl schlugen mich die Dornen wund
In fernen Jugendtagen.
Sieh! heute kann mein schwerer Mund
Doch nur von Rosen sagen.

Ich trinke in der Blüten Zier
Die Luft der Heimatwellen.
Mag es aus beiden Augen mir
Auch brennend überquellen —
Es schmilzt und taut mir Eis und Erz
In deiner Abendmesse:
Nach langer Nacht fand ich dein Herz,
Mein Land — als blinder Hesse.

Zürich. **Karl Friedrich Wiegand.**

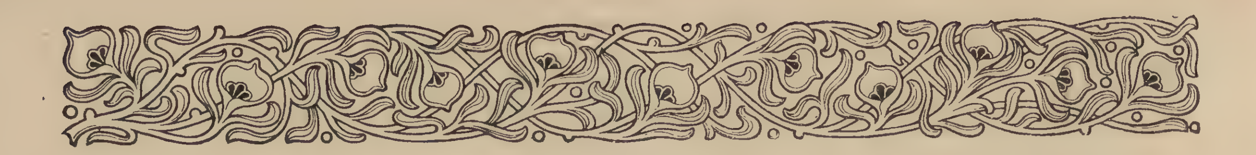
Morgenständchen.

Übersetzung aus dem Französischen.

Öffne, Mignonne, Deine blauen Augen.
Sieh, der Tag entstand, die Nacht war lang.
Grillen zirpen schon den Liebessang,
Morgenröte breitet längst sich golden.
Laß uns pflücken von den Blumendolden.
Öffne, Mignonne, Deine blauen Augen.

Laß zusammen uns die Erde kosten,
Weil die Liebe Größeres vermag
Als ein ganzer Sommertag.
Sieh, schon rötet sich der Tag im Osten.
Ganz allein in uns nur ist's gelegen,
Daß die Vögel jauchzen allerwegen
Und die große Sonne, die da geht,
Leuchtend uns im Herzen steht.

Berlin. **Henri du Fais.**



Kirchliche Beziehungen zwischen Kassel und Leipzig vor zwei Jahrhunderten.

Von Professor Dr. P. Weinmeister zu Leipzig.

Die zu Ende des 17. Jahrhunderts an verschiedenen Orten Deutschlands entstandenen französisch-reformierten Gemeinden kann man zu allen Zeiten als Muster in Aufopferung, Frömmigkeit und treuem Zusammenhalten unter einander, nicht minder aber auch in Versöhnlichkeit und feinem Takte gegen Andersgläubige hinstellen. Ich habe an anderem Orte*) den Beweis dafür zu führen versucht, soweit als die seit 1700 zu **Leipzig** bestehende **evangelisch-reformierte Gemeinde** in Betracht kommt; die dabei von mir seit längerer Zeit betriebenen Archivstudien führen zu gelegentlicher Nachlese, und einiges, was Beziehungen zwischen der Leipziger und der Kasseler Gemeinde betrifft, gestatte ich mir hier darzubieten.

Die Leipziger Gemeinde befand sich vor zweihundert Jahren in großer Bedrängnis. Nur aus wenigen wohlhabenden Familien bestehend, die bereits beträchtliche Opfer für sie gebracht hatten, war sie der streng lutherischen Landeskirche ein Dorn im Auge und hatte fast als einzigen Halt den erst vor wenigen Jahren zum Katholizismus übergetretenen Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, der ihr überdies nicht einmal so helfen konnte, wie er wohl mochte, weil er sich bei seinem Bekenntniswechsel der Kirchenhoheit in evangelischen Angelegenheiten begeben hatte. Aber nie ist eine Kirchengemeinschaft innerlich gefestigter und aufopferungsfähiger als in der Bedrängnis, und so verzagte auch die Leipziger Gemeinde nicht, sondern wirkte unverdrossen im stillen weiter, bis sie endlich nach mancherlei Wanderungen zu Anfang des Jahres 1705 in dem (jetzt einverleibten) Vororte Volkmarsdorf eine ruhige Unterkunft fand, von wo sie dann 1½ Jahre später nach Leipzig zurückkehren konnte. In Volkmarsdorf begann man die ersten Schritte der Fürsorge für die Zukunft zu tun. Man dachte sogar an einen Kirchenbau dortselbst, aus dem glücklicher Weise nichts geworden ist, hielt es aber jedenfalls für nötig, für alle Notfälle ein Kirchenvermögen anzusammeln, und wandte sich zu diesem Zwecke mit der Bitte um Beihilfe an andere reformierte Gemeinden und an reformierte Fürsten, so auch an die um fünfzehn Jahre ältere Gemeinde zu **Kassel** und an den Landgrafen Karl. Pfarrer **Dumont** verfaßte am 11. Februar 1705 das Schreiben an Seine hochfürstliche Durchlaucht den Herrn Landgrafen zu Kassel, worin er zunächst die Sachlage darlegte. Die geringe Zahl von leistungsfähigen Familien lasse fürchten, das endlich errungene Privileg möchte durch Wegzug oder Tod einiger Gemeindehäupter von selbst entfallen, und es sei doch so bedeutungsvoll, daß eine reformierte Andachtsstätte zur Befriedigung der die Leipziger Messen besuchenden Kaufleute vorhanden sei. (Die reformierten Gottesdienste zu Leipzig waren während der Messen immer besonders stark besucht, und insofern hatten andere Staaten allerdings auf ihre Erhaltung Wert zu legen.) So bäten denn die Leipziger Reformierten um Zeichen christlicher Mildtätigkeit für diese Einrichtung, die den eigenen Untertanen beim Besuche der Messen diene. Man werde allezeit beten für den glücklichen Erfolg der landgräflichen Regierung, für das Wohl des hessischen Fürsten und des Erbprinzen, der sich bei verschiedenen Gelegenheiten das ruhmvolle, aber gerechte Lob verdient habe, das ihm Mylord Marlborough habe zuteil werden lassen nach dem berühmten Siege von Höchstädt (13. August 1704), den man teilweise seiner Klugheit und seinem Mute verdanke.

Das von dem Vorsteher Franz **Leclerc** verfaßte Schreiben an die Kasseler Gemeinde, ebenfalls vom 11. Februar 1705, zählt die Unkosten auf, die durch die Besoldung eines Pfarrers und eines Kantors, die Einmietung eines Versammlungsortes, die häufigen Almosen an durchreisende Arme und mehrere andere Bedürfnisse hervorgerufen werden, betont, daß die Gemeinde kaum neun oder zehn wohlhabendere Familien zähle, und begründet damit die Bitte um Beihilfe. Im Hinblick auf die Messen sei die Leipziger Kirche mehr eine Gemeinkirche (église publique) als eine private (particulière), und die Meßfremden seien ebenso ihre Mitglieder wie die Einheimischen.

Beide Briefe sandte Franz Leclerc zur weiteren Besorgung an den ihm befreundeten Heinrich **Gran-**

*) Beiträge zur Geschichte der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Leipzig 1700—1900. Leipzig, Johann Ambrosius Barth, 1900.

didier zu Kassel, und dieser antwortete ihm am 31. März 1705, er habe die Briefe an den Landgrafen und das französische Konsistorium abgegeben. Aus der Antwort ist auch der Inhalt des Begleitschreibens von Leclerc zu ersehen, von dem keine Abschrift erhalten ist. Leclerc hat darin nicht nur ebenfalls betont, daß die Predigten während der Messe oft gegen dreihundert fremde Zuhörer hätten, sondern auch auf den Umstand hingewiesen, daß der Landgraf der mutmaßliche Erbe des Kurfürstentums Sachsen sei, wenn die sächsischen Fürsten aussterben sollten. Grandidier teilte mit, er habe den Brief für den Landgrafen dem Geheimschreiber Murhard gegeben; ob er Erfolg haben werde, sei sehr zweifelhaft, da gegenwärtig das Land unter den obwaltenden Umständen auf vielerlei Art sehr belastet sei, nachdem man erst vor etwa einem halben Jahr eine Sammlung für die Herren von Oranien veranstaltet habe. Das französische Konsistorium habe erklärt, es sei leider nicht in der Lage, jetzt etwas zu tun, da erst kürzlich eine Sammlung für die auf den Galeeren zu Marseille schmachtenden Glaubensbrüder veranstaltet worden sei. Ein Antwortschreiben lege er bei.

Das Antwortschreiben des Konsistorium von demselben Tag erklärte allerdings eine tatkräftige Beihilfe für unmöglich, wenn es sich um eine einmalige größere Spende zur Ansammlung eines Kirchenvermögens handle. Durchführbar erschienen dagegen zwei andere Hilfsmittel: erstens, daß eine gewisse Anzahl von Kirchen jährlich je nach ihren Kräften zur Besoldung eines Pfarrers und eines Kantors und zur Einmietung eines Versammlungsraumes Beiträge leisten, woran die Kasseler Kirche sich nach Kräften zu beteiligen bereit sei; zweitens, daß die verschiedenen reformierten Kaufleute, die sich zu den jährlichen drei Messen nach Leipzig begeben, sich für den vorliegenden guten und frommen Zweck freiwillig selbst besteuerten, wozu man ihnen Vorschläge machen solle. Der Brief schließt: „Wir hoffen, daß diese beiden Mittel, verbunden mit den Beihilfen, die Sie von den Höfen der Fürsten, an die Sie sich gewendet haben, bekommen werden, Ihnen die Möglichkeit zur Stärkung des Gottesdienstes geben werden, wie wir es von ganzem Herzen wünschen. Wir bitten Gott, werte Herren und sehr geehrte Brüder, er möge die Angelegenheit so ordnen und leiten, daß das Ganze zu seinem Ruhm und Ihrer Befriedigung gelinge, und er möge Sie völlig mit seinen wertvollsten Segnungen erfüllen. Das sind die Gebete derer, die aufrichtig sind, werte Herren und sehr geehrte Brüder, Ihre ganz ergebenen und gehorsamen Diener: die Pfarrer und die Vorsteher der französisch-reformierten Kirche zu Kassel in Hessen und in aller Auftrag De Beaumont, Vorsitzender D. Ferry, Vorsteher und Schriftführer.

Für dieses Schreiben brachte das Leipziger Konsistorium im April seinen aufrichtigen Dank dar. Auf eine Antwort vom Landgrafen Karl wartete man vergebens, so daß man schließlich wohl annahm, er habe das Schreiben gar nicht erhalten oder an seiner französischen Form Anstoß genommen; nur so wenigstens kann ich es mir erklären, daß am 11. Juni 1706 ein zweites Schreiben an ihn erging, das gegen alle Gewohnheit in deutscher Sprache verfaßt war. Auf dieses, das ziemlich dieselbe Darlegung und Bitte enthielt, wie das französische von 1705, scheint eine ablehnende Antwort mündlich bei Gelegenheit ergangen zu sein, eine schriftliche findet sich nicht vor. Tatsächlich mag es an Geld gemangelt haben. Von anderen Seiten, denen reichlichere Mittel zu Gebote standen, gingen im ganzen 1077 Taler 9 Gr. ein, nämlich von den Gemeinden zu Frankfurt a. M., Neufchatel und vom Kanton Genf (1705), von den Gemeinden zu Hamburg, Danzig und von den übrigen reformierten Kantonen der Schweiz (1706), endlich von den wallonischen Gemeinden in Holland (1712). Mit diesem Betrag als Grundstock eines Kirchenvermögens gab man sich zufrieden und verzichtete auch auf die vom Konsistorium zu Kassel angeregte jährliche Beihilfe von anderen Gemeinden, die immerhin auf die Dauer unsicher erscheinen mußte. Dagegen ging man dankbar auf den ebenfalls von Kassel aus angeregten Gedanken einer regelmäßigen Selbstbesteuerung der reformierten Meßfremden ein und beschloß am 27. April 1705, jährlich zu den beiden Hauptmessen Sammlungen bei ihnen zu veranstalten, wodurch viele Jahre lang der Gemeinde nicht unerhebliche Summen zugeflossen sind. Diese wurden durch die jedesmal zuletzt ins Konsistorium eingetretenen Vorsteher eingesammelt; erst am 19. Mai 1841 wurde beschlossen, den Kantor mit diesem Amte zu betrauen, und als von da an der Ertrag weiter herabging, hob man diese Einrichtung am 24. April 1842 ganz auf. Der Verlauf ist bezeichnend für die Verweltlichung des Lebens, die sich allmählich vollzogen hat. Die kirchliche Betätigung war vor zwei Jahrhunderten erheblich reger als heute, und ein erhöhter Zusammenfluß von Menschen an einem Orte, wie er zur Zeit einer Messe eintrat, hatte auch einen stärkeren Kirchenbesuch zur Folge; mußte doch sogar für die Herbstmesse eine besondere Abendmahlsfeier eingerichtet werden. Für solche kirchliche Leistungen war man denn auch gern bereit Geldopfer zu bringen. Wurde einer bedürftigen Gemeinde eine Sammlung an den Kirchtüren zur

Meßzeit verwilligt, so war das eine besondere Bevorzugung, weil in dieser Zeit mehr einkam. Heute ist dies alles gerade umgekehrt, nur auf den Besuch von Theatern, Konzerten und dergl. wirkt die Messe günstig ein. Es ist allerdings noch manches andere hier als Ursache der Änderungen anzuführen. Jede längere Reise war damals mühselig und gefahrvoll, und so brachte man gern ein Dankgebet nach einer solchen und eine Bitte um eine glückliche Heimreise dar. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist, daß an Gottesdienst und Abendmahl damals stets mehr Männer als Frauen teilnahmen.

Ferner war vor zweihundert Jahren die Gelegenheit zum Geben noch nicht so vielseitig, die Mildtätigkeit beschränkte sich wesentlich auf die der Kirche, Wohltätigkeitsvereine bestanden noch nicht, und es waren noch nicht wie heute öffentliche Sammlungen an der Tagesordnung. Endlich war, selbst zur Meßzeit, das ganze Leben ruhiger und beschaulicher, nicht so voll Hast und Unruhe bis in die späte Nacht hinein, auch gab es noch nicht soviel Gelegenheit zu Vergnügen und Unterhaltung. Vor allem aber fehlt uns heute der allgemein kirchliche Sinn, wie er die um ihres Glaubens willen Vertriebenen beseelte. —

Die Leipziger Gemeinde war in ein ruhigeres Fahrwasser gelangt, hatte am 11. August 1707 wieder ihre alten Räume in der Stadt beziehen dürfen, die sie bis zum 12. März 1899 behalten hat, und war insbesondere hinsichtlich ihrer Geldverhältnisse vorläufig genügend erstarkt. So war sie in der Lage, gelegentlich anderen Gemeinden beizustehen, z. B. auch der zu Kassel. Sie erhielt nämlich von dort im Jahre 1720 ein Schreiben, das zu deutsch folgendermaßen lautet:

„Werte Herren und sehr geehrte Brüder!

Unter allen Gnadenbeweisen, die uns Gott in der Fremde (refuge) hat angedeihen lassen, rechnen wir als einen der ersten den, daß er dem Herzen unseres gnädigsten Landgrafen eingegeben hat, uns in diese Staaten und seine Residenzstadt aufzunehmen, unsere Familien daselbst anzusiedeln, uns Gotteshäuser zu geben und beträchtliche Privilegien zu bewilligen. Aber überdies hat er nie unterlassen, die Pfarrer, Vorleser, Kantoren und Lehrer zu besolden und verschiedene regelmäßige Unterstützungen zu verteilen, nebst anderen Beweisen seiner Frömmigkeit und Freigebigkeit, was uns zu lebhafter Dankbarkeit verpflichtet und auf Se. H. D. die Fürbitten, Gebete und Lobeserhebungen aller derer lenken muß, die die Kirche Jesu Christi wahrhaft lieben. Weil nun aber noch ein Pfarrhaus fehlte, so hat uns dieser hochherzige Fürst soeben einen sehr gut gelegenen und bequemen Platz für dieses Gebäude überwiesen und einen gewissen jährlichen Betrag bewilligt, der zum Ankaufe von Baumaterial verwendet werden soll. Da dies nun zur Ausführung des frommen Zweckes nicht genügt und wir andererseits der Meinung sind, es zieme sich nicht, seine Güte durch neue Bitten zu mißbrauchen, so nehmen wir lieber unsere Zuflucht zu der christlichen Liebe der Kirche und der frommen Menschen. Wir flehen um Ihre Hilfe und bitten Sie, uns an Ihrer Freigebigkeit teilhaben lassen. Wir wissen, daß Ihre Kirche nicht sehr zahlreich ist, aber sie hat bei verschiedenen Gelegenheiten Beweise ihrer großen Mildtätigkeit und ihres Eifers geliefert, sowohl hinsichtlich der Unterstützung von Armen als auch bei anderen Werken der Frömmigkeit. Wir haben eins unserer Gemeindehäupter, Herrn Maudri, beauftragt, die Ergebnisse Ihres Wohlwollens entgegenzunehmen. Wir werden Gott den Herrn bitten, auf Sie und Ihre ganze Gemeinde seine geistlichen und weltlichen Gnadenbeweise im Überflusse hienieden kommen zu lassen und am Ende dieses Lebens die ewigen Wohnungen, die der große Hirte und Bischof unserer Seelen für die Auserwählten im Hause seines Vaters bereitet hat. Wir sind mit Verehrung und heiliger Liebe, werte Herren und sehr geehrte Brüder,

Ihre ganz ergebenen und gehorsamen Diener und Brüder im Herrn:

die Pfarrer und die Vorsteher der französischen Kirche zu Kassel und in der Oberneustadt und in aller Auftrage

P. De Rochemont, vorsitzender Pfarrer,

J. Martel, Hofprediger,

C. Dury, Vorsteher und Schriftführer.

Oberneustadt zu Kassel, den 20. Oktober 1720."

Das Leipziger Konsistorium erklärte sich zur Hilfe bereit und teilte mit, es hätte sogar gern eine Sammlung während der nächsten Ostermesse bewilligt, aber der Ertrag der Gaben am zweiten Sonntag in der Ostermesse 1721 sei schon für die Bedürfnisse der französischen Kirche zu Danzig bestimmt. Danach sei es am vorteilhaftesten erschienen, der Kasseler Gemeinde die Gaben zu bewilligen, die an der Türe der gottesdienstlichen Versammlungen Sonntag den 5. Januar 1721 nach dem Morgen- und Abendgottesdienst eingehen würden. Dies sei einstimmig beschlossen worden. Damit die Gemeinde und die zur Neujahrsmesse anwesenden Fremden mit vollen Händen kommen konnten, wurde die Sammlung im Neujahrsgottesdienst angekündigt, auch wurde für den 5. Januar ein auf den Gegenstand passender Text zur Predigt

gewählt und abends eine besondere Ermahnung zur Mildtätigkeit an die Anwesenden gerichtet. Das Ergebnis waren 78 Taler 10 Gr., welcher Betrag Herrn Chaillet, Geschäftsführer des Herrn Maudri, übergeben wurde. Letzterem wird nachgerühmt, er habe vor seiner Abreise nach Holland nicht wenig dazu beigetragen, die Geister zur Mildtätigteit für die Kirche geneigt zu machen, deren Mitglied zu sein er die Ehre habe. Am 23. Januar dankt das Kasseler Konsistorium in einem Schreiben (unterzeichnet: Couderc, Vorsitzender, G. Ravot, Vorsteher und Schriftführer) für die reiche Gabe der Mildtätigkeit und brüderlichen Liebe und nennt sie die Erstlinge der Sammlung, um die wir die Kirchen für die Erbauung unseres Pfarrhauses zu bitten beschlossen haben. „Sie ist uns eine glückliche Vorbedeutung für das, was wir von anderen Kirchen zu erhalten hoffen." Auch den einzelnen Gebern wird gedankt und auf sie selbst, ihre Geschäfte und alle ihre gerechten Unternehmungen die Hilfe, der Segen und die Gnade Gottes herabgefleht. Endlich erbot man sich zu allen guten Diensten brüderlicher Liebe gegen die Leipziger Gemeinde.

Hierzu ward bald Gelegenheit. An der Leipziger Kirche wirkte während der ersten 58 Jahre nur je ein Geistlicher, seit 1704 der erprobte Gabriel Dumont aus Crest. Mancherlei Umstände veranlaßten den treuen Führer der kleinen Gemeinde, am 17. Oktober 1720 um seine Entlassung zu bitten, um einem Ruf an die Wallonen-Gemeinde zu Rotterdam zu folgen. Man beschloß zwar für den Fall, daß er zu bleiben geneigt sei, ihm seinen 600 Taler betragenden Gehalt zu erhöhen, aber Dumont beharrte auf seiner Bitte, ersuchte auch, keinen weiteren Versuch zur Zurückhaltung zu machen, und so bewilligte ihm die Gemeinde am 26. November 1720 die Entlassung für April 1721. Sofort traf man nun die Einleitungen zur Neubesetzung der Stelle und forderte als Bedingungen für die Bewerbung um sie ein makelloses Leben, Gewandtheit im Predigen, Duldsamkeit „gegen unsere lutherischen Herren Brüder", Gelehrsamkeit und Beherrschung der französischen wie der deutschen Sprache. Das letztere war eine früher nicht gestellte Bedingung und erklärt sich aus der schon damals wachsenden Zahl der deutschen Gemeindemitglieder; dieser Umstand brachte es aber auch von selbst mit sich, daß man bei der Berufung sein Hauptaugenmerk auf Preußen und die dort in großer Zahl vorgebildeten Theologen französischen Ursprungs richten mußte. So wurde am 10. Januar 1721 einstimmig Pfarrer Mauclerc zu Buchholz bei Berlin gewählt und ihm eine Berufungsurkunde zugestellt, in der ihm 600 Taler als Gehalt zugesichert wurden. Aber als er nun beim Minister v. Printzen persönlich um Entlassung bat, überreichte ihm dieser eine Kabinettsorder, die ihn zum Hofprediger zu Stettin mit 300 Talern Gehalt und freier Wohnung im Schloß ernannte. Auch ein Gesuch an den König half ihm nichts, vielmehr schrieb dieser darunter: „Ich wil ihm auch so Viel geben, 600 Rth. Frid. Wilhelm."

Nun berief man am 21. Januar 1731 Simon Pelloutier, Pfarrer zu Magdeburg, setzte aber zugleich den sich seit einiger Zeit zu Leipzig aufhaltenden Prediger Malvieux, der schon einigemal Dumont ausgeholfen hatte, als Pfarrverweser mit vollem Gehalt ein. Vier Monate dauerten die Verhandlungen mit den preußischen Behörden und dem Könige, der auch diesen Pfarrer nicht hergeben wollte, und so mußte man notgedrungen zu einer dritten Wahl schreiten, sogar inzwischen Malvieux, der im Juli Leipzig verließ, durch einen weiteren französischen Verweser Lecointe ersetzen. Am 9. Juli 1721 berief man den noch jugendlichen Theologen Peter Coste, geboren zu Bremen und vorgebildet in Preußen, der noch kein Pfarramt bekleidete. Um Entlassung aus dem Amte brauchte er demnach nicht zu bitten, wohl aber um seine Ordination, und dies scheint er nicht gewagt zu haben, oder man hat ihm seine Bitte abgeschlagen, um ihn mittelbar am Antritte der außerpreußischen Stelle zu hindern. So empfahl das Leipziger Konsistorium ihm, sich nach Kassel zu wenden, und gab ihm ein Gesuch an den Landgrafen mit. In diesem, datiert vom 5. August 1721, wird der Landgraf gebeten, er möge das Pfarramt der französischen Kirche zu Kassel anweisen, daß es genannten Theologen sich den erforderlichen Prüfungen unterziehen lasse und ihn dann ordiniere. Rücksichten auf Preußen haben vielleicht die Genehmigung des Gesuches etwas verzögert, aber schließlich wurde ihm stattgegeben, und am 12. Oktober 1721 trat Coste sein Amt zu Leipzig an, das er volle dreißig Jahre lang bis zu seinem Tode verwaltet hat.

Noch einmal ist vor etwa zweihundert Jahren das Leipziger Konsistorium mit dem zu Kassel in Briefwechsel getreten, diesmal in einer sehr mißlichen Angelegenheit, die ich nur flüchtig berühren will. Jean Metral-Favre war bis 1708 Pfarrer in der Schweiz gewesen und war in diesem Jahre wegen seines Lebenswandels abgesetzt und der Fähigkeit zur Bekleidung eines Pfarramtes bis auf weiteres für verlustig erklärt worden. Dennoch hatte er es verstanden, alsbald Stellung als Geistlicher zu Kassel zu finden. Als man hier dann das genannte Urteil nachträglich

mitgeteilt erhielt, veranlaßte man ihn, seine Stellung aufzugeben, wobei ihm, um ihm den Abgang zu erleichtern, ein Zeugnis über seine dort wohl vorwurfsfreie Tätigkeit ausgestellt wurde. Auf Grund dieses erlangte er im November 1708 Anstellung als Pfarrer der halb im verborgenen bestehenden französisch-reformierten Kirche zu Dresden, das er erst am 10. Juni 1710 wieder verließ, obwohl das Konsistorium zu Kassel, nachdem es von Favres Anstellung zu Dresden erfahren hatte, schon durch ein Schreiben vom 11. März 1709 eine genauere Darlegung der Sachlage gegeben hatte, die ihm in ihrer vollen Ausdehnung wohl erst nach seinem Abgange bekannt geworden war. Favre war zunächst durch nichts zum Aufgeben seiner Dresdener Stellung zu bewegen, fand auch Anhänger in der eigenen Gemeinde, und erst das erbetene Eingreifen des Leipziger und des Berliner Konsistoriums veranlaßte ihn endlich zum Abgange, wobei das Kasseler Konsistorium das zu Leipzig unterstützte. —

Die vorstehenden Darlegungen beziehen sich mehr auf Leipziger als Kasseler Verhältnisse, indessen haben der Leipziger Gemeinde seit langer Zeit immer viele ehemalige Hessen angehört, und von den dreizehn gegenwärtigen Mitgliedern des Konsistoriums stammen nicht weniger als fünf aus Hessen. Danach darf ich hoffen, daß die alten Landsleute und Leser dieser Zeitschrift an den die damaligen Verhältnisse lebhaft spiegelnden Vorgängen Anteil nehmen werden, auch wenn nicht überall eine unmittelbare Beziehung zu Hessen hervortritt.

Der Kasseler Weinberg.

Eine Plauderei über seinen früheren Zustand und seine Besiedelung von H. Reinhard Hochapfel.

(Geschrieben im Winter 1891/92.)

Mit Anmerkungen von Dr. Philipp Losch.[1])

(Schluß.)

Der 1862 verstorbene Oberstleutnant Briede erzählte, daß er einst, zur Herbstzeit sich ruhig in seinem Garten aufhaltend, bei einem seiner dicht an der Hecke stehenden Apfelbäume Geräusch vernommen und sich deshalb, vom Gesträuch verdeckt, herangeschlichen habe; da habe er dann gesehen, daß ein, in diesen Plaudereien schon erwähnter, am Philosophenweg hausender Herr mit einem Sacke an der Hecke gestanden und seinem auf dem Baume befindlichen, ihm die Äpfel zuwerfenden Sohne mit Bedauern zugerufen habe: „Schade, jammerschade, daß se nit noch en Tagner vierzehn länger hanken können, se sinn noch nit richtig reife zum Abmachen, aber wann mer se noch länger hanken lassen, weren se uns ohne Gnade und Barmherzigkeit gemaust, deswegen müssen mer se uns schon jetzt halbreif retten." — Er, Briede, sei dabei auf das verwünschte Diebsgesindel vorgesprungen, um den forteilenden Vater zu packen, sei dabei zu Fall gekommen und habe sich dabei eine funkelnagelneue Hose vor dem Knie aufgerissen; der Vater habe durch den Fall einen Vorsprung gewonnen und sei entwischt, und als Briede wieder zurückgekommen, sei natürlich auch der Sohn entschwunden gewesen. Ja, der Weinberg war zu jener Zeit eine recht ergiebige Domäne für Diebsgesindel und Vagabunden.

Dicht vor dem Jägerschen Garteneingang von der Humboldtstraße war die Besitzung Sanssouci in den 30er Jahren durch eine Bruchsteinmauer abgegrenzt, welche sich nördlich bis zum Grundstück der Fabrikanten Gebrüder Stück hinzog, dann ungefähr in der jetzigen nördlichen Straßengrenze der Terrasse, westlich bis zum Garten des Rates Steinbach fortlief. Neben der Grenzmauer nördlich führte ein schmaler Fahrweg nach letzterem Grundstück, welches an dieser Stelle mit einem Lattentor verschlossen war; ein ähnliches Lattentor führte nach der Lohgerberei und Lederlackierfabrik der Gebrüder Stück, deren Lohgruben erst vollständig im Jahre 1891 mit ihrem die Nachbarschaft oft sehr störenden Gestank verschwunden sind, wo die Fabrik durch den Schwiegersohn des älteren Stück, den Fabrikanten Münster, vor das Wesertor verlegt wurde.

Am westlichen Ende des früheren schmalen Gartenwegs (jetzige Humboldtstraße) befand sich als Eingang nach Sanssouci eine schief in den Angeln hängende verwetterte Bohlentür. Hatte man diese durchschritten, so hatte man auf der rechten nördlichen Seite eine tief ausgegrabene Kalksteinmulde vor sich, deren ausgegrabenes Material, wie ich durch Tradition erfuhr, zur Auffüllung der früheren Rennbahn (jetziger Garten und Exerzierplatz der Kriegsschule) verwendet worden ist. In dieser Kalksteinmulde wurde Abfall aus den Nachbarsgärten, auch wohl aus den Häusern der Oberneustadt, als

[1]) Als Ergänzung zu der Anmerkung 4 auf Seite 139 der Nr. 10 sei noch bemerkt, daß die Familie Henschel für die Grundfläche der alten Weinbergstraße der Stadt Kassel die Summe von 450 000 Mark gezahlt und außerdem die Kosten der Neuherstellung der Straße und der angrenzenden Anlagen des Hanauischen Parkes getragen hat. Diese Kosten haben sich nach einer Mitteilung der Firma Henschel & Sohn auf ca. 250 000 Mark belaufen.

Scherben, verfallene Tonöfen, verrostete Ofenröhren und Bauschutt heimlich abgelagert, und auf diesem Schutthaufen wuchs Wegerich, Huflattich, und hier und da auch eine schöne Giftblume, wie Stechapfel usw. Hinter der Mulde westlich war der Hügel in seiner ursprünglichen Form stehen geblieben und mit Obstbäumen, hauptsächlich Kirschbäumen, bepflanzt, in welchen sich häufig die Fasanen aus der Fasanerie in der Karlsaue verflogen, die hier ihre Nachtruhe hielten und dann im Schlaf häufig beschlichen und mit Bohnenstangen heruntergestochen und geraubt wurden. So erzählte mir vor Jahren ein alter Nimrod, der als junger Mann selber hier Fasanen gestochen hatte.

Auf der linken südlichen Seite vom Eingang hatte man nach Durchschreiten der Pforte gleich ein schönes Wäldchen, welches sich den Berg hinabzog, und von welchem heute noch eine Anzahl Bäume unterhalb des Hauses Nr. 1 der Terrasse zu sehen sind. Von der Pforte aus führte ein gewundener Fußweg durchs Gras den Abhang hinab nach dem Wohnhaus (Philosophenweg 12), welches in den 30er Jahren noch große saalartige Gemächer hatte.

Etwas westlich entfernt von diesem Hause zog sich ein zweites reizendes Wäldchen den Berg hinab, wovon noch heute einige schöne Bäume mitten auf dem Schlangenweg unter der Terrasse vor dem Hause Nr. 11 (Kaufmann Atzert) stehen.

Unterhalb des Wohnhauses lagen die Ökonomiegebäude, die nachher zu Wohngebäuden eingerichtet wurden, und von denen das größte jetzt vom Major von Löwenstein bewohnt wird, welcher einen Teil von Sanssouci erwarb (Philosophenweg 28). Ende der 30er Jahre bin ich als junger Geselle in Sanssouci oft ein- und ausgegangen, welches damals einer Witwe Kuchenbecker, einer stattlichen, schwarzhaarigen Dame, mit einem Anflug von Bärtchen über der Oberlippe, gehörte. Später wurde die Besitzung von deren Bruder, Konsistorialrat Asbrand (der anfangs der 60er Jahre Metropolitan in Borken war), verwaltet.

Früher hatte Sanssouci dem Großvater des Fabrikanten Schmidt (Schmidt & Keerl) gehört, welcher seinem Sohne dasselbe, zu 6000 Taler angesetzt, überlassen wollte; der Sohn schlug dieses Anerbieten aus, weil es ihm nicht rentabel erschien und auch Sanssouci für einen verlorenen Posten galt, wo sich die Füchse gute Nacht sagen. Später kam Sanssouci wieder in den Besitz von (Schmidt &) Keerl, nachdem es in dem des Konsuls Wedekind (dem Erbauer der Glitzerburg an der Karthäuserstraße) gewesen und dann getrennt in den Besitz der jetzigen Eigentümer. Dieses schöne Grundstück, zu welchem noch mehrere Acker Land jenseits der Trußbach (einer Abzweigung des Druselgrabens) gehörten, war 1860 zu dem Preise von 14 800 Taler zu haben und wäre von Asbrand gern zu diesem Betrag verkauft worden.

Die letzte noch zum Weinberg gerechnete Besitzung war die des Rates Steinbach[1]), deren Fläche sich von Sanssouci aus westlich bis zur Augustastraße und von Norden nach Süden von der Wilhelmshöher Allee fast bis zum Philosophenweg erstreckte. — Diese Besitzung hatte ihres teils ebenen, teils bergigen Terrains wegen einen eigentümlichen Reiz durch ihre Vielseitigkeit, die teils idyllisch, teils romantisch berührte. Auf der sich nach der Wilhelmshöher Allee sanft abneigenden Ebene waren hübsche Boskette und Blumenbeete vorhanden, an der Südspitze dagegen in dem Kalkfelsen eine geräumige Nische mit schönem Grasplatz vor derselben, umgeben mit Gebüsch und Bäumen. Noch heute sind in dem Grundstück Nr. 10 (jetzt Nr. 1) der oberen Sophienstraße (Sumpf) Überbleibsel davon zu sehen.

Der Steinbachsche Besitz, in welchem an der Wilhelmshöher Allee (Nr. 45) das ursprüngliche Wohnhaus sich noch heute fast unverändert befindet, wurde in den 60er Jahren von einem hierhergezogenen Apotheker Waitz, der sich in Batavia Reichtümer erworben hatte, angekauft, irre ich nicht, einschließlich des oben erwähnten Wohnhauses zu 17 500 Talern, und von demselben auf diesem Grundstück die obere Sophienstraße angelegt und mit der imposanten Villa Nr. 6 (jetzt Nr. 9) bebaut, welche jetzt in den Besitz des deutschen Botschafters in St. Petersburg, General v. Schweinitz[2]), übergegangen ist, der dieselbe durch Aufbau eines weiteren Stockwerks im Jahre 1890—91 zu einem komfortablen Herrschaftshaus herrichten ließ.

Mit der Anlage der oberen Sophienstraße und deren Fortsetzung durch die Straße „Terrasse" wurde dann plötzlich Bauterrain auf dem Weinberg erschlossen, gesucht und bebaut.

Die obere Sophienstraße ist mit ihrer beiderseitigen Häuserreihe und den Gärten ausschließlich auf früher Steinbachschem Grund angelegt, die Terrasse nur zum kleinsten Teil und hauptsächlich auf dem Boden von Sanssouci.

Nachdem, wie schon erwähnt, die Niestewasserleitung im Jahre 1872 auch auf die Hauptstraßen des Weinbergs ausgedehnt und diese mit Gasbeleuchtung bedacht wurden, wurde auch der Anfang der jetzt fast vollendeten Kanalisation gemacht; Wein-

---

[1]) Heinrich Steinbach war Kabinetssekretär und Vertrauter der Landgrafen Friedrich II. und Wilhelm IX. gewesen. Er starb als pensionierter Geh. Oberfinanzrat am 13. Dezember 1848 im hohen Alter von über 94 Jahren.

[2]) Schweinitz zog nach seiner Pensionierung 1892 endgiltig nach Kassel, wo er am 23. Juni 1901 starb.

bergstraße, Grimmstraße und der größte Teil der Humboldtstraße wurden östlich nach der Stadt in den Hauptkanal entwässert, der kleinere Teil der Humboldtstraße vom Hause Nr. 23 nach der Terrasse, obere Sophienstraße, ein Stück Wilhelmshöher Allee und Augustastraße in den südlichen Hauptkanal neben der Trußbach durch die Aue in die Fulda. Die am Berge liegenden Grundstücke werden in Zukunft wohl nur durch Abstiche in einen dieselben diagonal von der Höhe bis zur Talsohle durchschneidenden Kanal entwässert werden, welcher aber noch nicht gebaut ist. —

* * *

Ich habe in dieser Plauderei über den früheren Zustand des Weinbergs nur diejenigen Häuser erwähnt, welche vor etwa 25 Jahren vorhanden waren, denn die Erbauung der übrigen Häuser fällt in die Neuzeit und ist der jetzt lebenden Generation bekannt. Aber obgleich der Weinberg am Philosophenweg und an der Weinberg- und Humboldtstraße heute stark bebaut ist, so liegt doch zwischen diesen Straßen noch eine große Anzahl unbebauter oder nur mit hölzernen Hütten versehener Gärten ohne festere Grenze, als leicht zu durchbrechende Hecken, und da auch einige dieser unbebauten Gärten sich bis zum Philosophenweg erstrecken, so sieht man zuweilen zerlumpte Kinder oder Vagabunden darin ihr Wesen treiben, im Sommer Blumen oder im Herbst Obst stehlen, ja sogar im Winter in den verlassenen Hütten ihr Nachtquartier aufschlagen. Noch vor nicht langer Zeit wurde der Mieter eines solchen Gartens im Winter benachrichtigt, daß man abends in seinem Garten einen verdächtigen Vagabunden gesehen habe. Der Mieter will sich von der Wahrheit überzeugen und geht in früher Morgendämmerung nach seinem Weinbergshäuschen, öffnet die Tür und sieht einen ihm nicht unbekannten Strolch recht behaglich am Tisch sitzen, angetan mit dem zurückgelassenen Schlafrock des Mieters und aus dessen langer Pfeife Tabak rauchend, in der Beschäftigung, auf der ebenfalls zurückgelassenen Kaffeemaschine seinen Morgentrank zu bereiten. Diese Szene war dem Mieter doch zu komisch, um den Strolch zu Leibe zu gehen, der auf die Vorwürfe über sein freches Benehmen noch so unverfroren war, zu entgegnen: „Ach, lieber Herr, sind Se doch nit so, was ist denn weiter derbi, daß ich, da ich kein Obdach hon, mir Ihr Häuschen, das Se ja jetzt im Winter doch nit bruchen können, zunutze mache."

Noch heute sieht man an heißen Sommertagen oft verdächtiges Volk an dem Wege der Eidechse lagern und Karten spielen oder unreife Jungen ihre ersten Rauchversuche machen. — Ja, die Eidechse gilt heute noch als ein so stiller und heimlicher Ort, daß dann und wann ein zweifelhaftes Frauenzimmer dort ihre Nachtruhe hält und morgens unter einem wilden Rosenstrauch Toilette macht. Deshalb sieht man noch oft am Wege abgelegte Lumpen oder zerrissene sohlenlose Schuhe oder absichtlich verlorene geheimnisvolle Pakete liegen.

Noch im Herbst vor zwei Jahren machte hier ein lebensmüder Soldat seinem Dasein ein Ende, indem er sich, aus Furcht vor Strafe, an einem Zwetschenbaum, der keine sechs Schritt vom Weg im Garten stand, erhängte. Die Mieterin des Gartens, eine alte, liebenswürdige Dame, ist von der ganzen Geschichte nichts gewahr geworden, denn auch die militärische Untersuchungskommission war neben der Gartentür durch die Hecke gestiegen und hatte sich, nachdem ein Protokoll über den Befund aufgenommen, nach dem Philosophenweg durch die tiefer liegenden Gärten entfernt, die Träger mit der Leiche nach dem in der Nähe befindlichen Militär-Lazarett dirigierend. Im darauffolgenden Sommer wurde dann wieder in demselben Garten, wo kurz zuvor ein Verzweifelnder seinem Leben ein Ende machte, das Jauchzen der dem Leben zueilenden Jugend gehört, oder dann und wann an schönen Sommerabenden ein Trompetenkonzert von einem jungen Mann gegeben, welches von allen nachbarlichen Anwohnern beklatscht wurde.

Werfen wir einen Vorausblick auf die mutmaßliche Zukunft des Weinbergs, so wird dieser einst, wie der Marburger Schloßberg, vollständig bebaut sein; man wird dann nach Süden hin das Auefeld bebaut sehen und die Stelle bei Schönfeld, wo früher ein längst verschwundener Ort „Weingarten" lag; das westlich liegende Dorf Wehlheiden wird in Kassel einverleibt sein und keines der dann Lebenden wird daran denken, daß an Stelle der Häusermassen einst schöne Gärten lagen, in denen glückliche und kummervolle Menschen lebten, Bäume pflanzten, Blumen zogen und sich an der Blütenpracht und am Gesang der Nachtigallen ergötzten.

Unser Garten.

Altmodischer Garten, verwachsen und dicht,
Wie bist du reizend im Sonnenlicht,
Das leise wandert durch Busch und Zweig
Und flimmernd vergoldet das ganze Reich.
Gleich Schleiern erhebt sich ein Blütenflor,
Vom Winde bewegt, aus dem Boden empor.
Die Drossel schmettert vom höchsten Ast,
Und Schmetterlinge kommen zu Gast,
Indes Schwarzamsel am schattigen Hang
Spähend hüpft an den Beeten entlang.

Du stille, altmodische Blütenpracht,
Wie bist du wonnig im Dämmer der Nacht!
Die Farben und Formen nur schattengleich,
Ein süßes Duften, berauschend und weich.
Der Mond steht leuchtend am Himmelsraum,
Und die Nachtigall singt in dem Lindenbaum.
Rings schläft das Leben in Blüte und Schaft;
Mein träumender Garten, wie märchenhaft!

Du schattiger Garten, im Geiste seh'
Ich dich geborgen im Winterschnee.
Der Epheu versteckt unter weichem Flaum,
Ein jedes Zweiglein bedeckt mit Schaum,
Die Grottensteine mit weißen Mützen,
Die Gitterstäbe mit hellen Spitzen,
Auf den beschneiten Pfaden nur
Hie und da eines Vogels Spur;
Und ob dem reinen, schimmernden Glanz
Lustig wirbelnder Flockentanz. —

Mein Garten, auch ich ward alt wie du
Und trug dir mein Leid, meine Freude zu;
Mein junges Glück, ich vertraut' es dir;
Die herbsten Schmerzen erlitt ich hier;
In Sorgen hast du mir Trost erteilt;
War krank ich und siech, du hast mich geheilt!
Drum bin ich verwachsen gleich Baum und Strauch
Mit dir, altmodischer Garten, auch;
Für all' den Segen, der dir entsprungen,
Sei voll des Dankes mein Lied dir gesungen;
Für all' die Gaben, die du vereinst,
Altmodischer Garten, von heut — und einst!

Kassel. **Therese Schefer.**

Gemeinde-Leiden in alter Zeit.

Geschichtsbilder von W. Killmer.

I. Pfarrer Suerbier.

Im Jahre 1593 war die große Welt sehr bewegt; im hl. römischen Reiche deutscher Nation zeigte sich ein sehr gelehrter Kaiser unfähig zum Regieren, in Frankreich trat die Säule der reformierten Kirche um einer Krone willen zum Katholizismus über, in England wurde die Regierung der stolzen Elisabeth stets erfolgreicher und glänzender. Von all diesen Dingen erfuhr man im abgelegenen Dörflein Almunderoda kein Wort. Hier herrschte ob anderer Tatsachen große Erregung.

Den Glasmachern von Almunderoda war schon seit einigen Jahren in der Person und in der Regierung des Landgrafen Wilhelm IV. der fürchterlichste Konkurrent erstanden. Dieser hatte nicht nur eine Kristallglasfabrik angelegt, die bessere Gläser herstellte und deshalb mehr Absatz fand, sondern auch den Hüttenzins im Kaufunger Walde auf fast 150 Taler, das Forstgeld für jede Hütte auf mehr als 60 Taler hinaufgeschraubt; die Glashütten sollten wegen der zu stark gelichteten Wälder gemindert, wenn nicht unterdrückt werden. Diese Industrie kämpfte den Todeskampf, ihre Vertreter rangen furchtbar schwer im wirtschaftlichen Leben und waren dauernd in bitterer Stimmung. Hier und da übertrat einer heimlich das Zunftgesetz; mehr Gläser, als der Zunftbrief erlaubte, wurden an einem Tage hergestellt, zuweilen auch arbeitete eine Hütte verstohlen und gegen alles Herkommen am Montage. Sonntags ist immer gearbeitet worden, nur in die Frühmesse waren wenigstens die Väter einst noch nach Kaufungen oder Helsa gegangen. Das geschah natürlich seit 1526 nicht mehr. Mancher Glasmacher hatte nun bereits schon sein Gewerbe aufgeben müssen und war wieder das geworden, was der Urgroßvater gewesen, Viehbauer mit Weidewirtschaft. Es schien, als müßte bald das ganze Dorf wieder zum Urzustande zurückkehren.

Aber da hatte sich nun längst schon eine neue Schwierigkeit gezeigt. Der Ort war zu groß, die Feldflur, besonders die Hute zu klein und mager geblieben. Schon 30 Jahre lang tobte auf diesem Gebiete der heftigste Konkurrenzkampf zwischen Kuhhirten und Schafhaltern. Zwar hatte die Obrigkeit 1562 nach einem Prozesse die Schafzahl auf 300 beschränkt, aber diese war jetzt bei zunehmender Rindviehzucht viel zu groß. Hader, Neid, oft Kampf herrschten in dem wirtschaftlich damals übel gestellten Dorfe. Neu gerodet sollte nicht werden, und auf die Jagd konnte man nur noch heimlich gehen, obschon alle gleichsam mitten unterm Wilde saßen.

Zog die Regierung der Glasindustrie notgedrungen den Boden unter den Füßen fort, so gab sie in bester Absicht den Dorfbewohnern auch etwas; sie half eine Pfarrstelle gründen und ein Kirchlein bauen. 1593 war dies fertig, und der erste Pfarrer zog ein.

Reinerus Suerbier, der Pfarrer von Almunderoda, war ein eifriger Prediger, aber ohne Verständnis für die wirtschaftliche Lage seines Orts und für das Denken seiner Herde. Die Leute glichen insofern dem Landgrafen Wilhelm IV., als sie wie dieser stets um 4 Uhr morgens aufstanden, oft um ½4, um von 4 Uhr an zu arbeiten. Suerbier schlief lange und konnte es gar nicht verstehen, daß

die Gemeinde den Gottesdienst früh haben wollte. Die Viehzüchter mußten auch Sonntags möglichst früh die Kühe an die Weide treiben, und da war vorher zu Haus noch viel zu besorgen, besonders von seiten der Frauen. Bei den von Not gepeitschten Glasern aber war die Zeit, auch Sonntags, erst recht Gold. Suerbier richtete alles nach seiner Bequemlichkeit ein. Liefen aber geschäftige Frauen notgedrungen um 10 Uhr aus seiner endlosen und für diese Leute unverständlichen Predigt fort, so schimpfte er und wollte das nicht dulden. Er tat ganz so, als wäre die Gemeinde seinetwegen da. Dabei entwickelte er auf der Kanzel einen gewaltigen Eifer im Sündenvorhalten, Bußpredigen und Bekehren. Ziemlich unverblümt und greifbar wies er dabei auf Ereignisse und Personen im Orte hin, die er für unrichtig hielt; aber die Leute dachten darin ganz anders und fanden die persönlichen, öffentlichen Angriffe so unerlaubt und lieblos, daß Groll entstand. Man betrachtete auch den Charakter und das Gebaren des Pfarrers, und da zeigte sich gar kein Heiliger. Er selbst fand scheinbar vor lauter Eifer keine Muße, sein Verfahren zu überlegen.

Da verlangte der Grebe ruhig und artig, aber gemessen von ihm, der Gottesdienst müßte bis 9 Uhr aus sein, die Frauen sollten nach eignem Belieben in und aus der Kirche gehen dürfen, vom Eifer sollte der Pfarrer abstehen. Mit gewohntem Eifer ließ dieser den Greben derart abblitzen, daß der tief Verletzte von dannen eilte. Der fromme Pfarrer hatte wirklich geglaubt, der Teufel redete aus dem Greben, dieser wollte das Wort Gottes und die Predigt nicht gern hören und lernen, sondern hätte nur sein Geschäft im Kopfe. Derartiges hat er ihm auch gesagt. Aber im Dorfe entstand schlimmes Murren, doch kehrte der selbstbewußte Geistliche sich nicht an das Zetern der Leutchen.

Am nächsten Sonntage ging die Kirche wieder recht spät an, und das Wort Gottes wurde in Suerbiers Munde ein giftiger Stachel. Selbstbewußtsein und Eifer erreichten den höchsten Grad.

Am Tage darauf erschien der Grebe Seitz und Franz Gundlach sen. beim Pfarrer. Mit lieblichem Tun und freundlichen Worten lockten sie ihn ins Seitzsche Haus. Da fand sich eine Reihe Männer, die jenen beiden halfen, den Pfarrer ganz furchtbar zu mißhandeln. Mit Mühe entkommen, floh der Unglückliche auf die Straße. Die Leute liefen hinter ihm her, holten ihn ein und richteten ihn übel zu. — Die Bestie im Menschen war bei diesen Hinterwäldlern durchgebrochen. Häßlich war das, und geahndet ist's auch worden. Suerbier hat gewiß nur das Beste gewollt, aber in Unkenntnis seiner selbst, in einseitigem Eifer für seine Religionsbegriffe, in Unkenntnis des Wirtschaftslebens. Das war sein Unstern. Ständige Vorwürfe und himmlischer Trost versagen, wenn die Lebensnot und der Wirtschaftskampf zu bitter werden. Da hilft nur Hilfe.

II. Grebe Rüppell.

Die Mitbürger eines in Hessen einst sehr bekannten, nun längst gestorbenen Großgrundbesitzers pflegen diesen gelegentlich dadurch zu charakterisieren, daß sie von ihm folgendes erzählen. Der sehr angesehene Mann sagte bei einem öffentlichen Feste zu seinem Gevatter, dem alten Bürgermeister des Orts, zum Gaudium der Zuhörer in Weinlaune: „Nachbar, das will ich dir sprechen, wenn sie alle so gewesen wären wie wir zwei, dann hätte keiner hier mehr 'ne Furche Land, wir hätten sie ihnen alle nach und nach weggeackert. Prosit!" — Allmählich die Grenzsteine immer etwas mehr auf das Grundstück des Nachbars schieben, nach und nach Streifen um Streifen zum eigenen Acker schlagen, das soll heute noch bei einigen Landwirten eine einträgliche Praxis sein. Ganz so dachte und handelte der Grebe Elias Rüppell im Dorfe Großalmerode am Anfang des 18. Jahrhunderts.

Der genannte Ort hatte damals schon wesentlich Gewerbebetriebe neben großer Rindviehzucht. Fast alle selbständigen Männer gehörten zu Kasseler Zünften, die Kaufleute waren z. B. Hansegreben oder Mitglieder der Kasseler Hansegrebengilde, d. i. der Kaufmannszunft. Zwei sehr wohlhabende Mitglieder dieser Vereinigung gab es in Großalmerode: Elias Ruelberg, der am Kirchrain in dem großen Hause ein flottes Geschäft betrieb, und Elias Rüppell, den Kaufmann, Fabrikanten, Bergwerksbesitzer und zugleich Dorfbürgermeister oder Grebe. Im Orte nahm damals noch die Alaunfabrikation die erste und wichtigste Stelle unter den Gewerben ein. Der Grebe aber hatte nicht nur ein eigenes Alaunwerk „am Heiligenhofe" vor dem Dorfe, sondern war mit seinem Freunde Elias Ruelberg auch Pächter der vereinigten gewerkschaftlichen Alaunwerke am Gute Hirschberg und am Eisenberge. Letzteres (das Eisenberger!) beschäftigte allein etwa 30 Arbeiter, ersteres noch mehr, denn hier wurden die Kohlen in größeren Massen in einem Stollen gegraben, zu dessen Seiten je ein Wasser- und ein Wetterstollen angelegt waren. Das Hirschberger Werk bestand schon seit 1611, das Privatalaunwerk am Heiligenhofe seit 1665. Der Staat lieferte die Stollheister oder das Grubenholz, dafür erhielt er den Zehnten vom Alaun und vom Vitriol. 1719 wurde das Holz bereits so teuer, daß die Herrschaft zum Privatalaunwerk nichts mehr hergab; das Unternehmen ging ein. Aber der Grebe Rüppell war und blieb noch immer ein großer Arbeitgeber, Be-

sitzer mehrerer Häuser und ein angesehener Mann. Die „Lohnsklaven" — um einmal dieses Wort zu brauchen — hingen ganz von ihm ab; von ihrem Tagelohne (30 Pfg. beinahe!) mußten sie noch einen Teil in Waren im Rüppellschen (oder auch im Ruelbergschen) Laden nehmen. Den übrigen Handwerkern vertrieb er als Großkaufmann ihre Fabrikate, lieh auch hier und da einen Vorschuß und verstand, das ganze Dorf in seine Gewalt zu bringen. Als Grebe hatte ihn so wie so jedermann nötig. Im übrigen gehörte er allem Anscheine nach zu den Wichtigtuern und wußte seine Bürgermeisterwürde bei den kleinen Gemeindediensten, die er wirklich leistete, gebührend zur Geltung zu bringen. Devot, gefügig und sehr höflich gegen oben, stand er stets mit der Mütze in der Hand in untertänigster Haltung vor dem Oberschultheißen, führte diesen das Amt einmal nach Großalmerode. Die Obrigkeit in Kassel hatte denn auch eine günstige Meinung über den Greben, zumal seine Gewerbetätigkeit dem Staate reichliche Zehnten abwarf. Er war der Mann aller und — er wußte es.

Vielleicht ihm selbst unbewußt, schlich sich in Elias Rüppells Seele allmählich die Ansicht ein, daß sein persönlicher Vorteil die Wohlfahrt des Dorfs, daß das Dorf seinetwegen da sei. Ganz unbefangen schöpfte er überall den Rahm von der Milch der örtlichen Volkswirtschaft, und als wäre das selbstverständlich, rückten seine Grenzsteine im Felde immer gemächlich ferner. Die Gemeinderaine und -Wegeränder hatte er bald annektiert. Zuletzt trieb er das Geschäft mehr en gros. Neben seinem Grundstücke an der Trift lag ein hübsches Gemeindegebüsch. Zur Verschönerung seines Hauses wollte er dort seinen Besitz mit einer Mauer umgeben. Als wäre das selbstverständlich, ließ er einen Teil des Gemeindebuschwerks beseitigen und die Mauer auf den freigelegten Raum setzen. Einigen Nachbarn, die darüber Vorstellungen derb wagten, sagte er lächelnd: „Komm, hast'n Schnaps!" Damit nahm er sie in sein Haus und ließ die Bedenken hinabspülen. Aber im Dorfe gärte es doch gegen die Anmaßung. Man fühlte, daß dieser Grebe mehr eine Plage als ein Segen sei, und wagte nur nicht laut zu reden.

Der Ton wurde damals oberirdisch, in breit angelegten Tonkulen gegraben. Auf Gemeindeeigentum war eine solche von beträchtlichem Umfange nach der Ausbeutung verlassen worden. Sofort nahm der Grebe das ganze Stück unbefangen an sich und verwandelte es in eine Wiese. Darob entstand lautes Murren in der Gemeinde. Elias Rüppell lächelte. Indes kam's diesmal doch anders. Die Gemeindevorsteher fingen 1721 gegen den Greben wegen jener Mauer und dieser Wiese einen Prozeß an. Zweimal wurde Rüppell verurteilt, auch in die Kosten. Als aber nach dem zweiten Urteil 1722 der Oberschultheiß in die Gemeinde kam und die Frage des Grebenamts in der Nähe besah, da konnte er in den Gesichtern und der Haltung der Dorfbewohner gegen Elias Rüppell nur Ergebenheit und Hochachtung lesen. Der Grebe stand in gewohnter Untertänigkeit vor ihm und — war und blieb ein großer Steuerzahler. Man ließ ihm das Grebenamt, in dem er sich so vorzüglich bewährt hatte. Elias lächelte und sammelte neue Schätze. Ehrerbietig schauten die Mitbürger auf den wichtigen Mann, wo er sich zeigte; er war ja reich und Grebe.

Die Hessen-Nassauer im Kunsthause zu Kassel.

Erfreulich wenig und erfreulich viel. Louis Kolitz: Flußlandschaft. Der feuchte warme Abend. Die liebe Sonne will alles nochmal in ihr Gold tauchen und allem und jedem nochmal ein besonderes Lichtchen aufsetzen. Ein Bild von großem Zuge und von eindringlichster Wirkung.

Knackfuß: Frische Studien und das kleine Reiterbild des Kaisers von guter farbiger Wirkung, wenn auch der Schatten im Torgange, der das Bild so interessant einteilt, wohl ein bischen lockerer sein dürfte.

Theodor Matthäi hat sehr ähnliche Porträts ausgestellt, aber mit Schneiders Sachen weiß ich nichts anzufangen; das liegt an mir.

Mit welch hellen gesunden Augen nun Heinrich Otto in die Natur hineinsieht und wie einfach er von ihr spricht! Die Herde drängt sich in der Hürde zusammen und der Schäfer will sie gerade schließen. Das ist so richtig in der gelassenen Bewegung. Über der weiten Fläche der blaue Abend, diese weite Stille, so ganz deutsch, so — Claudius, als müßte jetzt grad kommen

. . . und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch.

Wesentlich anders geartet ist Fritz Rhein in seinen Landschaften. Auf der oben hängenden mit der bewegten Luft scheint er von englisch-schottischem Einflusse nicht ganz frei gewesen zu sein, aber das zweite rote ist doch von einer packenden Kraft. Nur liegt seine höchste Leistung wiederum im Bildnisse. In diesem Porträt eines alten Herrn holt er alles raus, was in ihm ist, und gemacht ist es einfach meisterlich.

Adolph Müller-Kassel gibt in der italienischen Landschaft nicht sein Bestes, und sein Berliner Straßenbild ist wohl auch ein wenig fest. Aber seine Blumen, besonders das eine Stück, der Blick über den nahen Tisch in ein zweites sehr farbiges Interieur, auf dem Tische im Opalgefäße Rosen, köstlich, von delikatester Vornehmheit.

Ferdinand Koch, der ernste Mann, ist weicher geworden! Er scheint mir jetzt da zu sein, wo er hinwollte. Wir wollen keinen Gegenstand haben in der Malerei, aber Inhalt. Wie der beschaffen sein soll, das ist nicht auszusprechen. Da in dem Bilde, zwischen den Birken vorbei in die weichen durchleuchteten Wolken — das ist's. Auch sein eigenes Bildnis ist gut.

J. B. Scheerers Pastell kenne ich schon irgendwoher, aber das Ölporträt dieses zarten vornehmen Schlingelchens — ungewöhnlich fein im Ton. Es müßte ganz allein auf einer satten Wand hängen, um ganz nach Absicht zu wirken.

Bei Adolph Wagner zeigen sich die Früchte seiner Arbeit. Seine wilden Kerle sind von prachtvoller Richtigkeit. Aber auch das weitere: das weibliche Bildnis so lieb durchbildet — und die „Ersten Sterne" ebenso, nur das Terrain, die ansteigende Straße scheint ein bischen zu fließen.

Richard Jeschke ist wieder der farbenfrohe Poet in dem „Turm" auf dem blühenden Hügel, und auch das kleine Winterbild, knarrend kalt, ist sehr schön; J. Hellner jedoch, den hab' ich anders in der Erinnerung, sein Land von früher lag mir näher als sein Wasser von heute.

Paul Scheffers Landschaften sind sehr sicher gezeichnet und sehr apart im Ton. Fennel hat nur ein paar Studien italischer Herkunft da, leuchtend richtig und sicher gemacht, und Hans Meyer-Kassel: an der Hängebirke vorbei, über die bunte Wiese der Blick ins Weite. Oder auch in der umblühten Pappel gegen die blitzblaue Ferne, da holt er aus der trockenen Farbe erstaunliche Kraft. In der Kinder-Idylle ist er wohl ein wenig schwer im Tone und auch eine gewisse Absicht klingt an; noch aber ist da ein schönes weibliches Pastell.

Karl Horn ist entschieden vorwärts gekommen, die weiblichen Akte sind ganz ausgezeichnet und seine Blumen sehr fein. Auch Potentes Tänzerin ist schön gezeichnet und wirkt trotz der Lautheit gar nicht bunt.

Das kleine Bild, etwa „Landende" von E. Holzapfel ist von leuchtender Kraft und von großer Tiefe. Auch das große Stück mit der reichen Luft: die schöne Welt will gar nicht aufhören da hinten, so tief geht das ins Bild hinein.

Das wären so die Bilder.

Auch einige gute Plastiken sind da von Melville und Bernewitz. Von jenem ein frommes Kinderkörperchen, ein ausgezeichnetes Ganzfigürchen eines alten Schwälmers; von diesem eine sehr lebendige alte Frau.

Also: Wenn die Kunst in Kassel weiter um ideelle und materielle Anerkennung ringen will — es gehört Mut dazu —, mit dieser Ausstellung und weiteren solchen wäre der richtige Weg zum Erfolge eingeschlagen.

Wenn man in Kassel noch an einen glauben mag.

Willy Schäfer (Weimar).

Aus Heimat und Fremde.

Historische Kommission für Hessen und Waldeck. Aus dem neunten Jahresbericht der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, deren Jahresversammlung am 19. Mai im Senatssaale der Universität zu Marburg stattfand, tragen wir noch folgendes nach. (Vgl. S. 154 d. Jahrg.)

Herr Professor Tangl hat zufolge Überhäufung mit Lehramtsgeschäften und Arbeiten für die Monumenta Germaniae historica der Wiederaufnahme des Druckes des ersten Bandes des Fuldaer Urkundenbuches endgiltig entsagen müssen und sein zum guten Teil druckfertiges Manuskript der Kommission zur Verfügung gestellt. Dafür hat Herr Dr. E. Stengel in Berlin, der bereits 1903 einige Zeit mit Herrn Professor Tangl zusammen für das Fuldaer Urkundenbuch tätig gewesen ist, sich bereit erklärt, die Herausgabe zu übernehmen

Herr Professor Glagau hat die Arbeiten für den zweiten Band der Landtagsakten vom 1. Juni ab leider nicht weiter führen können, weil er durch eine im Auftrage der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin übernommene Arbeit in Anspruch genommen wurde. Vor dem Abschluß der Berliner Aufgabe wird er zu den Landtagsakten nicht zurückkehren können.

Herr Dr. Grotefend hat die urkundlichen Sammlungen der Landgrafenregesten für die Zeit von 1247—1308 im wesentlichen abgeschlossen und für die Zeit von 1308—1413 eifrig fortgeführt. Er hat die Staatsarchive von Münster und Düsseldorf besucht und die dort in Betracht kommenden Archivalien bis 1513 verzeichnet, außerdem von diesen sowie von den Staatsarchiven in Darmstadt, Koblenz, München, Wien, Wiesbaden und Würzburg Sendungen von Urkunden und Abschriften aus der Zeit bis 1413 erhalten. Andere Archive müssen noch besucht werden, doch wird der Druck einer ersten Lieferung im Laufe des nächsten Berichtsjahres voraussichtlich beginnen können.

Zum Zweck der Herausgabe des Urkundenbuchs der Wetterauer Reichsstädte hat Herr Dr. Wiese die reichen Bestände des Wetzlarer Stadtarchivs zum größten Teil bis 1550, zum kleineren bis 1440 bearbeitet. Nach Erledigung des Restes werden namentlich die Archive von Frankfurt und Marburg zu berücksichtigen sein. — Be-

züglich der Fortsetzung des Friedberger Urkundenbuchs, die mehrfach in Anregung gebracht worden ist, schweben noch Verhandlungen.

Herr Dr. Buchenau hat sich wieder den Vorarbeiten zum Hessischen Münzwerk zugewandt.

Herr Professor Köhler hat seine Sammlungen der Quellen zur Geschichte des geistigen und kirchlichen Lebens in Hessen und Waldeck durch Bearbeitung der „Kirchensachen" des Marburger Staatsarchivs, insbesondere der „registra distribuendarum pecuniarum" und der Wiedertäuferakten nach Möglichkeit vermehrt. Über die äußere Form der Publikation der einzelnen Aktenstücke hat eine Vereinbarung zwischen ihm und den Ausschußmitgliedern stattgefunden.

Herr Dr. Huyskens hat die Bearbeitung des Archivs der Wilhelmiten zu Witzenhausen vollendet und auch die Vorarbeiten für die Einleitung der herauszugebenden Quellen zur Geschichte der Landschaft an der Werra im wesentlichen erledigt. Ebenso ist das Archiv des Cyriakusstiftes in Eschwege vollständig und das des Augustinerklosters zu Eschwege bis zum Jahre 1400 aufgearbeitet worden. Der Rest des letzteren sowie das reiche Archiv des Klosters Germerode werden voraussichtlich im Laufe des nächsten Berichtsjahres fertiggestellt werden können.

Der im vergangenen Jahre eingesetzte Ausschuß hat den Plan für die Herausgabe von Sturios Jahrbüchern der Grafschaft Hanau von 1600—1620 festgestellt, und Herr Oberlehrer Becker in Marburg hat sich bereit erklärt, die Bearbeitung zu übernehmen.

Auf den Antrag des Herrn Archivassistenten Dr. Gundlach, z. Z. in Kiel, nimmt der Vorstand eine von Dr. Gundlach seit längerer Zeit vorbereitete Arbeit über die hessische Behördenorganisation bis zur Einsetzung des Geheimen Rats unter die Veröffentlichungen der Kommission auf. Die Arbeit zerfällt in zwei Hälften. Die erste besteht aus einer geschichtlichen Einleitung und einem sog. „Dienerbuch", d. h. einem Verzeichnis sämtlicher Beamten, die von 1247—1604 hessischen Zentralbehörden angehört haben, mit Angabe der Amtsdauer, Laufbahn und sonstigen biographischen Daten. Die zweite Hälfte soll eine ausgewählte Sammlung von Urkunden und Akten zur Geschichte der Hofhaltung und des Beamtentums in Hessen im angegebenen Zeitraum enthalten. Der Ausschuß für diese Publikation besteht aus den Herren Professor Dr. Heymann, Archivar Dr. Küch und Professor Dr. Küster.

Ebenso hat der Vorstand den Antrag des Herrn Archivassistenten Dr. Dersch in Marburg auf Veröffentlichung von „Beiträgen zur Vorgeschichte der Reformation in Hessen und Waldeck" angenommen und in den Ausschuß für diese Publikation Herrn Pfarrer D. Dr. Diehl und die Herren Professoren Dr. Haupt und Dr. Wenck delegiert. Die Arbeit, für die das Material bereits zum größten Teil von Dr. Dersch gesammelt worden ist, soll hauptsächlich die wirtschaftliche und sittliche Lage der Stifter und Klöster, die Weltgeistlichkeit, das kirchliche Steuerwesen und die geistliche Gerichtsbarkeit berücksichtigen.

Von den im Auftrage des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel unter Leitung des Herrn General Eisentraut bearbeiteten Grundkarten sind im verflossenen Jahre weitere zwei Sektionen, Uslar-Kassel und Melsungen-Hersfeld, hergestellt: das sechste und letzte Blatt, Eschwege-Eisenach, nahezu vollendet worden. Die erschienenen Karten können vom Vorstande des Vereins zum Preise von 45 Pfennig für das Blatt bezogen werden.

Hessischer Geschichtsverein. Am dritten Pfingstfeiertage veranstalteten einige Marburger Mitglieder des hessischen Geschichtsvereins einen Ausflug nach Homberg a. d. Efze, Spießkappel und zum Spieß. In Homberg erwartete die Teilnehmer Herr Steuerinspektor Georg, der so freundlich war, die Führung zu übernehmen. In näheren Augenschein wurden einige alte Holzhäuser genommen, unter denen der im Jahre 1480 erbaute Gasthof „Zur Krone" zweifellos das interessanteste war. Eine etwas verstümmelte Balkeninschrift am alten Rathaus kündete von zweimaliger Erstürmung und Niederbrennung der Stadt. In die den Hintergrund des Kriegerdenkmals bildende Mauer sind eine Reihe die Leidensstationen Christi darstellende alte Bildhauerwerke eingelassen, die sich einst an anderer Stelle befanden und nun hier für die Nachwelt erhalten werden sollen. Bedauerlicherweise sind aber vor dieselben Tannen gepflanzt, die in wenigen Jahren diese Bildwerke völlig verdecken und somit der Vergessenheit anheimfallen lassen werden. Vom Schloßberg genoß man einen prächtigen Rundblick. Nicht ohne Erstaunen und Belustigung erfuhr man die neueste Geschichte der Burgtrümmer, die erst vor kurzem, um sie vor völligem Verfall zu schützen, unter großen Kosten ein wenig ausgeflickt waren, während man neuerdings aber es für gut befunden hat, diese Ausbesserungen wieder zu zerstören, und so arbeiten denn zur Zeit Pioniere und Maurer daran, mit Pulver und Dynamit die Ausmauerungen wieder herauszusprengen und die übrig bleibenden Mauerreste mit Ruß zu schwärzen. Ein Heiterkeit erregender Vorgang, der außer dem Gemeindesäckel den meisten Schaden der Ruine zufügt; denn daß derartige Sprengungen die Festigkeit der Mauern erschüttern muß, liegt wohl auf der Hand. — Nach einem gemeinsamen Mittagessen im „Hessischen Hof" erfreute Herr Steuerinspektor Georg die Anwesenden durch einen Vortrag über die Geschichte Hombergs, den Herr Professor Dr. Karl Wenck in einigen Punkten ergänzte. Über die Anfänge der Stadt sind wir nicht genauer orientiert, zumal bei den ersten urkundlichen Erwähnungen eines Städtchens Homberg nie ersichtlich ist, ob unser Homberg oder das an der Ohm gelegene Städtchen gleichen Namens gemeint ist. In den Jahren 1231—34 treffen wir die Landgrafen Heinrich Raspe und Konrad in unserer Stadt. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts kam ein neuer Stadtteil, die „Freiheit", hinzu. 1372 wird die Stadt im Sternerbundkrieg verbrannt, 1402 muß sie eine Belagerung durch buchonische Ritter aushalten und wird 1511 durch die sog. Hühnerfehde geschädigt. 1526 fand die so wichtige Synode, durch welche die Reformation im

ganzen hessischen Lande eingeführt wurde, in der 1374 erbauten Kirche zu Homberg statt. In den Wirren des 30jährigen Krieges hatte die Stadt häufig Belagerungen auszuhalten und ging 1640 in Flammen auf. Erst der westfälische Friede brachte der Stadt wieder Ruhe. Noch einmal spielte dann die Stadt in den Befreiungskriegen eine Rolle. Von hier aus rückte der mutige Dörnberg im April 1809 aus und hier flossen die Fäden jener großen, wenn auch unglücklichen Verschwörung gegen König Jérôme zusammen. Noch heute erinnern die beiden eisernen Grabkreuze der damals gefangen genommenen Äbtissinnen Frl. von Stein und Frl. Karoline von Baumbach an jene für Hessen so unglücklichen Tage.

Von Homberg begaben sich die Teilnehmer sodann nach der alten romanischen Prämonstratenserkirche zu Spießkappel. Hier erläuterte Herr Architekt Spahr den Bau dieser einst in Kreuzform errichteten flachgedeckten Basilika, von der heute nur noch ein Teil des Mittelschiffes und das nördliche Seitenschiff erhalten ist. Deutlich aber lassen sich an den Außenmauern die Spuren der fehlenden Teile nachweisen. Das Becken des Brunnens, der sich wie üblich in der Mitte des Vorhofes der Basilika befand, ist heute noch erhalten und befindet sich im Vorraume der Kirche, wo auch einige alte Säulen, die jedenfalls früher zu den den Vorhof umgrenzenden Hallengängen gehörten, aufgestellt sind. Allerorten finden wir im Innern der Kirche auf Würfelknäufen Ornamente und mit Rankenwerk umgebene menschliche Figuren. An einem Säulenkapitäl sieht man acht Frauen- und Männerköpfe, deren Haar und Bart in langen Strähnen durcheinandergeschlungen ist. Hinter der Orgel befindet sich noch die Michaels-Kapelle, in der heute der Blasebalg für die Kirche steht, der einen prächtigen spätromanischen Baldachin zudeckt. Die Kirche überragt ein spätgotischer Turm, der nach 1500 dem ehemaligen Westportal vorgebaut worden ist. Wie Herr Pfarrer Hebebrand mitteilte, ist das um die Kirche gelegene Gebiet stark mit Mauerschutt angefüllt, das von den um das Jahr 1500 niedergerissenen Teilen der Kirche und anderen heute nicht mehr existierenden Baulichkeiten herrührt, und zahlreich findet man beim Nachgraben noch unterirdische Keller und Gänge, die einst Spießkappel mit dem zugehörigen Frauenkloster Oberkappel verbanden. In einem dieser unterirdischen Gewölbe sollen, wie die Fama erzählt, einige silberne Statuen der Apostel vergraben sein.

Von Spießkappel aus ging es dann zu Fuß nach dem Spieß, einem hohen, bis auf die Zinnen noch recht gut erhaltenen, sehr starkwandigen Wartturm, dessen geschichtliche Bedeutung Herr Professor Dr. K. Wenck besprach. Hier fanden im Mittelalter oft Gerichte und Hinrichtungen statt, hier verlief die Grenze zwischen Nieder- und Oberhessen, zwischen Hessen- und Lahngau, und hier war der Kreuzungspunkt mehrerer alter wichtiger Straßen. Daher war dieser Punkt von hoher Bedeutung. Es wohnte hier einst der „Schlagmann", der mit dem Wächteramt eine Zollerhebung verband. Im Jahre 1542 fand auf dem Spieß die letzte Versammlung der hessischen Ritter statt.

Nach einem guten Abendimbiß in der Bahnhofswirtschaft Frielendorf traten die Teilnehmer vollbefriedigt die Heimfahrt an.

Drei Tage später folgten zahlreiche Mitglieder der Einladung des hessischen Geschichtsvereins zum Schwälmer Trachtenfestzug nach Ziegenhain. Dieser am äußersten Ende des Städtchens aufgestellte Zug setzte sich um 3½ Uhr in Bewegung, nahm seinen Weg durch die Stadt, um schließlich am bunten Bock, dem Hauptfestplatze, zu enden.

Am meisten fesselte unter den Teilnehmern des Zuges ein 85jähriger Bauer im hohen Dreimaster und langem weit über die Schulter fallendem Haar, der Typus eines alten Schwälmers, sowie eine Bauerngestalt, eine mächtige, eindrucksvolle, etwas wohlbeleibte Erscheinung mit vollem starken Gesicht und kleinen verschmitzten Augen, der man ansah, daß er ein Hirt der Gemeinde gewesen sein muß. Die Art und Weise, wie man sich mit ihm unterhielt, ließ darauf schließen, daß sein Wort galt und man ihn unbedingt anerkannte, und sein trotziges, vorspringendes, etwas massives Kinn sagte: ich weiß, was ich will.

Der Zug bestand aus einer Reihe Wagen, die Leben und Gewerbe der Schwalm nach Möglichkeit veranschaulichen sollten und mit ebensoviel Geschmack wie ethischem Verständnis hergerichtet waren. In erster Reihe galt ja das ganze Fest der in der Schwalm so intensiv betriebenen Landwirtschaft, und so fanden wir auch unter den Wagen diese besonders vertreten, und zwar fand sich alles den Jahreszeiten nach angeordnet. Hier war ein Wagen, der den Ackerbau versinnbildlichte. Man sah den Sämann Korn auswerfen, und wenn man Glück hatte, bekam man auch einige Körner auf den Hut, man hörte das Wetzen der Sense, sah und hörte das Dreschen und schließlich das Bereiten des Häcksels. Dort zeigte ein Wagen das Treiben des Bäckers, der von Zeit zu Zeit so gütig war, von seiner Ware Kosthappen unter die Zuschauer zu werfen. Hier versinnbildlichte ein Wagen die Imkerei, dort einer die Geflügelzucht, ein sehr humorvoller die Viehzucht, auf dem Schafe geschoren und untersucht wurden, untersucht weniger auf die Güte der Wolle als auf eine gewisse mehrbeinige Tierart. Ein Wagen zeigte uns das Schicksal der Wolle und des

Flachses; auf ihm sahen wir den Leinweber am Webstuhl, die Mädchen am Spinnrocken — bei welcher Gelegenheit einige ganz entzückend ausgeführte, leider immer seltener werdende Spinnräder uns zu Gesicht kamen —, sahen, wie das Garn geklopft und gehaspelt wurde, wie junge Mädchen die fertige Ware ausmaßen und zu Stücken zusammenfalteten. Die Verarbeitung der Erzeugnisse der Rindviehzucht zeigte ein großer Milchwagen, auf dem Milch gekühlt, filtriert, der Rahm gewonnen wurde, wir sahen sinnbildlich das Buttern und die Käsebereitung, und wer schön zu tun verstand mit der jungen — Sennerin hätte ich beinahe gesagt, der erhielt wohl manchmal auch eine schmackhafte Probe aus ihrem Wagen und konnte sich nicht unbeneidet an ihr gütlich tun. An Gewerken waren noch vertreten die Wagensteller und Schmiede, von denen die letzteren auch ganz gern einmal einen Spiegelhaken zur freundlichen Erinnerung schenkten. Sicherlich hätten auch die Wagner bereitwilligst einiges von ihren Erzeugnissen dem Beifall zollenden Publikum geschenkt, wenn sie nur bestimmt gewußt hätten, daß sie dem Empfänger wirklich Freude bereiteten, was in unserem automobilfrohen metallrädrigen Zeitalter doch zweifelhaft erschien. Ferner illustrierte das Leben der Schwalm ein großer Hochzeitswagen mit reicher Aussteuer und die Malerkolonie Willingshausen, die mit Künstlerübermut ihren Wagen recht humorvoll ausgestaltet hatte. Ein Wagen galt der Versinnbildlichung des Winters. Muntere Buben waren dabei, einem bereits gefertigten Schneemann einen Zwillingsbruder an die Seite zu setzen, und nach böser Bubenart warfen sie von Zeit zu Zeit Schnee darstellende Wattebälle den jungen am Wege stehenden Mädchen ins Haar. Den Schluß bildete ein Schuppelwagen, auf dem das jüngste Volk, die Kleinen, saßen und etwas zag und schüchtern mit ihren Stimmchen zu singen wagten.

Nachdem der Festzug vorüber war, strömte die ganze Zuschauerschar zum Hauptfestplatz, die einen, um sich an den zahlreichen Buden zu vergnügen, die meisten jedoch wohl, um den Siebentakt-, den spezifischen Schwälmertanz anzusehen, den neben etlichen jungen Paaren auch ein 64jähriger Mann mit ungeminderter Lust und Kraft immer und immer wieder tanzte. Während die jungen Paare sich an der Hand und um die Hüften geschlungen hielten, tanzte der Alte in der einstigen, immer mehr aussterbenden Weise, nämlich so, daß dieses Paar sich nicht selber anfaßte, sondern ein buntes Sacktuch ihre Verbindung bildete.

Alles in allem: der Tag war großartig, und es gebührt all denen, die sich Mühe und Arbeit nicht haben verdrießen lassen, höchstes Lob.

Der Vorstand des hiesigen Vereins hat sich zweifellos durch seine Einladung den Dank aller Marburger verdient, die durch diese Einladung allein auf den selten schönen und vielleicht nie wiederkehrenden Festzug aufmerksam gemacht worden sind.

F.

Universitätsnachrichten. Die Zahl der Studierenden an der Universität Marburg beträgt nach entgültiger Feststellung in diesem Sommersemester 1717 Immatrikulierte 84 Hörer, darunter 28 Damen, zusammen 1801. — Der bisherige ordentliche Professor an der Universität zu Bern, Dr. Arthur Heffter ist zum ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät zu Marburg und zum Direktor des dortigen phamakologischen Instituts ernannt worden. — Der Abteilungsvorsteher am chemischen Institut der Universität Marburg, Privatdozent Dr. Rudolf Schenck, ist zum etatsmäßigen Professor an der Technischen Hochschule zu Aachen ernannt worden. — Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. med. Emil Mannkopf zu Marburg beging am 5. Juni seinen 70. Geburtstag

---

80. Geburtstag. Am 20. Juni begeht Professor Dr. Eduard Fürstenau zu Berlin in voller Rüstigkeit seinen 80. Geburtstag. Fürstenau, zu Rinteln geboren, war 1856 bis 1873 Gymnasiallehrer zu Marburg, wurde von hier als Direktor des Realgymnasiums nach Wiesbaden berufen und später Stadtschulrat in Berlin. Aus Anlaß seines 70. Geburtstages verlieh ihm die philosophische Fakultät zu Marburg 1896 die Würde eines Dr. phil. honoris causa.

Hessische Bücherschau.

Dalton, Hermann. Lebenserinnerungen. I. Aus der Jugendzeit. 1833—58. gr. 8°. XII und 504 S. Berlin (Martin Warneck) 1906.
Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Es ist immer ein Genuß, ein reiches gesegnetes Leben von seinem Werden bis auf seinen Gipfelpunkt hinauf zu verfolgen. Und gerade das Werden ist es, das uns immer wieder anzieht. Die Jugendzeit, die glückliche, von den irdischen Sorgen losgelöste, bringt den reinen Mensch, ohne das, was Kultur und Leben noch aus ihm machen wird, zur Anschauung. Die Erziehung legt den Grund zu dem, was im Leben aus dem Menschen werden soll. Die ersten 25 Jahre des Lebens sind beim Menschen meist der vorbereitenden Arbeit gewidmet; aus dem Kind entwickelt sich der Jüngling; mit ihm erwächst das innere Leben und Empfinden. So sind gerade diese Jahre es, wo wir das Bild des Menschen am besten schauen können, ihnen hat

denn auch unser Offenbacher Landsmann Hermann Dalton den ganzen ersten, über 500 Seiten umfassenden Band seiner Erinnerungen gewidmet. Ob es nicht vielleicht doch etwas zu reichlich ausgefallen ist? Denn nicht nur, daß Dalton uns seine und seiner Familie Geschichte bis aufs Einzelne erzählt, er beschwert seine Erzählung mit soviel historischem Ballast, den wir anderswo genau so gut, wenn nicht besser, haben können, daß wir sagen müssen: auch hier zeigt sich der Meister in der Beschränkung. Das soll aber dem Ganzen keinen Abbruch tun — als Ganzes ist das Buch ein kleines Kunstwerk, eine unterhaltende, flott dahinfließende Geschichte eines an äußeren wie inneren Erlebnissen reichen Lebens. Und daß wir dabei einen Blick tun dürfen auch in des Vaters (Lawrenze Dalton, eines reichen englischen Reisenden) Leben, nehmen wir dankbarst an. So seltsam, namentlich für die damalige Zeit, des Vaters Leben war, so eigentümlich auch seine Heimat in Frankfurt, das auch des Knaben Hermann Heimat wurde. Denn Offenbach, das sein Geburtsort war, hat auf ihn keinerlei Einfluß auszuüben vermocht. Bald nach der Geburt übersiedelten seine Eltern nach Frankfurt. Hier hat Dalton seine ganze Jugendzeit verbracht, bis ihn die Universität abberief. Die Kapitel, die den Frankfurter Aufenthalt schildern, gehören zu den schönsten des Buches. Von tiefem Ernste, aber auch von lustiger Schalkhaftigkeit getragen, eröffnen sie einen tiefen Blick in das Frankfurter Leben der Zeit, und namentlich dann auch in das kirchliche Leben, das ja auch jetzt noch dem in Berlin als Konsistorialrat lebenden Verfasser besonders ans Herz gewachsen ist. Mit Frankfurt beginnt das Buch, mit Frankfurt hört es auf. Denn nunmehr sehen wir, nachdem die Universitätszeit in Marburg, Berlin und Heidelberg an uns vorübergezogen ist, den Kandidaten der Theologie wieder in der Heimat, die Prüfungen ablegen, predigen und Unterricht erteilen — bis endlich die Frage an ihn herantritt, ob er die Berufung nach St. Petersburg annehmen solle. Wir begleiten den 25jährigen noch bis dorthin — dann schließt das Buch, und wir vertrösten uns auf die Fortsetzung, die uns der Fleiß des Verfassers wohl bald bescheren wird.

Das Werk, das billig und sehr schön ausgestattet ist, sei bestens empfohlen. Alexander Burger.

Heilig. Die Ortsnamen Badens. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Karlsruhe (F. Gutsch). Mk. 3.—, geb. Mk. 3.60.

Es bringt zunächst Allgemeines über den Inhalt und Sinn der dort heimischen Ortsnamen, deren sprachliche Entwickelung, über volkstümliche Deutungen, Namensagen und Ortsneckereien. Letztere ausgiebig vorzutragen, war dem Verfasser günstigste Gelegenheit geboten, eine reiche Fülle prickelnden Humors darbietend. Die technische Ausführung fiel tadellos aus, nur zwei Druckfehler waren S. 43 und 112 zu entdecken. Es ist ein nettes Buch mit übersichtlicher Anordnung, umfassender Behandlung des Stoffes, von geradezu klassischer, dazu prägnanter Kürze, an Förstemanns Art sonst erinnernd.

Für jeden Badenser ist es ein wertvolles Werkchen, ein brauchbares Hilfsmittel für Badens Schulen, instruktiv für Sprach- und Geschichtsforscher weiterhin, in deren Bibliotheken es bald zum eisernen Bestand gehören wird, da es überall die Hand des Meisters, des gewiegten Fachmannes verrät, turmhoch über ähnlichen Arbeiten, wie z. B. dem hessischen Ortsnamenbuch von Sturmfels, dastehend. Dr. S.

Personalien.

Ernannt: Landgerichtsrat Hofmann in Kassel zum Oberlandesgerichtsrat daselbst; Amtsrichter Wertheim in Fulda zum Amtsgerichtsrat; Gerichtsassessor Heller in Langenselbold zum Amtsrichter in Dierdorf; Rechtsanwalt Eberhard in Hanau zum Notar.

Verliehen: dem Regierungsrat Friedberg in Kassel der Charakter als Geheimer Regierungsrat; dem Inspektor des isr. Waisenhauses in Kassel Hauptlehrer a. D. Schehe, dem Eisenbahnkassenvorsteher a. D. Voigt in Gronau, bisher in Marburg, und dem Eisenbahnassistenten a. D. Vogel in Kassel der Kronenorden 4. Kl.

Versetzt: Landgerichtsrat Falkenhainer von Limburg nach Kassel; Kreisbauinspektor Behrendt in Eschwege als Landbauinspektor nach Marienwerder; Kreisbauinspektor Baurat Trampe von Naumburg a. d. S. nach Eschwege; Oberpostpraktikant Engler in Berlin als Telegrapheninspektor nach Kassel; Oberpostpraktikant Eckhardt in Kassel als Telegrapheninspektor nach Köln.

Zurückgenommen: die Versetzung des Amtsrichters Dr. Schulze in Beetzendorf an das Amtsgericht in Battenberg.

In den **Ruhestand** getreten: Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Koppen in Hanau.

Vermählt: Prakt. Arzt Karl Oudrée zu Fritzlar mit Fräulein Maria Claessen in Lispenhausen.

Geboren: ein Sohn: Dr. v. Heusinger und Frau, geb. Neuland (Marburg, 21. Mai); Dr. L. Lucas und Frau, geb. Sanower (Glogau); — eine Tochter: Oberpräsident v. Trott zu Solz und Frau Eleonore v. Trott zu Solz, geb. v. Schweinitz (Potsdam, 1. Juni); Schulvorsteher W. Scholber und Frau Margarete (Kassel, 4. Juni); Bankier Karl L. Pfeiffer und Frau Elisabeth, geb. Pasch (Kassel, 4. Juni); Georg Gerland und Frau Martha, geb. Robert (Kassel, 5. Juni).

Gestorben: Kommiss. Hilfsarbeiter im Reichsschatzamt Dr. phil. Fritz Collmann, 27 Jahre alt (Berlin, 12. Mai); Dr. Georg Ludwig Lölkes, 61 Jahre alt (Belleville, Jll., 15 Mai); Rechnungsrat Karl Löhr, (Marburg, 28. Mai); Rentner Konrad Wehner, 70 Jahre alt (Fulda, 30. Mai); Gerichtstaxator Heinrich Lohr, 52 Jahre alt (Kassel, 30. Mai); Pfarrer Johann Friedrich Otto Kröger, 72 Jahre alt (Wabern, 31. Mai); Gutsbesitzer Alexander Scheffer, (Engelbach, 31. Mai); Privatier Bernh. Lucas, 70 Jahre alt (Marburg, 1. Juni); Oberlehrer Professor Hermann Reinhard, (Hanau, 1. Juni); Privatmann Heinrich Möller, 83 Jahre alt (Wolfsanger, 3. Juni); Gerbereibesitzer Georg Bolte, 41 Jahre alt (Rinteln, 5. Juni); Kaiserl. Forstmeister a. D. Heinrich Lange (Marburg, 5. Juni); J. Christian Schäfer, 76 Jahre alt (Kassel, 7. Juni); Frau Karoline Bierschenk, Witwe des kurfürstlichen Hofportiers (Kassel, 7. Juni); Frau Landgerichtsdirektor Kulenkamp, geb. von Carlshausen, (Lüneburg, 10. Juni); Frau Emilie Wolff, Gattin des Superintendenten D. theol. Wolff (Bad Nauheim, 10. Juni); Kaufmann Oskar Plaut, 30 Jahre alt (Bad Neuenahr, 10. Juni); Rechnungsrat Friedrich Nauhaus, 86 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 11. Juni); Frau Auguste Brandau, geb. Jung, Witwe des Oberinspektors, 76 Jahre alt (Kassel, 13. Juni).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 13. XX. Jahrgang. Kassel, 2. Juli 1906.

Dem Andenken Rembrandts.

Des wechselvollen Lebens tolles Spiel
Hielt dich gebannt in seinem engen Kreise.
In Not und Nacht versank dir oft das Ziel,
Ein ew'ger Kampf war deines Daseins Speise.
Doch standest heldengleich du deinen Mann,
Und deine tapf're Seele, sie gewann.

Mit des Titanen trotz'ger Götterwucht
Trat'st du das Widerwärt'ge lächelnd nieder.
Des heißen Ringens schmerzgebor'ne Frucht, —
Nun strahlt sie uns aus deinen Bildern wieder.
Was dir im dunkeln Drange weh getan,
Verklärt durch deine Hand schaut es uns an.

Des vielverschlung'nen Lebens Doppelsinn
Hast du mit deutscher Innigkeit gedeutet.
Aus tiefstem Dunkel zu dem Lichte hin
Hat deine Kunst zu heil'ger Höh' geleitet.
Hell — dunkel, wie des Daseins Wirklichkeit,
Hieß das Panier, dem du dein Herz geweiht.

Du rücktest kühn mit göttlicher Gewalt
Uns menschlich nah das Heilige und Hehre.
Doch auch der Gasse häßlichsten Gestalt,
Du gönntest ihr der Schönheit stolze Ehre.
Was deinen reinen Augen sich erschloß,
Ward auch des Lichtes seliger Genoß.

Du tauchtest tief in Menschengram und Leid,
In stilles Glück, in Jubel, Lust und Singen,
Und alle Erd- und Himmelsherrlichkeit, —
Du banntest sie mit fürstlichem Gelingen.
Des Regenbogens wunderbare Pracht
Aus deiner Welt uns froh entgegenlacht.

Heut' huldigt deinem Genius die Welt.
Ohnmächtig überfluten dich die Zeiten.
So lange noch das Licht den Sieg behält
Und Wahrheit sich und Schönheit fromm geleiten,
So lange wird dein Name wie ein Strahl
Verklären mild das dunk'le Erdental.

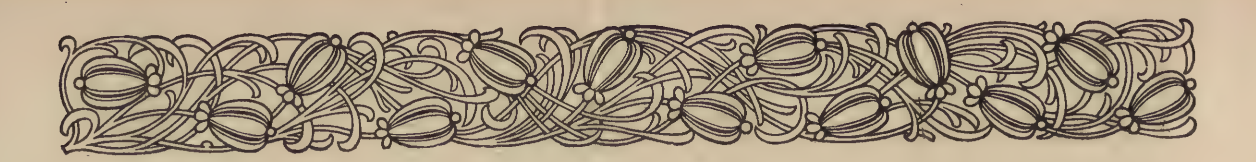
„Die Wache."

(Gemälde von Rembrandt in der Kasseler Galerie.)

„Ein Tag voll Streit, eine Nacht voll Not!
Wann gehst du mir auf, o Morgenrot? —
Wann lachst du mich an, du Tag voll Glück,
Und rufest die Freude mir wieder zurück?
Wann seh' ich dich wieder, mein Heimatland?
Wann drück' ich der Liebsten wieder die Hand?
Wann trage ich Waffen und Wehr zur Ruh'?
Du göttlicher Friede, wann rufest du?" —

Gedulde dich, tapferes Kriegerherz!
Schon streichelt das Licht dein blankes Erz.
In Nacht und Nebel versinkt deine Pein,
Und über ein Kleines ist Sonnenschein.

Kassel. **H. Bertelmann.**



Die hessische Kavallerie bei Laffelt (2. Juli 1747).

Von Justus Fürer.

Die Schlacht bei Laffelt [1]) (westl. Mastricht) war nach Fontenoy (11. Mai 1745) und Rocoux (11. Oktober 1746) der dritte und letzte große Schlag, den der geniale französische Heerführer, der Marschall Moritz von Sachsen, im „österreichischen Erbfolgekriege" den für Maria Theresia kämpfenden Verbündeten in den Niederlanden versetzte. In den beiden letzten Schlachten hatten Schulter an Schulter mit den Engländern, Hannoveranern, Österreichern und Holländern auch jene sechstausend Hessen mitgefochten, die nach vorübergehender Parteinahme für Bayern im Juni 1745 zum zweitenmal im Laufe jenes Krieges in englischen Sold getreten waren. War aber bei Rocoux nur die hessische Infanterie, wie es scheint, in nennenswertem Maße beteiligt gewesen [2]), so sollte bei Laffelt auch die Kavallerie ernstlich nicht nur ins Feuer, sondern auch ins Handgemenge kommen. Trotzdem hat ihre Tätigkeit in den uns vorliegenden Einzelberichten über die Schlacht nur geringe Berücksichtigung, in der einzigen uns bekannten Gesamtdarstellung derselben eine nur ganz gelegentliche Erwähnung gefunden, und nur durch Vereinigung bzw. Vergleichung der in den einzelnen Quellen zerstreuten kurzen Angaben läßt sich ein wenigstens ungefähres Bild davon gewinnen.

Die von uns benutzten Quellen sind folgende:

1. Bericht des Prinzen Friedrich von Hessen, des Höchstkommandierenden der hessischen Truppen, an den König von Schweden. (St.-Arch. Mbg. „Rel. zum österr. Sukzessionskriege. 1747. Kamp. in Brabant.")
2. „Promemoria" des Leutnants im Kav.-Rgt. Prinz Maximilian Friedr. Wilh. Führer. (Mbg. St.-Arch. „Akta des Militärkabinetts, Militärjustiz 16—17.")
3. Verlustliste der an der Schlacht beteiligt gewesenen vier hess. Kavallerieregimenter [3]). Leibregiment, Prinz Maximilian, v. Gräffendorf, Graf zu Ysenburg. (Rel. z. österr. Sukzessionskriege. 1747. Tom. XIX. Kamp. in Brabant. 1. Bl. 471, 477, 549.)
4. Zur allgemeinen Orientierung diente uns auch „Militärwochenblatt 1836, die Schl. bei Laffelt am 2. Juli 1247, S. 79 ff".

Prinz Friedrich, der während der Schlacht mit der hessischen Infanterie zwischen den Dörfern Blittingen und Kistell (Kesselt) eine Reservestellung einnahm, tut zwar der hessischen Kavallerie auch nur ganz gelegentlich am Schluß seiner Relation Erwähnung. Wegen mancher darin enthaltenen interessanten Einzelheiten dürfte sich jedoch eine ausführlichere Wiedergabe derselben rechtfertigen, als die bloße Rücksicht auf das Verständnis unserer speziellen Ausführungen erfordert hätte.

Als die durch „die Kommandierten vom Feldzeugmeister Daun" verstärkten Hannoveraner zwei französische Angriffe auf Kistell zurückgeschlagen hatten, ließ der Feldzeugmeister v. Sommerfeld den Prinzen Friedrich „mit dem Ersuchen avertieren, ihn bei Erfordern nicht allein zu soutenieren, sondern auch sofort dem Fürsten von Waldeck Part zu geben, daß er sich möchte gefallen lassen, die Holländische Infanterie [sie stand rechts (nordwestlich) von Blittingen] anschließen zu lassen, damit zwischen der englischen Gardes [diese war aus Blittingen heraus auf den rechten hessischen Flügel postiert] und Blittingen keine Intervalle entstehen möchte, wovon der Feind etwa profitiren und mit der Cavalerie uns in Rücken gehen könne."

Prinz Friedrich, der dieses Avertissement „ohne den geringsten Aufenthalt befolgte", erhielt von dem Fürsten zur Antwort, „daß er sogleich verlangtermaßen anschließen, auch die Kaiserlichen [d. h. die Österreicher, die rechts von den Holländern bei Rosmeer und Spauwen standen] folgen würden".

„Da nun hierauf die Hannoveraner etwas repliirten," fährt er fort, „avancirte ich mit Ew. Majestät Truppen und avertirte ferner, daß sie im Anmarch wären, den General von Sommerfeld zu souteniren. Statt aber, daß vermuthen

---

[1]) Sie wird in der Mehrzahl der uns vorliegenden Quellen als „Aktion bei Kistel(l)" bezeichnet, (gemeint ist offenbar das in der Nähe gelegene Dorf Kesselt), und Prinz Friedrich von Hessen bemerkt in einem Bericht an den König von Schweden ausdrücklich, „daß die Franzosen die Aktion bei Kistel nach einem daran stoßenden Hofe Lauvelt nennen". (Mb. St.-Arch., Rel. zum österr. Sukzessionskriege 1747. Tom. XIX. Camp. in Brabant. 1. Bd. 575.)

[2]) Das Kav.-Rgt. Prinz Maximilian verlor in der „Affäre bei Liers" (nördl. Rocoux), wie die Schlacht vom 11. Okt. 1746 in den „Rel. zum österr. Sukzessionskriege 1746, Tom. XVII" genannt wird, nur fünf Pferde. Außer den w. u. erwähnten „vier hess. löbl. Kavallerieregimentern" nahm an der Schlacht bei Rocoux auch die „Husarenkompagnie" teil, die als einzige hessische Kavallerieabteilung am 27. April 1746 bei Culloden mitgefochten hatte.

[3]) Das hess. Kav.-Rgt. zählte damals mit Offizieren 316 Mann und bestand aus zwei Eskadrons zu je drei Kompagnien.

sollen, es würden sich die Holländer bereits in March gesetzt haben, hat mein abgeschickter Adjutant solche noch auf ihrem ersten Platz [rechts von Blittingen], und den Marechall Batthiany bei dem Fürsten gefunden, auch auf seinen Antrag von demselben keine weitere Antwort erhalten als daß er sähe, daß es übel gehe, worauf er sich, ohne etwas Weiteres zu repliciren, herumgewendet und der Artillerie befohlen, den Weg nach Mastricht zu nehmen. Ich aber rückte inzwischen auf das Dorf [Kistel?] an, wovon in großer Eil, so wie man sagt, aus Mangel der Amunition, die Hannoversche Canons zurückgeführt, auch zu gleicher Zeit eine feindliche Batterie von 40 schweren Canons auf unsere [rechte] Flanque abgefeuert wurde, so entstunde hierdurch einige Deroute, welche jedoch nach einer kurzen Zeit wiederum durch die rühmliche Contenance, so die sämbtliche Offiziers bei dieser Gelegenheit zeigeten, und mein Zurufen sich redressirte und zwar so, da es die äußerste Not erforderte; dann würklich zwölf Eskadrons der feindlichen Cavalerie von der durch die Englische Gardes gemachten Öffnung [die zwischen diesen und Blittingen entstanden war, als sie sich mit der hessischen Infanterie nach links in der Richtung auf Kistel in Bewegung setzten] profitirten und sonder allem Zweifel die Intention haben mochten, in uns einzubrechen. Welches um so mehr von einer bösen Folge würde gewesen sein, weilen die hinter uns gesetzte holländische Kavalerie auf die Annäherung des Feindes und Zurückziehung der Infanterie sogleich die volle Flucht nahme und *nicht ehender als unter denen Canons* von Mastricht wieder anzutreffen waren.

Die Retraite geschahe hierauf sowohl von Ew. Majestät als der Hannoverschen Infanterie unter einer beständigen Canonade und Verfolgung vom Feind noch in ziemlicher guter Ordnung. Nach diesem attaquirte die feindliche Cavalerie, als wir gegen das Dorf Wilré kamen, die unsere vom linken Flügel" [d. h. die englische, die auf dem linken Flügel postirt und von der hessischen getrennt war]. Die hier sich entwickelnden Rückzugsgefechte endigten damit, daß „alles übern Haufen geworfen und zur Retraite nach Mastricht unter die Canons, woselbst nach 7 Uhr die Infanterie ebenfalls anlangete, genötiget wurde".

Soviel einstweilen von der Relation des Prinzen Friedrich! Die auf die Schlacht bei Laffelt bezügliche Stelle aus dem „Promemoria" des Leutnants Führer[4]) hat folgenden Wortlaut:

„. . . . Der Herr General von Miltitz wird mir das Zeugniß geben, daß, als in der Bataille bei Laffeld wegen zu befürchtenden feindlichen Einbruchs, nachdem sich die zunächst davon gestandene Infanterie weg und in das Dorf [Kistell?] gezogen hatte, die Flanquen bedecken zu lassen für nötig erachtet wurde, dieselben mir meinen Posten hinter der Escadron angewiesen, allwo ich auch alle meine mögliche Sorgfalt angewendet, daß trotz der so heftigen Canonade und der daher vielfältig zu machenden Schwenkungen dieselbe dennoch in keine Unordnung geraten, sondern auf das gehörte Commandowort sofort gebührend herstellen können, ja daß ich endlich auch, da bey der letzten Schwenkung noch einige Canonenschüsse in dieselbe gefallen, der übrige Teil der Cavallerie auch schon in der Retirade begriffen, mithin gedachte Eskadron noch aufzuhalten mir nicht mehr möglich war, ich bey gedachtem Herrn General meine Entschuldigung über diesen Zufall noch gemacht, und der letzte gewesen, der mit ihm den Platz verlassen. Daß ich aber im Verfolg unserer Retirade noch den größten Teil der zerstreuten Escadron entdecket, gedachtem Herrn General Nachricht davon gegeben und um Erlaubnis gebeten, dieselbe wiederum formiren zu dürfen, und als ich diese erhalten, solches bewerkstelliget und im Angesicht der uns auf Karabinerschußweite nachfolgenden feindlichen Cavallerie veranlasset, daß gedachte Escadron den ihr gebührenden place d'honneur wiederum okkupiren können."

An welcher Stelle der zuerst mitgeteilten Quelle dieser Passus des Führerschen „Promemoria" einzuschalten ist, darüber scheint kein Zweifel möglich zu sein.

Es handelt sich um die Schlußepisode der Schlacht, und wenn von „zu befürchtendem feindlichen Einbruch" und „heftiger Kanonade" die Rede ist, so setzt der Verfasser offenbar bei jenem kritischen Moment ein, wo sich „zwölf Escadrons der feindlichen Cavallerie" anschickten, den durch eine Geschützsalve aus „40 schweren Canons" vorbereiteten Einbruch in die durch das Nichtanschließen der holländischen Infanterie zwischen Blittingen und dem rechten Flügel der hessischen Infanterie entstandene „Intervalle" auszuführen und „uns in Rücken zu gehen".

Um dieser Gefahr zu begegnen, wurde, wie wir annehmen müssen, die hessische Kavallerie, die bis dahin vermutlich hinter der Infanterie gestanden,

[4]) Führer erhielt i. J. 1751 seinen Abschied, wurde aber im April 1758, und zwar gleich als Kapitän, wieder angestellt und führte als solcher im siebenj. Kriege die zweite Kompagnie des hessischen Jägerkorps, eine Zeitlang — während der Gefangenschaft des Majors von Buttlar — das ganze hessische „Feldjägerkorps zu Fuß". Im Januar 1762 wurde er zum Major befördert und bald darauf in das Garnisonregiment v. Kutzleben versetzt. Er starb 1781 als Major a. D. und commissarius loci zu Felsberg.

zur „Bedeckung der Flanque[n]“, mit anderen Worten, zur Versperrung der bedrohten Intervalle, auf den rechten Flügel vorgeschoben. Bei ihrem Einrücken von der feindlichen Artillerie, ebenso wie vorher die Infanterie, energisch unter Feuer genommen, versuchte sie dessen Wirkung durch „vielfältig“ ausgeführte „Schwenkungen“ abzuschwächen. Gleichwohl wurde ihre Position hier bald unhaltbar und das Antreten des Rückzugs notwendig.

Am längsten hielt noch die Eskadron des Regiments „Prinz Maximilian“ der „so heftigen Kanonade“ stand, da es ihren Offizieren, vor allem den Bemühungen des die Eskadron schließenden Leutnants, gelang, sie selbst dann noch eine Zeitlang im Feuer festzuhalten, als „der übrige Teil der Cavallerie“ bereits den Rückzug angetreten hatte. Erst „als bey der letzten Schwenkung noch einige Canonenschüsse in dieselbe gefallen“, da scheint der gleichzeitige Anblick der „in der Retirade begriffenen“ übrigen Kavallerie eine Panik unter ihren Mannschaften hervorgerufen zu haben, so daß „dieselbe noch aufzuhalten nicht mehr möglich war“.

Dem „übrigen Teil der Kavallerie“ aber, der sich dem Bereich des feindlichen Geschützfeuers schon früher entzogen hatte, sollte es trotzdem noch schlimmer ergehen. Er kam, wie aus einer der Verlustlisten und einer später noch zu erwähnenden Stelle des Prinzlichen Berichtes hervorgeht, mit weit überlegenen feindlichen Kavalleriemassen in ein erbittertes Handgemenge. Dies kann jedoch bei Wilré, wo die englische Reiterei in Aktion trat, nicht gewesen sein, da ausdrücklich bemerkt wird, daß diese während der Schlacht von der hessischen getrennt gewesen sei.[5]) Um zu verstehen, wo die hessische Kavallerie mit der gegnerischen handgemein wurde, müssen wir etwas zurückgreifen: Das Erscheinen jener zwölf Eskadrons vor der Intervalle stand offenbar mit einer gegen die bei Blittingen stehenden Truppen der Verbündeten gerichteten größeren Kavalleriebewegung im Zusammenhang, die uns in dem schon erwähnten Aufsatz des Militärwochenblatts (S. 86) folgendermaßen geschildert wird: „Als Laeffelt von den Franzosen genommen war, nahm der Marschall von Sachsen . . . . von der rechts von Blittingen stehenden Cavallerie einige (‚cum grano salis‘ zu verstehen) Escadrons und ließ sie, schwärmend und von einigen Escadrons in Linie unterstützt, vorgehen. Diese trafen gerade auf die Holländer, ritten durch die Infanterie und stießen hinter derselben auf die holländische Cavallerie, welche in drei Linien vorrückte. Ein panischer Schrecken, vermutlich durch die hier unerwartete Erscheinung des Feindes veranlaßt, faßte die erste derselben; sie drehte um, warf sich auf die zweite und riß diese nebst der dritten mit sich fort.“ Hier ist freilich nur von einem Angriff auf die rechts von Blittingen stehenden Holländer die Rede. Aber wir müssen doch annehmen, daß gleichzeitig die erwähnten zwölf Eskadrons gegen die auf der linken Seite dieses Dorfes klaffende Intervalle sich in Bewegung setzten. Während nun die rechts (d. h. westlich) von Blittingen vorgehenden französischen Reiterabteilungen sich ohne Verzug und Bedenken auf den Feind stürzten, dessen Infanterie einfach überritten und dadurch auch der dahinter stehenden Kavallerie einen derartigen Schrecken einjagten, daß sie in wilder Panik die Flucht ergriff, hielt man es auf der anderen Seite des Dorfes für ratsam, den gefährlicher erscheinenden Einbruch in die Intervalle erst durch eine Geschützsalve vorbereiten zu lassen. So erklärt es sich auch, daß, als die zwölf Eskadrons zum Einbruch ansetzten, die holländische Infanterie bereits über den Haufen geworfen war und die Kavallerie, wie Prinz Friedrich sich ausdrückt, „die volle Flucht nahme“.

(Schluß folgt.)

[5]) Militärwochenblatt 1836. „Die Schlacht bei Laffelt.“ S. 83, 87.

Das Heimatpflege- und Volkstrachtenfest zu Butzbach. (Juni 1906.)

Am 17. Juni d. J. fand zu Butzbach ein großes Heimatpflege- und Volkstrachtenfest statt, mit dem eine am 10. Juni eröffnete Ausstellung von hessischen Trachten und Altertümern verbunden war. Es ist schwer zu sagen, welche von den beiden Veranstaltungen die interessantere war, ob hier die Trachten der Lebenden oder dort der Urväter Hausrat, der noch heute mit achtungswerter Pietät bewahrt, benutzt und nachgeahmt wird. Eigenartig mutet eine solche den modernen Menschen, besonders den Städter, an, in dessen Besitz höchstens noch eine alte Bibel, ein unscheinbares Kännchen, eine Hochzeits- oder Geburtstagstasse vom Großvater oder der Großmutter die einzigen Zeugen vergangener Zeit sind. Der Landmann, der fernab von dem Pulsschlag der neuerungssüchtigen Industrie sitzt, dessen Verdienst zu schwer errungen ist, als daß er die jederzeitige

Mode in seiner ganzen Habe mitmachen könnte, hält fest am alten Ererbten, das bei ihm nie alt wird, da er das Neue nicht kennt und seinen Hausrat immer wieder dem Überkommenen nachformt und anpaßt. Daher finden wir in seinen Geräten auch die ältesten und — geben wir uns keiner Täuschung hin! — gediegensten Zeugen alten Gewerbes und in seiner Tracht zahlreiche Überreste längstverschollener Moden, die aber doch eines Tages wieder aufleben können und werden. Dies zu beobachten gab uns das Butzbacher Fest, ganz besonders die Ausstellung, reichlich Gelegenheit.

Diese Ausstellung hatte in der städtischen Turnhalle ihren Platz gefunden, und zu ihr hatten besonders das Butzbacher Altertümer- und Trachten-Museum und der Geschichts- und Altertumsverein der Stadt Alsfeld, dann aber auch Gemeinden und Einzelpersonen reichen Stoff herbeigetragen. In vier Sälen war sie untergebracht, von denen der Hauptsaal das größte und allgemeinste Interesse erregte. Hier erblickte man zunächst ein großes Tor, das am 8. August 1787 bei Münster (südwestlich von Butzbach) errichtet und vor kurzer Zeit nach Abbruch der Hausmühle nach Butzbach gekommen war. Hatte man dieses durchschritten, so sah man die Ausstellung in zwei Reihen offener Zimmer vor sich liegen, die wir kurz skizzieren wollen. Hier zeigt uns eine Ecke einen gedeckten Schlitzer Eßtisch, auf dem wir neben den modernen Steingutgeschirren noch alten Holztellern und -löffeln begegnen. Dort läßt uns ein Winkelchen über die farbenprächtige Hochzeitstracht und die saubere Handarbeit der Hüttenberger in Gestalt von Brusttüchern, Häubchen und gewebten Tüchern staunen. Hier schauen wir in eine Stube des Schlitzer Landes, in der uns besonders ein Paradebett mit nicht weniger wie elf Bettüchern auffällt, deren mit Fleiß gestickte und zuweilen mit Sprüchen verzierte, terrassenförmig übereinanderliegende Ränder uns deutlich ihre Zahl sowie die Mannigfaltigkeit ihrer Muster erkennen lassen. Ein großer Wandschrank, ein stummer Zeuge, der ersichtlich schon so manches lang entschlafene Menschenglück wie Menschenweh miterlebt hat, beweist, wie dauerhaft auf dem Lande gearbeitet wird. Dort jener hohe Lehnsessel mit Arm- und Kopfstützen, wie manch müdes Haupt mag in seiner Polsterung nach schwerer Tagesarbeit Ruhe gefunden haben! Hier einige Fußbekleidungen der Schlitzer: neben dem derben großen Holzschuh, wie wir ihn aus dem nordwestlichen Deutschland und den Niederlanden kennen, der leichte gestrickte Stiefel mit Ledersohle. Ein alter Kachelofen erhöht die Gemütlichkeit des Raumes, zu der die zierlich gearbeitete Spindel und nicht minder die Kinderwiege so traulich hineinpaßt, die — eine Eigentümlichkeit des Hessenlandes — ihre Schaukelbretter nicht wie gewöhnlich an den Stirn-, sondern an den Längsseiten trägt. Ein Zimmer zeigt uns einen säuberlich geschnitzten Tisch und ebensolche Stühle, einige Truhen älteren Datums, zahlreiche Eß- und Trinkgeschirre, von denen einige sehr achtbare Humpen von der Trinkfestigkeit unserer Vorfahren beredtes Zeugnis ablegen. Ein anderes Zimmer veranschaulicht uns das städtische Leben. Hier sehen wir zahlreiche alte Porträts, einige nicht ungefällige Barockmöbel, einen Tisch mit sauber eingelegter Arbeit und ein Sofa, auf dem einst Blücher geruht hat. Ein Zimmer ist der Darstellung der Flachsbereitung gewidmet; ein alter Webstuhl, Haspel, Hechel, Flachsbrecher, Flachsschwinge mit Messer, mit derber Kunst geschmückte Mangelhölzer und schließlich eine Spindel, die fleißige Hand mit einer kleinen Nachbildung, auf der ein in hessischer Tracht sitzendes Püppchen scheinbar spann, derart verbunden hatte, daß bei Inkrafttreten der großen Spindel auch die sauber gearbeitete Nachbildung lustig schnurrend sich drehte, künden von einem leider immer mehr aussterbenden Beschäftigungszweig der ländlichen Bevölkerung. Hier sehen wir ferner einen alten Spaten, ein kräftiges Joch und ein großes fast rechtwinklig gebogenes Blechhorn, mit dem vor vielen Jahren ein Hirt die ihm anvertraute Herde zusammenrief. Dort hängen an einer Wand ein bänderreiches buntes Patenkissen und viele schön bestickte Brusttücher der Schlitzerinnen. Eine ländliche Küche mit offenem Kamin läßt uns die noch in manchen Gegenden übliche Kochart unserer Großeltern erkennen. Steht auch eine alte Öllampe auf dem Tisch der Küche, so beweisen doch die mehrfachen Kienhalter, daß der Kienspan dem teueren Öl für gewöhnlich vorgezogen wurde. Ein alter massiver Küchenschrank mit leichter Verzierung trägt sein Geburtsjahr 1672 an seiner Stirne eingeschnitzt. Zahlreiches Zinngeschirr in schlichter Form bedeckt den Küchentisch. In einer ländlichen Wohnstube sehen wir Männlein und Weiblein in ihrer bunten Tracht. Hier einen gewaltigen Schwälmer Dreimaster, dort einige der mächtigen, musterdurchbrochenen Frauenhaarkämme, hier einen großen blauen Regenschirm, dort einen Wärmofen, und wer recht aufmerksam war, konnte unter den zahlreichen die einzelnen Zimmer schmückenden Bildern, die hessische Kunst und hessisches Leben zeigten, an einer Wand dieses Wohnzimmers ein Trachtenbild bemerken, das die Mutter des jetzigen Großherzogs, Großherzogin Alice, im Jahre 1862 selber gemalt hat.

Die nächste Stube veranschaulicht, wie man auf dem Lande zu schlafen pflegt. Drei Betten und zwei Wiegen. Von den ersteren war eines betthimmelüberdacht, die beiden andern offenen mit Schnitzereien versehen weisen — ich weiß nicht, ob das allgemein so üblich ist, oder ob aus Platzmangel nur Teile eines Betles zur Schau gestellt waren — nur eine hohe Stirnwand auf. Noch eine ländliche Wirtsstube mit mehrhundertjähriger Ausstattung und schließlich eine zahlreiche Trachten veranschaulichende Ecke, in der neben emsigem Frauenfleiß sauber gearbeiteter silberner Schmuck sich findet, beschließen diesen Hauptausstellungssaal.

In einem anderen Zimmer befinden sich hunderte von Photographien seltener charakteristischer Häuser oder Zimmer, einige Gipsabdrücke von besonderem Häuserschmuck, eine sonderliche farbige Kreidezeichnung Otto Ubbelohdes, die heiligen drei Könige darstellend, denen bei ihrem Kamelritt eine hessische Familie den Weg aufs Marburger Schloß zeigt, und eine prächtige Wiedergabe des allen Hessen ja wohlbekannten Abendmahls von Bantzer. Ein anderer Saal, der besonders für fachwissenschaftliche Zwecke bestimmt ist, zeigt Häuser-Grundrisse in zahlloser Auswahl und niedliche kleine Papiernachbildungen gefälliger hessischer Landhäuser.

Im ersten Stockwerk hat die alte und mit Recht berühmte Marburger Buchhandlung von Elwert eine mit Fleiß und kritischem Sinn zusammengestellte Ausstellung von hessischer Literatur veranstaltet und in dankenswerter Weise Trachten-, Städte- und Häuserbilder ausgehängt, zu denen ganz besonders Ferdinand Justis Trachtenbuch und Ludwig Bickells Werke mit ihren ja eben so interessanten wie vorzüglichen Bildern herangezogen sind.

Hatte man durch die Ausstellung die Erzeugnisse des Hessenlandes nach allen Richtungen hin kennen gelernt, so war man umsomehr gespannt, dieses geschickte, am Althergebrachten noch so festhaltende Völkchen einmal im einzelnen zu betrachten und in einem Augenblicke zu beobachten, der, wenn ich nicht irre, charakteristisch für den Einzelnen wie für die Gesamtheit ist, nämlich in dem Augenblick, wo es seinen Herrscher begrüßt. Dazu gab der am 17. Juni sich vollziehende Festzug Gelegenheit. Mit seinem Kraftwagen war pünktlich um 3 Uhr der Großherzog sowie die Licher Herrschaften in dem festlich geschmückten Butzbach unter dem Jubel der Kopf an Kopf stehenden Einwohner und Fremden, die in einer Zahl von 35—40 Tausend zum Festort geströmt waren, eingetroffen. Nachdem im Mittelfenster des ersten Rathausstockwerkes der Großherzog unter fast nicht endenwollendem begeisterten Jubel der Bevölkerung seinen Platz eingenommen hatte, verkündete Trompetengeschmetter den Beginn des langen Festzuges. Es war ein prächtiger Anblick, die einzelnen mit so viel künstlerischem Geschmack und historischem Sinn zusammengestellten 34 Gruppen an sich vorüberziehen zu sehen. Wieviel unendliche Arbeit an den wechselreichen bunten Trachten, wieviel strotzende Gesundheit, wieviel markige Gestalten, wieviel sinnreiche Motive! Es geht über die Kraft eines Berichterstatters, zumal nachdem ihm die Sonne mit unbarmherziger Glut nahezu drei Stunden auf seinen Kopf gebrannt hat, das alles in würdiger und erschöpfender Weise zu schildern; daher mag es ihm vergönnt sein, über den Zug in etwas zusammenfassenderer Form zu erzählen und nur einige Gruppen herauszuheben, die ihm selber besonders gefallen haben, was aber nicht besagen soll, daß die andern minder gefällig gewesen sind. Sie waren alle schön und haben alle gefallen, wie der häufige Beifallsruf der Zuschauer am besten bewies. Aber man muß es selber gesehen haben, wie ganz Hessen Vertreter gesandt hatte, um seine Trachten zur Schau zu stellen und dem vielgeliebten Großherzog Grüße zu entbieten. Leihgestern, Ober-Mörlen, der Ebsdorfer Grund, Biedenkopf, Steinfurth, Ruhlkirchen im Kreise Alsfeld, das Ohmtal, der Kreis Lauterbach, die Schwalm, Treis a. d. Lumda, Londorf, Watzenborn, Langenhain-Ziegenberg, Kirch-, Lang-, Pohl- und Ebersgöns, Oberkleen, Brandoberndorf, Niederweisel, Fauerbach v. d. H., Gambach, Großen-Linden, Ostheim b. Butzbach, Kleeberg, Griedel, Münzenberg und schließlich Butzbach selber hatten Gruppen entsandt. Die einen repräsentierten sich in der schlichten Weise des täglichen Lebens, die andern hatten sich zu einem Hochzeits- oder Kirchweihzug gruppiert, hier galt es die Verherrlichung der Arbeit, der Lohschälerei, Flachsbereitung, Bäckerei, Molkerei, Brauerei, Aussaat und Ernte, dort die Verherrlichung gemeinnütziger Zusammenschließung zu gemeinsamer Arbeit, wie es der Zünftewagen, die verschiedenen Gruppen des Butzbacher Krieger-, Turn- und Feuerwehrvereins darstellten, hier die Spinnstube, dort die Singschule, hier das Kaffeekränzchen aus Gambach und dort die Verherrlichung der Rose als Königin der Blumen waren ebenso geschmackvoll wie originell. Aber das Alleroriginellste, so will es mir scheinen, war doch die Gruppe der Burg Münzenberg. Eine große naturgetreue Nachbildung dieser alten Ruine, zu deren Füßen Männer aus der ringsum wohnenden Bevölkerung in ihren alten, wohl fast aus-

gestorbenen Trachten ruhten.*) Ebensoviel Gruppen, ebensoviel verschiedenartige Trachtenarten, und wer gar wollte die zahllosen, wechselreichen Muster der einzelnen Trachtenart beschreiben! Hier die Niederweiseler mit ihren weißen Zipfelmützen, dort die Schlitzer Bauern mit ihren hohen bändergeschmückten Lammfellmützen, dort die schmucke Tracht der Schwälmer, hier die Frauen aus Biedenkopf mit ihrem schwarzen kappenförmigen Kopfputz, dort die Ebsdorfer Gegend mit dem viel kleineren, bunten, dachartigen Stülpchen, hier eine Braut aus Bernshausen bei Schlitz in ihrer mächtigen flittergeschmückten Brauthaube, und dort die Obermörler mit einfachen Kopftüchern, ein unendlich mannigfaches Farbenspiel! Und nun, wie grüßten die einzelnen den Großherzog? Nichts von der leichten Begeisterung des Städters, die ebenso schnell verrauscht, nichts von seiner Förmlichkeit, aber am Ende doch herzlicher. Hier die muntere Kinderschar braucht nur des ersten Hochrufes aus den Kehlen eines Mannes oder eines beherzten Buben, um jubelnd einzustimmen, dort die Mädchen sind schüchtern wie die Rehe, nur mit ganz zarter Stimme bringen sie ihm Grüße dar, dort die Kriegsveteranen, sie lassen halten und unter militärischen Ehrenbezeugungen bringen sie ein donnernd Hoch ihrem Herrn dar, hier die jungen Bauernburschen, denen man ansieht, daß sie noch nicht allzulang den Kriegsdienst geleistet haben, recken sich stolz auf ihren Pferden in die Höhe, und sobald sie den Blick des Großherzogs auf sich gerichtet sehen, fliegen die Mützen oder Hüte von ihren Köpfen und löst sich ein Hurrah aus ihren Kehlen; dort die älteren sind schon schwerfälliger, sie entbieten nur einen dumpf gemurmelten Gruß, derweilen sie manchmal kaum den Hut lüften. Was ist los, was lachen die Zuschauer alle? Ach so, ein Bäuerlein hat vergessen seine Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und wie er nun doch allmählich in den Hochruf einstimmt, da fällt ihm das vielgeliebte Ding aus dem Munde, wehmütig blickt er ihm nach, und da er den Schaden hat, braucht er für den Spott nicht zu sorgen. Oben in den Fenstern lacht der Großherzog und die hohen Herrschaften, die den Vorfall bemerkt haben, auf der Straße aber lachen die Zuschauer aus vollem Halse, und manche launige Bemerkung fliegt 'rüber und 'nüber. Dort trinken aus achtbaren Humpen die ewig durstigen Brauer dem Großherzog zu, und da glaubt das Kaffeekränzchen nicht müßig sein zu dürfen; ist es auch nicht edler Gerstensaft, so prostet es mit seinem Lieblingsgetränk, dem braunen Mokka, seinem Herrscher zu. Der letzte Wagen stellt eine Huldigungsgruppe für die Königlichen Hoheiten dar; unter hohem Baldachin thront die Hassia, umgeben von Gestalten, die Arbeit, Wissenschaft und Kunst, die alle der Großherzog in gleich liebevoller Weise schützt, symbolisieren. Als auch er vorüber, strömt die ungeheuere Zuschauerschar zum Festplatz; denn man weiß, daß der Großherzog ihn nun besichtigen wird. Und richtig, es dauert auch nicht lange, so erschallt wieder Jubel des Publikums; denn der Großherzog naht. Er betrachtet sich die Darstellung des alten Schwertertanzes, den junge Burschen des Butzbacher Turnvereins aufführen, und sieht dem graziösen Rechenreigen, den junge Butzbacher Mädchen in Hüttenberger Tracht tanzen, mit Freude zu, und daß er ihm gefallen, beweist der Umstand, daß der Großherzog die kleinen jungen Dinger an sich vorbei paradieren läßt und ihnen die Händchen drückt.

*) Die offizielle Anordnung des Festzuges war folgende:

1. Girlandengruppe, dargestellt von Kindern und Mädchen aus Leihgestern.
2. Aussaat, dargestellt von Mädchen aus Ober-Mörlen.
3. Hochzeitszug, aus dem Ebsdorfer Grund, Kr. Marburg, und Gruppe aus derselben Gegend.
4. 200 Mädchen aus dem Kreise Biedenkopf.
5. Die Rose als Königin der Blumen, aus der Gemeinde Steinfurth.
6. Hochzeitszug aus Ruhlkirchen, Kr. Alsfeld.
7. Mädchen- und Männergruppe aus dem Ohmtal.
8. Mädchen aus dem Kreis Lauterbach, teils aus der Schlitzer, teils aus der Herbsteiner Gegend.
9. Gesangverein aus Schrecksbach b. Ziegenhain (Schwalm).
10. Mädchengruppe aus Treis a. d. Lumda.
11. Mädchengruppe aus Londorf, Kr. Gießen.
12. Mädchengruppe aus Watzenborn, Kr. Gießen.
13. Lohschälen aus der Gemeinde Langenhain-Ziegenberg.
14. Hochzeitszug von Kirchgöns.
15. Erntewagen von Langgöns.
16. Kirchweihzug von Pohlgöns.
17. Erntewagen von Oberkleen.
18. Gruppe von Brandobernndorf.
19. Erntewagen von Niederweisel.
20. Flachsbereitung von Fauerbach v. d. H.
21. Mädchen- und Frauengruppe in Ziehhauben aus Ebersgöns.
22. Kaffeekränzchen aus Gambach.
23. Bäckerei und Fleischräucherung aus Groß-Linden.
24. Molkerei aus Ostheim bei Butzbach.
25. Singschule aus Kleeberg.
26. Spinnstube aus Griedel.
27. Wagen der Gambrinusbrauerei Butzbach.
28. Gruppe der Burg Münzenberg aus Münzenberg.
29. Zünfte-Wagen, vom Gewerbeverein Butzbach.
30. Gruppe des Kriegervereins Butzbach: Das wehrhafte hessische Volk: Musterung, Rekruten, Bürgerwehr 1848, Reservisten, Schützenkompagnie 1820, Kriegsveteranen, Chevauxleger 1806.
31. Wagen des Turnvereins Butzbach aus dem Gründungsjahr 1846.
32. Erste freiwillige Feuerwehr 1854, vom Turnverein Butzbach.
33. Kindergruppe des Turnvereins Butzbach.
34. Huldigungsgruppe für Ihre Königlichen Hoheiten den Großherzog Ernst Ludwig und die Großherzogin Eleonore, gestellt vom Turnverein Butzbach.

Nach Besichtigung der Ausstellung begaben sich die Herrschaften nach dem „Hessischen Hof", wo das von Hauptlehrer A. Storch gedichtete Volksschauspiel „Die Hüttenberger" in Szene ging, das ebenfalls den Beifall des Großherzogs fand. So ging der Tag zur Neige; gegen 8 Uhr reiste der Großherzog wieder ab, und allmählich zerrann der ungeheuere Strom der Besucher, vollbefriedigt von dem Gesehenen. Mögen diese Veranstaltungen dazu beitragen die Liebe zu den alten Trachten zu erhalten, und wo sie schon geschwunden, wieder zu erwecken, aber mögen sie nicht verleiten zu gelegentlicher Maskerade, eine Gefahr, die vielleicht nur allzu nahe liegt, wenn man die schönsten Trachten prämiieren will, wie das schon vorgekommen ist. Nicht so sehr auf die Schönheit kommt es hierbei an, sondern darauf, daß diese alten historisch gewordenen Trachten erhalten bleiben, nicht erhalten bloß in dem Kleiderschrank, sondern daß sie wirklich getragen werden.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Heinz Fechner.

Kasseler Theater.

Während der letzten Berichtsperiode hat das Königliche Hoftheater eine erstaunliche Enthaltsamkeit bei der Gestaltung seines Repertoires beobachtet. Wir sind nicht verwöhnt und wissen seit langem eine wirkliche Novität als ganz besonderes Fest zu begrüßen. Wir haben das Alte schätzen und uns mit dem Bewußtsein bescheiden gelernt, daß einen Provinzialen die Schöpfungen moderner Bühnendichter wenig oder nichts angehen. Aber etwas mehr könnte man uns schon bieten. Dem Hoftheater sind ja enge Grenzen gezogen. Viele Einrichtungen, die im neuen Drama respektlos behandelt werden, sind ihm tabu. Und so scheidet manches aktuelle Stück von selbst aus. Aber dem aufmerksam Suchenden würde noch genug übrig bleiben. So aber rauscht der Strom der dramatischen Produktion an Kassel vorbei, und nur ab und zu bekommen wir etwas Weniges von ihm zu sehen. Nicht gerade das Erfreulichste. Hauptmanns Glashüttenmärchen erschien nicht auf den Brettern, wohl aber Otto Ernsts „Bannermann". Otto Ernst sieht scharf. Er hat ein gesundes Urteil und ein gutes Herz. Er entrüstet sich über die Ungerechtigkeit, die in der Welt regiert, und haßt die Scheinheiligkeit, die um ihre Sünden den Mantel der Tugend schägt. Er will der Wahrheit dienen, indem er sie kündet, lachend kündet. Ridendo dicere verum ist seine Devise. So schrieb er die „Größte Sünde", die „Jugend von heute", „Flachsmann als Erzieher". So entrollt er auch in „Bannermann" die Fahne scharfer Satire. Gegen die politische Heuchelei zieht er zu Felde. Der Titelheld ist eine lebensunmögliche Karrikatur, auf die aller Schatten gehäuft ist. Selbstherrlich und prahlerisch, gewissenlos und hohl, regiert er sein Haus und seine Partei mit harter Hand. Im wirklichen Leben würde ein solcher abgefeimter Lump keine vierundzwanzig Stunden Parteiführer sein können. Er lügt, heuchelt, denunziert, und was ihm an innerm Fond fehlt, ersetzt er durch eine bewunderungswürdige Suada. Sein Gegenspieler ist der aus so manchem Lustspiel bekannte unbeholfene Gelehrte, der des Parteipapstes Töchterlein erringt. Aber mit welchen Mitteln! Clarissa Bannermann hat den Beweis erlangt — dieser Beweis besteht wie im Kotzeprozeß unseligen Andenkens in einem Löschblatt, Ernst huldigt also offenbar der Molièreschen Maxime: je prends mon bien où je le trouve — daß ihr Vater ein erbärmlicher Denunziant ist. Diese Waffe gibt sie skrupellos dem Geliebten, der sie ebenso bedenkenfrei gegen den Vater der Angebeteten benutzt. Ein prächtiges Kleeblatt. Daß Dr. Brodersen sich auch nicht einen Augenblick geniert, Bannermann einzureden, sein junger Sohn sei durch des Vaters Härte in den Tod getrieben, sei nur nebenbei erwähnt. Zuletzt kriegt sich das Liebespaar, und Bannermann wird sich statt der Politik seiner Familie widmen Die arme Familie! Trotz einiger scharf gesehener und gegenständlich geschilderter Episodenfiguren macht das ganze Stück einen so lebensunwahren Eindruck wie möglich. Die Satire wirkt nicht und erscheint stumpf, weil die Gestalten, in denen sie zum Ausdruck kommen soll, allzu verzerrt gezeichnet sind. An jeder Szene merkt man „Absicht, und man wird verstimmt". Es mangelt Ernst eben an dramatischer Schlagkraft. In einer Novelle würde er zweifellos den Stoff besser bemeistert haben. Als er die „Größte Sünde" geschrieben, widmete ihm Oskar Blumenthal den Stachelvers:

Dir vertrau ich, was die Bosheit spricht,
Deren Pfeile dich sonst kaum erreichten:
Auch „die größte Sünde" schadet nicht,
Ist man klug genug, sie nicht zu — beichten.

Schade, daß Otto Ernst das nicht beherzigt hat, als er den „Bannermann" schreiben wollte! Gespielt wurde vortrefflich. Herr Friedrich versuchte, aus dem Titelhelden eine lebenswarme Gestalt zu machen, Herr Kothe war ein vortrefflicher Privatgelehrter, Frl. Griebe war eine eindringliche Gattin und Mutter, Herr Jürgensen zeichnete einen gedrückten Privatsekretär scharf und außerordentlich wirksam. Herr Oberregisseur Munkwitz hatte für ein stimmungsvolles Arrangement Sorge getragen. Die zweite Novität, die uns das Schauspiel bescherte, war Hugo Lubliners dreiaktiges Lustspiel „Ein kritischer Tag." Als Börne einmal ein gewiß nicht schlechteres Stück beurteilen mußte, schrieb er: „Das Ding da ist gar zu arg und nach der Glückseligkeit, es nicht gesehen zu haben, gibt es keine größere, als es nicht gelesen zu haben." Niemand in dem „Lustspiel" weiß, was er will, und es ist nur natürlich, daß auch das Publikum nicht weiß, weshalb ihm eigentlich die ganz uninteressanten Verhältnisse der Familie Wolfrat vorgeführt werden. Ein Schwiegervater, der seinen Schwiegersohn zur Einfachheit erziehen, in dessen Hause aber nicht auf teure Weine verzichten will; ein junger Schriftsteller, der nach dem Papierdeutsch, das er spricht, trotz der Berühmtheit, von der immer die Rede ist, schwerlich etwas anderes zu Wege bringen kann, als ein Lustspiel vom Schlage des „kritischen Tages"; ein Backfisch, der über seine Gefühle nicht klar ist und Blech schwätzt; ein Doktor, der kein besseres Mittel kennt, um seines Freundes Frau zu verführen, als dem Gatten Geld zu borgen, — kurz, lauter Leute, deren Bekanntschaft man im Leben vermeiden würde, bevölkern das Stück. Nur eine einzige Figur, die eines alten, vernünftigen und gutherzigen Kaufmanns, ist lebendig und wirksam gestaltet.

Kein Konflikt, keine Handlung, kein origineller Gedanke, — öde Gespräche, geistreich sein sollende Redensarten, denen man das Gequälte anmerkt, ziehen sich drei lange Akte hin. Und das Publikum hat nur eine Freude, — wenn das Spiel aus ist. Schade um die Hingebung, mit der das Stück gespielt ward, schade um die Sorgfalt, mit der Herr Munkwitz es inszeniert hatte. Herr Wolfram und Frl. Berka gaben ihr blutleeres Liebespaar liebenswürdig und sympathisch, Frl. Hannewald war ein munterer Backfisch, Herr Kothe ein weltmännischer, eleganter Doktor und Herr Jürgensen gab den einzigen Vernünftigen des Stückes humorvoll und fein gezeichnet.

Das ist alles, was das Schauspiel an Novitäten bot. Es ist etwas wenig, und trotzdem wäre noch weniger mehr gewesen. Dagegen wurden einige ältere Stücke in sorgfältigster Neueinstudierung gegeben. So erschien „König Ödipus“ von Sophokles in der Wilbrandtschen Bearbeitung wieder einmal auf der Szene. Und wieder zeigte es sich, wie fremd wir der Schicksalsidee gegenüberstehen, die keinen Menschen den Täter seiner Taten sein läßt. Diese unsterblichen Götter, die grausam und perfide den Menschen zermalmen ohne seine Schuld, diese hinterlistigen, vieldeutigen Orakelsprüche — sie können von der Bühne herab uns nicht bewegen, uns nicht erheben. Wenn auch der jüngst verblichene große Magus aus dem Norden das Schicksal in anderer Gestalt mächtig sein ließ in seinen Schöpfungen und die blinde Vererbung an Stelle des blinden Fatums setzte, — wir verlangen, daß der tragische Held nur leidet, nur untergeht durch eigene Schuld. Hugo von Hoffmannsthal, der den griechischen Tragiker unserm Empfinden durch Nachdichtung näher bringen will, hat die Szene „am Kreuzweg zu Phokis“, die der Ödipustragödie vorhergeht und in der Ödipus den Lajos (den Hoffmannsthal übrigens Lahios schreibt) erschlägt, prächtig und motiviert gestaltet. Vielleicht empfiehlt es sich, diesen Akt einmal der Aufführung des Sophokleischen Ödipus vorangehen zu lassen. Herr Bohné gab die Titelrolle prächtig und ergreifend. Nur übernahm er sich in seinem Zornausbruch sowohl wie in der Zerrissenheit seines Schmerzes. Fräulein Pichon war als Jokaste nicht recht am Platze. Sie hatte zu wenig Leidenschaft und Innerlichkeit. Herr Friedrich spielte den Kreon vortrefflich, Herr Jürgensen brachte den Teiresias in Maske, Haltung und Sprache zu allerbester Geltung. Auch diese Tragödie war von Herrn Munkwitz feinsinnig inszeniert, — bis auf die Götterbilder von Pappe, die in ihrer grotesken Häßlichkeit immer wieder die Blicke auf sich zogen. — Auch der Goethesche „Faust“, der Pfingsten gegeben ward, war außerordentlich sorgfältig vorbereitet. In manchen Szenen zu sorgfältig. Man hatte geglaubt, allzuviel unterstreichen und dem Verständnis des Publikums zu viel nachhelfen zu müssen. Das ist bei Goethe wirklich nicht nötig. Auch hatte man die Sprache sehr veranständigt und alle harten Worte Valentins durch mildere ersetzt. So nennt der sterbende Bruder Gretchen eine „Dirne“, was im „Faust“ gar kein Schimpfwort ist. Warum läßt man ihn da nicht lieber mit Lindau sprechen:

„Ich sage Dir, — es tut mir leid, —:
Du bist nun einmal eine Maid,
So sei's auch eben recht.“

Gespielt ward vortrefflich. Herr Bohné war ein sehr guter Faust, der die gedankenschweren Verse tief wirkungsvoll sprach und nur nach der Verjüngung etwas zu viel vom Gelehrten beibehalten hatte. Frl. Berka war voll mädchenhaften Zaubers, nur in den letzten Szenen mangelte ihr tragische Größe. Herr Jürgensen bot als Mephisto eine Leistung von vollendeter, ausgereifter Kunst.

In der Oper ward Leoncavallos Oper „Zaza“ zum erstenmal gegeben. Sie ist nach dem gleichbetitelten fünfaktigen Schauspiel Berton-Simons bearbeitet, das hier am Residenztheater mehrfach aufgeführt ward und die Lebensschicksale einer Brettldiva zeichnet. Von gutem Geschmack Leoncavallos, der auch das Libretto geschrieben hat, zeugt es, daß er den letzten Akt des Schauspiels, der dem Stück nur oberflächlich angeklebt war, fortließ. Die Musik zeigt wieder einmal die virtuose Beherrschung der musikalischen Form durch den italienischen Komponisten und seinen melodiösen Gedankenreichtum. Unter der hingebenden Leitung des Herrn Dr. Beier errang sich die Oper lebhaftesten Beifall. Frau Porst gab die Titelheldin in Spiel und Gesang ausgezeichnet wieder; von den sonstigen Mitwirkenden seien Herr Bartram als Cascart, Herr Weltlinger als Milio mit Anerkennung genannt.

Mit dem Schluß der Spielzeit schieden einige beliebte Mitglieder der Bühne von der Stätte ihres bisherigen Wirkens. Sie werden beim Kasseler Publikum in gutem Andenken bleiben. Beim Abschied von Frau Morny, Frl. Hannewald und Herrn Schmasow erreichte die Begeisterung der Zuschauer den Siedepunkt. Daß unter den Kränzen und Blumenarrangements auch konsistentere Dinge auf der Bühne aufgebaut waren, ja daß dort sogar ein lebendes Schweinchen als Abschiedsgeschenk produziert ward, paßt eigentlich nicht ganz zum vornehmen Ton unserer Hofbühne.

Ins Residenztheater ist die Operette eingezogen. Neben bewährten Werken, wie „Boccacio“ und „Geisha“, die mit Frau Kaps-Löber in den Titelrollen warmen Beifall weckten, wurde zum ersten Male die Operette „Kleine Lämmer“ von Liorat gegeben, die mit ihren ansprechenden Melodien sich schnell die Gunst des Publikums erwarb. Die Handlung ist ziemlich dürftig und unwahrscheinlich, aber in einer Operette ist alles erlaubt. Hier wird das Unzulängliche Ereignis und das Unmöglichste zur Alltäglichkeit. So sei denn auch das Libretto von „Frühlingsluft“ nicht allzu scharf getadelt, das zu Straußschen Weisen geschrieben ist. Auch dieses Werk fand beifälligste Aufnahme.

B.

Tante Ann'-Margrit.

Ein Bild aus dem Dorfleben von Heinrich Naumann-Nanzhausen.*)

So schön wie bei der Tante Ann'-Margrit war es eigentlich nirgends. Schon das kleine Häuschen, darinnen sie wohnte, war so nett wie kein anderes im ganzen Dorf. Das niedrige graue Strohdach konnte man fast mit den Händen erfassen. Die Haustüre, aus einem Stück, hatte kein Schloß, sondern nur eine breite Klinke. Sie stand den ganzen Tag offen von wegen der kleinen Kinder, die bei

*) Wir brachten bereits in früheren Jahrgängen mehrere Skizzen dieses hessischen Bauern und Volksdichters, vgl. „Hessenland“ 1903, S. 92 „Das Gewissen“, S. 121 „Das alte Bauernhaus“, S. 247 „Die Schwalbe singt im Dorf wie einst“, S. 329 „Kindheitserinnerungen“, 1904, S. 66 „Onkel Johannes“.

der Tante Ann'=Margrit aus= und eingingen. Auf der Türschwelle hatte der Hirten=Jörg, der Tante ihr Mann, schon manches Jahr das Holz gespalten, und dadurch war die Schwelle ausgehöhlt worden. Durch diese Höhlung kroch bei zugemachter Türe der Tante dreifarbige Katze. Neben der Türe im kleinen Hausflur stand ein Schemel mit einem Eimer voll Wasser. Als ich in frühester Jugendzeit einmal über die ausgehöhlte Schwelle gekrochen war und mich dann im Aufrichten an dem Eimer gehalten hatte, kippte er um und brachte mir ein Sturzbad, daß mir Hören und Sehen verging und ich laut brüllend von der Tante am Ranzofen getrocknet werden mußte. Im kleinen Hausflur war ferner ein Herd aus Lehmsteinen aufgemauert, und über der Feuernische befand sich ein „Dreifuß". Auf diesem Dreifuß stand ein kleiner schwarzer Kochtopf, in welchem die Tante für die Ziege und das Ferkelchen das Futter „quellte". Ich sehe sie noch vor dem Herd stehen und gewissenhaft für ihr liebes „Zickche" und „Wutzelche" die Abendkost bereiten. „Zickche" und „Wutzelche" waren die beiden Insassen des kleinen Ställchens links neben dem Hausflur und die schönsten und bravsten Tiere des ganzen Dorfes. Wo konnten auch in den großen Ställen der reichen Leute so liebe Tiere sein, die waren alle so groß, so bös und so dumm. Der Tante ihre beiden Viecher waren so klein, so lieb und so klug, sie guckten die Tante so freundlich an. Sie verstanden jedes Wort, das die Tante mit ihnen redete, und sie sprach viel mit ihnen. Es war mein größtes Glück, wenn ich das Zickchen streicheln durfte und „Wutzelche" mir grunzend am Höschen zupfte. Doch wir kehren wieder zum Hausflur zurück. Da stand neben dem Herd noch die große schwarze Lade. Welch eine Freude, wenn die Tante den schweren Deckel aufhob! Da lagen fein säuberlich der Tante und dem Hirten=Jörg seine Sonntagskleider aufbewahrt. Es waren nur je ein Anzug, — aber wie sauber geglättet waren die längst abgetragenen Kleider nebeneinander gelegt! Ich habe später manch großen Kleiderschrank mit Prunkgewändern in größter Unordnung gesehen, da habe ich immer an diese Lade denken müssen. Doch das schönste an ihr war das kleine „Beilädchen" an der Giebelwand. Im Beilädchen waren einige bunte Bänder mit Gold= und Silberblumen. Solche Bänder hatte niemand mehr. Die Tante strich zuweilen mit der Hand darüber und dann schimmerte es feucht in ihren lieben Augen. Neben der Bandschachtel aber lag das Zuckerdütchen, und das war das Allerschönste, denn jeden Tag bekam ich eine Süßigkeit daraus.

Sodann war rechts vom Hausflur das kleine Stübchen. Der Tritt nach dem Stübchen war so hoch, daß mich die Tante hinaufheben mußte. Nur sechs Schritt in das Geviert war das Stübchen groß. Da stand links in der Ecke das große Bett mit dem blauweiß karierten Überzug und dem blendend weißen Bettuch, das bis auf die Diele hing. Rechts davon stand das kleine Tischchen, an dem nur drei Personen Platz hatten. Dem Bett gegenüber an der Wand war der große rauhe Ranzenofen, in dem das Feuer vom Hausflure aus angemacht wurde. Zwischen Bett und Ofen war das Kellerloch, das mit einem Brett zugedeckt war. Auf dem Brett stand stets ein Stuhl, damit es sich nicht verschieben konnte und keins der Kinder, die täglich im Hirtenstübchen aus= und eingingen, unversehens in den Keller hinuntersegelte. Auf dem rauchgeschwärzten Brett neben dem Ofen stand das wenige Hausgerät, Kaffeekesselchen, Milchtöpfchen, Kaffeemühle und einige Blechbüchsen. Alles war klein und nett und alt. Dem Tisch gegenüber an der Wand hingen zwei Bilder, ein Haussegen und ein Himmelsbrief. Das alles zusammen war der Hirtenleute Hab und Gut. Das Beste aber war die Tante selber. Ihre freundlichen Augen in dem blassen Gesicht fühle ich noch immer auf mir ruhen, ihre sanfte Stimme hallt mir noch heute im Ohre wieder. Welch glückliche Stunden habe ich in diesem ärmlichen Hüttchen verlebt. Da war alles so nahe und so warm, gar nicht so weit, so leer und so kalt wie in den großen Zimmern der Reichen. Da verhallte die Stimme nicht tonlos an den hohen Wänden, der Tante Ann'=Margrit „mein liebes, gutes Jungchen" drang mir immer mitten ins Herz hinein. Und wie freute ich mich, wenn die Tante den Stuhl mit dem Brett von dem Kellerloch schob, hinunter stieg, einige Kartoffeln heraufholte und auf dem Ranzenofen „Kartoffelnröfteln" machte. Das war ein Festmahl, wie ich's wohlschmeckender nie gefunden. Doch die größte Freude war es für mich, wenn die Tante, mich im Arme haltend, mir von ihrem kleinen Lenchen erzählte. Das war schöner gewesen wie alle Kinder und hatte im Schlafe immer mit den Englein gelacht, das herzige Lenchen. Und wie klug war das Lenchen gewesen, es hatte jedermann freundlich angeguckt und mit beiden Händchen bewillkommt. Ach, es ist zu gut für diese Welt, hatten die Leute immer gesagt. Da war auch eines Tages eine alte Frau gekommen vom „fahrenden Volk", die hatte einen „bösen Blick" gehabt, und hatte das freundliche Lenchen lange angeschaut. Hernach ist das Lenchen ganz blaß geworden — hat niemand mehr die Händchen entgegengestreckt und hat stille geweint. Und dann, nach einer Woche, hat's noch dreimal mit den Englein gelacht — und dann nimmermehr. Die Leute aus dem Dorfe hatten Sträuße und Kränze gebracht und Lenchen damit geschmückt. Zwei schwarze Männer aber hatten

Lenchen mit dem bunten Bettchen fortgetragen. — Wenn die Tante Ann'=Margrit so erzählte, dann drückte sie mich zärtlich an die Brust, und ich fühlte, wie es mir feucht auf den Kopf tropfte, das waren Tränen, die die Tante weinte, und sie weinte viele Tränen. Und ich weinte auch vor Freuden über das schöne Lenchen, das mit den Englein spielte und lachte.

Wenn aber der Hirten=Jörg abends von der Herde kam und den messingbeschlagenen breiten Schäferriemen an den großen Haken hinter der Türe hing, dann war's mit dem Weinen und Erzählen vorbei. Dann bekam der zottige „Schweizer", der stets so hoch an der Tante in die Höhe sprang und vor Freuden bellte, sein Trögelchen gefüllt unter den Tisch gestellt. Dann wurde das Kaffeekesselchen herbeigeholt, die Kartoffelröstеln und ein „Teilchen" Butter dazu, und dann begannen die guten Hirtenleute ihr spärliches Mahl.

Und dann durfte ich eines Morgens nicht mehr zu Tante Ann'=Margrit gehen. Da habe ich viel geweint. Die großen Leute aber gingen hinein und kamen heraus, sprachen leise zusammen und fuhren mit der Hand über die Augen. Und dann kamen viele Leute und waren alle schwarz und hatten weiße Taschentücher in den Händen. Sie standen ums Hirtenhäuschen — und ich durfte nicht hinein. Und dann kamen vier schwarze Männer, die sprachen kein Wort, sie trugen aber eine schwarze „Lade" heraus und fort, und alle gingen hinterdrein. Ich guckte über die ausgehöhlte Schwelle — ach, da war das Hirtenstübchen leer. O, diese bösen, schwarzen Männer, wie viel Liebe und Glück haben sie doch schon hinweggetragen! Ich habe je und je ein Grauen gehabt vor ihrem Tritt, unter dem so viele Blumen zertreten werden. Tränen folgen immer ihren Spuren und Schollen verschließen den Ausweg.

Schon manches Jahrzehnt ist über das stille, grüne Grab der guten Tante Ann'=Margrit hingegangen. Kein Kreuz und Leichenstein verkündet der Nachwelt ihren Namen — es war ja eine arme Hirtenfrau.

Und doch, wenn ihr Bild mir vor die Seele tritt, muß ich immer bewundernd ausrufen: Welch große, edle Seele war diese arme Hirtenfrau! Wie war ihr Leben entsagungsreich, wie hat sie das Böse mit Gutem überwunden!

Tante Ann'=Margrit war die Tochter eines reichen Bauern. Ihre Jugend war glücklich. Da lachten ihr Blumen und Freuden entgegen und reiche Burschen warben um ihre Gunst. Da war auch einer, ein fröhlicher Gesell, den hat sie immer gern gesehn. Die schwarzen Männer aber traten ihr in den Weg und haben den Freund ihr Jugend davon getragen. Da ging die Sonne hinter dunkle Wolken, und Tante Ann'=Margrit verhüllte ihr rosiges Gesicht. Tanz und Spiel hat sie gemieden, in treuer Arbeit suchte sie Trost und Heilung. Und dann kamen andere, kecke Burschen ohne Herz, so ganz anders wie der, der im Grabe ruhte. Nein, und niemals nein, von diesen keinen. Und dann trat auf die Heimatflur der schwarzgelockte Hirtenknabe. Er war nicht lustig wie die Reichen, er hatte kein Geld. Er kannte nicht Scherz und Spiel, er hatte keine Zeit. Er hatte nur ein gutes Herz gegen seine alte Mutter, für die er diente, und hatte so treue Augen. Die stille Tante Ann'=Margrit aus dem großen Hofe ist dem Hirtenknaben manchmal begegnet. Ach, daß er reich wäre, seufzte sie aus tiefer Seele. So seufzte sie manches Jahr, und ihre Gedanken weilten immer bei dem Hirtenknaben auf einsamer Flur.

Und dann ist ein Tag gekommen, an dem der einsame Schäfer seine Schäferin fand.

Aber welch ein Jammern im Bauernhof, als Tante Ann'=Margrit ihren reichen Anverwandten erklärte, daß sie ihr Leben dem armen Hirtenknaben weihen wolle. Da ist ein furchtbarer Kampf entbrannt, da sind Ströme von Tränen geflossen. Und dann, — o Herzeleid — von Haus und Hof verjagt, von all' den wohlhabenden Verwandten verstoßen, hat die Tante Ann'=Margrit dem Schäfer Jörg die Hand zum ehelichen Bunde gereicht. Da ist keine Hochzeit gefeiert worden, da war kein Wein und kein Braten auf dem Tisch, da tranken die Brautleute einsam ihren Kaffee — und der Jörg ging zu seiner Herde.

Welch schwere Stunden für das junge Paar, das sich in Liebe gefunden! Die Tür des Elternhauses war verschlossen, am Sarge des Vaters durfte die Tochter nicht weinen. Und als sie dann sich ihres Lenchens so von Herzen freuen wollte, da kamen die schwarzen Männer herein, und der letzte Sonnenstrahl huschte aus ihrem Leben hinweg. Und doch ist die gute Tante nicht bitter geworden. In treuer Liebe hat sie im kleinen Hüttchen ihrem braven Hirten=Jörg gedient alle die vielen Jahre. Sie hatte um der Liebe willen die Armut erwählt und hat sie ohne Murren und ohne Klagen ertragen. Und welche Liebe hat die Tante Ann'=Margrit gesät! Zu ihrem kleinen Stübchen humpelten die Kleinen, wenn sie kaum drei Schritte machen konnten. Sie hatte für jedes ein freundliches Wort und ein Zuckerplätzchen. Da sind auch die Kinder aus dem reichen Elternhause gekommen und haben von der armen Tante viel Liebe erfahren. Und diese Kinder haben auch die abgebrochene Brücke wieder aufgebaut und die ausgestoßene Tante ins Elternhaus zurückgeführt. O diese selige Stunde, als die Aussöhnung gefeiert wurde! Um der Liebe willen war die Tante ausgestoßen worden, um der Liebe willen wurde sie

wieder aufgenommen — ehe die Lebenssonne unterging.

Und wenn sie auch viele Jahre schon bei ihrem Lenchen weilt, so ist sie doch in meinem Herzen geblieben und wird bleiben, bis der schwere Tritt der schwarzen Männer über die Dorfstraße ertönt, und sie auch meinen müden Leib in alter Hessenerde zur seligen Ruhe betten.

Aus Heimat und Fremde.

Ehrung. Unser hessischer Landsmann, der bekannte Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Professor Dr. Julius Rodenberg zu Berlin, beging am 26. Juni seinen 75. Geburtstag. Aus diesem Anlaß ließ der Fremdenverkehrsverein zu Rodenberg, der Heimatstadt des berühmten, sich nach ihr nennenden Dichters, eine Gedenktafel an seinem Geburtshause anbringen. Außerdem hielt in einer besonderen Feier Stadtrat Böhling-Hannover einen Vortrag über das Leben und Schaffen Rodenbergs.

Papinbrünen. Am 19. Juni fand auf dem früheren Kadettenplatz zu Kassel vor dem jetzigen Naturalienmuseum die feierliche Enthüllung eines dem Andenken Denis Papins gewidmeten und vom Verschönerungsverein gestifteten Brunnens statt. Nach einer kurzen Ansprache des Geh. Regierungsrats Dr. Knorz übernahm Oberbürgermeister Müller im Namen der Stadt das Denkmal, das von dem in Rom lebenden Bildhauer Hans Everding, einem geborenen Kasselaner, geschaffen wurde. Der eigentliche Brunnen, der aus einem Wasserbassin mit drei von Schnecken getragenen Becken besteht und auf seiner Hauptfront das Reliefporträt Papins enthält, wird durch eine in Bronze gegossene nackte Jünglingsfigur gekrönt, die auf erhobenen Händen ein stilisiertes Motorboot trägt. Die ganze Brunnenanlage wird später noch gärtnerischen Schmuck und das Denkmal selbst noch eine entsprechende Inschrift erhalten.

Aussterben einer hessischen Adelsfamilie. Die kürzlich verstorbene Frau Luise Ochsenius*) war die letzte in Hessen lebende direkte Repräsentantin des alten Uradels derer Rau von Holzhausen, deren Stammreihe urkundlich 1250 beginnt, traditionell aber um mehrere Jahrhunderte zurückreicht. Angehörige dieses Geschlechts werden erwähnt anläßlich des Konzils von Konstanz 1414, in der Geschichte von Marburg und des deutschen Ordens, in den Türkenkriegen, nach dem Entsatz von Hanau durch die Hessen 1636, in den spanischen Kämpfen 1809, ferner im österreichisch-italienischen Feldzuge 1859 und im deutsch-französischen Kriege 1870—71. Das Rauische Wappen, ein silberner Schild mit rotem Querbalken, befindet sich in der Wappenreihe der Marburger Elisabethkirche.

*) Gemahlin des bekannten Geologen Konsul Dr. Carl Ochsenius in Marburg.

Personalien.

Ernannt: Oberpostinspektor Stroh in Kassel zum Postrat; Landrichter Avenarius in Kassel zum Landgerichtsrat; Gerichtsassessor Zuschlag in Kassel zum Amtsrichter in Jesberg; Gerichtsassessor Giersberg in Biedenkopf zum Amtsrichter in Steinbach-Hallenberg; die Referendare Dr. Goltz und Siemens zu Gerichtsassessoren; die Rechtskandidaten Krücke, Stroinsky, von Bornstedt zu Referendaren.

Verliehen: dem Kommerzienrat Aschrott in Berlin der Rote Adlerorden 3. Kl.; dem Lehrer Weber zu Seligenthal und dem Zeichenlehrer a. D. Lüttebrandt in Kassel der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; den Oberlehrern Bauer und Dr. Krüger am Realgymnasium in Kassel, Dr. Haas am Gymnasium in Fulda, Dietz am Gymnasium in Rinteln, Jänicke und Nau an der Oberrealschule zu Marburg der Charakter als Professor; dem Hofrat Zulauf in Kassel bei seinem Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Geh. Hofrat; dem Gewerbeinspektor Dr. Winkler in Eschwege der Charakter als Gewerberat mit dem persönlichen Range als Rat 4. Klasse.

Versetzt: Wasserbauinspektor Soldan von Hannover nach Fritzlar.

In den **Ruhestand** getreten: dem Landgerichtspräsidenten, Geh. Oberjustizrat Koppen zu Hanau ist die nachgesuchte Entlassung aus dem Justizdienst erteilt worden.

Gewählt: Dr. jur. Mollat, Syndikus der Handelskammer zu Frankfurt a. O., zum Syndikus der Handelskammer und des Berg- und Hüttenmännischen Vereins zu Siegen.

Geboren: ein Sohn: Dr. W. Günther und Frau, geb. Meeser (Kassel, 19. Juni); — eine Tochter: Landmesser Fenner und Frau Käthe, geb. Archinal (Marburg); Kgl. Domänenpächter Georg Ehrbeck und Frau (Haydau-Altmorschen, 16. Juni); Dr. Ernst Fischer und Frau Laura, geb. Schreiner (Berlin-Charlottenburg, 25. Juni); Fabrikant Philipp Siebert und Frau Thea, geb. Schmidt (Kassel, 28. Juni).

Gestorben: Frau Friederike Wachs, geb. Thon, 81 Jahre alt (Kassel 13. Juni); Kaufmann Karl August Dillmann, 62 Jahre alt (Kassel 15. Juni); Maurermeister Wilhelm Beutgen (Kassel, 16. Juni); Regierungs- und Baurat a. D. Ludwig Brökelmann (Kassel, 17. Juni); Frl. Johanna Heidt (Kassel, 20. Juni); Rentier Henri du Fais, 74 Jahre alt (Kassel, 22. Juni); Kurt Heusinger von Waldegg (Sumatra, 22. Juni); Frau Bernhardine Raacke, geb. Hartze, Witwe des Bierbrauereibesitzers, 60 Jahre alt (Grebenstein, 22. Juni); Frau Oberamtmann Marie Ehrbeck, geb. Rüppel, 62 Jahre alt (Wendershausen, 23. Juni); Privatmann Heinrich Peters, 69 Jahre alt (Kassel, 25. Juni); Frau Amalie Rusche, 84 Jahre alt (Marburg, 26. Juni); Bürgermeister Philipp Nöll, 60 Jahre alt (Holzhausen bei Homberg, 27. Juni); Privatmann Gustav Wachs (Kassel, 28. Juni).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 14. XX. Jahrgang. Kassel, 16. Juli 1906.

Akelei.

Heut' wandert' ich über den Blumenmarkt
Am Platz vor der gotischen Kathedrale.
Da sah ich wildwuchernde Akelei
In einer Bäuerin irdener Schale.
Ich konnte gar nicht genug mich erfreu'n
An all der Formen- und Farbenschöne,
Da läuteten plötzlich die Stengel ganz sacht
Ihr Glockenspiel — o du Heimatgetöne!
Ich stand im rauschenden Chattenwald,
Ich sah sie erblühen am schattigen Raine
Die stolze Blume, die Akelei,
Die Blume, die ich liebte wie keine,
Die hochgewachs'ne, die Kronen trägt
Und doch so züchtig neiget die Stengel.
Ich malte, mit ihrer Blüte bekränzt,
Wenn ich es könnte, die himmlischen Engel!
Mir strahlte wieder der Jugend Mai,
Die Jahre mit all ihren Schatten versanken,
Es fielen von meiner Seele herab
Des langen Lebens schwere Gedanken.
Ich wurde glücklich und wurde frei,
Ich fühlte der Heimat Lüfte mich fächeln,
Um meine Lippen flog wie im Traum
Der fernen Kindheit verlorenes Lächeln.
O Wunderblume, o Akelei,
Hast du schon damals im Herzen getragen
Den seligen Gruß, den du heute so treu
Mir wolltest im Kampfe des Lebens sagen?

Regensburg. M. Herbert.

Jungschmiede-Lied.

Herdfeuer glühen, die Esse braust,
Mein Hammer tanzt, mein Hammer saust,
Pinke panke tralei!
Was gibt mein Ambos so schmetternd Klang
Wie Frühlingssturm und Wettersang?
Ich schmiede ein Schwert, ein schlankes.

Ich schmied' ein Schwert so blank und hart
Zu trutziger Wehr und Widerpart,
Pinke panke tralei!
Dabei sing' ich der Fraue mein,
Das mag ein frohes Werkeln sein —
Und schmiede ein güldenes Herze.

Da schmied' ich all mein Hoffen drein,
All meine Liebe füg' ich ein,
Pinke, panke tralei!
Ich füg' mein Glück mit frischer Hand,
Und klingt mein Lied so unverwandt:
Weiß wohl ein güldenes Herze!

Die Esse braust, die Flamme loht,
Drin glüht das Herz so hoffnungsrot
Als wie im Morgenscheine.
Ich aber schaffe Schlag um Schlag,
Daß bald mein Glück mir werden mag:
Das walte Gott in Gnaden!

Kassel. F. A. Kahles.



Die hessische Kavallerie bei Laffelt (2. Juli 1747).

Von Justus Fürer.

(Schluß.)

Von dem darauf erfolgenden Aufmarsch der hessischen Kavallerie ist bereits die Rede gewesen. Ihr plötzliches Erscheinen und die wider Erwarten schnelle „Redressirung" der infolge jener Geschützsalve unter der Infanterie entstandenen „Deroute" mögen zusammengewirkt haben, die feindlichen Eskadrons zur Aufgabe ihres Einbruchs zu bestimmen, worauf dann die aufs neue in Tätigkeit tretende französische Artillerie die hessische Reiterei wieder aus ihrer Position vertrieb.

Wohin sich die zwölf Eskadrons, als sie sich den Weg durch die Intervalle versperrt sahen, wandten, ob zur Verfolgung des bereits auf dem Rückzug begriffenen, zu beiden Seiten von Kistel gestandenen linken Flügels der Verbündeten, oder ob sie, was mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, auf der anderen Seite um Blittingen herumritten, muß dahingestellt bleiben. In letzterem Falle würden die vom Verfasser des „Promemoria" als „der übrige Teil der Cavallerie" bezeichneten hessischen Eskadrons, wenn sie tatsächlich bei den Reitergefechten von Wilré nicht mit engagiert waren, auf ihrem Rückzug zwischen jene zwölf und diejenigen anderen französischen Eskadrons geraten sein, die kurz vorher die Holländer in die Flucht geschlagen hatten und nun verfolgten. Jedenfalls mußten sie sich durch weit überlegene Kavalleriemassen durchschlagen, wobei einzelne ihrer Abteilungen vollständig umringt und abgeschnitten wurden, wie wir aus folgender Stelle der Prinzlichen Relation noch erfahren: „Ew. Majestät Löbl. Leibregiment hat . . . das Unglück gehabt, eine Estandarte von der zweiten Escadron, welche vom Feind gänzlich umringet worden, ... zu verlieren." Aber auch an kleinen Revanchen fehlte es nicht: „Hergegegen sind verschiedene Fahnen und Estandarten dem Feind genommen, deren Anzahl hoffentlich heute bekannt werden wird. Über dieses ist noch nachzurühmen, daß der älteste Lieutenant v. Gräffendorff von dem Regiment dieses Namens, als die Escadron übern Haufen geworfen worden, mit einiger weniger Mannschaft die Pauken gerettet und mit solchen sich durchgehauen."

Von den bei dieser Gelegenheit nicht besonders erwähnten Regimentern Prinz Maximilian und Graf zu Ysenburg ist zu bemerken, daß letzteres seinen Kommandeur, den Generalmajor Graf zu Ysenburg, verlor, der leicht verwundet in Gefangenschaft geriet. Von der Eskadron des Regiments Prinz Maximilian aber müssen wir nach dem Schlußpassus des Führerschen „Promemoria" annehmen, daß dieselbe, nachdem sie in dem feindlichen Artilleriefeuer bei Blittingen am längsten standgehalten, schließlich nach einer andern Richtung als „der übrige Teil der Kavallerie" zu fliehen genötigt war und infolgedessen gar nicht mit der feindlichen Kavallerie in nähere Berührung kam, wofür auch noch der Umstand sprechen dürfte, daß in der nachstehend mitgeteilten, freilich nur einen Teil der Verwundeten enthaltenden Liste das Regiment Prinz Maximilian im Gegensatz zum Leibregiment und zum Regiment v. Gräffendorff keine Hieb- und Stich-, sondern nur Schußverletzungen aufweist.*)

Auch als die Eskadron „wiederum formiret" war und an den ihr gebührenden „place d'honneur", d. h. wohl an den nach der „ordre de bataille" ihr zukommenden Platz geführt wurde, kam sie nur noch auf Karabinerschußweite in den Bereich der verfolgenden feindlichen Kavallerie.

Der Gesamtverlust der vier hessischen Kavallerieregimenter betrug nach der „Liste derer Toden, Blessirten, Gefangenen u. Vermißten vom Löbl. hess. Corps in der unter dem 2ten Julii 1747 vorgefallenen Aktion bei Kistell" sowie nach der „Liste derer toden, blessirten u. gefangenen Officiers des in Sr. Königl. Groß Britannischen Majst. Sold stehenden Löbl. Hess. Corps in der unterm 2ten Julii 1747 vorgefallenen Action bei Kistell. Kavallerie" 153 Mann und 173 Pferde. Davon entfallen auf:

1. Leibregiment: 63 Mann und 61 Pferde. Tot: Leutnant Hoffmann und 6 Mann. Blessiert: Rittmeister v. Schlotheim (leicht), Kornett v. Gilsa

---

*) Das Regiment Prinz Maximilian war offenbar nur mit einer Eskadron vertreten. Denn abgesehen davon, daß nur von einer Eskadron die Rede ist, hätte die noch anwesende zweite Eskadron, wenn jene allein länger Stand hielt als „der übrige Teil der Kavallerie", zugleich mit dieser letzteren den Rückzug antreten, dann aber auch ebenso wie diese mit der feindlichen Kavallerie handgemein werden und also auch Hieb- oder Stichwunden erhalten müssen, was nach der oben erwähnten Liste, in der zudem nur Verwundete von drei Kompagnien, also einer Eskadron, aufgeführt werden, sehr unwahrscheinlich ist.

(gefährlich), Adjutant Schneider (leicht) und 38 Mann. Blessiert und gefangen: Major v. Uslar (gefährlich), Leutnant von Hanstein (gefährlich) und 3 Mann. „Gefangene, so zurückgeschickt“: 3 Mann. Vermißt: 10 Mann.

2. Prinz Maximilian: 16 Mann und 24 Pferde. Tot: Leutnant v. Clément und 3 Mann. Blessiert: Adjutant Faber und 9 Mann. „Gefangene, so zurückgeschickt“: 2 Mann.

3. v. Gräffendorff: 60 Mann und 68 Pferde. Tot: 1 Mann. Blessiert: Rittmeister v. Wolff jun. (leicht), Leutnant Wiskemann (leicht) und 21 Mann. Blessiert und gefangen: Major v. Oheim (gefährlich), Leutnant v. Wechmar (leicht) und 22 Mann. „Gefangene, so zurückgeschickt“: 7 Mann. Vermißt: 12 Mann.

4. Graf zu Ysenburg: 14 Mann und 20 Pferde. Blessiert: 11 Mann. Blessiert und gefangen: Generalmajor Graf zu Ysenburg. „Gefangene, so zurückgeschickt“: General Graf zu Ysenburg und 2 Mann.

Interessant und in einzelnen Fällen die Erbitterung, mit der gekämpft wurde, wie auch die numerische Überlegenheit des Gegners recht deutlich veranschaulichend ist auch die auf Seite 188 und 189 abgedruckte Liste.

Die Namen der in den oben genannten Quellen überhaupt erwähnten hessischen Kavallerieoffiziere sind, nach den einzelnen Regimentern geordnet, folgende:

1. Leibregiment: Major v. Uslar; Rittmeister: v. Dallwig, v. Hanstein, v. Wallenstein, v. Schlotheim; Leutnants: v. Hanstein, Hoffmann; Cornet v. Gilsa; Adjutant Schneider.

2. Prinz Max: Oberst v. Miltitz; Major Schröder; Rittmeister v. Stein; Leutnants: v. Clément, Führer; Adjutant Faber.

3. Gräffendorff: Oberst v. Einsiedel (1745 v. Münchhausen); Major von Oheim; Rittmeister: v. Wolff, v. Treuenfels (1746 auch v. Boyneburgk); Leutnants: Wiskemann, v. Wechmar, v. Gräffendorff.

4. Graf zu Ysenburg: General-Major Graf zu Ysenburg; Rittmeister: v. Wangenheim, Barthels.

Aus dem letzten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges.

Kurz vor Beginn des dreißigjährigen Krieges hatte Johannes Stollenbecker aus Volkmarsen, der in Ostindien zu Vermögen gekommen war, einem Gelübde gemäß eine Stiftung ins Leben gerufen. Er überlieferte der Stadt Hofgeismar 3600 Speziestaler mit der Bestimmung, daß ihm aus den Zinsen eine kleine Leibrente gewährt würde, die übrigen Zinsen sollten zu Benefizien verwandt werden. Von diesem Kapital wurde ein Teil dem hessischen Staat, ein anderer der Stadt Hofgeismar geliehen. Als aber in der Zeit des niedersächsischen Krieges das Land, ohne am Kampf teilzunehmen, ruiniert wurde, blieben die Zinsen dieses Kapitals gleich vielen anderen Jahre lang unbezahlt, und es kam so weit, daß der hochherzige Stifter in Not geriet. In berechtigtem Unmut über so empörende Härte und Rücksichtslosigkeit nahm er die Schenkung zurück und setzte kurz vor seinem Tode seinen Neffen Heinrich Stollenbecker, der als erster mit einem Benefizium des Oheims in Marburg studiert hatte, zum Erben ein. Aber dieser gab der Erbschaft wieder ihre ursprüngliche Bestimmung, indem er im Jahre 1636 zwei akademische und zwei klassische Benefizien errichtete. Während der Stadtrat von Hofgeismar das Kuratorium bildete, sollten der Superintendent von Niederhessen und der Dekan von St. Martin in Kassel die oberste Aufsicht führen. Ganzen Scharen von strebsamen Jünglingen hat seitdem jene Stiftung die Pforte zur Hochschule erschlossen und reiche Früchte hat sie getragen. Superintendent in Kassel war seit 1634 der tüchtige Prediger Theophilus Neuberger, der auch als Schriftsteller eine Rolle gespielt und viel für eine Versöhnung unter den tief gespaltenen Evangelischen getan hat. Charakteristisch für diesen Mann und für die Zeit ist das Schreiben, durch das er sich für seinen Sohn um ein Stollenbeckersches Benefizium bewarb.

„Ehrnfeste, Fürachtbare, sonders günstige liebe Herrn und werthe Freunde. Demnach die Stollenbeckerische beneficia der Studierenden Jugend zum besten verordnet, mihr auch, beneben dem H. Decano Wetzelo, meinem frl. lieben Collegen und Gevattern, die Ober inspectio anvertrawet, dabeneben auch seinem Sohn albereit von dem fundatore selbst ein beneficium Academicum assignirt, und da ich gleichfalls einen Sohn habe, welcher albereit in die anderthalb Jahr ein Studiosus publicus ist, ob ich nun wol dergleichen subsidia zu suchen nit vermeinet, weil jedoch die Zeit schwer, der sold weit rückstendig und also die mittel zu studiis sehr abrinnig, alß hab ich die Herrn alß Collatores und Patrones gemelter beneficiorum hiermit freundlich ersuchen wollen, meinem Sohn Ernesto Neubergero, noch zur Zeit Philosophiae Studioso, das vacirende beneficium Academicum zu conferiren. Praestanda will ich praestiren und beneben meinem Sohn es uf alle begebende gelegenheit lieber und mehr mit der that und wercken alß mit worten dankbarlich erkennen v. verschulden. Thue sie hiermit Göttlichem schutz treu emphelen und bleibe der Herrn Frdwill. Th. Neuberger. Cassel d. 10. Dec. 1642.“

F. Pfaff.

Liste derjenigen Leute von denen vier hessischen löbl. Cavallerie Regimentern, welche in der den

Regimenter	Compagnien	Nro.	Vor- und Zunamen	Wo zu Haus
Leib-Regiment	Obrist Lieutenants	1	Hans Curth Forst	Schwartzenhassel A. Rotenburg
		2	Andreas Heynemann	Volmershausen A. Cassel
		3	Jonas Heck	Allna Ats. Marburg
	Majors	4	Corporl. Nicolaus Homberth	Sondheim Ats. Homberg
		5	Corporl. Johannes Ahrend	Haddamar Ats. Gudensberg
		6	Corporl. Peter Wiegand	Sinn Amts Bacha
		7	Michael Neuenhagen	Nieder Kauffungen Ats. Cassel
	Rittmstr. v. Dalwigs	8	Quartiermeister Christian Brandenstein	Ober Ellenbach Ats. Rotenburg
		9	Johannes Gischell	Gehau Amts Spangenberg
		10	Johannes Schönemann	Völkershausen Ats. Vacha
		11	Adam Schwalm	Gershausen A. Nieder-Aula
		12	Johannes Weitzell	Spangenberg
		13	Johannes Mohr	Soltz Ats. Rotenburg
		14	Johannes Helwig	Uttershausen A. Homberg
	Rittmstr. v. Hansteins	15	George Gerbrecht	Holtzdorff A. Rauschenberg
		16	George Beuthler	Wertheim in Schwaben
	Rittmstr. v. Wallensteins	17	Bernhard Winther	Rotenburg
		18	Conrad Adamm	Hubenthal Amts Sontra
J. H. F. Dlt. Printz Maximilian	Obrist von Meltitz	1	Hermann Henrich Egerding	Degtberg Ats. Schaumburg
		2	Conrad Obermann	Nieder Meißer
	Major Schröders	3	Conrad Degtmeyer	Beckendorff im Schaumburgischen
	Rittmstr. v. Steins	4	Johann Henrich Rüschmüller	Barckfen Ats. Schaumburg
Gener. Lieut. v. Graeffendorff	Leib-Compagnie	1	Trompeter Siemon Erbe	Lauch im Sax. Gothaischen
		2	Corporal Böniger	Eilckerode aufm Eisfeld
		3	George Vogeler	Taterode in Hessen
		4	George Wolfferum	Süß Amts Nentershausen
		5	Caspar Koch	Nentershausen
		6	Stephan Kauffmann	Bischhausen Ger. Boyneburg
		7	Johann Claus Bauhan	Germerode Ger. Bilstein
		8	Conrad Asmann	Hohen Eichen Ger. Boyneburg
	Obrist v. Einsiedels	9	Siegmund Wolfferum	Süß Amts Nentershausen
		10	Johannes Clauß	Stockhausen in der Rittersch.
		11	Johann George Gundelach	Eltmanshausen Ger. Bielstein
	Major von Oheims	12	Philipp Jäckell	Haus Ludwigstein
		13	Johannes Roß	Roßbach Ats. Ludwigstein
	Rittmstr. v. Wolffs	14	Quartierm. Zacharias Fincke	Ferstein in Hessen
	Rittmstr. v. Treuenfels	15	Johann Henrich Hubert	Nentershausen
Gen. Maj. Gr. Ysenburgs	Rittmstr. v. Wangenheim	1	Johann Henrich Gundlach	Hölße Amts Cassel.
	Rittmstr. Barthels	2	Corporal Adam Dippell	Bergen Ats. Homberg.

2. Julii 1747 vorgefallenen action blessiret und gefangen worden, auch wiederum dienen können.

Wie sie blessiret und ob sie diese Campagne wieder dienen können

Ist in Brüssel, soll einen Hieb über das rechte Auge haben; ob derselbe während der Campagne wieder dienen kann, ist dem Regiment nicht bekannt.

} Sind nicht blessirt, sondern gefangen gewesen und nach Hessen beurlaubt.

In Brüssel gefangen gewesen, soll einen Hieb über die Stirn durch die erste Tafel haben; ob selbiger diese Campagne wieder dienen kann, ist nicht bekand.

Durch die linke Schulter geschossen und zu Aacken im Baad; ob selbiger diese Campagne zu dienen vermögend, ist unbekand.

Die Röhre im rechten Arm einen Sprung, ist noch steif und zu Aacken im Baad; ob selbiger wieder in dieser Campagne dienen kann, ist ebenmäßig unbekand.

Das linke Auge ausgeschossen, kann diese Campagne wieder dienen. (?!)

In Brüssel, soll einen Hieb über beide Hände haben, und ist nicht bekant, ob selbiger wieder dienen kan.

In Brüssel, soll durch den Leib geschossen sein, ist ebenmäßig unbekant, ob er wieder dienen kann.

In Brüssel, soll 2 Hiebe übern Kopf haben, ist nicht bekand, ob er wieder dienen kann.

Durchs rechte Bein geschossen und zu Mastricht im Lazareth, kan diese Campagne nicht dienen.

Durch den Leib geschossen, kan dieses Jahr nicht dienen, ist zu Aacken im Baad.

Nicht blessirt, sondern gefangen gewesen und nach Hessen beurlaubt.

Über den Kopf blessirt und gefangen gewesen, kann wieder dienen.

Blessirt am Kopf und Hände, kan diese Campagne wieder dienen.

Gefangen gewesen und nach Hessen beurlaubt.

Gefangen gewesen und nach Hessen beurlaubt.

In Brüssel, soll einen Hieb über die linke Hand haben, wovon der Daumen lahm, hat das hitzige Fieber; ob derselbe wieder zu dienen capable, davon ist nichts bekand.

Mit einer Canonkugel an den rechten Fuß blessirt, kan dieses Jahr und auch wohl fernerhin keine Dienste thun.

Mit einer Canonkugel in die rechte Seite blessirt, kan dieses Jahr nicht dienen.

Mit einer kleinen Kugel in die rechte Schulder geschossen, weilen die Kugel noch darinnen, ist solcher dieses Jahr und auch wohl fernerhin zu Kriegesdiensten nicht capable.

Mit einer kleinen Kugel durch die rechte Hand geschossen, dieses Jahr und wohl fernerhin zu dienen nicht capable.

In die Lenden gestochen, kann dieses Jahr nicht dienen.

Durch den Leib geschossen und noch sehr schwach, kan diese Campagne nicht dienen.

In den Kopf blessirt, kann dieses Jahr nicht dienen.

In den Rück geschossen, die Kugel ist herausgeschnitten, kan dieses Jahr nicht dienen.

In den Kopf hart blessirt, kan dieses Jahr nicht dienen.

Durch den Ober-Leib geschossen und 3 Hiebe übern Kopf, ist noch in Brüssel, kan dieses Jahr nicht dienen.

5 Hiebe übern Kopf, 1 über die linke Hand, zwey über den Arm, ist noch im Französischen Lazareth, ob er aber wieder dienen kan, ist nicht bekant.

Zehn Hiebe übern Kopf, ein im linken und ein im rechten Arm, ein Stich durchs Bein, ist noch zu Loewen, ob er wieder dienen kann, ist nicht bekant.

Durch das linke Bein geschossen, kan diese Campagne nicht dienen.

Die Wade mit der Canonkugel abgeschossen, kan diese Campagne nicht dienen.

Drei Hiebe übern Kopf, das erste Gelenk vom rechten Daum ab, ist in Brüssel, ob er diese Campagne dienen kan, ist nicht bewust.

Ein Hieb über die Naase und linke Auge, ist in Brüssel, kan vermuthlich wieder dienen.

Am untersten des Ossis humeri hinein und zwischen dem Oberntheil des Ossis Ulnei ex radio herausgeschossen, ist in Brüssel und schlecht, kan diese Campagne nicht dienen.

Sechs Hiebe in dem Kopf, kan diese Campagne nicht dienen.

Durch den Leib geschossen und ein Hieb in Kopf, kan diese Campagne nicht dienen.

} Sind beide gefangen gewesen und können wieder dienen.

Woher kommt der Straßenname „Eichsfeld“ in der Stadt Fulda?

Von A. Pabst=Fulda.

Über den Straßennamen „Eichsfeld“ schreibt Dr. Justus Schneider in seinem Führer durch die Stadt Fulda und ihre nächste Umgebung, Fulda 1899, S. 26, die kleinen Häuser dieser Straße seien „von den Arbeitern bei dem Dombau zu Anfang des vorigen Jahrhundert, welche größtenteils dem thüringischen Eichsfeld entstammten, erbaut“ worden. Den Verfasser scheint zu dieser Deutung des Namens die dürftige Bauart der Häuser*) veranlaßt zu haben. Doch läßt sich dem entgegenhalten, daß sich auch in anderen Straßen und Gassen der Stadt, namentlich der Tränke, dem Angel, der Kronhofstraße, der Schleifersgasse nicht minder unansehnliche Wohnhäuschen befinden. Aber ganz abgesehen davon ist die Erklärung, daß sich der Name von der Niederlassung von Arbeitern aus dem Eichsfelde herleite, deshalb nicht haltbar, weil urkundlich feststeht, daß der Name schon vor dem Baue der letzten Domkirche (1704—1712) gebräuchlich gewesen ist. So wird er z. B. in der Chronik von Gangolf Hartung (geb. 1597, gest. am 4. August 1667) zweimal erwähnt.

„Anno 1626 in der Fasten den 12. März sind 2000 Soldaten zu Fuß . . . im Stift Fulda ankommen . . . und den 13. März wieder aufgebrochen und über die lange Brücke und das Einsfelt hinaufgezogen nach Steinau hinter dem Petersberg . . .“

Und:

„Anno 1632, den 6. Juli, sind 7 Fahnen hessisches Fußvolk bei Horas lang auf der Wiesen gelegen, da hat man ihm aus der Stadt Fleisch, Brot, Wein und Bier geschickt, auf den Abend sind sie auf (den) Frauenberg ins Kloster, hinter die Mauern gezogen und sind da die Nacht liegen geblieben, und ist ein Soldat auf dem Frauenberg, den Abend in den großen Ziehbrunnen gefallen, haben ihn die anderen Soldaten und etliche Männer auf dem Eißfelt tot wiederum herausgelangt, und haben ihn die Soldaten den Morgen unter dem Frauwenberg auf dem neuen Kirchhof begraben, ist der Soldat von Schlitz gewesen.“

Die etymologische Erklärung des Straßennamens ist nun folgende: Eichsfeld ist aus Eiche (ahd. eih, aih, mhd. eich) und feld (urbar gemachte Fläche) entstanden und ist demnach das „durch Rodung von Eichen gewonnene Ackerfeld“. Die Aussprache des Wortes im Volksmunde „Eisfeld“, wie es auch Hartung in der zuletzt angegebenen Stelle nennt, ist die ursprüngliche Form desselben, wie eine solche gar oft im Volksdialekte bewahrt wird. Auch Dr. Joseph Schneider erklärt es in seiner „Buchonia“, 1. Bd., 2. Heft, S. 19 als „Eichfeld“. Übrigens ist der „Lichtweg“, eine an das Eichsfeld angrenzende Straße, ursprünglich wohl der „gelichtete Weg“ durch den Eichenwald gewesen, der zum Frauenberg hinaufführte.

Beim Erscheinen des hl. Sturmius in der waldigen Wildnis Buchoniens war die Eiche in Fuldas nächster Umgebung sicherlich der vorherrschende Baum. Die Gegend, in der sich später das Kloster Fulda erhob, hieß damals „Aihloh“ (Eihloh) oder „Aihloha“. Vermutlich hat nun diese Aihloh das Eichsfeld mit umfaßt. Meist wird allerdings das alte Aihloh als die „Niederung zwischen Kalvarien= und Aschenberg“ angenommen, doch scheint es meines Erachtens das Gelände von Fulda bis nach Horas und dem Aschenberge zum größten Teile eingeschlossen zu haben. Der Name „Aihloh“ nun heißt, was mich besonders zu meiner Ansicht bestimmt, keineswegs wie z. B. Gößmann in seinen „Beiträgen zur Geschichte des vormaligen Fürstentums Fulda“, Fulda 1457, S. 17 bemerkt, soviel wie „Eulenloch“, ebensowenig auch, wie es z. B. Müller im Anhange seines Büchleins „Von der Rhön und ihrer Geschichte, Gersfeld 1889“ erklärt, die „ausgebrannte und für die Kultur fähig gemachte Eichwaldfläche“, sondern zweifellos der „Eichenwald“, eigentlich „junger Nachwuchs von Eichen“ oder „niedriges Eichengehölz“. So deuten den Namen jetzt fast alle neueren Schriftsteller. (Der zweite Bestandteil des Wortes ist „Loh“, ahd. lôh [niedriges Holz, Gebüsch], mhd. lôch, vgl. lat. lucus. Näheres siehe über „Loh“ das Namen=Lexikon in Prof. Albert Heintzes: „Die deutschen Familiennamen.“)

In mehreren älteren und auch einzelnen neueren Werken, (z. B. in Dr. Joseph Schneiders „Buchonia“, I. Bd., 2. Heft, Fulda 1826, Seite 17, J. Chr. A. Seiters „Bonifatius, der Apostel der Deutschen“, Mainz 1845, S. 463, Georg Pfahlers „St. Bonifatius und seine Zeit“, Regensburg 1880) findet sich die Bemerkung, daß der nördlich an den Frauenberg sich anschließende Kalvarienberg noch bei den jetzigen Bewohnern der Umgegend den Namen „Eichhölzchen“, Eichholz“ oder „Eichloh“ geführt habe. Dies ist aber nicht erweislich. Schon Karl Schwartz, Direktor des früheren kurfürstlichen Gym=

---

*) Auch an der Stelle der drei größeren Wohnhäuser Nr. 8, 10 und 12 standen bis zum Brande am 4. Oktober 1874 fünf kleine Häuschen.

nasiums zu Fulda, verneint es im Programme zur Feier tausendjähriger Erinnerung an Hrabanus Maurus, den Begründer des deutschen Schulwesens, Fulda 1856, in den „Bemerkungen zu Eigils Nachrichten über die Gründung und Urgeschichte des Klosters Fulda“ (S. 25) mit folgenden Worten: „Über diesen Punkt habe ich bei sehr vielen, namentlich älteren Personen, welche für die Vorzeit ihrer Vaterstadt Interesse haben und mit der Geschichte derselben näher bekannt sind, Erkundigungen eingezogen, aber alle versicherten mir einstimmig, daß sie von einem solchen Namen für den Kalvarienberg, der an den alten Namen Eihloh erinnern könnte, niemals etwas vernommen hätten. Überdies hat Herr Inspektor Gutberlet hierselbst, der in geologisch-geognostischer Hinsicht die Umgegend von Fulda aufs genaueste erforscht hat, sich gegen mich dahin ausgesprochen, daß auf dem Kalvarienberge, sowie auch auf dem Frauenberg, die aus Basalt bestehen und von Kalkstein umgeben sind, eben dieser Beschaffenheit des Bodens wegen höchst wahrscheinlich niemals Eichen gestanden haben.“

Daß der Wald in der Nähe der späteren Stadt Fulda in frühester Zeit große Eichenbestände aufzuweisen hatte, bezeugen schließlich auch noch die bei den Ausgrabungen im Herbst 1898 im Fuldatale in erheblicher Menge gefundenen Eichenpfähle, die die Pfahlbauer sicher nicht weither geholt haben.

Sonnwendspuk.

Von Emmy Luise Grotefend.

Professor Brendelmann hatte in seinem ganzen Leben nicht daran geglaubt, sonst würden diese Blätter nicht beschrieben. — Es war eine wundervolle Nacht, die vom 21. auf den 22. Juni! Vielleicht nicht ganz so warm, daß man es nicht fertig bekommen hätte, sich einen Schnupfen zu holen, und feucht, denn ein Gewitter war vorangegangen. Durch den Dunst konnte man wie einen gebogenen Spalt eben die Mondsichel erkennen.

Und es war eine Nacht, in der man nicht schlief. Auch der philiströseste Philister schlief nicht, und ein solcher war Professor Dr. Heinrich Brendelmann zweifellos.

„Wie die Tollen geberden sie sich; als sei dies keine Nacht wie and're Nächte“ — murrte er vor sich hin, sog an der langen Pfeife und zog dann die Gardinen vor, um den Mondschein nicht einzulassen.

Das, was draußen vor sich ging, konnte er trotzdem nicht aussperren; das bahnte sich den Weg durch alle Ritzen und Fugen, mochte er auch bedächtig aus den Kleidern heraus- und endlich ins Bett hineinsteigen. Das hatte seit vier Uhr nachmittags schon herübergeklungen von den jenseitigen Höhen, wo Faßpartien die Studenten aller Farben und Verbindungen vorbereiteten auf das Sonnwendfest. Nun flammte das Feuer der Bismarcksäule auf, groß, stetig, und sandte schwarzen Rauch lodernd gegen den nachtblauen, dunstigen Himmel. Dann löste sich ein langer, zitternder Zug, und stundenlang wand sich's wie eine glühende, flimmernde Schlange vom Berg hernieder. Tausend Fackeln gewiß. Wie Irrlichter tanzten nebenher die Jungen, die die fortgeworfenen Stümpfe, die noch nicht verloschen waren, in der Luft schwangen, und je näher die Schlange sich der Stadt entgegenringelte, um so deutlicher erscholl die Musik, die in Absätzen den Zug begleitete. Lärm, Musik, jubelnde Kinder, und alle die feierlich getragenen Fackeln hießen den Sommer willkommen, die Erfüllung aller Lenzversprechungen, und aus den Gärten der gartenreichen Stadt stieg berauschender Rosenduft und trug sein Teil zu der Feier in die Lüfte.

„Unsinn“, brummte Brendelmann, „und grober Unfug dazu. Da machen sie sich heiser und nachher betrinken sie sich, daß sie tagelang keinen klaren Kopf haben, und unsereins kann vor leeren Bänken lesen.“

Dann fiel ihm allerdings ein, daß derselbe grobe Unfug schon in seiner eigenen Studentenzeit im Schwange gewesen sei; daß er selbst die Fackel getragen habe, eine schwelende, übelriechende Teerfackel — ihm war's, als röche er sie noch —, der zu Ehren man die guten Röcke linksherum anzog und nur einen alten Hut aufsetzte, um nicht gutes Zeug zu verderben. Und es fielen ihm auch allerlei wunderliche Geschichten ein, die schon vorher in der Kneipe von der Sonnwendnacht erzählt wurden, Spukgeschichten, ähnlich wie sie sich an die Walpurgisnacht knüpften

„Unsinn,“ brummte Brendelmann zum drittenmal. Dann zündete er die Kerze an, stand noch einmal aus dem Bette auf, zog den Schlafrock über das Nachthemd und schlüpfte in die Filzpantoffeln.

„Alraune, Alraune“, — durch Ideenassoziation war er auf das Wort gekommen und zog nun den ersten Band seines Konversationslexikons vom Bücherbrett und da stand: Alraun = Gold-, Galgen-, Wichtel-, Wurzel-, Erdmännchen, nach dem deutschen Aberglauben kleine, aus der rübenartigen, in zwei Enden ausgehenden Alraunwurzel — — — er klappte das Buch zu und schob es wieder an seinen Platz.

„Aberglauben der Deutschen; Aberglauben der Dummen! Aber so sind sie, Spuk überall; und ob sie dran glauben oder nicht: gejohlt und gefeiert muß werden."

Und nun war es ganz nahe. Just unter seinen Fenstern zog es her, das tausendfache junge Leben, das der Sommersonnenwende die lodernden Flammen entgegenhielt. Vom fernen Bismarckturm stieg nur noch karger Rauch aus verlöschender Flamme; aber die Begeisterung, die sich dort entzündet hatte, wurde weitergetragen. Und wie ein freudiges Auf-Sonnen-höhe-Stehen zog's durch die Herzen aller, die gesund den Sommer als Lichtzeit empfanden.

Professor Brendelmann schaute aus seinem Fenster und fand die Haltung mancher Studenten erbärmlich schlapp, und fand auch, daß die Musikkorps in viel zu kleinen Absätzen aufeinander folgten. So viel Musik wäre überhaupt nicht nötig gewesen, es schrillte ja ein Marsch in den anderen. Als endlich alles vorübergezogen war, schob Brendelmann in sein Bett zurück und versuchte einzuschlafen. — Draußen fand das jubelnde Begrüßen der Sonnenwende deshalb aber noch kein Ende. Die ganze Luft war erfüllt davon. Wie ein feierliches Opfer warf man endlich auf dem alten Kämpfrasen die Fackeln zusammen, daß sie noch einmal in einem großen Stoß aufflammten und den Nachthimmel röteten, während im Schatten Kopf an Kopf die jungfrohen Burschen standen. Alle sahen sie ihres Lebens Sommersonnenhöhe vor sich, und aus tausend Kehlen scholl das Gaudeamus igitur, allen Philistern und Philistergenossen zum Trotz.

— — Es war eine schlechte Nacht gewesen für Herrn Professor Dr. Heinrich Brendelmann, und gestörte Nachtruhe verstimmte ihn mehr als irgend etwas anderes. Statt um sechs, wie ihm vom Arzt vorgeschrieben war, erhob er sich bereits um fünf Uhr wieder und machte nach J. P. Müllers System seine gymnastischen Übungen. Darauf folgte ein kühles Bad, und endlich noch vor dem Frühstück der Spaziergang. Alles sollte dazu beitragen, den drohenden übermäßigen Fettansatz zu verhindern.

Der erste Sommertag dankte für den jubelnden Empfang, der ihm bereitet war, mit dem herrlichsten Wetter. In der Frühe lag dicker Tau wie Silbersammet über die Wiesen und Felder gebreitet; als habe er Wonnetränen geweint, so hing's an allen Büschen und Zweigen, und im Stadtwald drang die Sonne schräg durchs Buchengrün und spielte in goldhellen Flecken auf dem dürr und weich gewordenen Herbstlaub, das den Boden deckte, oder warf wunderliche Lichter in die Gewitterregenpfützen, deren lästigste dadurch verklärt und verschönt wurde. Und die Vögel lockten. Wahrhaftig, das klang nicht, als brächte der Tagesanbruch ihnen Sorge um Körner und Mücken und um das Fliegenlehren der Jungen, das klang wie ein neckisches Sich-gegenseitig-Erinnern an den Frühling und seine ersten Wonnen. Die Käfer krochen langsam und fröstelnd unter dem feuchten Laub hervor und versuchten und putzten die winzigen Flügel. Aber der Himmel, der durchs Gezweig schaute, war blau, tiefblau und fleckenlos.

Versteckt stand unter Bäumen und hinter Büschen eine Bank am Rand einer Waldwiese, an der murmelnd und lässig ein schmales, seichtes Wasser zu Tal rann. Bachstelzen knixten dort, und Specht und Häher, Kuckuck und Waldtaube wußten, wie rein und klar das Wässerlein aus den Bergen kam, und scheue Rehe pflegten hier zu trinken.

Trotz der Fürsorge des Verschönerungsvereins, der versteckt die Bank hingepflanzt hatte, war hier noch Wald, jungfräulicher Wald, in dem es herb nach Farren duftete. Dazwischen standen große Sternblumen und läuteten die lila Glocken.

Bis zu der Waldwiese pflegte Brendelmann an jedem Morgen seinen Gesundheitsspaziergang auszudehnen und dann umzukehren. Nach dieser unbefriedigenden Nacht fühlte er sich aber plötzlich ermattet und setzte sich, ganz gegen seine Gewohnheit, nachdem er den Tau mit dem Taschentuch abgewischt hatte. Durch eine Lücke im Unterholz konnte er die Waldwiese überblicken. Da raschelte es gegenüber. Ein Reh — nein, ein Mädchen, ein schlankes, rundliches Ding trat aus dem Gehölz, im kurzen, grünen Bauernrock, im derben Hemd und tiefgehenden Mieder. Die Haare waren straff in die Höhe gekämmt und bildeten eine schmucke, dunkle Krone über der Stirn. Stolz saß der Kopf auf dem glatten, bräunlichen Nacken, und dunkle Augen blitzten, während sie sich lauschend nach allen Seiten umschaute.

Kein Lüftchen regte sich, und über jener Hälfte der Lichtung flimmerte die Sonne ungebrochen und wob Diamantennetze über das feuchte Grün. Goldgelbe Dotterblumen standen am Bach, der leise gurgelte, ein vielfarbiger Schmetterling wiegte sich, über Bäumen und Sträuchern hing das Schweigen des Waldes.

Brendelmann hielt den Atem an. Er war nahe genug, um den Kuhstallgeruch zu empfinden, der aus dem grünen Röckchen sich bemerkbar machte.

Das Mädchen mußte sich wohl überzeugt haben, ganz allein zu sein. Sie trat mit dem rechten Fuß aus, der niedrige Schuh flog in die Luft und vor ihr zur Erde, dann mit dem linken ebenso. Nun kniete sie hin und zog die derben Wollstrümpfe herunter, daß zwei weiße, hübsche Beine und Füße zum Vorschein kamen. Die schoben sich hin und her durchs taunasse Gras, vorsichtig die Blumen dabei schonend. Dann trippelten sie bis an den

Rand des Baches; nun wurde das Röckchen mit beiden Händen gehoben, und in den Bach hinein ging es, heraus und herein in das klare Wasser, welches allemal beifällig gluckste. Und dann — ein schneller Entschluß — flogen Rock und Mieder und Hemde zu Strümpfen und Schuhen ins Gras. Und mit den Händen schöpfend ließ das Mädchen das Wasser über den jungfrischen Leib rinnen und hielt ihn dann, die Arme hochstreckend, dem Sonnenlicht entgegen. Ein paar Sekunden lang hob sich das Mädchenbild in seiner reinen Lieblichkeit gegen das Himmelsblau — weiß und fein; nur der Nacken zeigte die kräftige Linie, von wo an er täglich der bräunenden Sonne ausgesetzt wurde.

Da — ein leises Knacken im Unterholz — ein scheues Umblicken und Aufraffen des Kleiderhäufleins — — und schneller, als sich's erzählen läßt, war das Bild verschwunden, und ein Reh äugte durch die Zweige in das noch leise Ringe ziehende Wässerlein.

Brendelmann saß wie angewachsen; er hatte das Kinn auf die dicke Schirmkrücke gestützt, die Augen waren ihm fast aus den Höhlen getreten. So stierte er auch das Reh noch an.

Plötzlich stöhnte er auf.

Durch das scheue Tier ging zitterndes Erschrecken, und auch das Reh verschwand im Walde.

Da stand Brendelmann auf, wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn, klopfte an sich herunter, sah auf die Uhr und schüttelte mit dem Kopfe, und kopfschüttelnd trat er den Heimweg an.

Er selbst hat nicht vom Sonnwendspuk gesprochen, der ihn geäfft hatte — das ist auf ganz merkwürdige Weise hintenherum herausgekommen. Ob aber der Sonnwendspuk den Philister bekehrte, läßt sich noch nicht sagen, dazu ist die Zeit noch zu kurz.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. In der am 28. Juni stattgefundenen Sitzung des Marburger Hessischen Geschichtsvereines gab der Vorsitzende Herr Geh. Archivrat Dr. Koennecke Bericht über die Bemühungen des Vorstandes, das Recht Marburgs an der Altertumssammlung festzustellen und ihr eine neue geeignetere Unterkunftsstelle, als sie die beschränkten Räumlichkeiten im Schloß bieten, zu verschaffen. Danach erfolgten die Vorstandswahlen. Herr Geh. Archivrat Dr. Koennecke, Herr Landgerichtsrat a. D. Gleim und Herr Professor v. Drach hatten aus verschiedenen Gründen im voraus eine Wiederwahl dankend abgelehnt. Die Wahlen ergaben nun folgenden neuen Vorstand: Vorsitzender: Herr Generalleutnant z. D. Beß, stellvertretender Vorsitzender: Herr Professor Dr. K. Wenck, Konservator: Herr Professor Dr. J. Bauer und als viertes Vorstandsmitglied: Herr Landgerichtsrat Heer. Zu Mitgliedern des Ausschusses für die Redaktion der Zeitschrift wurden wiedergewählt die Herren Professoren Dr. Edward Schröder-Göttingen und Dr. K. Wenck. Am Schlusse des Wahlaktes dankte letzterer dem bisherigen Vorsitzenden für die dem Verein seit 28 Jahren geleisteten Dienste und Herr Vizebürgermeister a. D. Siebert den Herren Gleim und v. Drach. Nachdem Herr Geh. Archivrat Dr. Koennecke noch einmal im Namen der ausscheidenden Vorstandsmitglieder für das ihnen bewiesene Vertrauen gedankt und versichert hatte, daß er nur schweren Herzens sein Amt niederlege, wurde die Sitzung geschlossen.
H. F.

Der Ende Juni nach der Altenburg geplante Ausflug des Geschichtsvereins zu Kassel mußte leider wegen des ungünstigen Wetters aufgegeben werden, wird aber hoffentlich bei dem allseitigen Interesse, das die dortigen Ausgrabungen infolge des Böhlauschen Vortrages bei den Mitgliedern erweckt haben, noch nachgeholt werden. Auch der am 6. Juli unternommene Ausflug des Vereins nach Warburg litt unter der Ungunst des Himmels, so daß sich verhältnismäßig wenig Mitglieder an ihm beteiligten. Im „Hotel Desenberg" hielt nach Begrüßung der Anwesenden durch den Vorsitzenden, General Eisentraut, Superintendent Wissemann einen bis in die älteste Zeit zurückgreifenden Vortrag über die Geschichte der Stadt Warburg, dem unter Führung des Redners ein Rundgang durch die Stadt zur Besichtigung der bemerkenswertesten Altertümer folgte. Ein gemeinsames Abendessen, in dessen Verlauf dem Vortragenden nochmals der Dank des Vereins zum Ausdruck gebracht wurde, beschloß diesen für alle Teilnehmer recht lohnenden Ausflug.

Ausstellung von Marburger Altertümern. Der am 11. November 1906 in Marburg begründete Altertums-Verein, dessen Sammlung bereits 2000 Gegenstände umfaßt, eröffnete am 12. Juli eine reichhaltige Ausstellung eines Teiles seiner Bestände. Sie umfaßt in sieben Abteilungen Kunstschmiedearbeiten, Trachtenstücke, eine hessische Bauernstube, je ein Bürgerzimmer des 18. und 19. Jahrhunderts, Bilder, Fahnen, Uniformstücke, Zinngeräte und Töpferwaren.

Todesfälle. Am 29. Juni d. J. verschied in Kassel der Königliche Major a. D. Hermann von

Roques im Alter von 75 Jahren. Nach dem Feldzug 1870/71 hatte der Verstorbene seinen Abschied aus der Armee genommen, um sich in Erlangen akademischen Studien zu widmen. 1880 trat er zur katholischen Kirche über. Unsere Zeitschrift brachte im Jahrgang 1892 einen Aufsatz von Roques' über „Die Bekehrung Hessens zum Christentum"; bekannt ist er als Herausgeber des „Urkundenbuches des Klosters Kaufungen" (Bd. I. 1900, vgl. „Hessenland" 1900, S. 238 und 309), das er im Auftrage des Historischen Vereins der Diözese Fulda bearbeitete. — Am 3. Juli verstarb zu Kassel der Ober-Regierungsrat a. D. Georg Julius Schönian. Er wurde 1828 zu Wischhafen im Kreise Freiburg a. d. Elbe geboren, wurde nach Vollendung seiner Studien 1851 Amtsauditeur des Amts Wittlage, 1854 Amtsassessor in Clausthal am Harz und 1868 preußischer Regierungsrat und Mitglied des Regierungs-Kollegiums in Merseburg. 1882 wurde er als Ober-Regierungsrat zum Dirigenten der Finanzabteilung der Regierung in Kassel berufen. Nach 20jähriger Tätigkeit in diesem Amt trat er im Alter von 72 Jahren am 1. Januar 1902 in den Ruhestand. Schönian war 17 Jahre hindurch Vorsitzender des Kasseler Zweigvereins des Preußischen Beamtenvereins sowie langjähriger Vorsitzender der Männergenossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege.

Hessische Bücherschau.

Doktor Sörresen. Roman von M. Herbert. 199 S. Köln (J. P. Bachem).

Wenn ich einleitend „Doktor Sörresen" als einen katholischen Roman bezeichne, so tue ich das nur, um mir eine eingehendere Milieuschilderung zu ersparen. Eine verfehlte Ehe mit ihrer ganzen grauen Misere und ihren notwendigen Konsequenzen spielt sich vor uns ab. Als ein Arzt, der völlig in seinem Beruf aufgeht, kann Dr. Sörresen zu einem harmonischen Genuß seines Lebens nicht gelangen, das ihm unausgesetzt durch die Finger gesickert ist; aber trotzdem es schon manchen Kübel kalten Wassers über ihn ausgegossen hat, hat es doch den großen Durst in seinem Innern nach Lebensbejahung nie ganz auslöschen können. An der Seite eines brutal-egoistischen „Rasseweibes", dem nie ein Verständnis für sein starkes Innenleben aufging, verliert er allmählich alle Spannkraft und findet nur noch in seinem Pflichtbewußtsein den Anstoß zur Erfüllung seines schweren Tagewerkes. Beiden Gatten, die sich am Rande einer unausfüllbaren Kluft von Gegensätzen verständnislos gegenüberstehen, tritt die Möglichkeit nahe, sich außerhalb der Ehe auszuleben. Sörresen freilich, ein grundehrlicher Charakter, kommt gar nicht zum Bewußtsein einer solchen Möglichkeit, während die Gespielin seiner Jugend, die Malerin Margareta Isling, die gemeinsam bewohnte Stadt verläßt, um der Liebe zu diesem Manne nicht zu unterliegen. Frau Uta indessen, Sörresens Gattin, verliert sich in ihrer derbsinnlichen Natur an einen wahlverwandten Oberstleutnant. Es kommt zu einem heiklen Zusammentreffen, der Doktor ohrfeigt den Offizier, dieser zieht den Säbel und trifft versehentlich Frau Uta, die tot niederfällt. Es bedarf jahrelanger Pflege, um den Doktor dem unheimlich im Hintergrund lauernden Wahnsinn zu entreißen. Dann darf er in einer Ehe mit Margareta noch einmal durchkosten, was ihm das Leben bisher versagte.

Mit feiner Kunst der seelischen Analyse ist dieser Doktor geschildert; er würde in noch höherem Maße unsere Sympathie finden, wenn ihm nicht diese doch recht unmännliche Weichheit eignete. Es ist auch nicht recht verständlich, warum er trotz aller Berufsarbeit für sein durch die kaltherzige Erziehung der Mutter verkümmertes Kind so wenig übrig hat. Die junonisch gebaute Doktorsgattin würde auch ohne die unglaublichen Banalitäten, die sie zuweilen redet, als typische weibliche Vertreterin der „Herrenmoral" plastisch genug in die Erscheinung treten. Eine prächtige Figur ist Margareta Isling, über deren Verhältnis — nicht im landläufigen Sinn! — zu Sörresen ein ganzer Zauber von Poesie ausgebreitet liegt. Trotzdem hat man das Gefühl, als ob in die Charakteristik der Personen mehr Nuancen hätten hineingebracht werden können, schwarz und weiß, „gut und böse" stehen einander zu schroff gegenüber. Auch das moralische Zöpfchen fehlt nicht, so z. B. in der Schilderung einer Sterbeszene, die mit der Handlung — auch der inneren — nur in lockerem Zusammenhang steht.

Der stilistisch hervorragende Roman atmet eine hohe, vornehme Lebensauffassung; neben reizvollen landschaftlichen und architektonischen Stimmungsbildern finden wir eine Reihe wunderbarer Gleichnisse. Umsomehr müssen uns inmitten dieser edlen Sprache einige Verlegenheitsphrasen („Keine Feder vermag zu schildern" usw.) unangenehm berühren. Der Roman als Ganzes ist ein neuer Beweis des starken Talentes dieser Dichterin. Heidelbach.

Holmquist, Mary. Most. Gedichte. Kassel (Verlag von E. Vietor, Hofbuchhandlung) 1906.

Man muß bei diesen Gedichten manches überhören, was bei ihnen auf eine Wertung nach andern als rein menschlichen Gesichtspunkten Anspruch zu machen versucht. Dieses Ringen und Tasten, dieses Höhestürmen und Sichbescheiden findet formal oft einen guten Ausdruck, verschleiert jedoch die im Anschlagen einfacher, natürlicher Töne liegende Begabung der Verfasserin. Die größten Gedanken wirken in der einfachsten Form am überzeugendsten. — Warum enthält das Bändchen so wenig Gedichte wie das sehr gute „Erinnerung" und das gute „Wunsch"? Es ist herzlich schade! So etwas ist kein Most mehr: das ist guter, klarer und stärkender Wein. Der übrige Most mag lieber ungegoren bleiben! Ich anerkenne gern die sprachlichen Feinheiten in „Die Spitzen meiner Schleppe", in dem höchstens die „ekeln Spuren" stören. Auch unterschätze ich durchaus nicht den temperamentvollen Zug in „Rastlos", „Aus meinem Herzen" und dem als Apotheose gedachten „Leben", in dem einige gute, wenn auch ewig alte Gedanken stecken. Aber um alles in der Welt! Jemand, der einen beachtenswerten Blick des poetischen Beschauens hat, braucht das Geschaute und Empfundene doch nicht mit konventionellem Pathos zu verkünden. Die solcher Art gefüllte deutsche Lyriktonne läuft ohnehin täglich über. — — Außer den wenigen guten und dem erwähnten sehr guten Gedicht tragen noch eine erfreuliche Note „Liebeszauber", „Befreiung" und „Vereinsamt". In dem letz-

genannten ist es der Verfasserin gelungen, uns eine getreue Wiedergabe des Bildes zu geben, das sie gesehen hat. Auch das Gedicht „Verwaist" ist in seinem ersten Teil recht hübsch. — „Der Schrei" paßt sehr gut auf die Titelseite eines Tierschutzjournals. — Ich glaube, daß die Verfasserin, die auf einigen Seiten sogar das Prädikat „Dichterin" beanspruchen darf, ihren Weg schon finden und wandeln wird, der ihr vorgeschrieben ist. Ist der Kreis ihres Talentes auch eng begrenzt, wenn sie ihn gut auszufüllen vermag, werden gewiß einige Strahlen hinausdringen. Mein aufrichtiger Wunsch!

Gustav Adolf Müller.

Beiträge zur Literaturgeschichte. Heft 11. Herausgeber Hermann Graef. Karl Ernst Knodt von Karl Engelhardt. 26 S. Leipzig (Verlag für Literatur, Kunst und Musik) 1906.

Selbst ein lyrischer Dichter von Begabung, steht der Verfasser dieser kleinen Schrift mit reich gefüllter Palette vor der Staffelei, um ein Bild der dichterischen Persönlichkeit Karl Ernst Knodts zu schaffen. In fliegenden Dithyramben gleichsam zeichnet er dessen dichterischen Werdegang. Nachdem Knodt als „einsamer Waldvogel" in seinen heimischen Wäldern den Frieden nicht gefunden, sucht er ihn bei den Menschen, um sich dann mit phantasiestarken Flügeln dem großen Licht, Gott, zuzuwenden. Parallelen mit Mörike und Stifter führen zu dem Schlußsatz: „Rückertsche Weisheit hat in Karl Ernst Knodt mit Goethischer Empfindungstiefe einen schönen Bund geschlossen."

Schon durch all seine schöne Begeisterung hat Engelhard den Erweis der dichterischen Kraft Knodts erbracht. Es fällt uns nicht ein, seine besorgte Schlußfrage, ob er etwa über die Schnur gehauen habe, zu bejahen. Dazu würde uns auch, selbst wenn wir es wollten, das Recht fehlen. Denn er sagt ausdrücklich, daß er an diesem Tag, der ihm heilig ist, nicht richten und rechten, sondern nur feiern will. Stellt doch sein Werk „ein Studien- und Gedenkblatt zu des Dichters 50. Geburtstag" dar. Da will es mir, aller dichterischen Wertschätzung Knodts zum Trotz, allerdings scheinen, daß man heute allzufrüh geneigt ist, am Lebenswege unserer Dichter Dezennar-Jubiläums-Meilensteine zu errichten. Das muß wohl in der Zeit liegen. Nicht lange mehr wird es dauern, dann wird auch der Eintritt eines Dichters ins Schwabenalter zum literarischen Ereignis, und so fort; die logische Konsequenz wird dann sein, schon bei der Geburt eines Dichters die Festregister aufzuziehen.

Heidelbach.

Eine populäre Geschichte der Stadt Peoria. Von F. B. Beß, Pastor an der evangel.-luth. St. Paulskirche. VIII, 583 S. gr. 8°. Peoria, Jll., 1906.

Diese Geschichte einer nordamerikanischen Stadt sei zunächst darum hier kurz erwähnt, weil ihr Verfasser ein hessischer Landsmann ist, der Anfangs der 70er Jahre nach Amerika auswanderte und seitdem in der neuen Heimat als Geistlicher und Vertreter des Deutschtums eine verdienstliche Rolle gespielt hat. Das zeigt auch die hier vorliegende umfangreiche Geschichte seiner Adoptivvaterstadt, die dem Andenken seines 1896 zu Kassel verstorbenen Vaters, des ehemaligen Metropolitans zu Zwehren Bernhard Beß, gewidmet ist, der selbst 6 Jahre seiner Jugend (1841—46) in Amerika zugebracht hat. Peoria gehört zu den ältesten Ansiedelungen des amerikanischen Westens und ist aus einem ehemaligen französischen gegen die Indianer errichteten Fort am Illinois hervorgegangen. 1831 zählte der Ort nur 70 Einwohner, 1850 schon 5800, 1905 über 80 000 Einwohner, von denen über ein Viertel, etwa 23 000, Deutsche sind, die sich ihre Nationalität zum größten Teil wohl bewahrt haben. Ihrer Geschichte ist der zweite Teil des interessanten Buches gewidmet, das charakteristische Züge zur Geschichte des Deutschtums in Amerika enthält. Die beiden ersten Deutschen, die nach Peoria kamen, waren Hessen: Jakob Koch aus Alsfeld, der 1834 nach dort kam und hochbetagt noch daselbst lebt, und Valentin Schlink aus Bensheim, der 1836 auswanderte. Schon 1852 erschien in Peoria eine deutsche Zeitung, das „Illinois Banner", und 1867 wurde ein Deutscher, Bender, zum Mayor der Stadt gewählt. Der am 25. November 1901 verstorbene Chef der Peoriaer Feuerwehr, Karl Möller, war ein geborener Kurhesse und spezieller Landsmann des Verfassers, der selbst seit vielen Jahren an der Spitze einer der 16 deutschen Kirchengemeinden der Stadt steht. Wer sich für die Geschichte der Deutschen in Amerika interessiert, wird das fleißige mit vielen Illustrationen und Porträts geschmückte Buch nicht ohne Gewinn lesen, wenn auch die echt amerikanischen Reklamenotizen unter den Porträts der „prominentesten" Deutschen Peorias (neben einem deutschen Metzger, der seine gute Wurst preist, empfiehlt sich ein deutscher Leichenbestatter „Tag und Nachts stets gern zu Diensten"!) für uns Deutsche im alten Vaterlande etwas unfreiwillig Komisches haben.

Ph. L.

Nehmt hin den Rosenkranz. Rosengedichte von Wilhelm Graf. Worms a. Rh. (Selbstverlag) 1906. Preis 50 Pfg.

Allerliebst ausgestattet und so recht geeignet, einem lieben Mädchen zur Sommerszeit als Angebinde überreicht zu werden, stellt dieses aus der Stadt des Rosengartens und der Rosenfeste stammende Bändchen gleichsam ein hohes Lied der Rose dar. Es enthält zwei Dutzend Gedichte, die, ohne sich durch besondere Eigenart auszuzeichnen, in hübschen Weisen die Königin der Blumen in ihren mannigfachen Beziehungen besingen. Auch die Sage von der Rose des Nazareners am Kreuz und das Rosenwunder der hl. Elisabeth sind nicht vergessen.

Heidelbach.

Erinnerungsblätter aus der Dienstzeit des Gustav Freiherr Rabe von Pappenheim bei dem 2. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 18 vom 10. Oktober 1868 bis 6. Nov. 1873. 8°. 60 S. Karlshafen (Druck von A. Meinhardt) [1906].

Da die Schrift eine Fortsetzung bzw. Ergänzung zu den von dem Verfasser vor zwei Jahren herausgegebenen, völlig gleichbetitelten „Erinnerungsblättern" bildet (vgl. „Hessenland" 1905, S. 14), so wäre es angebracht gewesen, dies irgendwie auf dem Titel zu bemerken. Das vorliegende zweite Heft bringt lediglich einige Episoden aus dem 70er Krieg, besonders aus den Winterkämpfen gegen die Loirearmee und den Operationen gegen Le Mans mit hauptsächlicher Berücksichtigung der Erlebnisse der 17. Kavallerie-Brigade, der der Verfasser damals angehörte. Für einen größeren Leserkreis dürfte das Erzählte kaum von Interesse sein, die Schrift ist wohl auch nicht für den Buchhandel bestimmt.

L.

Festbuch zum VI. Bundes-Sängerfest des Hessischen Sängerbundes am 7., 8. und 9. Juli 1906 zu Hersfeld. Mit zahlreichen Illustrationen. Hersfeld (Druck von E. Höhl) 1906.

Das höchst sauber gedruckte Büchlein ist eine willkommene Gabe auch für die, die nicht an jenen Hersfelder Festtagen teilnahmen. Es enthält außer einem von Karl Engelhard-Raboldshausen verfaßten Festgruß und einigen anderen Gedichten einen kurzen Abriß der Geschichte Hersfelds, statistische Bemerkungen über die Stadt, Notizen über ihre Sehenswürdigkeiten, Nachrichten über den schon im 30jährigen Krieg erwähnten und jetzt wieder neu ausgebeuteten Lullusbrunnen, eine Geschichte der Hersfelder Männergesangvereine, die Texte der während des Bundessängerfestes gesungenen Männerchöre und einige andere nützliche Mitteilungen. Eine große Zahl ganz vorzüglicher Illustrationen führen uns Hersfeld und seine Umgebung im Bilde vor.

Heidelbach.

Zur Besprechung eingegangene Bücher:

Romanische Bauwerke in Niederhessen. Mit 24 Zeichnungen von Ernst Happel, Ingenieur. Kassel 1906. Verlag von E. Vietor, Hofbuchhandlung. 1.50 M.

Jenseits von Nietzsche und Horneffer. (Warum bleiben wir in der Landeskirche?) Von Louis Wolff. Kassel 1906, Verlag von E. Vietor. 40 Pfg.

Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Ein Beitrag zur deutschen Landes- und Volkskunde von Dr. Willi Peßler in Hannover. Braunschweig 1906. Verlag von Vieweg und Sohn. 10.— Mark.

Touristenkarte von Oberhessen und den angrenzenden Gebieten. 2. erweiterte Auflage. Mit den farbigen Wegzeichen und Höhenschichten, Marburg i. H. 1906. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1 50 Mark, auf Leinen gedruckt 2.— Mark.

Locken-Berta und andere Novellen von Lotte Gubalke. Leipzig. Verlag von Ph. Reclam jun. Universal-Bibl. Nr. 4800. 20 Pfg.

Personalien.

Ernannt: Regierungs- und Forstrat Mehrhardt zu Kassel zum Oberforstmeister in Schleswig mit dem Range als Oberregierungsrat; Amtsgerichtsrat Fondy zu Kassel zum Landgerichtsrat; Staatsanwaltschaftsrat Mantell zu Kassel zum Ersten Staatsanwalt in München-Gladbach; die Landmesser Kullmann zu Witzenhausen und Kummer zu Kassel zu Oberlandmessern; der Pfarrer Siebert zu Rauschenberg zum Pfarrer in Wanfried; der Arzt Dr. Zibell zu Greifswald zum Kreisassistenzarzt und Assistenten bei der Königlichen Impfanstalt in Kassel; die Rechtskandidaten Karl Warnke, Hans Warnke, Schrader und Sauer zu Referendaren; der wissenschaftliche Lehrer Dr. Crebé zu Greiffenberg (Schlesien) zum Lehrer an der Stadtschule in Ziegenhain unter Übertragung der Rektorgeschäfte.

Bestätigt: der Beigeordnete Kaufmann Bonati zu Fritzlar als Bürgermeister der Stadt Fritzlar auf die Dauer von 12 Jahren; die Oberlehrerin Johanna Heimrich als Oberlehrerin an der höheren Mädchenschule in Marburg.

Verliehen: Sr. Exzellenz dem Botschafter z. D. Freiherrn v. Stumm zu Holzhausen, Kr. Kirchhain, der Kronenorden 1. Kl. mit Schwertern am Ringe; dem Landesdirektor a. D. Frhrn. v. Hundelshausen zu Kassel-Wilhelmshöhe der Stern zum Kronenorden 2. Kl.; dem Oberregierungsrat Behrendt zu Kassel, dem Kreisbauinspektor Baurat Roßkothen zu Rinteln und dem Generalkommissionssekretär, Rechnungsrat Dierks zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Regierungsrat von Wedel-Parlow zu Kassel, den Oberlandmessern von Rhein und Hemmleb zu Kassel und dem Kreissekretär Kanzleirat Brunner zu Ziegenhain der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Regierungsbaumeister Seckel zu Melsungen, dem Eisenbahnbetriebssekretär Beau zu Harleshausen, dem Gräflich Ysenburgischen Rentmeister a. D. Schaller zu Obermaßfeld und dem von Melsungen nach Bebra verzogenen Hegemeister Schütrumpf der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern Knauff zu Dittershausen, Wagner zu Kassel, Raabe zu Hanau der Adler der Inhaber des Hausordens von Hohenzollern; dem Regierungsassessor Strohmeyer zu Eschwege eine etatsmäßige Spezialkommissarstelle unter Übertragung der Verwaltung der Spezialkommission; den praktischen Ärzten Dr. med. Hollmann zu Kassel, Dr. med. Kind zu Fulda und Dr. med. Weber zu Veckerhagen der Charakter als Sanitätsrat; dem Oberlehrer Bode zu Kassel der Charakter als Professor.

Versetzt: der Regierungs- und Forstrat, Geh. Regierungsrat Kleyensteuber von Erfurt nach Kassel, Forstinspektion Kassel-Habichtswald; der Oberlandmesser Koehler I von Hanau nach Kassel unter Ernennung zum Abteilungsvorsteher im geodätisch-technischen Bureau der Generalkommission; der Landmesser Schwerdtfeger von Karlshafen nach Treysa.

Übertragen: dem Oberforstmeister Conrades zu Schleswig die Stelle des Oberforstmeisters für den Bezirk Kassel-Ost und eines Mitdirigenten der Abteilung für direkte Steuern, Domänen und Forsten an der Königlichen Regierung; dem Oberförster Kramer zu Veckerhagen die Oberförsterstelle in Weilmünster.

In den **Ruhestand** getreten: der Oberlandmesser Hemmleb und der Generalkommissionssekretär, Rechnungsrat Dierks zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Pfarrer Premer und Frau Helene, geb. Holly (Gladenbach, 30. Juni); — eine Tochter: wissenschaftlicher Privatlehrer Viktor Schön und Frau Wilhelmine, geb. Peters (Hamburg, 3. Juli); Generalagent Dr. jur. Friedrich Leßdorf und Frau Amalie, geb. Craß (Oppeln, 6. Juli).

Gestorben: früherer Gutsbesitzer Philipp Nöll, 60 Jahre alt (Holzhausen, Kr. Homberg, Ende Juni); Major a. D. Hermann v. Roques, 74 Jahre alt (Kassel, 29. Juni); Postdirektor a. D. Heinrich Paul, 75 Jahre alt (Oldenburg i. Gr., 29. Juni); Bürgermeister der Stadt Gelnhausen und Kommunal-Landtagsabgeordneter Georg Schöffer, 68 Jahre alt (Gelnhausen, 30. Juni); Frau Magdalene Ischon, geb. Wülbern, 56 Jahre alt (Kassel, 1. Juli); Frau Karoline von Roques, geb. Hoffmeister, Witwe des Metropolitans, 77 Jahre alt (Treysa, 3. Juli); Oberregierungsrat a. D. Julius Schönian, 78 Jahre alt (Kassel, 3. Juli); Fräulein Lina Heusner, 83 Jahre alt (Kassel, 4. Juli); Frau Ida Wangemann, geb. Schwarzenberg, Witwe des Senatspräsidenten, 65 Jahre alt (Kassel, 5. Juli); Frau Barbara Krauth, geb. Metzler, Gattin des Oberlehrers a. D. (Kassel, 5. Juli); Regierungs-Kanzleisekretär Konrad Gieseler, 70 Jahre alt (Kassel, 7. Juli); Fabrikant Georg Schleenstein aus Kassel, 52 Jahre alt (Soden a. T., 11. Juli); Oberzollinspektor a. D., Steuerrat Heitmeyer (Marburg, 11. Juli); Hofphotograph Heinrich Knauff (Fulda, 12. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 15. XX. Jahrgang. Kassel, 1. August 1906.

Melsungen.

Ihr alten Bartenwetzer,
Melsunger Bürgersleut',
Ihr kanntet mich nicht wieder,
Ich kenn' Euch allezeit.

Ich kenn' die tiefen Spuren
Die Euer Eisen ließ
Im festen Stein der Brücke,
Und allzeit freut mich dies.

Ich kenn' gar manches Stücklein
Das Eure Jugend sang,
Ich kenn' gar manch' Geschichtlein,
Das bei Euch war im Schwang.

Ich kannte von Euch Manchen,
Der längst im Grunde ruht,
Ich ward bei Euch geboren,
Ich bin von Eurem Blut.

Ich hör' noch oft im Traume
Der Fulda Wasser gehn,
Ich höre noch die Linden
Am Galgenberge wehn.

Ich trinke noch die Düfte
Der Wiesen tief hinein —
Wie fern ich von Euch lebe —
Ich muß doch bei Euch sein.

Ihr alten Bartenwetzer,
Melsunger Bürgersleut,
Ihr kanntet mich nicht wieder,
Ich kenn' Euch allezeit.

Regensburg. M. Herbert.

Meine Zuflucht.

Ich weiß ein Räumlein mir
Fern vom Geräusch der Tage;
Viel stilles Glück ich trage
Durch seine goldne Tür.

Gern flücht' ich mich hinein,
Den Stürmen zu enteilen
Und selig zu verweilen
In seinem Sonnenschein.

Mir wird so wohl und weich,
Hör' ich ein Stimmchen drinnen:
Dann stürz' ich ohn Besinnen
Stracks in mein Himmelreich.

Dort endet alles Leid
An einem Rosenmündchen
Und für ein kurzes Stündchen
Herrscht eitel Seligkeit. —

Gestärkt zieh' ich hinaus
Zu neuem Waffengange, —
Und wird mir manchmal bange,
Lacht mich ein Kindchen aus. —

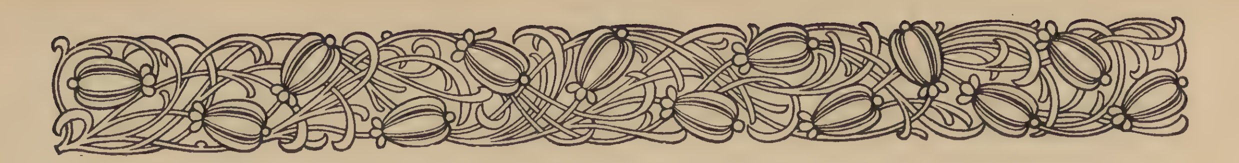
München. Gustav Adolf Müller.

Mein Mädchen!

Nun weiß es doch schier die ganze Stadt,
Was mein herziges Mädchen für Augen hat, —
Das hört' ich an allen Ecken!
Es lobten die Knaben ihr seidiges Haar,
Sie rühmten preislich ihr Lippenpaar —
Fast tät ich darob erschrecken.

Doch das Beste dran, Leutlein, das wisset ihr nicht,
Und sagt' ich es euch, dann hieß ich ein Wicht:
Wie vielgerne sie mich mag leiden!
Daß wir beid' die glückseligsten Menschen sind,
Das weiß nur der nächtige Sommerwind
Und sonst nur — eben wir beiden —!!

Kassel. F. A. Rahles.



Hessen vor hundert Jahren.

Geschichtliches und Numismatisches zum Jahre 1806.

Von Professor Dr. P. Weinmeister zu Leipzig.

Ein Jahrhundert ist dahin gegangen seit dem verhängnisvollen Jahr 1806, das dem fast tausendjährigen Deutschen Reich ein Ende machte und auch sonst viele politische Veränderungen hervorbrachte. Franz II. hatte schon 1804 vorgesorgt, daß ihm der immer bedeutungsloser gewordene Kaisertitel in anderer Form erhalten bleibe, indem er als Franz I. den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich annahm, und nun legte er am 6. August die deutsche Kaiserwürde förmlich nieder, nachdem der französische Minister Bacher auf dem Reichstage zu Regensburg erklärt hatte, daß Napoleon kein Deutsches Reich mehr anerkenne. Damit war nun auch der Titel eines Kurfürsten hinfällig geworden. Während deshalb die Kurfürsten von Sachsen und Würzburg den Titel ablegten und den ihnen verliehenen höhern Rang einnahmen, indem sie als König von Sachsen und Großherzog von Würzburg dem am 17. Juli 1806 gegründeten Rheinbunde beitraten, behielt Wilhelm I. von Hessen-Kassel den am 15. Mai 1803 angenommenen Kurfürstentitel bei, nur nannte er sich natürlich nicht mehr Kurfürst des heiligen römischen Reiches, sondern einfach Wilhelm I., Kurfürst, Landgraf von Hessen. Vorgreifend sei bemerkt, daß auch nach 1813 der Titel in dieser Form zunächst beibehalten wurde. Trotz der „veränderten Zeitumstände" führte Wilhelm I., wie er 1815 bekannt gab, den „durch sein Alter ebenso sehr als durch die davon abhängende Würde" ausgezeichneten Titel weiter und verband nur nunmehr damit das Prädikat Königliche Hoheit (statt Kurfürstliche Durchlaucht) für sich und Hoheit (statt Hochfürstliche Durchlaucht) für den Kurprinzen. Erst 1851 verschwindet auf den Münzen von Hessen-Kassel auch die Bezeichnung Landgraf, und es tritt nun an deren Stelle der Titel Kurfürst von Hessen, nicht mehr bloß Kurfürst.

Die Wirkungen der Ereignisse von 1806 auf Kurhessen sind zu bekannt, als daß sie hier eingehend beschrieben zu werden brauchten. Wilhelm sah sich vor eine schwer zu entscheidende Wahl gestellt: sein Herz zog ihn zu Preußen, der Verstand mußte ihm sagen, daß sein und seines Landes Selbständigkeit nur durch Anschluß an den übermächtigen Franzosenkaiser gesichert werden konnte. Was sollte er wählen, Ehre und Untergang oder Sicherheit und Macht? Er wählte ein drittes, die Neutralität. Aber mit ihr war Napoleon auch nicht gedient, und so nahm dieser treuloser Weise die angeblich neutralitätswidrige Vermehrung des hessischen Heeres zum Vorwande der Besetzung Hessens, der Entthronung des Kurfürsten, der am 1. November 1806 aus Kassel flüchten mußte. Am 10. November ließ das Kaiserlich Französische Gouvernement die Abnahme sämtlicher kurhessischen Wappen im Lande verordnen, und im folgenden Jahre wurde Kurhessen mit einigen anderen deutschen Ländern zu einem Königreiche Westfalen vereinigt. An kurhessischen Münzen waren 1806 noch ausgegeben worden 5 Taler (Gold), $^1/_6$ Taler, $^1/_{24}$ Taler (Silber), 1 Heller und 1 schaumburgischer guter Pfennig (Kupfer). Aber auch die Gepräge für 1807 waren schon vorbereitet, und da die Herstellung neuer Stempel in der Übergangszeit nicht möglich war, so gelangten auch sie noch zur Ausgabe, nämlich $^1/_6$ Taler, $^1/_{24}$ Taler (Silber) und 1 guter Pfennig (Kupfer). Ihnen folgten 1808 die westfälischen Gepräge.

Ganz anderer Art waren die Wirkungen des Jahres 1806 auf Hessen-Darmstadt. Die damalige Landgrafschaft stimmte in ihrem Umfange nicht ganz mit dem heutigen Großherzogtum überein: es fehlten ihr noch Mainz, Kastel, Kostheim, die Kantone Worms und Pfeddersheim, ein Teil des Kantons Alzei und die Ämter Nauheim und Reichelsheim, dagegen besaß sie damals das Herzogtum Westfalen, Hessen-Homburg, Alzenau, Amorbach, Miltenberg, die Kreise Biedenkopf und Vöhl, den nordwestlichen Teil des damaligen Kreises Gießen, den Ortsbezirk Rödelheim und einen Teil des Ortsbezirkes Niederursel. Der Herrscher dieses Landes, Landgraf Ludewig X., war kaum vor eine Wahl gestellt. Zwar war es gar nicht nach seinem Herzen, sich Napoleon anzuschließen, aber er hatte keinerlei Rückhalt an Preußen und auch Neutralität war für ihn unmöglich, nachdem sich Bayern, Württemberg und Baden an Frankreich angeschlossen hatten. Die Erfolge Napoleons im Jahre 1805 zeigten ihm, daß er dessen Anträge, durch die er Süddeutschland an sich fesseln wollte, unmöglich ablehnen

konnte. Zwar schwankte er zunächst noch, aber als er die unumstößliche Gewißheit gewonnen hatte, daß er die Selbständigkeit seines Landes durch eine Ablehnung vernichten würde, daß er ihm also das Opfer seiner Überzeugung schuldig sei, unterzeichnete er am 17. Juli 1806 die Rheinbundsakte und machte mit den anderen Rheinbundgliedern am 1. August dem Reichstag Anzeige vom Austritt aus dem Deutschen Reiche. Der Anschluß an Frankreich hatte für Ludewig unleugbare Vorteile zur Folge. Der wenigstens äußerlich bedeutsamste war, daß er zum souveränen Großherzog mit königlichen Rechten und dem Prädikate Königliche Hoheit erhoben wurde. Als Ludewig I. nahm er am 13. August 1806 die großherzogliche Würde an und verkündete in dem an seine Untertanen gerichteten Patente von genanntem Tage, daß er seine sämtlichen Herzogtümer, Fürstentümer, Grafschaften und Herrschaften zu einem souveränen Großherzogtume vereinigt habe. Damit war zugleich das hessische Totalwappen beseitigt, das die Provinzial- und Spezialwappen in seinen Feldern enthielt, und an seine Stelle trat das Kollektivwappen. Napoleon hatte in Artikel 3 der Rheinischen Bundesakte festgesetzt: „Jeder der verbündeten Könige und Fürsten verzichtet auf diejenigen seiner Titel, welche irgendwelche Beziehungen zum Deutschen Reich ausdrücken." Folglich mußten auch die Einzelwappen als Symbole dieser Einzeltitel wegfallen. Ludewig I. war nur noch Großherzog von Hessen, sein Wappen zeigte daher auch nur noch den hessischen Löwen. Aber *einen* Zusatz zu seinem Titel nahm Ludewig doch an, nämlich: Vorfechter zwischen Rhein und Weser, und deshalb erhielt der Löwe in seine rechte Pranke ein entblößtes, aufgerichtetes Schwert.

Sehr bemerkenswert ist, daß Hessen und Baden die Schreibweise Grosherzog wählten, und es liegt nahe, anzunehmen, daß der Grund für diese Eigentümlichkeit bei den einzigen beiden 1806 entstandenen Großherzogtümern in einer französischen Schreibung zu suchen sei. Nun gibt es allerdings ein französisches Wort gros, aber es ist kaum glaublich, daß man sich bei einer Übersetzung des Titels grand duc ins Deutsche an das gar nicht hierher passende Wort gros angelehnt und daher Grosherzog geschrieben habe. Eine amtliche Aufklärung hierüber ist mir nicht bekannt. Jedenfalls ist Tatsache, daß die eigentümliche Schreibweise und das Kollektivwappen bis in die neueste Zeit beibehalten worden sind; erst im Jahre 1902 ist wieder ein großes Totalwappen*) für Hessen eingeführt worden, und die Denkgepräge in Reichswährung auf den vierhundertsten Geburtstag Philipps des Großmütigen (1904) sind die ersten amtlichen Gepräge mit der Schreibweise Großherzog. Damit sind die letzten Erinnerungen an den Rheinbund beseitigt worden. Das alte hessische Totalwappen war zuletzt auf den letzten landgräflichen Talern von 1793 geprägt worden; es enthielt die Einzelwappen von Hersfeld, Ziegenhain, Katzenelnbogen, Hessen (Herzschild), Dietz, Nidda, Hanau, Schaumburg, Reineck, Lichtenberg, Isenburg.*) Die kleineren Münzen vor 1806 enthielten meist nur den doppeltgeschwänzten, ungekrönten und unbewehrten Löwen. Von nun an erscheint auf allen Münzen der doppeltgeschwänzte, gekrönte, mit einem Schwerte bewehrte Löwe, silbern, von rot fünfmal quergestreift, in einem nach oben viermal, nach unten einmal zugespitzten blauen Schilde, über dem eine Krone schwebt. Vom Jahr 1806 selbst gibt es keine neuen Gepräge dieser Art, da für die letzten Monate wohl keine neuen Stempel mehr angefertigt werden sollten. Nur die Kreuzer des Jahres 1806 zeigen eine Andeutung der Standeserhöhung, indem über dem Löwen eine Krone schwebt, die auf den vorausgehenden Jahrgängen noch fehlt. Aber es liegt hier nicht etwa die Abänderung eines vorhandenen Stempels vor; denn der Kreuzer von 1806 weicht auch sonst von seinen Vorgängern ab. Das neue Wappen findet sich also zuerst auf Geprägen von 1807 vor, nämlich auf Stücken zu 20 und 1 Kreuzer, während auf denen zu 5 Kreuzern ein gekröntes *L* angebracht ist, von 1808 an aber auch auf diesen das Wappen. Merkwürdig ist, daß es von 1807 zwei verschiedene Gepräge zu 1 Kreuzer gibt, deren eins (offenbar das ältere) den veränderten Zeitumständen nicht ganz entspricht. Auf ihm stehen nämlich um den gekrönten und bewehrten Löwen die Buchstaben H. D. L. M. (Hessen-Darmstädtische Land-Münze). Diese Umschrift war nicht mehr zeitgemäß, den Zusatz Darmstadt hatte man fallen lassen, die amtliche Bezeichnung lautete von da an (wie noch heute) Großherzogtum Hessen. Es wurden denn auch deshalb noch in demselben Jahr 1807 neue Kreuzer geprägt mit den Buchstaben G. H. L. M. (Großherzoglich Hessische Landes-Münze). Auch ist zu bemerken, daß auf den kleinen Silberkreuzern von 1807—09 der Löwe frei, also nicht in einem Schilde dargestellt ist, im übrigen befolgen alle großherzoglichen Münzen die 1806 angegebene heraldische Vorschrift, nur die Form des Schildes hat sich später geändert, indem 1843 bei den

*) Vgl. „Hessenland" 1903, S. 282 ff.: „Das neu geschaffene, größere Wappen des Großherzogtums Hessen" von Dr. Fritz Seelig (mit 2 Abbildungen).

*) Das große Staatswappen von 1902 enthält dagegen Hessen, Mainz, Worms, Ziegenhain, kleines Staatswappen (Herzschild), Katzenelnbogen, Büdingen, Hanau, Nidda.

Silber- und teilweise 1847 auch bei den Kupfermünzen der sogenannte französische Schild (fast rechteckig, unten mit einer Spitze) eingeführt wurde. So ist es bis zur letzten Prägung (1872) vor Einführung der Reichsprägung geblieben.

Die Souveränetät des Großherzogs hatte die Mediatisierung aller bisher reichsunmittelbaren Fürsten, Grafen und Ritter seines Gebietes zur Folge, und so erhielt er zu seinem Lande hinzu: das Burggrafentum Friedberg (die Stadt Friedberg war schon 1801 an Hessen gekommen), die Herrschaften Breuberg, Heubach und Habitzhain, die Grafschaft Erbach, die Herrschaft Ilbenstadt, den Stolberg-Gedernschen Teil der Grafschaft Königstein, die fürstlich und gräflich Solmsischen Besitzungen in der Wetterau (mit Ausnahme der Ämter Hohensolms, Braunfels und Greifenstein), die Grafschaften Wittgenstein-Wittgenstein und Wittgenstein-Berleburg, das Amt Homburg vor der Höhe (tatsächlich schon einige Jahre früher in hessen-darmstädtischen Besitz gelangt) und einige kleinere reichsritterschaftliche Besitzungen, z. B. die der Herren von Riedesel. Hierdurch wuchs die Zahl der Einwohner von Hessen fast um den vierten Teil. Die Souveränität brachte aber auch die Änderung mancher bisherigen Einrichtungen mit sich. Aufgehoben wurden insbesondere die landständischen Einrichtungen der alten hessen-darmstädtischen Lande, die ihnen mit Hessen-Kassel gemeinsam gewesen waren, nach denen aber 1628 die letzten Landtage gehalten worden waren, ebenso die besonderen darmstädtischen Landstände.

Diesen im allgemeinen vorteilhaften Veränderungen standen aber auch schwere Opfer gegenüber, ohne die Napoleon keine Vorrechte und Vorteile verlieh, und diese bestanden in den vom Kaiser zu bestimmenden Kriegsrüstungen und Heeresleistungen der Bundesglieder, von denen er rücksichtslosen Gebrauch machte. Hessische Truppen kämpften daher gegen Preußen, Spanien, Österreich und Rußland bis zur Schlacht bei Leipzig. Die auch unter den mißlichen politischen Verhältnissen ruhmreichen Leistungen der hessischen Truppen in den Kriegen der Rheinbundszeit hat Professor O. Buchner vor zehn Jahren in dieser Zeitschrift (1896, X, Nr. 20—23) eingehend geschildert, worauf hier verwiesen sein mag. Am 2. November 1813 trat Ludewig aus dem an sich schon zerfallenden Rheinbund aus und vereinigte sich mit den verbündeten deutschen Mächten.

Die gegenwärtigen Tage rufen die Erinnerung an die Zeit wach, in der Hessen vor hundert Jahren ein Großherzogtum wurde, und zugleich an den ersten Großherzog. Gewiß sind diese Erinnerungen durch die Umstände getrübt, unter denen jenes Ereignis gezeitigt wurde, und diese Umstände möchten leicht geeignet erscheinen, auch auf den Fürsten, der sich ihnen nicht entziehen konnte, einen Schatten zu werfen. Aber das wäre ungerecht und undankbar. Wie bereits gesagt, brachte Ludewig seinem Land und seinen Untertanen das Opfer der Überzeugung, und es mag ihm, dem im Herzen durch und durch deutschen Manne, schwer genug geworden sein. Mit Recht wird ihm im übrigen nachgerühmt, daß er in den genau vierzig Jahren seiner Regierung wie eine Säule fest und unerschütterlich stand, und das drückt symbolisch das ihm vor 62 Jahren auf dem Luisenplatze zu Darmstadt errichtete einzigartige Denkmal aus (dargestellt auch auf einer gleichzeitigen Zinnmedaille von Körnlein). Sein Andenken wird wie das seiner Schwester Luise, der Gemahlin Karl Augusts von Weimar, unvergessen bleiben, und so gilt auch ihm, dem Urureroßvater des jetzigen Großherzogs, die dankbare Rückerinnerung bei dem Jubiläum des Großherzogtums Hessen.

Melsunger Rechtsfälle im 16. Jahrhundert.

Von L. Armbrust.

Vor einigen Jahren berichtete das „Hessenland" über Geldbußen und Geldeswert im 15. Jahrhundert, und zwar nach Melsunger Quellen. Es ergab sich dabei, daß die Gerichte damals ihre Strafen nach anderen Grundsätzen verhängten als heutzutage. Manche Entscheidungen kommen uns überraschend mild vor, manche wieder viel zu streng. Im allgemeinen fällt unser Urteil über die Rechtsprechung des 16. Jahrhunderts ebenso aus. Die Gerechtigkeit fordert aber zu bekennen, daß eine Zusammenstellung von Sprüchen unserer heutigen Richter vielleicht die gleiche Verwunderung erregen würde. Unsere Zeitungen wenigstens werden nicht müde, auf diesen oder jenen befremdenden Fall der Rechtsprechung hinzuweisen.

Einige Einzelheiten aus dem Jahrhundert von 1513 bis 1610 werden vielleicht willkommen sein.

Körperverletzungen mit gefährlichen Werkzeugen ahndeten die Schöffen nicht strenger als im 15. Jahrhundert: 2 Pfund (noch nicht einmal einen

vollen Gulden!) gab 1513 „der Rogkmoller zu Beyſefurt", weil er ſeinen Knecht mit der Axt niedergeſchlagen; 5 Pfund bezahlte im folgenden Jahre ein Melſunger, der daſſelbe Verbrechen auf dem ſtädtiſchen Kirchhofe begangen hatte. Mit 3 Pfund hielt man die blutige Verletzung einer Frau, die mit dem Brotmeſſer angegriffen war, für hinlänglich gebüßt; ebenſoviel ſchien eine ausreichende Strafe für einen Mann, der einen andern blutig geſchlagen und ihm obendrein die Fenſter eingeworfen hatte. Ein Röhrenfurter Raufbold wurde (1513) in Buße genommen, weil er mit dem Spieße tätlich geworden war. Die milde Ahndung mit einem Gulden ermutigte ihn, im folgenden Jahre dem Prieſter von Sipperhauſen Wunden beizubringen. Trotzdem faßte man ihn nicht härter an als das erſtemal; daß das Vergehen im Rückfalle mit anderen Augen anzuſehen ſei als die erſte Verirrung, dieſer wichtige Grundſatz blieb unbeachtet. Billigerweiſe konnte man von einem Körler, der ſein gepfändetes Pferd eigenmächtig wiedernahm, nicht mehr als 20 Albus fordern, von einem andern für eine unbefugte Pfändung nur 5 Albus.

Dieſe Bußen ſind den Melſunger Amtsrechnungen entnommen. Es gibt noch eine Anzahl Gerichtsakten aus dem 16. und dem beginnenden 17. Jahrhundert, leider fehlen aber durchweg die Urteilsſprüche. Denn zu ungebotenen Dingen pflegte man in Melſungen damals kein Gerichtsbuch zu führen, während dies in Kaſſel und an anderen Orten üblich war.

Vielleicht trägt aber der Bericht einiger Kriminalfälle, wenn ſie auch der Pointe, des Urteils, entbehren, zur Kennzeichnung des Zeitgeiſtes bei. Der Spielteufel trieb in dem kleinen Melſungen ſein Unweſen. 1490 waren ſchon zwei junge Leute wegen Spielens mit geringen Geldſtrafen belegt. Aber das Übel wucherte fort. 1531 wurde geklagt, daß arme Leute Weib und Kinder darben ließen und der Leidenſchaft des Spieles frönten. Schultheiß und Rentſchreiber verboten das öffentlich („unter der Glocke"). Trotzdem kam der Schultheiß einſtmals dazu, wie im Weinhauſe geſpielt wurde. Er belegte das Spielgeld mit Beſchlag, erregte dadurch aber ſolchen Widerſtand und Haß, daß es die erſten Tage für ihn und ſeine Angehörigen gefährlich war, das Haus zu verlaſſen.

Majeſtätsbeleidigungen werden zweimal berichtet. Das eine Mal war Philipps des Großmütigen Mutter, Anna von Mecklenburg, die Angegriffene, das andere Mal Landgraf Moritz. Die Täter entzogen ſich der Verantwortung durch die Flucht. Der erſte, ehemals Schultheiß zu Spangenberg, ward ſpäter ergriffen und, da er auch des Straßenraubes beſchuldigt war, wahrſcheinlich hingerichtet (um 1520), dem andern auf ſeine Bitte freies Geleit zum Gerichtstage gewährt (1599).

Im Frühjahre 1545 ereignete ſich eine ſchwere Körperverletzung. Mehrere Oſtheimer kamen von einer Hochzeit, die in Mosheim ſtattgefunden hatte. Als die übrigen in ihre Wohnungen gegangen waren, gerieten die beiden letzten in Streit, und der eine, ein armer Schneiderknecht, erhielt arge Prügel. Er begab ſich nach Felsberg in die Behandlung des „Balbierers", der in den kleinen Städten den Arzt erſetzen mußte. Obwohl gewarnt, kehrte er nach wenigen Tagen heim und nahm die Nadel wieder zur Hand. Da verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand. Er wurde zum Felsberger Bader zurückgebracht, ſtarb aber dort. Der Bruder des Verſtorbenen verglich ſich*) mit dem Oſtheimer, der ſo derb zugeſchlagen hatte; die Melſunger Beamten warfen dieſen jedoch als Totſchläger in den Kerker. Das Verhör geſtaltete ſich günſtig für den Verhafteten, und das ſchriftliche Gutachten des Felsberger Barbiers wuſch ihn dermaßen rein, daß er mutmaßlich mit einer gelinden Strafe davongekommen iſt.

Wie in dieſem Falle, ſo war öfters der Alkoholgenuß die Urſache zu den Verwundungen und Tötungen. Beim Zechen fiel (1602) ein lediger Geſell aus Melſungen um geringer Urſache willen über einen Körler Bauern her und entleibte ihn. Der Strafe entzog er ſich durch eilige Flucht. Der Leutnant, der (1601) einem Melſunger Bürger einen tödlichen Stich beibrachte, wird auch nicht nüchtern geweſen ſein.

Ein Mord von 1610 iſt aus anderm Grunde bemerkenswert. Ein Schäfer von Tabelshauſen (Dagobertshauſen) ward erſtochen aufgefunden. Erſt beſchuldigte man den eigenen Bruder des Entleibten der Tat, darauf aber lenkte ſich der Verdacht auf drei Bauern aus Nachbardörfern. Da die Leiche noch unbegraben war, erboten ſich die drei zu dem „Leibzeichen". Offenbar wollten ſie an die Bahre geführt werden; wenn die Wunden dann wieder zu bluten anfingen, ſo waren die drei Beſchuldigten als Täter entlarvt nach altem Aberglauben; im entgegengeſetzten Falle erklärte ſie die Stimme des Volkes für unſchuldig.

Wenige Wochen vor dieſem Ereigniſſe fand man auf dem Wege nach Elfershauſen ein totes ſechs- bis ſiebenjähriges Mägdlein, welchem Kopf und Arm vom Rumpfe getrennt waren. Es wird keine Andeutung gemacht, daß es ſich um einen Luſtmord handelte. Überhaupt waren geſchlechtliche Verbrechen und Vergehen um dieſe Zeit ſeltener als die Äuße-

*) d. h. er nahm von ihm eine Geldentſchädigung an.

rungen roher Armeskraft. Eine Ehescheidung und eine Deflorierung bieten mancherlei Merkwürdiges. Dabei drang man aber in die dunkelsten Geheimnisse des Frauenlebens ein, so daß ihre Mitteilung an dieser Stelle nicht möglich ist.

Zwei Wilddiebereien dagegen dürfen nicht übergangen werden. Im Februar 1564 erlegten Wagenfurter am Quiller den seltenen bunten Hirsch, den die Einsicht des Landgrafen und seiner Förster verschont hatte. Das Geweih verkauften sie für zwei Spitzgroschen nach Guxhagen. Die Strafe wäre mit Recht nicht gelinde ausgefallen, aber die drei Verdächtigen suchten das Weite. Eine andere kleine und lustigere Geschichte könnte man „Hasenfang" überschreiben. Der Wirt auf der Fahre wollte sein Gelüst nach einem Hasenbraten nicht bezähmen. So fing er denn einen Meister Lampe in den Zäunen der Stadt. Aber wehe! Die Beamten erhielten Wind von dem Vergehen und ließen sich den Hasen mit 20 Gulden bezahlen. Diese drakonische Strafe fiel dem Manne nicht wenig auf die Nerven, und er bat den Landgrafen um gnädigen Erlaß. Wilhelm IV. schrieb darauf an die Melsunger Beamten (1586): damit auch ein anderer lerne und wisse, daß er das landgräfliche Wildpret gehen lassen solle, so sei die Buße von 20 auf 30 Gulden zu erhöhen! In einer Nachschrift fügte er hinzu: „Wir bedenken, wenn er 30 Gulden für einen Hasen geben sollte, daß er dann [mit einer vertrauensvollen Bitte an den Landesfürsten] nicht wiederkäme. Darum sollst du ihm wohl 30 abfordern, aber nicht mehr als fünf abnehmen."

Den gleichen Humor zeigt eine Falschmünzergeschichte von 1529. Die Juden im Amte Melsungen und zu Beisefört standen im Verdacht, falsche Münzen auszugeben. Daher erhielt der Melsunger Landknecht Volkmann Wagner den geheimen Auftrag, nach den Schuldigen zu forschen. Der gute Volk, wie man seinen Namen abzukürzen liebte, gehörte zu den durstigen Seelen. Es hielt schwer, ihn aus dem Bierhause zu bringen. Zuweilen ließ er Schultheißen, Rentschreiber und Schöffen auf dem Rathause warten, bis ihn einer geradeswegs aus der Kneipe zur Gerichtssitzung holte. So mochte er auch reichlich geladen haben, als er einen Beiseförter Juden im Bierhause sah. Der Jude war weniger auf den Kopf gefallen als der Landknecht, und binnen kurzer Zeit hatte er ihm sein Falschmünzergeheimnis entlockt. Die Beamten waren außer sich, als sie den Hergang erfuhren, aber einen Falschmünzer fingen sie nun nicht mehr.

So dicht wohnt der Scherz beim bittersten Ernst im Leben!

Klein- und Großalmerode.*)

Ein geschichtlicher Vergleich von W. Killmer.

Die durch ihre Toninduſtrie bekannte Stadt Großalmerode liegt 14 Kilometer südwestsüdlich von Witzenhausen in einem Tale, das von der Werra ab zunächst direkt nach Süden, von der Vereinigung der beiden Gelsterquellbäche ab aber nach Westen streicht. Von jeher bestanden zwischen den genannten Städten nur geringe Beziehungen; der Verkehr von Großalmerode ging in der Regel westwärts nach Kassel.

Ganz anders stand's und steht's noch jetzt in dieser Hinsicht mit Kleinalmerode, das völlig im Werragebiete und unmittelbar an der hannoverschen Grenze liegt. Von Großalmerode trennen es Steinberg (583 m) und Bilstein (640 m); ein $9^1/_2$ Kilometer langer, beschwerlicher und steiler Weg verbindet zwar diese gleichnamigen Orte, er wird aber selten benutzt und war kaum jemals belebt. Das Dorf Kleinalmerode liegt nur 6 Kilometer westsüdwestlich von Witzenhausen; die Verbindungsstraße windet sich dort zwischen Rode- und Warteberg hindurch, um dann neben der schmalen Talsohle in ziemlich gerader Richtung fortzuziehen. Aller Verkehr im Dorfe wendete und wendet sich naturgemäß fast nur dem Werratale zu, teilweise ging er auch nach Nieste und weiter nach Kassel. Dort im Werratale wohnten auch die ersten weltlichen Herren, belehnt mit dem ursprünglich klösterlichen Orte, während Großalmerode von seiner Entstehung an stets dem Landgrafen in Kassel gehörte.

Der breite, Kühlestuhl genannte, 431 m hohe Bergrücken mit dem nordwärts dahinter liegenden, 388 m hohen Kalbskopf und, als Fortsetzung davon, ein Wachholderberg genannter, 413 m hoher Kamm, der östlich bis Ermschwerd (130 m) zieht, lagern sich als Schutzwand nördlich vor die nur östlich vom Dorfe offene Feldflur von Kleinalmerode. Ein 7 Kilometer langer Weg durch den Kühlestuhl und Kalbskopf führt nordwärts nach Ziegenberg (bei Hedemünden), dem Stammsitze des alten Geschlechts von Ziegenberg, dem die ganze Gegend mit Kleinalmerode gehörte. Die

*) Nach zerstreuten Angaben Landaus und zwei Urkunden im Staatsarchive.

Herrschaft Ziegenberg (und damit auch Kleinalmerode) war ein Lehen des Klosters in Fulda, also geistliches Gut. Schon 1275 haben die adligen Lehnsleute ihre Rechte auf Kleinalmerode dem Kloster Mariengarten a. d. Dramme, das 10½ Kilometer nordostnördlich von Gertenbach a. d. Werra, 18½ Kilometer von Kleinalmerode entfernt liegt, abgetreten und damit alles Ackerland westlich und nordwestlich vom Orte, auch den Wald im Westen usw. Daß das Dorf schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts bestand, erscheint also sicher. Ebenso bestimmt weiß man, daß seine Gründer Bewohner des elenden, längst verschwundenen Dorfes Hungershausen waren, das noch 1343 ganz in der Nähe vor dem Nonnenholze stand. Der Name sagt deutlich genug, warum man den unwirtlichen Ort im damals dichten Walde aufgab. Die Lebensnot peitschte die Uransiedler von der mühsam gewonnenen Scholle fort und trieb zu neuen Rodungen an. Nun ist's eine Tatsache, daß einige der ursprünglichen Familiennamen von Kleinalmerode (Vogeley, Bernhard, Kaufolt, Wentzel, Drebing) auch von jeher in Großalmerode zu finden waren, andere Leute von Kleinalmerode (z. B. Brübach, Noll, Schäfer, Huppach, Thiel, Sußebach, Kull) sind wahrscheinlich später in den größeren Ort gleichen Namens gezogen, der daneben auch charakteristische Stammnamen (Gundlach, Seitz, Kunckel, Deichmann, Töpfer usw.) zeigt, die man in den Nachbarorten nicht findet. Es scheint daher, daß die meisten Hungershäuser sich in dem klösterlich-adligen Orte Klein-, einige sich nachher in dem landgräflichen, später entstandenen Großalmerode ansiedelten, wo sie aber schon fernstehende Siedler vorfanden, was wohl bei der erstgenannten Neugründung nicht der Fall war. Da die heutige Tonstadt im Durchschnitt 350 m hoch liegt und ihre Feldflur bis 500 m emporsteigt, während Kleinalmerode wenig über 200 m hoch liegt und seine Flur unter einer Höhe von 350 m bleibt, da ferner die Stadt weit weltentlegener erscheint als das Dorf, ihr Klima rauher, ihr Boden weniger ertragreich, wohl aber bergiger und im engen Tale knapper, so irrt der Schluß nicht: der kleine Ort bestand früher als der große.

Die Kleinalmeroder blieben lange dem Kloster Mariengarten zinspflichtig und hörig, bis der Herzog von Braunschweig-Lüneburg nach der Reformation und Klostersäkularisation vieles von diesen Werralanden als Eigentum an sich nahm. Kleinalmerode wurde halb hessisch, halb braunschweigisch, d. h. die Hufenbesitzer hatten für den Landgrafen von Kassel persönliche Dienste im Schlosse Ludwigstein, auf der Domäne Wendershausen oder in Rückerode zu leisten, dem Herzog von Braunschweig aber den Zehnten zu geben. So stand's noch 1613. Und im hessisch-braunschweigischen Vertrage vom 16. Februar 1618 wurde dem Kloster Mariengarten Zins (Herbstbeede), Jagd- und Fischrecht, auch das Eigentum am Nonnenholze vorbehalten, während mehrere Zinsleute nach wie vor dem Kloster Wilhelmi in Witzenhausen verblieben, also hessisch.*) Anders lagen die Verhältnisse der Dorfkirche und der Pfarrei. Im Anfang vom vierzehnten Jahrhundert waren die Herren von Uslar auf den beiden Gleichen (25 Kilometer nordöstlich von Witzenhausen) Kirchenpatrone. 1303 schenkten sie dies Patronatsrecht dem Kloster des hl. Wilhelm von Malavalle, des Großen genannt, in Witzenhausen, das es behielt, ja 1518 mit Zustimmung Widdekinds von Uslar durch den Mainzer Erzbischof Eigentümer dieser Kirche ward, allerdings — infolge der Reformation — nur wenige Jahre. Seit 1303 hatte das Kloster bei einer Pfarrvakanz den Kandidaten dem Offiziale der Martinskirche in Heiligenstadt zu präsentieren. Das Dorf Kleinalmerode selbst — so scheint es — mag vom Kloster Mariengarten ganz oder zum Teil den Grafen von Gleichen zu Lehen gegeben worden oder, was noch wahrscheinlicher ist, von diesen durch Kauf oder Gewalt erworben worden sein, so daß es mit der ganzen Grafschaft 1451 dem hessischen Landgrafen Ludwig dem Friedsamen durch Kauf lehnsunterwürfig wurde, bis auf die braunschweigisch oder klösterlich gebliebenen Hufen der Einwohner. Der Herzog Otto I. von Braunschweig hatte ja das ganze Dorf schon einmal 1246 als Mündner Eigentum requiriert und beim Tode Heinrich Raspes von Thüringen auch ganz in Besitz genommen. Rechtmäßig wurde Otto 1302 Lehnsinhaber der Hälfte von Ziegenberg. Aber Landgraf Heinrich II., der Eiserne, erwarb 1328 diese ganze Herrschaft, um sie zunächst dem Herrn von Berlepsch zu verpfänden. Am 22. Juli 1434 hat später der Abt des Hochstifts Fulda, Johann von Merlau, den Landgrafen Ludwig zum Lehnsträger der fuldischen Besitzungen, also auch des Schlosses Ziegenberg, ernannt. Kleinalmerode kann nicht eingeschlossen gewesen sein; es verblieb halb dem Herzog von Braunschweig, halb den Grafen von Gleichen oder vielmehr den Klöstern Mariengarten und Wilhelmi, falls letzteres hier auch Grundbesitz hatte, was wahrscheinlich ist.

Wir haben es in diesem Orte also mit einer ursprünglich hörigen, in kirchlicher Beziehung vom Erzsprengel Heiligenstadt abhängigen Siedlerbevölkerung zu tun, während Großalmerode freie Siedler

*) Handb. der Landesverfassung und Rechte von Wittich.

mit eigenem Dorfgerichte zählte, die dem Landgrafen von Hessen Hufegeld gaben, auch Jagddienste verrichteten, aber frei von der „Besthauptthedigung" waren, nach Einrichtung der Schöpfengerichte außerhalb jedes Stuhls blieben, ihr eigenes Rügegericht vielmehr erhielten und zum Erzsprengel Fritzlar gehörten, freilich ohne vor 1592 eine Kirche zu haben. So scheint es wenigstens; der Landgraf war später hier Kirchenpatron, aber ein wesentlicher Teil der Pfarrdotation ist nachweisbar erst im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gerodet worden. Größer mag vor dem Jahre 1500 Kleinalmerode gewesen sein. In den ältesten hessischen Saalbüchern und Urkunden wird natürlich das ausländische Kleinalmerode gar nicht erwähnt. Auch das unbedeutende, längst verschwundene Almunderode bei Spangenberg, später eine Wüstung, wird urkundlich äußerst wenig erwähnt. Almunderode bezeichnet in Archivalien fast immer Großalmerode. Und weltliches Leben und Treiben, meistens die Szenen friedlichen Hirtenlebens, dann Bilder beginnenden Handwerklebens spielten sich vorwiegend hier ab, während dort, in Kleinalmerode, Klostergeist und -Leben, die Folgen ritterlicher Fehden, die Nachbarschaft schlimmer Raubritter allem Dasein ein anderes Gepräge gaben. Scharf tritt der Unterschied zwischen den gleichnamigen Rodeorten zur Zeit **Hermanns des Gelehrten** von Hessen (1377—1413) hervor, also zu einer Zeit, in der die Herren von Hanstein, die von Berge oder Bischofshausen usw. die Werralande bereits arg beunruhigten. Greifen wir zur Veranschaulichung der Tatsache das Jahr 1385 aus dem Leben des genannten Fürsten heraus.

Damals amtierte, — nein, herrschte als geistlicher Oberhirt über Hessen und Thüringen der **Erzbischof Adolf von Mainz** (1379 bis 1390), ein Nassauer. Dieser Kirchenfürst, der seiner hohen Geburt wegen schon in seinem achtzehnten Lebensjahre Nachfolger seines Onkels, des Erzbischofs Gerlach von Mainz werden sollte, es aber auch später (1381) — neu gewählt — nur durch Anwendung aller Gewalt, List und Rücksichtslosigkeit werden und sich gegen den Kaiser und gegen den Böhmenkönig Wenzel, gegen Hessen und Thüringen, gegen den Papst Urban VI. und vor allem gegen den Nebenbuhler Ludwig von Thüringen bloß durch Entschlossenheit und Waffengewalt in seiner hohen Würde behaupten konnte, war ein Muster diplomatischer Klugheit, aber auch von völliger Gewissenlosigkeit, ewiger Ränkesucht, Arglist und Brutalität. Er stand stets, wo das Glück am besten war und „biß um sich, wie ein Wolf", wie die Hessen von ihm sagten. Des kriegerischen Kirchenfürsten Weihbischof, d. h. eigentlicher Bischof in Religionssachen war der 1396 in Treysa gestorbene und dort in der Klosterkirche, heutigen Pfarrkirche begrabene Dominikanerpater, „durch die Gnade des apostolischen Stuhls Titularbischof von Scopia" (Uesküb in Albanien!), Bischof **Hermann von Wildungen.**

Nun, Adolf von Mainz stiftete seit 1381 mit Balthasar von Thüringen, Otto dem Quaden von Braunschweig, mit den hessischen Rittern von Baumbach, von der Malsburg, von Buchenau, von Eisenbach, von Padberg und andern, ebenso mit den Thüringer Herren von Gleichen (von Uslar), von Beichlingen, von Mansfeld, von Schwarzburg usw. einen Bund gegen den Landgrafen Hermann von Hessen, dem die Städte und einige treue Ritter allein beistanden.

Im Juni 1385 kam es zur blutigen Fehde. Die Feinde plünderten Hessen und belagerten den Landgrafen in Kassel. Hermann der Gelehrte mußte einen schlimmen Frieden schließen, über dessen Schlußbedingungen man sich später vergeblich zu einigen suchte. In diesem Frieden, in der „Sühne" mußte der Landgraf nicht nur die Plünderung seines Landes den Plünderern bezahlen, sondern dem Erzbischof auch versprechen, die geistlichen Sendgerichte ungekränkt zu lassen, ebenso die Einkünfte und Rechte der Pfaffheit zu Fritzlar und alle Untertanen des Erzstifts ungeschmälert zu lassen.

Natürlich hatten die Raubritter an der Werra die allgemeine Verwirrung während der Fehde recht benutzt; der kaufmännische Verkehr war dort unmöglich geworden und den Bauern wurde das Vieh fortgenommen. Es scheint dies auch in Kleinalmerode versucht worden zu sein, dabei haben die Ortsbewohner wahrscheinlich den kleinen mit einer Mauer umgebenen Kirchhof und zuletzt im Kampfe den Chor der Kirche als Verteidigungsort benutzt, damit aber nach der Kirchenlehre die heiligen Stätten durch Blut befleckt. Nach dem Frieden mußten und sollten sie entsühnt werden. Dazu kam am 19. Dezember 1385 der Weihbischof Hermann nach Witzenhausen und nach Kleinalmerode.

Eine eisige Decke, weiß wie die Kutte des Greises, der von Klosterbrüdern begleitet ins Dorf eintrat, lagerte auf der Erde und frostig sah die ganze Natur aus, erstarrt wie das Gesicht des Paters selbst. Dieser legte das Skapulier und die Bischofsabzeichen über sein Mönchsgewand und führte, den Krummstab in der Hand, die Wilhelmiten und den Ortspfarrer an der Spitze, den kleinen Zug der Dorfgläubigen über den Kirchhof und in die Kirche. Ehrfurchtsvoll schauten die Landleute auf den hohen Herrn mit dem Kreuze

auf der Brust, der für sie die Religion war und der nun „mit aller schuldigen und üblichen Feierlichkeit" im Namen Gottes die befleckten Stätten entsühnte, d. h. durch die übernatürliche Wirkung seiner Gebets- und Weiheformeln, sowie durch Ausführung der vorgeschriebenen Zeremonien Orte zu offiziellen Kultusstätten einsetzte, die vorher der Gottheit und den Menschen als unheilig galten, weil Menschliches hier passiert war. Um dann die neu geweihte Kirche wieder rasch und recht in Gebrauch zu bringen, erteilte der Weihbischof allen Gläubigen, die an den höchsten Festen, an den Tagen der Apostel, ihrer Patrone, und am Tage der Kirchweihe, d. i. am Sonntage nach der Kreuzerhöhung, nach reuiger Beichte betend und opfernd zur Kirche pilgern, auch beim Abendgeläute drei Ave Maria sagen und auf dem Kirchhofe für die Verstorbenen beten würden: 40 Tage und 1 Fasttag Ablaß. Nun konnten die Kleinalmeroder wieder Gottesdienst halten. Ihr Kirchlein ward eine Art Wallfahrtsort.

An demselben 19. Dezember 1385 schrieb Bischof Hermann diesen Ablaß in Witzenhausen noch auf ein Pergamentblatt und hing sein Siegel daran. Dies Aktenstück liegt im Marburger Archive, und so haben wir heute noch Kunde von dem Ereignisse. In Großalmerode kann sich dieses nicht abgespielt haben, weil keine Zeile irgend einer Urkunde vom Dasein einer Kirche, eines Pfarrers, von kirchlichem Leben vor 1592 in diesem Orte zeugt. Seine Bewohner bebauten bis etwa 1535 bloß 9½ Hufen (72 ha 76 a etwa oder 285 Acker), und dies waren meistens Huten, erlaubten daher nur Viehzucht. Da darf man annehmen, daß 1385 nur eine winzige Zahl von Hirten in dem dicht bewaldeten und abgelegenen oberen Gelstertale, im heutigen Großalmerode, wohnten. Als Grenzdorf zwischen dem Fritzlarer und dem Heiligenstädter Kirchensprengel liegend, bildete Großalmerode nach Nordosten hin das letzte Dorf des Landgrafen Hermann, das ihm seine Feinde nicht bestritten. Daraus erklärt es sich, daß er einen tapferen Mann als Herrn des Orts und alles landgräflichen Grundbesitzes hierhersetzen wollte, zugleich auch als Gerichtsherrn. Aus einer Urkunde vom Jahre 1398 wissen wir, daß der Sohn des mit diesem Dorfe Beschenkten wieder darauf verzichtet hat. So blieb das landgräfliche Großalmerode beim Amte Kassel und noch lange ein kleines Hirtendorf.

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann.

Immer noch saß der Winter am Webstuhl und warf sausend die stahlblanke Spule. Auf Dach und Turm, an jedem Mauerrande vergessener Winkel schimmerten reich die vollen Falten seines Prachtgewandes.

Allerlei drollige Gestalten schienen unter Bausch und Bogen zu schlummern, des Weckers wartend. Kichernd schlichen die Morgenstrahlen von der schwarzen Mauer des fernen Waldes hernieder, neckten und narrten die erstarrten Schläfer und rollten Rubinen und Diamanten über die weiße Bahn bis zu den Toren des stillen Städtleins Spangenberg.

Am Markt vor einem hohen Hause machten sie Halt und glitten spielend über die stattlichen Steine, die verschlafenen Bären gleich vor der breiten Treppe träumten. Auf die glänzenden Ketten, die einen an den anderen fesselten, setzte sich ungemerkt der Morgenwind und schaukelte, bis jedes Glied das kristallene Geschenk der Nacht verloren hatte.

Der geschwätzige Lindenbaum versuchte mit dem kecken Gesellen anzubinden. Von Lenz und Rosenzeit raunte er. Der Morgenwind lachte laut und nannte ihn einen Schwärmer. Davon erwachte der graue Giebel, gähnte und reckte sich aus seiner Ruh. Als das der Morgenwind sah, sprang er davon, denn er mochte den Alten nicht leiden.

Jetzt lüfteten die Nachbargiebel ihre Schlafmützen. „Guten Morgen, guten Morgen" ging es herüber und hinüber. Ein wunderlich Wispern und Flüstern erfüllte die Gassen. Von Frühlingsnähe fiel ein Wort. Die Tauben mochten es vernommen haben, sie flatterten von First zu First und schnäbelten sich.

In der Dachrinne hockte gemeines Spatzenvolk, das lugte unter schrillem Gezeter und Gezänk nach dem Erkerfenster. Denn dahinter wohnte die Tröstерin ihres Winterleides.

Jetzt faßte der junge Tag mit seinen lichtdurchfluteten Fingern in das Schnitzwerk des braunen Gebälkes und stellte sich mit den Spatzen auf die Lauer.

Da regte es sich hinter Veigel und Myrten. Eine feine, weiße Hand tauchte empor, nestelte in dem Blattwerk und wischte die Scheiben.

Nun sah der Tag in das morgenschöne, trauliche Gemach: Jungfer Else, des Bürgermeisters einzig Töchterlein, prüfte wohlgefällig den Ledergürtel mit der Silberspange, den die selige Mutter schon getragen, und strich die Falten ihres grünlichen Gewandes.

Aus dem Erker hinab vor den Spiegel huschend, fuhr sie flink über Haar und Wangen. Errötend wandte sie sich plötzlich ab, daß die blonden Zöpfe tanzten. Noch ein verstohlener, zürnender Blick rückwärts, den aber sogleich ein Lächeln verschlang, da stand sie auch schon wieder im Erker und hielt in zitternden Fingern eine zarte Rosenknospe, die der Winter gebracht. Ein heimlich Bangen erfüllte sie, wie sie sich niederbeugend lispelte: „Du sollst ihn grüßen.“ — So hielt sie mit der Rose scharfe Wacht durch die Scheiben.

Die hungrigen Spatzen bettelten umsonst, und der Teller voller Brosamen harrte seiner Bestimmung vergeblich.

Der Marktplatz lag noch unbetreten. Ein herrliches Tafeltuch hatte die Nacht darüber gebreitet, als führe der Morgen einen Fürsten zum Frühmahle herbei.

Da kam es um die Ecke. Ach — eitel Täuschung. Ein Metzebacher Bauer stapfte durch den Schnee. Jung Else wünschte ihn ins Pfefferland.

Vom Kirchturme schlug es acht. Der stand da wie ein richtiger Rittersmann. Sein graues Helmvisier schien er schmunzelnd zu lüften: Ein Stündlein noch, gedulde dich nur, dann ist er bei dir. So summte und sagte der Glockenhall.

Und Jung Else harrte. Und die Spatzen hockten dicht vor den Scheiben, und das Röslein bebte.

Da, horch! Wohlbekanntes Gebell. Das Fenster flog auf. Aus der nächsten Gasse sprang Flocke sein Hund. Wie er wedelte und sich kugelte im stäubenden Schnee! Jetzt hüpfte er herzu, um im nächsten Augenblick frohlockende Umkehr zu halten, als käme hinterher das Glück. Dumpfes Rollen schwoll heran. Nun kam es um die Ecke. Ein neues Faß. Volltönend nahte es in raschem Laufe. Eines Burschen gebückte Gestalt wälzte es vor sich her, und Flocke schlug die Musik dazu. Da — ein kühner Griff, ein rascher Schwung — und auf dem Kopfe stand es gerade unter dem Erkerfenster.

Ehe noch der Bursch Atem schöpfen konnte, fiel eine Rose auf seine rauhe Hand. Überrascht sah er dankend empor, hob den Hut und barg eilig den Liebesgruß im Schurzfell.

Der alten Linde kam das Lachen. Vor Freude streute sie helle Flocken in des Burschen braun Gelock. Auf einmal war auch der Morgenwind wieder da und entfachte jubelnd des Jünglings Wangenglut. Der reckte seines Armes strotzende Stärke und stützte sich in stolzer Ruhe auf seiner Hände Werk.

Da knarrte die Haustür. Von hoher Treppe stieg der Bürgermeister mit schweren Schritten. Vielbauschig Gewand aus braunem Tuch, das beste, was Melsungens Webstühle gewirkt, trug er auf seinem wohlgepflegten Leibe. Die perlengezierte Samtmütze ließ von der Fülle der Silberlocken einen vollen Kranz sehen und saß noch ein wenig steif. Denn am letzten Geburtstage hatte ihn seines Kindes Fürsorge damit bedacht. Vorsichtig, beinahe ängstlich — denn das Zipperlein meldete sich bereits in den Gliedern — kam der Bürgermeister herab.

„Das hat aber lange gedauert, Kuno!“

Der Bursch grüßte: „Was lange währt, wird gut, Herr Bürgermeister. Soll Gutes geraten, muß man schon Geduld haben.“

Der Bürgermeister beschaute das Faß, und ein Lächeln erhellte sein mürrisches Gesicht.

„Gut Ding will Zeit und Müh, da hast Du recht. — Ein wacker Werk, Kuno, ich muß es Dir gestehn. — Das Stadtwappen vom Weinlaubkranz umrankt und darunter den Bacchuskopf — nie sah ich solch artig Zierat. — Komm, Kuno, darauf müssen wir eins trinken. Der Christian mag das Faß in den Keller bringen.“ Der Bürgermeister schlug ihm vertraulich auf die Schulter und ging.

Kuno zauderte noch einen Augenblick. Zum Fenster des Erkers flogen seine Augen. Ein Nicken, ein Lächeln. Gruß um Gruß war verstanden.

Verwundert fuhr der Bürgermeister in der Tür herum. Da eilte Kuno nach. Ein strahlender Blick folgte ihm.

Auf dem Fensterbrett aber hielten nun jubelnde Gäste ihr lecker Morgenmahl.

* * *

Die große Stube lag voll Sonnenglanz. Der wob seine tanzenden Kringel in die üppigen Efeugirlanden, die winterentronnenen Lenzgrüße.

Ein runder schwerer Tisch stand wie ein Ahne stolz vor dem lederbezogenen Lotterbett, das zum Weilen lud. Rings die Wände deckten hohe Schränke und braun Gestühle.

Aus traulicher Nische am blumenumhegten Fenster, dem Tor der Morgensonne, klangen eines Stieglitzes erste lenzahnende Weisen.

„Willkommen auch“, rief der Bürgermeister und rieb sich behaglich die Hände.

Verwundert tauchte Base Traut aus der Nische, die seit ihrer Schwester allzufrühem Tode im Hause Sinnings als weise Herrin gebot. Sie ließ die Nadel ruhen. Wohlgefällig maß sie den jungen Mann. Der grüßte verlegen.

Ein eigen Erinnern entrang sich ihrer Seele. Längst vergessene Klänge lagen ihr im Ohre.

Ganz sein Vater — flog's ihr durch den Sinn. Der hatte, als sie jung war, ihr Herz besessen. Aber die falsche Fremde führte ihm eine andere zu. So begrub sie ihre Treue in tiefstem Herzensgrund. Doch nicht gar lange, da gönnte ihr der Himmel,

auf sein frühes Grab ein Blümlein zu pflanzen. Sie war aufgestanden und drückte Kuno herzlich die Hand, ihn an den Tisch nötigend.

„Nun hurtig ein Frühstück, Traut, und einen Krug vom Alten!" Der Bürgermeister sprach's und ließ sich neben seinem Gaste nieder.

Sie redeten von dem schlimmen Winter und der ewigen Wassernot des Städtleins, wobei der Bürgermeister nicht vergaß, mit wichtiger Miene die schwere Bürde seines Amtes hervorzuheben. Auch Kunos Vater wurde erwähnt, und der Bürgermeister konnte es nicht unterlassen, dem Sohne zu sagen, daß der Verstorbene sein Widersacher gewesen. „Aber", schloß er seine Lobrede, „sage mir einen, der diesen Posten besser ausfüllt als ich!"

Verwundert lauschte Kuno den stolzen Worten und wagte bescheiden zu erwidern: „Ich habe meinen Vater kaum gekannt. Doch erzählte mir meine Mutter, die ganze Stadt habe geweint, wie sie ihn hinausgetragen."

Eben war die Base in die Tür getreten. Sie nickte Kuno freundlich zu und deckte den Tisch. Dabei fuhr sie verstohlen über ihre Augen.

Handhoher Schinken und braunes Brot lagen da und lockten die Männer zum Imbiß. Aus schwerer Zinnkanne gluckste es in die vielgebrauchten Becher.

„Iß und trink und lang' zu", ermunterte die Base und nahm ihre Arbeit wieder auf.

Sie hatten beide dem Frühstück alle Ehre angetan. Da begann der Bürgermeister: „Sag mal, Kuno, sahest Du Dich denn noch nicht nach einem Mädchen um? Allgemach wird's Zeit für Dich. Deine Mutter ist auch nicht mehr jung. — Brauchst mir nicht gleich rot zu werden!"

Kuno glaubte, seiner Zukunft Vorhang öffne sich ihm, und ein liebliches Lied schalle ihm entgegen. Jetzt ist's Zeit, zu werben, riet sein Herz. Doch ein Blick in die stolzen Augen dieses Mannes schlug den vorwitzigen Gedanken nieder. Verlegen erwiderte er, auf seinen Teller schauend: „Ich habe noch nichts versäumt."

Vertraulich neigte sich der Bürgermeister zu seinem Gaste: „Beim Freien geht's nicht immer nach Wunsch. Dir wäre ich gern behilflich, sonderlich im Augenblick. Denn ich bin jetzt sozusagen bei der Sache. Dir darf ich's verraten: Amtmanns Franz bewirbt sich um mein Töchterlein."

Die Base schaute verwundert von ihrer Arbeit auf.

Kuno erbleichte. Die Kehle wollte sich ihm zuschnüren. Vergebens zwang er sich zur Ruhe und Arglosigkeit. Verwirrt tastete er im Schurzfell. Da fiel unversehens die Rose heraus.

„Hahaha," lachte der Bürgermeister, „da haben wir's ja! So verrät sich heimliche Liebschaft."

Kuno bückte sich. In dem Augenblick trat Else zur Tür herein. Nun stand auch Kuno wieder hoch aufgerichtet da. Mit stummen Blicken grüßten sich die Liebenden.

Scheinbar gleichgültig wandte sich der Bursch seinem Becher zu: „Auf das Glück Eurer Tochter!" rief er und seine Stimme bebte.

„Zum Wohle auch Dir" setzte der Alte unter träumendem Nicken hinzu. Seine Hände ruhten gefaltet auf dem Tische. Seine Augen weideten sich an der lieblichen Gestalt seines Kindes. Seine Gedanken waren fern. —

Schon hielt Kuno die Tür in der Hand, als der Bürgermeister auffuhr: „Halt, der Preis!" Und neckend fügte er hinzu: „Zum Freien braucht's Geld! Ich komme doch auf die Hochzeit?"

Else war zur Base getreten, die sich erhoben hatte.

„Ich halte Euch beim Wort", gab Kuno zurück. „Mit dem Gelde, das eilt nicht. Wir werden schon einig. Für heute Gott befohlen!" Hinaus war er. —

„Ein prächtiger Geselle, der Kuno. Wer ihn sich fängt, wird nimmermehr betrogen. Man merkt ihm nicht an, daß sein Vorfahr in Bergheim die Schweine gehütet. Zu benehmen weiß er sich, wie einer aus besserem Geblüt."

Der Bürgermeister sprach's und ging dabei auf und ab. Am Tische angelangt, schenkte er sich ein und tat einen guten Trunk. Die Hände auf dem Rücken, trat er vor die Nische, drin Else neben der Base Platz genommen. Prüfenden Blickes betrachtete er die Gruppe und fing an: „Der Amtmann wünscht, daß sich sein Sohn vermähle. Der Franz ist ein vornehmer Mann, hat hoch studiert und ist reicher Leute Kind. Sein Vater gilt unserem alten Landgrafen viel. Da kann's dem Sohn nicht fehlen. Rasch wird der auf der Leiter steigen, die zu Amt und Ehren führt, und sein Weib — steigt mit. Das wäre ein Mann für Dich, Kind. Was sagst Du dazu?"

Else lachte laut. „Ach, Vater, sprich mir nicht von Freien." Schelmisch sah sie ihn an: „Willst mich wohl gerne missen? Wer soll Dir in der Dämmerstunde des Winterabends die Grillen mit Singen verjagen und die Zeit verplaudern, wenn das Zipperlein sich einstellt? Wer soll Dir des Städtleins Neuigkeiten herzutragen?"

Einen Augenblick strahlte des Vaters Gesicht in Seligkeit. Er neigte sich zu seinem Kinde und tätschelte zärtlich seine Wange. „Könnte ich Dich nur bis an mein Ende als trautesten Genossen um mich behalten, um in Deinen frohen Augen Trost und Mut fürs Alter zu trinken. Doch geht's nicht an. Es ist der Väter Los, mit harten Händen

den eigenen Frieden zu zerstören, daraus des Kindes Glück zu bauen. Weh tut's, doch was hilft's? Das Recht der Jugend schreitet über die Wünsche des Alters hinweg." Er drückte einen Kuß auf seines Kindes Stirn.

Da faltete Base Traut, die bis dahin Ruhe und Gleichmut geheuchelt, ihre Hände über dem Linnen und nahm das Wort: „Kam durch Schwatzen je eine Blume zum Blühen? Und wer gar mit den Händen nachhelfen wollte, würde er nicht eitel Schaden anrichten?" Dabei schaute die Base den Bürgermeister scharf an.

„Was soll das sagen, ich verstehe nicht."

„Mich dünkt, Du ließest Deine Hand aus dem Spiel. Was der Himmel werden und wachsen heißt, findet von selber seinen Weg und seine Zeit."

„Ei, was Du weißt! Wohl will ich mit meiner Else reden, wenn ihr Glück vor der Tür harrt."

„Das Glück braucht keinen Pförtner. Ich meine, wenn der Rechte käme, das sollte Else Dir sagen. Oder fürchtest Du, Sinnings Tochter könnte sich wegwerfen an den unwürdigen Mann?"

Elses dankbarer Blick grüßte die Base.

„Du sprichst, wie Du's verstehst, und folgst der weichen Stimme Deines Weiberherzens. Der Mann allein kann's wagen, am Tor der Zukunft zu pochen, daß sich's ihm öffne. Mich zwingt die Pflicht, mein Kind dem Glück entgegenzuführen. Die Klugheit gab mir's ein — und ich täuschte mich nie —, Franz ist für Else der rechte Mann."

Eine Antwort schien er nicht zu erwarten, denn er kehrte um und spazierte lebhafter durch die Stube.

Jung Else strich wiederholt die Naht entlang, zwinkerte die Base mit den Augen an und begann: „Gern will ich's glauben, Vater, der Franz ist brav und reich und klug. Doch glaube ich auch dies: er ist zu klug für mich. Und dann siehst Du, Vater, wen der freit, der muß ihm in die Fremde folgen."

Der Bürgermeister fuhr herum: „Sei nicht so töricht, Kind. Ist Kassel Dir die Fremde?"

„Ich möchte um alle Welt nicht fort von hier. Wo könnte es auch schöner sein als im lieben, alten Spangenberg!"

Die Base nickte: „Das mein' ich auch."

„Herrgott," stöhnte der Bürgermeister, „was hat man seine Not! Ihr sahet noch nichts anderes, darum redet Ihr so. Kind, brauch doch Verstand! Wonach alle anderen mit beiden Händen greifen würden, das wolltest Du ausschlagen?"

„Was ist er denn, Vater? Des Landgrafen Schreiber ist nie sein eigener Herr. Er strebt nach Amt und Würden, so ist er sich selber nie genug. Wie kann der anderen etwas sein? Wer mich begehrt, soll etwas sein, nicht etwas werden."

„Hör' einer an! Woher kam Dir die Rede? Gern seh ich stolz Dich, doch irrst Du, wenn Du meinst, der Franz sei nichts. Ist Dir der nichts, den ein Fürst zu seinem Vertrauten berief?"

„Durch hoher Leute Gunst etwas werden, scheint mir nichts Sonderliches. Ein Spangenberger Bürger gilt mir mehr."

„Recht hat sie", fiel kräftig die Base ein. „Unser Kind kann daheim das Seine finden. Willst Du es drängen, daß es fremd sich mache? Seine Mutter würde sich im Grabe herumdrehen."

Immer finsterer wurde des Bürgermeisters Stirn. Immer wütender blitzten seine Augen. Immer rascher eilten seine Schritte. Endlich machte er am Tische Halt. Mit wuchtiger Faust schlug er auf, daß die Stube zitterte. Der Stieglitz brach mitten im Gezwitscher ab und duckte sich in des Käfigs Ecke. Die beiden Frauen fuhren in die Höhe.

„Abgekartet! Unter einer Decke spielt Ihr, ich kenne das. Aber ich lasse mir meine Pläne nicht stören. Der Amtmann weiß sie längst, und — ich gab mein Wort."

Else sprang auf: „Du wolltest, Vater —?" Aber sie kam nicht zu Worte. Wieder donnerte die Faust auf den Tisch: „Keinen Ton weiter! Ich lasse mir nicht auf dem Kopfe herumtanzen. Ich weiß, was ich will. Und das geschieht. Damit basta: Seit gestern ist Franz zu kurzem Besuch hier. Heute noch wird er erscheinen. Ich hoffe, daß Du ihm artig begegnest!" Zornigen Sinnes verließ der erregte Mann die Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Geschichtsverein. In einer am 20. Juli nach dem Lesesaal der Landesbibliothek einberufenen außerordentlichen Generalversammlung des Geschichtsvereins zu Kassel schlug nach einem Referat des Vorsitzenden, General Eisentraut, über die vorzunehmende Wahl des Vorstandes für den Gesamtverein Dr. Lange vor, auf der am 10. August in Melsungen stattfindenden Mitgliederversammlung die Wiederwahl des jetzigen Vorstandes zu befürworten. Dieser Vorschlag wurde zum Beschluß erhoben, worauf die anwesenden Vorstandsmitglieder sich zur Annahme einer etwaigen Wiederwahl bereit erklärten. — In der zur Wahl eines Konservators einberufenen Generalversammlung des

Hessischen Geschichtsvereins in Marburg vom 24. Juli wurde, nachdem Professor Bauer dieses Amt abgelehnt hatte, unter dem Vorsitz des Generalleutnants Beß der Kunstmaler Heinrich Giebel zum Konservator gewählt.

Universitätsnachrichten. Unser hessischer Landsmann, der weithin bekannte Germanist Professor Dr. Edward Schröder, der seit einigen Jahren einen Lehrstuhl an der Universität Göttingen inne hat, wurde zum Prorektor dieser Universität gewählt. — Zum neuen Rektor der Universität Marburg wurde für das Amtsjahr 1906/07 an Stelle des bisherigen Rektors Professor Andrée der ordentliche Professor der Archäologie Ludwig von Sybel gewählt. — Als Nachfolger Professor Aschoffs, der nach Freiburg i Br. geht, ist der Direktor des pathologisch-anatomischen Senckenbergischen Instituts in Frankfurt a. M., Dr. med. E. Albrecht, nach Marburg berufen worden. — Der bisherige außerordentliche Professor D. Dr. Friedrich Wiegand zu Marburg ist zum ordentlichen Professor in der theologischen Fakultät der Universität zu Greifswald ernannt worden. — Geh. Regierungsrat Professor Dr. Theobald Fischer ist von der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Rom zum auswärtigen Mitglied gewählt und außerdem von der Geographischen Gesellschaft in Marseille zum Ehrenmitglied ernannt worden.

Die älteste der beiden Marburger Landsmannschaften, die Hasso-Borussia, feierte am 31. Juli ihr 50jähriges Stiftungsfest.

---

60. Geburtstag. Am 23. Juli beging Steuerinspektor a. D., Landmesser Hugo Frederking, der seit Gründung des „Hessenland" zu dessen Mitarbeitern zählt, seinen 60. Geburtstag. Frederkings Hauptwerk ist der jetzt im Buchhandel leider vergriffene dreibändige Roman „Stromschnellen" (1889). Auf dem Gebiet der epischen Verserzählung bearbeitete er 1889 die nordische Sage von „Wikingers Ende" und bereits 1885 im „Born der Liebe" die in Spangenberg lokalisierte althessische Liebenbachsage. In einer „Der Wahrheit die Ehre" betitelten Schrift setzte er sich mit dem „Soldatenhandel in Hessen" auseinander.

Spangenberg. Über einen Besuch Spangenbergs teilt uns Hugo Frederking folgendes mit: Wir begaben uns vom Bahnhof aus unter aufmerksamer Besichtigung alter Holzbauten auf den Markt. Nicht Fachmann genug, um über diese Bauten klug zu reden, will ich dies andern überlassen, nur möchte ich den Touristen darauf hinweisen, daß hier manches höchst Interessante und Malerische in diesem Betracht, namentlich an gotischen Holzbauten, zu sehen ist. Insbesondere ist da zwischen Rathaus und Salzmanns Haus an der östlichen Marktseite ein altes, einfaches Wohnhaus mit mächtigem Giebel, an dem man nicht allein, wie an vielen andern, die Spuren der ehemals spitzbogigen Haustür deutlich verfolgen kann, sondern in dem namentlich die einfache und höchst sinnreiche Strebenkonstruktion im Dachboden zu beachten ist, die ihren Zweck so völlig erfüllte, daß die alten mächtigen Giebel durch Jahrhunderte hindurch noch heute völlig lotrecht stehen, während sonst an den alten interessanten Bauten nicht viel rechte Winkel mehr zu finden sind. Dies Haus wird noch interessanter durch den Umstand, daß es bereits weit über 100 Jahre in den Händen einer alten Weberfamilie ist. Der jetzige Eigentümer ist einer von den beiden letzten Handwebern Spangenbergs. Natürlich wurde auch der schönen Stiftung des Herrn Heinrich Salzmann die vollste Aufmerksamkeit gewidmet, dem „Liebenbachbrunnen", oder wie ihn meine Dichtung nennt, dem „Born der Liebe". Der Eindruck der völligen, wie der beginnenden Todesermattung in der weiblichen bzw. der männlichen Figur ist rührend zum Ausdruck gebracht, das Zeitkostüm völlig zweifelsohne. Darauf wanderten wir den Bromsberg hinauf. Mit Hülfe meines Höhenbarometers und der generalstäblichen Höhenangabe des Pfieffebaches von 218 m über Meer ermittelte ich die Höhe des Bromsberges auf etwa 373 m, das ist ein Höhenunterschied an Ort und Stelle von etwa 155 m. Begreiflich, daß man von dieser Erhebung eine weite Aussicht haben muß. Zwar schaut man nicht über die benachbarten Berge hin, aber doch in nicht weniger als vier verschiedene Wiesentäler, die reizend zwischen Wälder und Berge eingebettet, von erlenbesäumten Bächen durchschlängelt vor dem Beschauer liegen und in denen man mehrere Ortschaften erblickt. Das Schönste natürlich bleibt der erhabene Blick auf Stadt und Burg Spangenberg, und niemand wird die geringe Mühe bereuen, den höheren Standort aufgesucht zu haben. Den Frühschoppen tranken wir auf einem reizenden Plätzchen an und auf den Mauern des ehemaligen Karmeliterklosters, von welchem noch recht stattliche Reste verblieben sind und woselbst ein behagliches Wirtsgärtchen einladend winkt. Nach dem Mittagsmahle stiegen wir zur Burg hinauf, nahmen von der Lärmkanonenbastion unter der großen Linde aus das wonnige Landschaftsbild in uns auf und gingen darauf an unser beabsichtigtes Hauptgeschäft, die Messung der Brunnentiefe, denn die unbestimmten Angaben nach Klaftern und Schuhen erschienen uns um so unsicherer, als heutzutage niemand mehr recht gewandt im Umrechnen dieser vorweltlichen

Maße zu sein pflegt. Mit Hülfe des Höhenbarometers und der Pfieffehöhenzahl stellte ich die Lage des Burghofs auf etwa 303 m fest, also 70 m niedriger als die Höhe des Bromsberges. Vom Lichtloch im Burghofe bis auf den Brunnenmundrand (ohne Rampe) sind 4 m, bis auf den Wasserspiegel des Brunnens 95 m und bis auf den Grund des Brunnens 99 m Tiefe. Diese 99 m von der Meereshöhe des Burghofs von 303 m abgesetzt, ergibt die Meereshöhe des Brunnengrundes mit etwa 204 m. Das Pfieffewasser fließt aber 218 m über Meer, folglich liegt der Brunnengrund der Burg Spangenberg etwa 218 — 204 = 14 m tiefer als der Wasserspiegel der umgebenden Bäche Pfieffe und Esse, der Wasserspiegel des Brunnens aber noch immer volle 10 m tiefer als die Bachwässer. In dem Brunnen ist ein Wasserkörper von 4 m Höhe und es ist von Natur ein gutes, trinkbares Wasser. Jetzt freilich hat es keinen Wert mehr, denn eine unangebrachte Sparsamkeit verhinderte seinerzeit die Erneuerung des defekt gewordenen Seiles; dann wurde die Ernährung der Tretesel vom Etat abgesetzt, und als sich endlich gar die Reparaturbedürftigkeit der Welle herausgestellt hatte, da verfügte man gleich den Abbruch des ganzen Tretrades. Damit war die Unmöglichkeit verfügt, den Brunnen zu benutzen. So hat also die Sparsamkeit zerstörend über der interessanten Anlage gewaltet. Seitdem läßt der Kastellan bei Führung der Gäste zuerst aus einem Töpfchen einige Tropfen abgestandenen Trogwassers herabfallen. Es dauert ziemlich genau 10 Sekunden, bevor das Geräusch des aufschlagenden Wassers über dem Brunnenmunde hörbar wird. Dann wird petroleumgetränktes Zeitungspapier brennend hinabgeworfen und beleuchtet dem Beschauer den in der Grundform viereckigen, von einragendem Gestein aber etwas unregelmäßig gestalteten tiefen Brunnenschacht, der ohne irgend welche Mauerung einfach in den Kalkfels abgeteuft ist. Nach der Sage ist dies die Strafarbeit gefangener Wilddiebe gewesen, die in Otto des Schützen Jagdgründen sträflich gehauft hatten. Nach dieser höchst wichtigen Vermessungsarbeit wurden die stellenweise bloßgelegten Wandmalereien in einigen Sälen besichtigt. Einiges davon, wie z. B. ein Amorettenfries, ist sehr beachtenswert, anderes wieder, wie der Kopfstandritt Ottos des Schützen, ist sehr dürftig in der Ausführung. Immerhin wäre es wichtig, die Malereien bloßzulegen, die weitere unbefugte Abklopferei strengstens zu verbieten und je nach Wert die Erneuerung der Gemälde zu verfügen. Man hofft ja allgemein, daß, nachdem die Provinz die Burg vom Staate übernommen hat, Einiges für deren Erhaltung und Ausschmückung getan werden wird. Vorläufig sind mal zuerst die alten Eisenöfen mit Kachelaufsätzen wieder von Marburg herbeigeschafft, und man ist im Begriff, diese aufzustellen. Sie sind reich mit Bildereien verziert. Die Aufstellung geht zwar langsam, aber es ist doch ein Anfang. Die Auffrischungskosten an der Burg würden sich durch einige Pfennige Eintrittsgeld für die Hauptsäle leicht verzinsen lassen, denn sie werden den Fremden nicht abhalten, einen Ort zu besuchen, der einen so ganz eigenartig intimen Reiz hat, wie gerade die Burg Spangenberg. Ich habe diesen Eindruck immer darauf geschoben, daß der Blick des Beschauers der Landschaft durch den Rahmen der umgebenden, meist herrlich bewaldeten größeren Höhen, die jede große Fernsicht verhindern, gezwungen wird, sich zu konzentrieren und mit dem Naheliegenden zu begnügen. Das stimmt auch das Gemüt auf bescheidenere Töne, und man findet die intimen Reize, an denen der ungehemmte Blick sonst achtlos vorüberschweift. Daß diese intimen Reize erhöht würden, wenn man aus anmutig geschmückten Räumen heraus die lieblichen Landschaftsbilder beschauen könnte, unterliegt keinem Zweifel. — Zum Schluß noch ein bei einem Frühlingsbesuche verfaßtes kleines Gedicht:

Spangenberg.

Im Maiengrün und blütengeschmückt
Hab' ich dich wiedergesehn,
Und alles, was einst mich an dir entzückt,
Fühlte neu ich in mir erstehn!

Die Kirche besucht' ich, in der mir einmal
Die Gemeinde Willkommen bot,
Als mit andern ich heimkam aus Kriegesqual,
Die so manchem brachte den Tod.

Dann eilt' ich zum Städtchen hinaus und hinan
Zu der Burg, mir so lieb und vertraut,
Dort barg ich mich einsam im alten Altan,
Von dem man das Nest überschaut.

Hier hab' ich geträumt einst und Schlösser getürmt
Aus schimmerndem Sonnengold
Und eitel Luft, — doch hinweggestürmt
Hat das Leben die Träume so hold.

Hier hat mich die Muse dereinst geküßt
Und erwecket zu minnigem Sang,
Der mir und den Meinen manch Stündchen versüßt,
Bis er endlich müde verklang!

Doch einem der Söhne der trauten Stadt
Gab er den Gedanken ein,
Den ein Bildner geschickt verwirklicht hat
In Bronzeguß und Stein:

Ein Denkmal der Treue bis in den Tod
Und der Treue um jeden Preis!
Die Sterbenden dort eine Glorie umloht,
Von der heute die Welt nichts mehr weiß!

Die Treue von heut langt von früh durch die Nacht,
Und am anderen Tag ist sie hin!
O plätschre, du Born der Liebe, halt' Wacht!
Stähl' dem Volke zur Treue den Sinn.

Gedenkfeier. Am 14. Juli fand zu Aschaffenburg die 40jährige Gedenkfeier zur Erinnerung an das Gefecht bei Aschaffenburg statt, an dem bekanntlich das jetzige 2. kurhess. Husarenregiment teilnahm und in dem 17 wackere Husaren fielen oder verwundet wurden; auch Rittmeister v. Baumbach starb am 17. Juli zu Babenhausen an der in dem Aschaffenburger Gefecht erhaltenen Verwundung. Besonders eindrucksvoll gestaltete sich die Gedenkfeier am Massengrab der am 14. Juli gefallenen preußischen, hessischen, kurhessischen und österreichischen Soldaten, auf dem u. a. auch zur Ehrung der hier ruhenden kurhessischen Husaren-Unteroffiziere Stamm, Graßkopf und Stück Kränze mit den kurhessischen Farben niedergelegt wurden.

Volksliedersammlung. Im Kreise Biedenkopf werden zurzeit auf Anregung des dortigen Landrats mit Hilfe der Lehrer die Volkslieder des Kreises gesammelt, um demnächst bearbeitet und herausgegeben zu werden. Bis jetzt sind von verschiedenen Seiten etwa 270 Lieder eingegangen.

Todesfälle. Nach viermonatlicher schwerer Krankheit starb am 17. Juli Dr. theol. Adalbertus, Bischof zu Fulda. Wir werden dem Verblichenen in der nächsten Nummer einen längeren Nekrolog widmen.

Ein geborener Kasselaner ist in dem am 27. Juli zu Erfurt verstorbenen Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Dr. Ludwig Stacke dahingegangen. Seine in mehreren Auflagen erschienenen „Erzählungen aus der Geschichte", besonders die aus der griechischen und römischen, waren auch auf den hiesigen Gymnasien in Gebrauch. Sein hervorragendstes Werk war die in zwei Bänden erschienene reich illustrierte „Deutsche Geschichte" (4. Auflage 1888; Volksausgabe 7. Auflage 1896). Von seinen sonstigen historischen Schriften seien noch erwähnt: „Geschichte der französischen Revolution"; „Abriß der Geschichte der Preußischen Monarchie"; „Hilfsbuch für den Unterricht in der Geschichte" in drei Teilen. Stacke, der in den sechziger Jahren Gymnasiallehrer in Rinteln und Fulda war, war am 28. Mai 1817 zu Kassel geboren, starb also im 90. Lebensjahre.

Hessische Bücherschau.

Romanische Bauwerke in Niederhessen. Mit 24 Zeichnungen von Ernst Happel, Ingenieur. Kassel (Verlag von E. Vietor, Hofbuchhandlung) 1906.

Angesichts der sehr spärlichen Literatur über die Verwendung des romanischen Stiles in Niederhessen muß diese neue Gabe des durch seine Werke über die hessischen Burgen rühmlichst bekannten Verfassers freudig begrüßt werden. Der Wert dieser Happelschen Bücher liegt vor allem darin, daß im Gegensatz zu unserem ewig verdienstlichen Landau und anderen Forschern, die mehr das Historische betonen, ein Fachmann an diese Bauwerke herantritt. So wird denn auch hier das Historische nur in soweit herangezogen, als es zum Verständnis des Gewordenen nötig ist, im übrigen aber die Beschreibung und Entstehung der einzelnen Bauten mehr von der technischen Seite aus konstruiert. Wie die früheren Werke Happels, so bietet auch dieser Band neben einzelnen überraschenden Hypothesen mancherlei Neues.

Einleitend wird geschildert, wie der romanische Stil im Gefolge des Christentums seinen Einzug in Niederhessen hielt, und dann eine Erklärung dafür gegeben, warum an Profanbauten romanischen Stiles, von einigen dürftigen Mauerfragmenten abgesehen, eigentlich nur noch die Kugelburg übrig geblieben ist. Dann setzt der Hauptteil mit einer Beschreibung der ältesten noch erhaltenen Kirche Hessens, der 820 erbauten Michaelskirche zu Fulda, ein. Es folgt in buntem Wechsel eine wohl ziemlich vollständige Aufzählung und Beschreibung aller Kirchen, die entweder in ihrer Gesamtstruktur oder doch in einzelnen Teilen den romanischen Stil aufweisen. In Wort und Bild lernen wir die Klosterkirchen zu Breitenau, Burghasungen (mit einer Rekonstruktion des Turmes), Lippoldsberg, Wilhelmshausen, Haina, Merxhausen, Germerode, Reichenbach, Oberkaufungen kennen, und weiter in eingehender Schilderung die Stiftskirche zu Fritzlar (mit 8 Abbildungen), die Altstädter Kirche zu Hofgeismar, die Melsunger Stadtkirche, die Kirchen zu Ehlen, Niederelsungen, Wettesingen, Mörshausen, Frommershausen, Viermünden, die Ruine Kogelberg bei Volkmarsen, einen Kapellenrest zu Niedenstein, die Friedhofskapelle zu Felsberg und noch manches andere Bauwerk.

Der Schluß bietet nochmals eine zusammenfassende Übersicht und sucht die im romanischen Stil vorherrschende Ornamentik (Pflanzenmotive und figürliche Darstellungen) zu erklären. Auch in diesem Buch wird wieder das Verständnis durch eigenhändige saubere Zeichnungen des Verfassers unterstützt, die zu dem beabsichtigten Zweck deshalb so überaus geeignet sind, weil sie weit mehr, als dies photographischen Aufnahmen möglich wäre, das jeweilig Charakteristische hervorheben können.

Für die Verwendung des entsetzlichen Wortes „hierorts" (S. 14) lag, da es sich nicht um eine amtliche Veröffentlichung handelt, eigentlich keine Verpflichtung vor. Das Buch ist dem Landtagsabgeordneten Dr. Schröder zugeeignet.

Heidelbach.

Schäfer, Georg. Der letzte Wodanspriester im Odenwald. Roman aus der Zeit des Geheimschreibers Eginhard. Für das Volk erzählt. Schotten (Druck und Verlag von Wilhelm Engel).

Mit einem Gefühl der Erleichterung habe ich das Buch zur Seite gelegt. Des Redens war wirklich zu viel. Man geht rettungslos in diesem Redefluß unter. Die beiden immer wiederholten Wendungen „Rede weiter!" und „Fahre

fort!" verfolgen mich sogar im Traume. — Den geschichtlichen Hintergrund der Erzählung bietet die Regierung Ludwigs des Frommen; die Handlung gruppiert sich um den Bau der Einhards-Basilika zu Steinbach und die letzten Zuckungen des Heidentums im östlichen Odenwald. Trotz starker Anlehnung an den Ekkehard fehlt Scheffelsche Frische und Sicherheit. Das historische Kolorit ist in den seltensten Fällen getroffen. Die Personen reden nicht wie Waldbauern und Recken jener wilden Zeit, die den frommen Ludwig im blutigen Kampfe mit seinen Söhnen sah; ihre Anschauungen und ihre Sprache sind durchaus modern. Das tritt besonders in den weitschweifigen religiösen Betrachtungen zutage, in denen der blinde Sproß des Bayernherzogs seine Weisheit aus Dr. Johs. Müllers religiösen Vorträgen schöpft. Was soll man auch dazu sagen, wenn Einhard beim Empfang eines Jünglings mit Emphase ausruft: Mit Laban im 1. Buch Mose, Kapitel 24, Vers 3, rufe ich dir zu: Komm herein usw. Derartige anachronistische Zitate mit Kapitel- und Versangabe der Lutherschen Bibel sind häufig anzutreffen. Auch davor scheut der Verfasser nicht zurück, in den Gang der Erzählung Geschehnisse einzuflechten, die sich erst Jahrhunderte später ereignet haben. (S. 167, 168 u. a. v. a. O.) Unbarmherzig zerstört er fortwährend jede Illusion, — nur um irgend eine historische Begebenheit — aus späterer Zeit — zur Belehrung des Lesers anzubringen. Da er den Geist des Zeitalters nicht darzustellen vermag, so versucht er durch altertümelnde Worte und Wendungen nachzuhelfen, selten mit Glück, denn „artliche Höhle" und „rückwärtsere Bewegung" sind mehr geschmacklos als altertümlich.

Auch die Charakterisierung der Personen läßt vieles zu wünschen übrig, auch hier nicht dichterische Gestaltung, sondern langatmige Rederei. Dazu erdrückt ein üppiges Rankenwerk den Kern der Erzählung. Eine Unmenge von Personen, die nur ganz lose mit der Handlung im Zusammenhang stehen, sind herbeigezerrt; gerade hier finden wir lokale Anklänge intimster Natur, mir scheint fast, als habe Verfasser seinen zahlreichen Freunden vom Dämmerschoppen poetische Verarbeitung versprochen.

Nur da hat mich Schäfer erwärmt, wo er von seiner heimatlichen Scholle spricht; dann weiß er in immer neuen Wendungen und Bildern die Schönheiten des Odenwaldes zu feiern, den Anschauungen und Gebräuchen seiner Heimat liebevoll nachzuspüren. Auch im Erfinden derbkomischer Situationen, im Anwenden rustikaler Denk- und Sprechweise leistet er Erfreuliches; allerdings hat er auch hier das Erlaubte nicht immer von dem Lächerlichen und Albernen getrennt.

Der Roman wird wegen seiner vielen örtlichen Beziehungen im Odenwald und seiner nächsten Umgebung vielleicht manchen Leser finden, über dieses interessierte Gebiet hinaus wird man ihn schwerlich genießen können.

Lotze.

Sauer, Georg. Frieden. Lustspiel in 5 Aufzügen. Pilatus. Trauerspiel in 3 Aufzügen. Martinhagen (Selbstverlag).

Zwei sehr schwache dramatische Versuche. Der erste behandelt den Zwiespalt, der durch das neue Schulgesetz in Lehrer- und Pastorenfamilien getragen wird und sich erst mit der — Ablehnung des Gesetzes in Wohlgefallen und Verlobung auflöst. Vielleicht wird das Ding einmal in Lehrerkreisen aufgeführt, um die Ironie der Tatsachen und zu Grabe getragene Hoffnungen gegenüber zu stellen. „Pilatus" ist eine ungenießbare dramatische Darstellung der Verurteilung Jesu. Dem Verfasser scheint es an jeder Selbstkritik zu fehlen, sonst würde er mit derartigen Versuchen nicht an die Öffentlichkeit treten. Lotze.

✠ ✠ ✠ ✠

Personalien.

Ernannt: Pfarrer Scheele zu Sooden a. W. zum 3. Pfarrer an der Freiheiter Gemeinde in Kassel; Gerichtsassessor Dr. Göppel zu Großenlüder zum Amtsrichter daselbst; die Referendare Hirsch und Waldschmidt zu Kassel und Schultheis von Neuhof, Kreis Fulda, zu Gerichtsassessoren; Oberlandesgerichtssekretär Lamprecht zu Kassel zum Rechnungsrat.

Verliehen: dem Rittergutspächter Steinmetz zu Schrecksbach und dem Oberbahnhofsvorsteher Schmidt zu Eschwege beim Übertritt in den Ruhestand der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Museumsdirektor Geh. Regierungsrat Dr. Eisenmann zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Kreisassistenzart Dr. Liedig zu Hünfeld und dem Rentner Rodrian zu Gelnhausen der Kronenorden 4. Kl.; dem Gymnasialprofessor Dr. Haas zu Fulda der Rang der Räte 4. Klasse; dem Oberlehrer Dr. Koch an der höheren Mädchenschule in Kassel der Charakter als Professor; dem Meliorations-Bauinspektor Müller zu Kassel und dem Kreisbauinspektor Overbeck zu Hofgeismar der Charakter als Baurat; dem Amtsgerichtssekretär Maibaum zu Allendorf a. W. der Charakter als Kanzleirat.

Geboren: ein Sohn: Professor Dr. E. Heymann und Frau (Marburg, 22. Juli); Dr. med. E. Schwarzkopf und Frau Jula, geb. Braun (Stuttgart, 23. Juli); Pfarrer Mühlhausen und Frau Meta, geb. Brocke (Großalmerode, 24. Juli); eine Tochter: Rechtsanwalt Bock und Frau, geb. Hoffmann (Marburg, 23. Juli); Professor Dr. Reißert und Frau (Marburg, 27. Juli); Gerichtsassessor Dr. Sauer und Frau Maria, geb. Schaumburg (Kassel, 29. Juli); Realschuldirektor Dr. Lenz aus Bukarest und Frau, geb. Luckhard (Kassel, 30. Juli).

Gestorben: Dr. med. Ludwig Stabler (Bremen, 12. Juli); Pfarrer Adolf Biskamp, 54 Jahre alt (Röllshausen, 13. Juli); Kaufmann August Schade (Kassel, 15. Juli); Rentner Hermann Schmidt, 67 Jahre alt (Kassel, 16. Juli); Domänenpächter Theodor Weyrauch, 66 Jahre alt (Amt Lohra bei Niedergebra, 16. Juli); Bischof Dr. theol. Adalbertus Endert, 56 Jahre alt (Fulda, 17. Juli); Lehrer Friedrich Wilhelm Braun, 66 Jahre alt (Kassel, 18. Juli); Privatmann Karl Friedrich Wilhelm Heller, 76 Jahre alt (Kassel, 20. Juli); Bürgermeister H. Schneider, 46 Jahre alt (Marburg, 20. Juli); Postdirektor Christoph Rehwald, 80 Jahre alt (Sooden a. W., 23. Juli); Privatmann Martin Schell, 51 Jahre alt (Kassel, 24. Juli); Gymnasial-Oberlehrer a. D. Professor Dr. phil. Ludwig Stacke, 89 Jahre alt (Erfurt, 27. Juli); Rechnungsrat Karl Ey, 75 Jahre alt (Kassel, 27. Juli); Kaufmann Rudolf Herwig (Kassel, 27. Juli); Rechtsanwalt und Notar Justizrat Karl Grebe (Schmalkalden, 30. Juli).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 16. XX. Jahrgang. Kassel, 17. August 1906.

Heidekraut.

Wie lieb' vor allen Blumen ich
Ein Blümlein traut,
An meine Kindheit mahnt es mich,
Das Heidekraut.

Hab' ja so froh in duft'ger Heid'
Gespielt als Kind,
Am Sang der Vöglein mich erfreut,
An Blüten lind.

O Kinderzeit, wie liegst du mir
So fern, so weit!
In stiller Heide träum' ich hier
Voll Sehnsuchtsleid.

Die Blütenglöckchen schmiegen sich
Um mich so traut.
Wie lieb' vor allen Blumen ich
Dich, Heidekraut!

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Die Selbstsucht.

Wir wissen, daß sich die Engelein
Im Himmel amüsieren,
Wir wissen, daß Teufel der Höllenpein
Vielgrimmiges Feuer schüren.

Wir wissen, das schöne Himmelszelt
Nimmt auf die Braven und Frommen,
Doch wer sich auf Erden nicht gut verhält,
Muß in die Hölle kommen. —

Wie aber können wir glücklich sein
Im Himmel und indessen
Die armen Seelen in Höllenpein
Verlassen und vergessen?

Und können tanzen in Seligkeit
An ewigen Schmerzabgründen?
— *So macht sich selbst noch im Himmel breit*
Die allerschlimmste der Sünden. —

Remscheid. **Auguste Wiederhold.**

Nocturno.

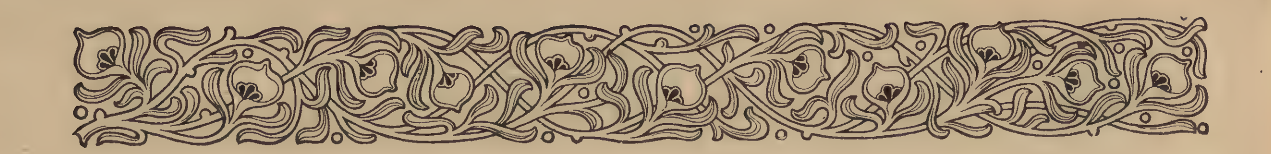
O Lebensnacht! Im Tal verklungen sind
Die großen Glocken, die vom Glücke läuten.
Nun heben sich in weiten Wäldern sacht
Die leisen Stimmen, welche Sterben deuten.

Und schwarz und einsam liegt die weite Welt,
Im Fluß leis plätschernd geht ein fremder Nachen.
Ist's Charons Boot? Ist es das Totenschiff?
Die Wolken ballen sich wie Vorweltsdrachen.

Und was die Seele nie zuvor gekannt,
Kommt über sie mit einem tiefen Beben.
Ein dunkles Tor ward schweigsam aufgetan,
Und wesenlos versinken Lieb' und Leben.

Regensburg. **M. Herbert.**





Über die Expedition hessischer Truppen nach der Insel Wight.

Von Oberst a. D. v. Geyso in Marburg.

Der kurze, schlichte Bericht in Nummer 11 des „Hessenland“ über die in aller Stille vollzogene, pietätvolle Handlung Sr. Kgl. Hoheit des Landgrafen von Hessen hat ohne Zweifel bei allen denjenigen Hessen, die sich noch den Sinn für ihre Stammesgeschichte bewahrt haben, die insbesondere die soldatischen Tugenden und die kriegerische Vergangenheit ihres Volksstammes kennen, das Gefühl dankbarer Genugtuung hervorgerufen. Es wird daher auch manchen Leser des „Hessenland“ interessieren, Näheres über die Umstände, unter denen jene 84 hessischen Krieger fern von der Heimat starben, zu erfahren, zumal die kurze Angabe über die „Winterquartiere“ auf der Insel Wight nicht ganz zutreffende Vorstellungen hervorzurufen geeignet ist.

Die nachfolgenden Ausführungen stützen sich auf die im Marburger Staatsarchiv befindlichen Tagebücher der betreffenden Truppenteile und auf die Werke über den Krieg in der Vendée und Bretagne von Bonnemère und Beauchamp. Ditfurth erwähnt die Expedition kurz im Band I S. 205 und Band II S. 31.

Das hessische Hülfskorps, das auf Grund des Vertrages vom 10. April 1793 unter britischen Befehl gestellt wurde, war in zwei Staffeln von je 4000 Mann am 10. bzw. 17. Juni unter dem Kommando der Generale von Wurmb bzw. von Buttlar von Kassel aufgebrochen und hatte über Unna — Elberfeld — Mühlheim a. Rh. — Aachen — Namur am 10. bzw. 19. Juli die Armee der Verbündeten vor Valenciennes erreicht. Es hatte bei der Belagerung und der Eroberung dieser Festung (26. Juli 1793) seine Kriegstüchtigkeit bewiesen, war im August bei der Einschließung von Dünkirchen beteiligt und hatte am 8. September bei Hondschoote (2 Meilen südöstlich Dünkirchen) mit den Hannoveranern zusammen die Hauptlast des Kampfes gegen die zum Entsatz von Dünkirchen heranrückende französische Armee zu tragen gehabt.

Nach mehreren kleinen Unternehmungen und Gefechten sollte gerade östlich der Linie Nieuport — Dixmuyden — Ypern eine Ruhepause in den Operationen eintreten, als am 16. Dezember an die betreffenden hessischen Truppenteile der Befehl erging, sich zu einer geheimen Expedition bereit zu halten.

Die englische Regierung hatte mit den Führern der Royalisten seit Beginn der Volkserhebung in der Vendée in Verbindung gestanden und ihnen unmittelbare Unterstützung in Aussicht gestellt. Diese englischen Versprechungen und die Hoffnung, die Bewohner der Bretagne zum Kampfe gegen die Republikaner mit fortzureißen, hatte die Vendéer veranlaßt, den Schauplatz ihrer bisherigen Kämpfe, das Land dicht südlich der unteren Loire, zu verlassen. 35 000 Bewaffnete und mindestens ebensoviel Frauen und Kinder hatten jenen Fluß oberhalb Nantes am 18. und 19. September 1793 überschritten und ihren mühseligen, heldenhaften Zug nach Norden, nach der England zugekehrten Küste der Bretagne angetreten. Unter fortgesetzten Kämpfen waren diese Bauernheere Anfang November vor dem Seehafen Granville (5 Meilen südlich Cherbourg) angelangt und hatten diesen befestigten und von 5000 Republikanern verteidigten Ort angegriffen, um den für eine englische Landung notwendigen Stützpunkt zu gewinnen.

Jetzt erst scheint die englische Regierung mit den tatsächlichen Vorbereitungen für eine Landung an der bretonischen Küste begonnen zu haben. In dem „Journal des Ober-Kommandos des hessischen Hülfskorps“ ist Ende November verzeichnet: „Der Herzog von York — der Befehlshaber der englischen, hannoverschen und hessischen Truppen — verlangte, daß sich diese 3. Division hessischer Truppen parat halten sollte, gegen den 28. November nach Ostende zu marschieren, um daselbst zu einer geheimen Expedition embarquiert zu werden. Da der Generalleutnant von Wurmb ohne die Genehmigung des Landgrafen hierin nicht verfahren konnte, so ward am 26. November ein Offizier als Kurier nach Kassel geschickt, der am 8. Dezember zurückkam. Die Truppen, so nun zu dieser Expedition bestimmt wurden, waren das Kavallerie-Regiment Gensdarmes, die Infanterie-Regimenter Prinz Karl und von Loßberg mit ihrer Artillerie und das Füsilier-Bataillon, sämtlich unter Ordre des Generalmajors

v. Borck. Sie erhielten den Befehl, sich parat zu halten, und marschierten am 18. Dezember nach Ostende ab."

Außer diesen hessischen 3 Eskadrons und 5 Bataillonen wurden keine weiteren Truppen aus Flandern herausgezogen. Dagegen waren an der Südküste von England unter Befehl des Generals Graf Moira (Lord Rawdon Hastings) noch englische Truppen bereitgestellt, und die Flotte unter Admiral Howe kreuzte im Kanal. Warum der Herzog von York nach der Erklärung des Generalleutnants von Wurmb statt der Hessen, deren Verwendung an Bord einer Flotte nach Artikel IX des Vertrages ausdrücklich ausgeschlossen war, nicht Hannoveraner oder Engländer, die sofort abtransportiert werden konnten, wählte, ist nicht erklärlich. Ich habe überhaupt Angaben über die Anordnungen und Vorbereitungen zu diesem schwierigen und gefährlichen, unter Umständen aber wirkungsvollsten Unternehmen nicht finden können. Die Tatsachen ergeben, daß seine Durchführung um volle 1½ Monat zu spät kam und daß dies Zuspät, das selbst bei den damaligen Verkehrsverhältnissen und bei der Schwerfälligkeit der damaligen staatlichen Organisationen nicht entschuldbar ist, die heldenmütigen Vendéer nutzlos verbluten ließ, den hessischen Truppen aber statt Ruhm und Ehre nur Leiden und Qualen brachte.

Doch lassen wir jetzt die Tagebücher selbst reden und versuchen wir zwischen den Zeilen dieser dürftigen und nüchternen offiziellen Aufzeichnungen zu lesen:

Am 17. Dezember marschierten die Truppen aus der Gegend von Ypern ab, vom 19.—25. lagen sie um Zantvorden und Ostende und warteten auf die Transportschiffe. Am 25. wurde das Regiment Gensdarmes und die Bagage des Regiments Prinz Karl, am 26. und 27. das Füsilier-Bataillon (auch Jäger-Bataillon von Prüschenck genannt) und die Artillerie des Regiments Loßberg, am 28. dessen Bagage und das Regiment Prinz Karl, am 29. das Regiment von Loßberg eingeschifft. Auf jedem Schiff waren 250—280 Mann oder 40—45 Pferde untergebracht. Am 30. und 31. lag die aus 40 Schiffen bestehende Flotte vor Anker und wartete auf günstigen Wind. Am 1. Januar 1794 segelte sie unter dem Schutz einiger Kriegsschiffe ab, am 2. mittags passierte sie die Höhe von Dover, am 3. abends ging sie vor Spithead (der Rhede von Portsmouth) und am 4. mittags auf der Rhede von Cowes, etwa eine Stunde von der Nordküste der Insel Wight entfernt, vor Anker. „Hier lagen schon eine große Zahl Transportschiffe mit englischen Truppen, die vor einigen Tagen auf der Fahrt nach der Insel Jersey durch Sturm zurückgeschlagen worden waren und verschiedene Masten und Segel verloren hatten. Am 6. kam Graf Moira mit dem Rest seiner durch Sturm zerschlagenen Flotte von der Insel Guernsey hier an. Graf Moira selbst ging sogleich nach London ab."

Als einzig bemerkenswertes Ereignis ist in den nächsten Wochen verzeichnet: „Am 11. erhielt jeder Mann zum ersten Male 2 Pfund frisches Fleisch an Stelle des Salzfleisches. Vom 22. ab wurde wöchentlich zweimal frisches Fleisch geliefert." Endlich am 21., nachdem sich also die Truppen 3—4 Wochen in qualvoller Enge auf den vor den Ankern schlenkernden Schiffen befanden, wird angeordnet, daß ein um den anderen Tag jedesmal die Hälfte der Mannschaften „möglichst propre" ans Land gesetzt, zwei Stunden spazieren geführt und dann wieder auf die Schiffe gebracht werden soll. Da von den Pferden des Regiments Gensdarmes mehrere, auf dem Schiffe „Batty" von 44 Stück allein 13, krepierten, wurden endlich auch die armen Tiere am 22. ans Land gebracht, teils in die an der Küste liegenden Warenhäuser, teils in 2—3 Stunden entfernte Bauernhöfe eingestellt. „Um die Einwohner nicht mit Einquartierung zu belästigen, wurde je 3 Pferden nur 1 Mann beigegeben, die Verpflegung für diese Leute und das Futter für die Pferde von den Schiffen empfangen."

Am 25. ist starker Wind, der sich am 27. zum Orkan steigert und mehrere der kleinen Schiffe „auf den Grund trieb". Am 28. liefen daher die meisten Transportschiffe in den Hafen von Cowes ein. Die „Hannah", auf der sich die Kompagnie des Oberstleutnant von Wilmowsky befand, konnte erst nach mehreren Tagen wieder flott gemacht werden.

„Am 29. und 30. wurden die gefährlichsten Kranken, die in letzter Zeit sehr zugenommen hatten, bei East Cowes gelandet und in ein dort eingerichtetes Lazarett gebracht." „Trotzdem vom 2. Februar ab die Truppen viermal wöchentlich frisches Fleisch erhalten, wächst die Zahl der Kranken."

Am 12. Februar wurden von jedem Bataillon 1 Offizier, 3 Unteroffiziere, 30 Gemeine, und am 27. nochmals je 5 Unteroffiziere, 42 Gemeine „in die neuverfertigten Baracken von West-Cowes einquartiert", damit die Mannschaften auf den Schiffen weniger eng liegen sollten, „denn die Faul- und Gallenfiebers rissen dergestalt ein, daß täglich sich die Kranken vermehren, und hat dieses Bataillon (I. Loßberg) dermalen über 100 im Lazarett und auf den Schiffen". Vom 16. ab werden die Schiffe

abwechselnd geräumt, frisch gereinigt und geweißt. Trotzdem müssen „fast täglich Kranke ans Land gebracht werden, meist mit skorbutischem Ausschlag beschwert". „Am 18. Februar, also nach siebenwöchentlicher Untätigkeit, exerzierten die Bataillone zum ersten Male kompagnieweise am Lande. Die Rekruten und Maladroiten täglich, die guten Exerzierer blieben auf den Schiffen." Am 28. Februar hat das Regiment Prinz Karl 5 Offiziere, 37 Unteroffiziere, 226 Gemeine, am 4 März das Regiment v. Loßberg 33 Unteroffiziere, 200 Gemeine krank, also etwa 30 % des Bestandes.

Nachdem schon am 3. Februar das Füsilier-Bataillon und die ersten Bataillone der Regimenter Prinz Karl und v. Loßberg im Park des Lord Klenhorn in Parade vor Graf Moira gestanden hatten, fand am 8. März eine gleiche Besichtigung der zweiten Bataillone und des Regiments Gensdarmes statt.

„Am 2. und 9. März wird bei Dellmors Farm auf dem freien Felde Gottesdienst gehalten."

„Vom 19. ab erhält das ganze Korps aus besonderem Wohlwollen des Grafen Moira zur Stärkung und Gesundheit 1½ Flaschen Porter für je vier Tage."

Dieser etwas spät einsetzenden Fürsorge für ihr seelisches und leibliches Wohl hatten sich glücklicherweise die hessischen Truppen nicht mehr lange zu erfreuen. „Am 20. kam vom englischen Ministerium an Graf Moira die Ordre, daß das hessische Korps nach Ostende zurückzuführen sei. Am 26. wurden alle in den Baracken liegenden Mannschaften und die leichten Kranken eingeschifft, am 27. gingen die 28 Transportschiffe aus dem Hafen in die Rhede vor Anker und fuhren von dort am 29. unter dem Schutz der Kriegsflotte ab." Am 31. März, also nach einem Schiffsaufenthalt von vollen drei Monaten, betraten die Truppen wieder das Festland.

Auf eine Kritik will ich mich nicht einlassen. Die Anschauungen der damaligen Zeit, der Zeit des Zopfes und der langen Gamaschen, sind zu verschieden von den unserigen. Daß die Armeeleitung in diesem Feldzuge, wie gewöhnlich in Koalitionskriegen, eine höchst mangelhafte war und ihre Leistungen in keinem Verhältnis zu der Tüchtigkeit der Truppen, besonders der Hannoveraner und Hessen stand, ist eine geschichtliche Tatsache. (Vgl. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit.) Vergeblich habe ich zu ergründen versucht, warum die hessischen Truppen, nachdem der Angriff der Vendéer auf Granville am 14. und 15. November gescheitert und ihre Scharen nach der entscheidenden Niederlage von Le Mans am 12. Dezember sich größtenteils verlaufen hatten, noch abtransportiert und volle drei Monate in dieser menschenmörderischen Weise auf den Schiffen zusammengehalten wurden. Die vorausschauende Sorge für das leibliche und moralische Wohl der Untergebenen ist niemals die starke Seite englischer Kriegführung gewesen. Daß auch nach Ankunft der Schiffe an der englischen Südküste nicht durchgreifendere Maßnahmen zur Erhaltung der Truppe ergriffen wurden, scheint auf die unüberwindliche Abneigung des Engländers, Soldaten in sein Haus aufzunehmen, zurückzuführen zu sein. Der Mangel an Initiative, der sich bei den hessischen Kommandeuren zeigt, ihr und ihrer Truppe Los zu verbessern, ist ebenso charakteristisch für die damalige Zeit, wie das geringe Verständnis für eine leibliche und seelische Hygiene.

375 Schwerkranke unter Aufsicht des Kapitäns v. Starckloff, eines Feldscheers und des Feldpredigers Hoffmann waren in den Lazaretten von Cowes zurückgelassen. 84 hessische Krieger ruhen, wie erst durch den Aufsatz des „Hessenlandes" vom 1. Juni bekannt geworden, auf dem Kirchhof von Whippingham. Daß der Chef des hessischen Kurhauses nach 112 Jahren sie der Vergessenheit entzog und ihr Andenken ehrte, das haben sie wohl verdient. Die schwerste Aufgabe des Soldaten ist es nicht, in der Feldschlacht um den Lorbeer zu ringen, sondern in Geduld und Manneszucht Entbehrungen, Anstrengungen und Leiden zu ertragen, die die unumgängliche Voraussetzung des Erfolges sind. Keine Lage im Kriege stellt aber größere Anforderungen an moralische Kraft und soldatische Tugenden als monatelanges Ausharren unter Entbehrungen aller Art in erzwungener Untätigkeit. Daß die hessischen Bataillone diese Probe bestanden haben, beweist ein späterer Vorfall: Während die anderen hessischen Truppenteile im freien Felde, besonders in der Schlacht von Tourcoin am 17. und 18. Mai 1794 sich zu bewähren Gelegenheit hatten, wurden die Regimenter Prinz Karl und v. Loßberg infolge ihres schonungsbedürftigen Zustandes nach ihrer Rückkehr von der Insel Wight zur Verstärkung der österreichischen Besatzung der Festung Ypern bestimmt. Ende Mai schlossen die Franzosen diese Festung ein; nach zweieinhalbwöchentlicher Belagerung fing ihr Kommandant, der österreichische General v. Salis, mit dem General Moreau über die Übergabe zu unterhandeln an. Auf die Kunde hiervon rotteten sich am 17. Juni die Unteroffiziere und Mannschaften der beiden hessischen Regimenter zusammen, verlangten einmütig und stürmisch sich durchzuschlagen und konnten nur mit Mühe von ihren Offizieren von diesem zwar Ehrgefühl verratenden, aber an

Meuterei streifenden Verhalten zurückgebracht werden. Diese Offiziere aber begleiteten, als die Kapitulation ihnen persönlich freien Abzug zugestanden hatte, freiwillig ihre Kompagnien in die Gefangenschaft in die Picardie. Fürwahr, das Andenken solcher Truppen verdient in Ehren gehalten zu werden. Ihre soldatischen Tugenden haben sich auch da, wo ihnen Gelegenheit zu Taten in diesem mangelhaft geführten Feldzuge gegeben wurde, aufs beste bewährt. Taten, wie die der Prüschenckschen Jäger (Füsiliere) bei Roßbrügge, des Regiments Erbprinz unter General v. Cochenhausen bei Hondschoote, der Garde-Grenadiere des Kapitäns von Trott zu Solz bei Turcoin, des Leutnants Boedicker in Menin und andere mehr sollten nicht in Vergessenheit geraten.

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

Die Frauen sahen einander ratlos an. Base Traut ergriff des Mädchens Hände: „Kind, was denkst Du zu tun? Wie willst Du Dich diesem listigen Netze entziehen?"

„Ein freundliches Gesicht soll er haben, mehr nicht", erwiderte Else entschlossen.

„Und wenn Dein Vater aufdringt? Du kennst den Sinningstroß!"

Ernster und ernster wurden auf einmal des Mädchens Züge. Verlegen heftete sie die Finger an ihre roten Lippen, als gälte es, ein Geheimnis zu hemmen, das sich mit Macht hervorzudrängen schien. Zur Tür, zu den Fenstern huschte sie auf den Fußspitzen, aufmerksam horchend. Wie ein Kind kehrte sie schüchtern und verschämt zurück.

„Base, liebste Base", rief sie und fiel ihr um den Hals. „Sind wir allein?"

Die zog das bebende Mädchen auf ihren Schoß: „Wir sind's, mein Kind. Dein Vater geht jetzt aufs Rathaus. Die Magd ist im Stalle. O sage, was Dich bedrückt!"

Else strich ohne Ende ihre Schürze und schaute verwirrt bald zur Base auf, bald in ihren Schoß.

„Willst Du es auch niemandem sagen," flüsterte sie, „keinem Menschen? — Mir wird so bange!" Nun barg sie ihr Gesicht an der Schulter ihrer Vertrauten und brach in Tränen aus.

„Aber Kind, was hast Du denn? Was soll ich mit Dir beginnen?" rief die Base, selber fassungslos. „Sei doch ruhig. Komm zu Dir. Lockst mir leicht Lauscher an die Tür. Rede, sprich! Vielleicht weiß ich Dir Rat."

Und in das Schluchzen des Mädchens mischten sich die Seufzer der Base.

Allmählich versiegten die Tränen. Ein selig Lächeln flog über die glühenden Wangen. Dann klang es aus ihres Herzens Tiefe herauf wie leises Frohlocken der Osterglocken über winterverwüstete Flur: „Den Kuno hab' ich gern, nur ihn."

Und wieder barg sie weinend ihr Gesicht an der Schulter ihrer Trösterin.

„Den Kuno, Kind? So war die Rose von Dir?" Jung Else nickte.

„Du wähltest gut, das muß ich sagen. Der könnte mir auch schon gefallen. — — Den Kuno also! Wunderbar!" Über des Mädchens Haupt hinweg starrte die Base in weite Ferne und lispelte nickend: „So gleicht der Himmel selber einen alten Irrtum aus."

Und noch eine gute Weile ruhte Schulter an Schulter, schmiegte sich Wange an Wange. Mit wonnigen Worten wand da Jung Else einen strahlenden Kranz um Kunos Haupt aus Dingen, die die Base längst wußte, und Dingen, die sie nicht wußte. Das gab beiden Trost und Mut zugleich.

Bei Pater Hilarius hatten sie einerlei geistigen Trank getrunken und gemeinsame Unterweisung im Lesen und Schreiben empfangen. Damals hatten sie zuerst unbewußt auf die verwandten Klänge ihrer Seelen gelauscht. Hand in Hand wanderten sie heim. Oft trug des Knaben rüstiger Arm das zagende Mägdlein über den Unrat der Straßen. In Sinnings großem Garten fanden sie sich zu Spiel und Kurzweil zusammen, bekränzten einander mit Blumen und teilten den Apfel. Dort war's, wo Elses Mutter Kunos Wangen freundlich gestreichelt und ihn so oft durch leckeren Imbiß erfreute. So wuchsen sie heran, eins dem andern getreu und gut wie die Sonne den Blumen. Dann wurden Schule und Spiel verabschiedet, und das strenge Leben zog einem jeden seinen besonderen Kreis, darinnen es fern vom andern schaffen mußte. Doch der Sonntag blieb ihnen hold und traut. Im Gotteshause tauschten sie unter frommen Gebeten ihre Grüße aus, und in das Loblied des Höchsten mischte sich der Jubel ihrer heimlichen Liebe. Sie wurde zum heiligen Opfer, das sie immer wieder von neuem mit stummem Munde am Hochaltare darbrachten.

Das alles erfuhr nun die Base und sah dabei in den Efeukranz, der überall neue helle Triebe ausstreckte.

Der Stieglitz hob lauschend den Kopf. Zum ersten Male knüpften sich seine zagen, suchenden Töne zu einem kleinen Jubelliede. Draußen aber rauschte und tropfte es unaufhörlich, denn in den Mittag stieg die Sonne. — —

* * *

Die Sonne zupfte schon wieder an den purpurnen Bettgardinen über dem schwarzblauen Waldrande und schaute müde in das verschwiegene Tal, als hätte sie das ewige Weiß geblendet. Gleich waren des Winters zahllose Geister bei der Hand, die hauchten die kaum erlösten Tröpflein an, daß sie erstarrten. Mit stillem Lächeln sah es die Sonne und dachte: Wartet ihr nur, ich komme wieder!

In Bürgermeisters Stube war es gemütlich. Der hohe tönerne Ofen verbreitete eine wohlige Wärme. In der weiten Wölbung seines Fußes blinzelte die Katze dem letzten Sonnenstrahle entgegen. Sie putzte sich über alle Maßen und stimmte am Ende mit ein in das surrende Lied, das die beiden Spinnräder in der Nische unaufhörlich sangen.

Ab und zu hob eine der Frauen den Kopf und schaute durchs Fenster, um sogleich wieder die Arbeit fortzusetzen.

Auf einmal entfuhr es Elses Munde: „Er kommt!" — Der Bürgermeister mußte seinen Gast vor der Tür erwartet haben, denn er war es, der ihn hereinführte.

Beiden zuvor kam indes ein großer Rüdde, sofort das Kätzchen mit streitsüchtigem Blick aufs Korn nehmend. Weil er sich allzu nahe wagte, sprang es ihm fauchend ins Gesicht, um im nächsten Augenblick seinen sicheren Port, die breite Fensterbank, zu erreichen. Von dort schaute es siegessicher unter Blumen hervor auf den heulenden Störenfried.

„Superbus", rief eine zarte Stimme. „Um Verzeihung, Herr Bürgermeister. Das Tier mag keine Katzen leiden. — Superbus, kusch dich!"

Winselnd kroch der Hund herbei und legte sich, durch die Liebkosungen seines Herrn veranlaßt, mitten in die Stube.

„Willkommen, Herr Sekretarius. Ich brauche Euch nicht zu versichern, wie gerne ich den Sohn meines Freundes hier begrüße. Nehmt es nicht übel auf, daß das Kätzlein so wenig Anstand gezeigt."

„Zuviel Freundlichkeit, Herr Bürgermeister. Gestattet mir, daß ich Euren Frauen guten Tag wünsche."

„Jungfer Else, Base Traut — ich habe die Ehre!" — Franz machte eine tiefe Verbeugung vor den Frauen, die von dem Auftritt erschrocken noch hinter ihren Rädern standen.

Die Base lud den Gast mit einer Handbewegung zum Niedersitzen ein. Else verbiß ein Lächeln.

„Verweilet Euch recht lange. Mich ruft mein Amt", sagte der Bürgermeister würdevoll. „Heute will ich den Ratsherrn endlich meinen lang gehegten Plan enthüllen, wie unserer lieben Stadt des Brombergs Quell ersehnte Wohltat spende, daß Kind und Kindeskind es mir noch danken sollen."

„Mein Vater sprach mir davon, mit welch großem Gedanken Ihr Euch tragt. Ich wünsche gut Gelingen."

„Danke Euch. Doch nun gehabt Euch wohl und bannt den beiden die Langeweile." Der Bürgermeister reichte seinem Gaste die Hand und ging.

Franz legte endlich sein Samtbarett aus der Hand und rückte seinen Stuhl in die Nähe der Frauen. Mit seinen weißen Fingern fuhr er über das schwarze, von duftendem Öle glänzende Haar. Verlegen zupfte er an dem spärlichen Kinnbarte und strich über die reichen Falten seines Ärmels. An der steifen Halskrause zerrte er, als könne sie ihn ersticken.

„Wie Ihr fein spinnen könnt, Jungfer Else," löste es sich endlich von seinen Lippen.

„Ist Euch das etwas Sonderliches, Herr Sekretarius?"

„Das wohl nicht, aber mir kommen so eigene Gedanken dabei. — In meinem Stüblein zu Kassel stehen viele Bücher auf dem Brett. Mir ist, als höre ich eben meine stillen Freunde summen, und es dünkt mich: über den Büchern sitzen und dabei Euer Rädlein schnurren hören, müßte gar fein zu einander stimmen."

„Wo alte Bücher brummen, hätte ich blitzwenig Luft, zu spinnen."

Franz sah verlegen zu Boden. Er ärgerte sich, daß er von den Büchern angefangen. Eine peinliche Pause entstand. Da griff die Base ein: „Bringt Ihr nichts Neues mit aus Kassel? Wie geht es bei Hofe? Ist der Landgraf immer noch ohne Trost über seinen Jüngsten?"

„So wisset Ihr noch nichts von der frohen Kunde, die meinem hohen Herrn in diesen Tagen zugeflogen?"

„Woher sollte die uns kommen? Redet!"

„Den Ritter Homberg kennt Ihr wohl?"

„Dem Namen nach."

„Der ist vor Wochen zu einer Wallfahrt nach Aachen aufgebrochen. Am Hof zu Kleve, wo er einst als Junker gedient, hat er Herberge genommen, um früherer Freudentage noch einmal sich zu erinnern. Im Torweg stößt ihm der Büchsenmeister auf. Der zog mit seiner Knechte stattlichen Schar in den Forst. Ein blühender Bursch war's mit blitzendem Blick. Homberg stutzt und greift sich an die Stirn. Noch einmal schaut er dem Jüngling in die Augen, der errötet. Von seinem Rosse springt rasch der Ritter und neigt sich mit ehrerbietigstem Gruße vor Otto, dem verschollenen Landgrafensohne."

Hier ließ die Base das Rad stehen und schlug in die Hände. Auch Else verlor den Faden und neigte sich verwundert nach vorn.

Franz fuhr fort: „Dem jungen Fürsten traten die Tränen in die Augen, als er die Hand aus der Heimat hielt. Und ob er inständig den freudig erstaunten Mann bat, ihn nicht zu entdecken, so war gar vergeblich solche Mühe. Vom Fenster des Schlosses aus hatte Graf Dieterich die sonderbare Begegnung wahrgenommen. So wurde denn bald offenbar, welches Herkommens der Schützenmeister war. Der Graf war darüber voller Freude. Noch mehr aber sein Töchterlein, die schöne Else. Denn sie liebte Otto über alle Maßen, was sie bisher in ihrem Herzen sorgsam verschlossen hatte. Nun aber durfte des Landgrafen Sohn ihr nahen, und sie wurde seine Braut."

„Wie wunderbar!" rief die Base. „Da wird ihm der Vater gewiß alles gern verzeihen, wenn er ihm eine holde Tochter heimführt."

„Und die Hochzeit — wann wird sie sein?" warf Else eifrig dazwischen.

„Darüber weiß ich Euch leider nichts zu sagen, Jungfer Else. Nur denkt der alte Landgraf schon daran, im kommenden Lenze das Schloß hier zu Spangenberg umzubauen, drin wird das junge Paar hausen."

„Hier in Spangenberg?" Wie aus einem Munde kam der Verwunderungsruf der Frauen.

Franz nickte, sich innerlich freuend, die beiden in solch heitere Stimmung versetzt zu haben.

„Ei, da kann man noch was erleben," sagte die Base und setzte ihr Rad wieder in Bewegung.

Jung Else hatte noch wenig Lust dazu. „Ihr wisset gewiß noch mehr von unserm jungen Herrn. Erzählt doch!" drang sie in Franz.

Der fühlte die Glut ihrer Augen auf sich ruhen, und es war ihm Wonne, solchen Wunsch zu gewähren. Beglückt schaute er zu ihr auf und begann:

„Wunderliche Mären meldet der Bote vom Rhein noch mehr, und des alten Landgrafen Herz wird wieder jung. Ein gewaltiger Jäger ist Otto und ein Meister auf der Armbrust. War ein artig Stücklein, wodurch er sich Graf Dietrichs Gunst erwarb. Der veranstaltete einst ein Schützenfest. Einen goldenen Becher setzte er als Preis. Die tüchtigsten Jäger jagten ihre blanken Pfeile in die krachende Scheibe. Endlich traf einer ins Schwarze. Schon jubelt dem die gaffende Menge entgegen. Da meldet sich ein Jüngling, den Meisterschuß zu proben. Der Graf gewährt die Bitte, und der kühne Schütze blättert mit seinem Schuß des Meisters Bolzen gleich einer Rose auf. — Graf Otto hatte den Meister übermeistert."

Jung Else klatschte in die Hände. „Das heiße ich einen Mann! Versteht Ihr Euch auch auf solche Künste?"

„Nein", sagte Franz zögernd und sah das Mädchen wehmütig an.

„So seid Ihr kein rechter Hesse. Ein Hesse muß jagen, darnach nennt er sich. Ihn lockt ja allüberall der lustige Wald."

„Ich diene meinem Herrn auf andere Art. Auch liegt solche Lust mir nicht im Geblüte. Meine Vorfahren waren nicht hierzuland daheim. Aus Brabant wanderten sie einst herüber."

„So seid Ihr unserem Lande ein Fremdling?" fragte Else verwundert.

Sie wandte sich dem Fenster zu, als erwarte sie keine Antwort weiter und streichelte ihren Liebling, der noch immer auf der Fensterbank hockte. Plötzlich aber wurde das Kätzchen durch eine ungewollte Handbewegung zum Abspringen veranlaßt.

Superbus ließ sich das nicht entgehen. Wild stürzte er hinzu, und in der Ecke begann ein Zetermordio. Franz wie die Frauen sprangen herzu. Mit vieler Mühe riß man die erbosten Tiere auseinander.

Franz haschte den heulenden Hund am Halsband. Ein blutend Stück Fell hing ihm über dem Auge. Else hob das Kätzchen auf und barg es in ihrem Arm. Seine Haare flogen umher.

„O, diese falsche Katze!" entfuhr es Franzens Munde, als er die Wunde sah.

„Wenn der Überfallene sich wehrt, wollt Ihr ihn schelten? Warum ließ Euer Hund mein Kätzlein nicht in Frieden!"

Die Base bemühte sich, Licht anzuzünden. Franz hielt es für geraten, unter dem Schleier der Dämmerung sich dieser unerquicklichen Sachlage zu entziehen. So empfahl er sich, zerrte seinen Hund hinaus und trug seinen Unmut heim.

Die Frauen waren mit diesem unerwarteten Ausgang zufrieden. —

(Fortsetzung folgt.)



72. Mitglieder-Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Melsungen.

(Vom 9. bis 11. August 1906)

Im schönen Melsungen, der altertümlichen Stadt der „Bartenwetzer", fand diesmal die jährliche Wanderversammlung des Hessischen Geschichtsvereins statt. Reicher Flaggenschmuck, eine mit Girlanden und Wappen geschmückte Ehrenpforte und eine reichhaltige Altertumsausstellung gaben während der Festtage auch äußerlich von dem Interesse Kunde, das der Tagung des Vereins von seiten der Einwohner entgegengebracht wurde. Der Nachmittag des ersten Tages, des 9. August, war mehr einleitender Natur; von 4 Uhr ab fand im Kasino eine Sitzung des Gesamtvorstandes statt, der Abend vereinte die bereits erschienenen Mitglieder und Gäste auf „Lindenluft" zu geselligem Beisammensein. Der nächste Tag führte mit den Frühzügen noch zahlreiche neue Teilnehmer von nah und fern herbei, worauf sich um 10 Uhr vormittags eine sehr stattliche Anzahl von Damen und Herren zur Hauptversammlung im Hessischen Hof zusammenfand. Nachdem der Vorsitzende, General Eisentraut, die Versammlung eröffnet hatte, hieß zunächst Bürgermeister Gleim als Vertreter der Stadt Melsungen die Anwesenden herzlich willkommen. Sodann hob Landrat von Aschoff namens des Kreises Melsungen hervor, daß es dem Kreise eine Ehre und Freude sei, den Hessischen Geschichtsverein in seinen Grenzen tagen zu sehen; wer seine Heimat recht lieb habe, müsse auch an deren Vergangenheit ein Interesse haben, und es verlohne sich wahrlich, sich in die Tiefe der Entwickelung unseres Hessenvolkes zu versenken, sei doch auch gerade diese Gegend, die Wiege des Hessenlandes, reich an Geschichte. General Eisentraut erwiderte, im Namen des Vereins dankend, eine solch freundliche Begrüßung, verbunden mit dem reichen Flaggenschmuck, erwecke von vornherein ein wohltuendes Gefühl bei dem, der in eine fremde Stadt hineinkomme; zugleich wies er auf die stattliche Ausstellung im Rathaus hin, über deren Reichtum er erstaunt gewesen sei; hoffentlich werde auch sie dazu beitragen, daß man solche immer mehr verschwindenden Altertümer festhalte, auf die Nachkommen übertrage und vor allem nicht ins Ausland verschwinden lasse; diese Anregung müsse weit in unser Volk hineingetragen werden. Wenn der Sinn für die Altertümer geweckt sei, sei auch der Sinn für die Heimat geweckt. Aufgabe des Geschichtsvereins sei ja die Erforschung der Geschichte Hessens und die Erhaltung der vorhandenen Denkmäler und Altertümer. Ferner wies er darauf hin, daß Melsungen in dem gleichfalls anwesenden Dr. phil. Armbrust einen Autor gefunden habe, der es hervorragend verstanden habe, seine Geschichte darzustellen. Sodann trat man in die Verhandlungen ein. Der Schriftführer des Vereins, Rechnungsrat Woringer, verlas den Geschäftsbericht, dem folgendes entnommen sei.

Die Zusammensetzung des Gesamtvorstandes hat auch in diesem Jahre wieder eine Änderung erfahren. Unser langjähriger Vereinsbibliothekar, Herr Major z. D. von und zu Löwenstein, der mit großer Aufopferung unter recht schwierigen Verhältnissen unermüdlich seines Amtes gewaltet hat, war leider aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, aus dem Vorstande auszutreten. Als seinen Nachfolger hat der Vorstand Herrn Reichsbankdirektor a. D. Geheimen Regierungsrat Grimm gewonnen, dessen Wahl wir Sie nachher zu bestätigen bitten werden. An Stelle dreier Marburger Mitglieder des Gesamtvorstandes, der Herren Geheimer Archivrat Dr. phil. Könnecke, Landgerichtsrat a. D. Gleim und Professor Dr. phil. von Drach sind durch Wahl des Marburger Zweigvereins die Herren Generalleutnant z. D. Beß, Kunstmaler Giebel und Landgerichtsrat Heer getreten. Die ausgeschiedenen Herrn hatten leider die Annahme einer Wiederwahl abgelehnt. Neu eingetreten in den Gesamtvorstand ist ferner Herr Kanzleirat Hartdegen als Vertreter des in Schlüchtern bestätigten Zweigvereins Eschwege.

Aus dem Redaktionsausschusse trat Herr Oberbibliothekar Dr. phil. Brunner wegen Überlastung mit Dienstgeschäften aus. Für ihn und den im vorigen Jahre ausgetretenen Herrn Professor Dr. phil. Heldmann wurden in den Redaktionsausschuß gewählt die Herren Stadtbibliothekar Professor Dr. phil. Steinhausen in Kassel und Archivassistent Dr. phil. Gundlach in Kiel. Beide Herren haben die Wahl angenommen.

Herr Kanzleirat Neuber, der 40 Jahre hindurch dem Vorstande angehörte, hat im vorigen Jahre seiner geschwächten Gesundheit wegen sein Amt als Schriftführer niedergelegt. Der Vorstand hat dem um den Verein verdienten Herrn durch eine Abordnung aus seiner Mitte eine künstlerisch ausgestattete Adresse überreichen lassen, durch die ihm der Dank des Vereins für seine langjährige Mühewaltung ausgesprochen wurde.

Die von uns herausgegebene, von Herrn Dr. phil. Armbrust verfaßte „Geschichte der Stadt Melsungen" hat starke Abnahme gefunden, so daß die Auflage bis auf ganz wenige Stücke vergriffen ist. Bei den hohen Kosten der Veröffentlichung und dem billigen Subskriptionspreise würden wir trotzdem nicht ohne Verlust geblieben sein, wenn uns die Stadt Melsungen nicht durch einen namhaften Geldbetrag unterstützt hätte, wofür wir auch an dieser Stelle nochmals unseren Dank aussprechen.

Im Laufe der nächsten Wochen werden wir abermals mit einem Ergänzungsbande unserer „Zeitschrift" in die Öffentlichkeit treten. Es handelt sich um die von unserem verehrten Mitgliede, dem auf dem Gebiete der hessischen Baukunst und Baugeschichte rühmlichst bekannten Herrn Geheimen Baurat Hoffmann in Fulda und dem verstorbenen Universitätsbaumeister Baurat Zölffel in Marburg verfaßten „Beiträge zur Glockenkunde des Hessenlandes". Fast alle Teile Deutschlands befinden sich schon im Besitze einer Glockenkunde; uns fehlte sie. Wir haben

deshalb geglaubt, uns der Veröffentlichung des Werkes nicht entziehen zu dürfen. Wir möchten bei dieser Gelegenheit nochmals die Aufmerksamkeit auf das Buch lenken und um recht zahlreiche Bestellungen auf das Werk bitten, dessen Herausgabe unserer Kasse recht schwer fällt. Mit Dank haben wir zu erwähnen, daß das Domkapitel zu Fulda und die Magistrate der Städte Marburg, Fulda und Fritzlar die Veröffentlichung durch Geldgeschenke, das Domkapitel auch durch Empfehlung des Buches an den Diözesenklerus unterstützt haben. Auch das Königl. Konsistorium hat uns gleiche Unterstützung durch Geldbewilligung und Empfehlung in Aussicht gestellt.

Die Herausgabe der „Grundkarten" schreitet weiter fort. Leider fehlen uns für diese Karten, deren Herausgabe infolge der gerade in Hessen besonders schwierigen Darstellung den Voranschlag weit überschritten hat, zur Zeit alle verfügbaren Mittel. Unser Versuch, bei der Regierung des Fürstentums Waldeck, dessen Gebiet fast vollständig auf den Karten erscheint, Unterstützung zu finden, ist leider fehlgeschlagen. Wir hoffen indessen immer noch, Mittel zu finden, durch die wir das Weitererscheinen der „Grundkarten" ohne Belastung der Vereinskasse ermöglichen können.

Die Angelegenheit der Erhaltung des Schlosses Spangenberg ist im abgelaufenen Jahre nicht weiter gediehen. Zwischen der Königl. Regierung und dem Kurhessischen Bezirksverbande, sowie zwischen letzterem und unserem Vereine sind zwar Verhandlungen gepflogen worden, die jedoch einen sichtbaren Erfolg bis jetzt nicht gehabt haben. Wir glauben aber mit Bestimmtheit hoffen zu dürfen, daß die Burg in ihrem wesentlichen Teile der Öffentlichkeit erhalten bleiben und durch Überweisung zu irgend einem praktischen Zwecke auch bessere Unterhaltung in baulicher Beziehung finden wird.

Von den verschiedensten Seiten sind Gesuche um Unterstützung zur Erhaltung von Baudenkmälern und ähnlichen Zwecken an uns gerichtet worden. Wenn auch solche Unterstützungen im allgemeinen zu den Zwecken unseres Vereins gehören, verbot doch unsere Vermögenslage in den meisten Fällen, auf derartige Gesuche einzugehen. Immerhin haben wir Geld-Unterstützung gewährt, wo es anging, so der Stadt Homberg zur Erhaltung der Burgruine und der Stadt Spangenberg zur Wiederaufstellung der alten Öfen in der Burg; der Pfännerschaft zu Allendorf sind wir durch empfehlende Unterstützung ihrer Pläne zur Erhaltung ihres Archivs bei Königl. Regierung behülflich gewesen.

Die mit dem Heimatpflege- und Volkstrachtenfest in Butzbach verbundene Ausstellung haben wir durch leihweise Überlassung von Gegenständen aus den Marburger Sammlungen unterstützt.

Auf der Jahresversammlung des Gesamtvereins Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine in Bamberg waren wir durch Herrn Museumsdirektor Dr. Böhlau vertreten; in diesem Jahre hat Herr Professor Dr. phil. Küster in Hanau unsere Vertretung auf der Jahresversammlung des Gesamtvereins in Wien übernommen. Auf der Jahresversammlung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Detmold vertrat uns ebenfalls Herr Museumsdirektor Dr. phil. Böhlau.

Die Kommission zur Erforschung der vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen in Hessen hat auch im letzten Jahre fleißig gearbeitet. Das 1. Heft ihrer Veröffentlichungen, welches wir bereits im vorigen Jahre glaubten in Aussicht stellen zu können, wird voraussichtlich im nächsten Winter erscheinen.

Die volkskundlichen Sammlungen des Vereins sind auch im abgelaufenen Jahre weiter gewachsen.

Von unseren Vereinskonservatoren ist Herr Maler Giebel in Marburg, der sein Amt erst vor wenigen Tagen übernommen hat, noch nicht in der Lage gewesen, den satzungsmäßigen Jahresbericht aufzustellen. Der Jahresbericht des Herrn Museumsdirektors Dr. Böhlau lautet:

„Von dem Reste des Frederkingschen Münzfonds sind aus dem Erfurter Groschenfunde zwei hervorragend wichtige Stücke erworben worden. Erstens ein Groschen Landgraf Ludwigs II. von 1466, die älteste bis jetzt bekannte datierte hessische Münze, mit 3 Helmen auf dem Avers. Der Groschen war bisher nur in dem Kabinet des Prinzen Alexander von Hessen vorhanden. Zweitens der berühmte Groschen Landgraf Wilhelms I., der zur Erinnerung an seine Fahrt in das heilige Land geschlagen worden ist und neben dem hessischen Wappen des Reverses einerseits das Kreuz von Jerusalem, andererseits das Abbild des geweihten Schwertes und Baretts trägt, welche der Papst dem Landgrafen für jene Wallfahrt verliehen hatte. Der Groschen war bisher nur im Berliner Kabinett vorhanden, ein Abschlag auf einer Talerplatte in den Kabinetten in Kassel und in Gotha. Beide Erwerbungen sind, wie aus dem Gesagten hervorgeht, große Seltenheiten und eine erwünschte Bereicherung der Sammlung.

Außer den beiden Stücken wurde ein versprengtes Exemplar aus dem Brakteatenfunde von Niederkaufungen aus einer Frankfurter Sammlung erworben, wodurch der Bestand an Typen aus diesem Funde vermehrt wurde.

Die vorgeschichtlichen Altertümer haben keinen Zuwachs erfahren."

Nachdem der Vorsitzende dem Schriftführer für seine anstrengende und gewissenhafte Mühewaltung den Dank des Vereins ausgesprochen, gedachte er der verstorbenen Mitglieder, unter denen er besonders Se. Kgl. Hoheit den Landgrafen Alexis von Hessen, „unseren lieben alten Freund" Schriftsteller Wilhelm Bennecke und Major von Roques hervorhob. Zum Zeichen der Trauer um die Verstorbenen erhoben sich die Anwesenden von den Plätzen. Der Vorsitzende teilte darauf die Veränderungen im Gesamtvorstand mit und wies auf den nun im Druck befindlichen Ergänzungsband der Zeitschrift, die von dem anwesenden Geheimen Baurat Hoffmann in Fulda und dem verstorbenen Baurat Zölffel verfaßten „Beiträge zur Glockenkunde in Hessen" hin, in denen ganz besonders die Kreise Fritzlar, Fulda, Melsungen und zum Teil auch Hersfeld berücksichtigt seien. Die Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, der etwa 100 Geschichtsvereine umfaßt, wird in diesem Jahr vom 26. bis 28. September in Wien abgehalten werden. Auch zur Versammlung des Vereins für Volkskunde und Volkskunst (Dresden, 7. bis 9. September) hat der Verein eine Einladung erhalten. Nunmehr erstattete der Kassenführer, Bankdirektor Henkel, den Rechnungsbericht Danach beträgt der Kassenbestand 2355,06 Mark. Die Größe des Vereins sei begründet in der zähen Vaterlandsliebe, die gerade die Hessen auszeichne; doch auch eine weitere Vergrößerung des Vereins sei nicht ausgeschlossen,

wenn namentlich die Kreisstädte sich in einer lebhafteren Beteiligung an Melsungen, Hersfeld, Eschwege und anderen Städten ein Beispiel nähmen. Besonders erwähnt wurde noch die Erbschaft, die der verstorbene Konservator Dr. Bickell dem Verein hinterlassen habe; sie besteht in einem Haus in der Kugelgasse mit zahlreichen Sammlungen, die zum Teil einzig in ihrer Art sind. Nachdem auch dem Kassenführer der wärmste Dank des Vereins ausgesprochen worden, bittet der Vorsitzende den Landeshauptmann und seinen anwesenden Vertreter, Herrn Geheimrat Dr. Osius, zur Fortführung der vorwiegend historischen Zwecken dienenden Grundkarten, von denen bis jetzt 6 erschienen sind, Mittel zur Verfügung zu stellen. Eine Einladung der Stadt Eschwege, die nächste Wanderversammlung in den Mauern ihrer Stadt abzuhalten, wird dankend angenommen. Auf Vorschlag des Superintendenten Wissemann werden die bisherigen Mitglieder des Vorstandes wiedergewählt; nur tritt an Stelle des bisherigen Bibliothekars, Major von und zu Löwenstein, der aus Gesundheitsrücksichten austrat, Bankdirektor a. D. Grimm. Damit war die Tagesordnung erledigt, und Superintendent Wissemann-Hofgeismar hielt nunmehr einen Vortrag über „Die Kunst der Glasmalerei in ihren besonderen Beziehungen zu Hessen“, der in seinen Hauptzügen hiermit wiedergegeben sei.

Die Glasmalerei konnte sich erst entwickeln, nachdem die Fähigkeit der Erzeugung von Tafelglas vorhanden war. Im vorchristlichen und christlichen Altertum suchen wir sie deshalb vergeblich. Die Glasmalerei hing ab von den Fenstern und ihrer Größe, von der Menge des einströmenden Lichts; mit der Ausdehnung der Fenster ging das Aufblühen ihrer farbigen Verglasung Hand in Hand. Allgemein wird dies erst in der romanischen Stilzeit. Die farbige Verglasung der Fenster war zunächst weniger Malerei als eine Art Mosaikarbeit. Allmählich erst lernte man mit einigen einbrennbaren Farben malen. Um 1350 begannen die Künstler, die Gebilde ihrer Kunst aus der Fläche heraustreten zu lassen. Das entwickelte sich dann zu reichen Architekturen. In der Renaissance, die noch anmutige Werke zeigt, wurde die Glasmalerei nur noch als Kabinettmalerei geübt. Mit dem 30jährigen Krieg war ihr Todesurteil gesprochen; der Kunstsinn erkaltete, praktische Tätigkeit trat in den Vordergrund des Lebens; gleich dem Aschenbrödel wurde die strahlende Schöne zur Seite geschoben. Der Königssohn, der sie wieder in den Prunksaal des Lebens einführte, war König Ludwig I. von Bayern. Redner ging nunmehr zu der Beziehung der Glasmalerei in Hessen und den hier aus älterer Zeit noch vorhandenen Werken über. Über die Entwickelung der Glasbereitung in Hessen hat Landau ausführlich berichtet. In einer Hofrechnung vom Jahre 1430 findet sich der erste urkundliche Hinweis auf die Bereitung von Glas in den hessischen Waldungen. Im Kaufunger und Reinhardswald befanden sich die ersten hessischen Glashütten. Die Glashütten in Hessen gehörten mit denen am Harz, im Braunschweigischen, auf dem Eichsfeld, in der Gerstunger Gegend, an Rhön und Spessart zu einer einzigen großen Zunft. Die Zunftstätte war früher im Spessart gelegen; diese Verhältnisse erlitten aber durch den Bauernkrieg eine Störung. Für einen Wechsel schien Großalmerode, wo zahlreiche Hütten in Betrieb standen, der geeignetste Ort. Der hier vorkommende Sand erwies sich zur Glasbereitung als vorzüglich, die nahe Saline Sooden spendete die Asche. Die Zunftstätte wurde somit nach Großalmerode verlegt und Philipp der Großmütige Obervogt der Glaserzunft (1537). Jedesmal am Pfingstmontag tagten hier die Zunftgerichte. Aus der Zunftordnung ist hervorzuheben, daß in der von Ostern bis Martini genehmigten Arbeitszeit täglich nicht mehr als 6 Zentner kleines oder 4 Zentner großes Fensterglas bereitet werden durften. Die Glashütten lagen stets im Walde, die Speise bestand aus Sand und ausgelaugter Asche. Auch farbiges Glas wurde verfertigt; da aber die Zubereitung als Geheimnis in den Familien bewahrt wurde, findet sich darüber nichts vor. Um das Jahr 1580 betrug der jährliche Holzbedarf einer Hütte etwa 800 Klafter, es nimmt also nicht Wunder, daß hierdurch die Wälder stark gelichtet wurden. Um die Wälder ohne Gefährdung des Industriezweiges zu schonen, suchte Wilhelm IV. die Anwendung der Braunkohle einzuführen. Diese Erfindung kommt also nicht den Engländern (Robert Mansell), sondern den Hessen zu. Der Pfarrer Dr. Johann Rhenanus zu Allendorf-Sooden, der den Kohlenreichtum des Meißners entdeckte, führte in den Soodener Salzwerken und dem Bilsteiner Kupferwerk die Kohlenfeuerung ein, was eine große Schonung der Forsten bedeutete. Die Versuche des Allendörfer Pfarrers wurden dann 1580 durch den Baumeister des Landgrafen, Christoph Müller, fortgesetzt, der durch ein Dörrverfahren die Kohle in eine Art Koks verwandelte, wodurch eine ungleich größere Hitze erzielt wurde. Auch venetianisches Kunstglas ließ Wilhelm IV. im Weißen Hof zu Kassel anfertigen, der finanzielle Erfolg blieb aber weit hinter den Erwartungen zurück. Die Zahl der Glashütten verminderte sich mehr und mehr, so daß nur wenige bis auf unsere Tage gekommen sind. Das Glas für die Glasmalerei wird bis jetzt noch in keiner unserer Hütten gefördert, dieses kommt vielmehr aus schlesischen und oberbairischen Hütten. Unter den Namen der Künstler, die Entwurf und Ausführung der Glasmalerei besorgten, sind auch einige hessische aus dem 15. und 16. Jahrhundert überkommen. Auch die Handhabung dieser Kunst ist uns aus hessischem Munde geschildert worden. Das weitaus bedeutendste Kunstbuch dieser Art, die „Schedula diversarum artium“, stammt von Theophilus, einem Benediktinermönch aus dem Kloster Helmarshausen an der Diemel in Niederhessen; in diesem Traktat handelt Theophilus, der auch als Goldschmied tätig gewesen war, in einer Reihe von Kapiteln über die Bereitung des Glases und die Herstellung bunter Fenster. Die Technik der Glasmalerei verfährt noch heute so ziemlich ebenso, wie sie in diesem Werk geschildert wird; einige der prachtvollen leuchtenden Farben der früheren Zeit hat man noch nicht wieder herstellen können.

Erhaltene Glasmalereien von hohem Alter gehören zu den größten Seltenheiten. Hessen und seine Städte haben nie an Geldüberfluß gelitten. Deshalb kann sich auch Hessen in bezug auf Glasmalereien mit anderen Gebieten nicht messen, immerhin aber begegnen wir einigen recht beachtenswerten Werken. Unter den hessischen Bauten, die alte Glasmalereien aufwiesen oder z. T. noch aufweisen, nennt Redner die Marienkirche zu Hanau, die Pfeilerbasilika zu Gelnhausen, das Lutherhaus zu Schmalkalden (früher auch die „Goldene Krone“ zu Schmalkalden), die Elisabethkirche und das Rathaus zu Marburg, das Hospital zu Weidenhausen, die Zisterzienser-Ordenskirche zu Haina, die Pfarrkirche St. Marien zu Frankenberg, die Kirche zu Asmushausen bei Rotenburg, die Kirche zu Dagobertshausen, der Dom zu Fritzlar, die Kirche zu Immenhausen, die Zisterzienser-Klosterkirche zu Nordshausen. Im

von Buttlarschen Privatbesitz befinden sich eine Anzahl bunter Glasscheiben, die meist von hessischen Adligen gestiftet waren und aus der Kapelle zu Riede stammen.

Die alten Glasscheiben der Löwenburgkapelle, die früher ungeordnet und planlos eingesetzt und von lichten Glasscheiben unterbrochen waren, sind vor einigen Jahren restauriert worden; das Zusammengehörige ist in demselben Fenster zusammengestellt, einzelnes in neuen Scheiben von den Brüdern Ely hinzugefügt worden. Die Malereien stellen u. a. dar die Legende der hl. Radegunde, des hl. Lambert, des hl. Georg, den sog. Stammbaum Christi und zwei Szenen aus der Leidensgeschichte. Die alten Fenster stammen aus den Kirchen zu Hersfeld, Immenhausen, Obernkirchen, Dagobertshausen (und, wie der Berichterstatter hinzufügen kann, aus Kloster Möllenbeck). In einem landgräflichen Reskript von 1798 wird der Stadt Hersfeld der Betrag von 100 Talern als Entschädigung für die entnommenen Kirchenfenster bewilligt. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden tausende von bunten Fenstern absichtlich zerschlagen, so auch in einer hessischen Stadt, deren Namen aus Schonung nicht genannt sein mag. Nach der Rückkehr des Kurfürsten aus dem Exil suchte man billige neue Bezugsquellen zu erschließen und kam so auch an Immenhausen und Dagobertshausen. Ein Schreiben der kurfürstlichen Hofbaudirektion an den Pfarrer zu Dagobertshausen vom Jahre 1824 fordert diesen auf, die alten Glasscheiben der Pfarrkirche an das Hofbauamt abzugeben; es hielt dann der Gemeinde schwer, als Ersatz für die bunten die versprochenen lichten Scheiben zu bekommen. (Auch hier darf der Berichterstatter wohl die nicht uninteressante Notiz einfügen, daß laut einem von Jussow, dem Erbauer der Löwenburg, aufgestellten Verzeichnis der 1799 noch unbezahlten Rechnungen die Herstellung der als Ersatz für die aus Möllenbeck übersandten Malereien verfertigten Fenster einen Kostenaufwand von 302 Rtlr. 2 Albus 8 Hlr. verursachten. Im Jahre 1799 sind, gleichfalls nach einem Kostenanschlag Jussows vom 12. Januar 1800, für Glasscheiben in der Löwenburg, einschließlich der gemalten Fenster in der Kapelle, 1100 Rtlr. aufgegangen.) Die Kunst der Glasmalerei in Deutschland, so etwa schloß der Vortragende, ist wieder zu neuer Blüte erstanden, und nachdem das Dornröschen aus seinem Schlaf aufgewacht ist, rauscht es an vielen Orten wieder dahin mit seinem farbenreichen Mantel; immer mehr kommt man wieder darauf zurück, die alten gotischen Kirchen mit farbigen Fenstern zu versehen, denn gerade der gotische Dom bedingte es, daß die Fülle des Lichtes durch die farbigen Malereien gedämpft wurde. So klagen wir nicht mit Faust über das dumpfe Mauerloch,

„Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht“,

sondern halten es mit einem provençalischen Dichter des 13. Jahrhunderts, der da sagt, gleich einem, der in ein gemaltes Fenster schaut:

„So ist voll Süßigkeit mein selbstvergeff'nes Herz,
Wenn ich geblendet dich in deiner Schönheit schau'“.

An diesen mit großem Beifall aufgenommenen, überaus fesselnden Vortrag schloß sich ein gemeinsames Frühstück. Sodann besichtigte man unter Führung des Apothekers **Braun** die hervorragendsten Gebäude der Stadt, darunter namentlich die Stadtkirche und das aus dem 16. Jahrhundert stammende Schloß. Den Schluß des Rundganges bildete die Besichtigung der Altertumssammlung im Rathaus, unter dessen Flaggenschmuck sich auch eine Fahne der Bürgergarde aus dem Jahre 1831 befand. Hier hatte Kaufmann **Prack**-Melsungen-Frankfurt a. M. die Führung übernommen, der mit unermüdlichem Eifer die Einzelheiten der mit großer Mühe und Geschmack aufgestellten reichhaltigen Ausstellung erklärte. Es ist unmöglich, auf einzelnes einzugehen. Wir sahen vorgeschichtliche Scherben- und Urnenfunde, klösterliche Urkunden aus dem 14. Jahrhundert, einen mittelalterlichen Kirchengesang auf Pergament, christliche und israelitische Kultgeräte; ganz besonders zahlreich und fast vollständig war die Sammlung von vorreformatorischen Bibeln, die zudem nur den dritten Teil des Kirchenschatzes ausmachte; hervorragendes Interesse weckte ferner die Holzstatuette des vielumstrittenen St. Ostwald, des Röhrenfurter Kirchenheiligen; reichhaltig war auch die Sammlung von Waffen, unter denen sich einige aus dem Besitz des letzten Kurfürsten befanden; eine überaus originelle und reich verzierte, vom letzten Rotenburger Landgrafen stammende goldene Uhr hatte der Bürgermeister von Melsungen ausgestellt. Weiter sahen wir Zunftfahnen und -briefe, Kupferstiche, Gemälde, Ofenplatten in erhabener Arbeit von hohem Alter, Münzen, Stickereien, Zinngeräte, Porzellan, geschliffene Gläser und zahlreiche sonstige Erzeugnisse der kleingewerblichen Kunst früherer Zeiten. Die Ausstellung setzte mit Erfolg das in die Tat um, was General Eisentraut mit bezug auf den vielseitigen Wert solcher Sammlungen hervorgehoben hatte. Daß der Schreiber dieser Zeilen z. B. unter dem Ausgestellten zu seiner freudigen Überraschung das Stammbuch seines Großonkels vorfand, das dieser sich während seiner Göttinger Studienzeit in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegt hatte, möge zur Illustrierung des Gesagten beigemerkt werden. Hier sei auch gleich noch erwähnt, daß die den Teilnehmern überreichte vierseitige, mit einem Willkommengedicht bedruckte Festkarte acht Illustrationen von Melsungen aus alter und neuer Zeit und vier verschiedene Melsunger Stadtsiegel darbot. Ein zugehöriger launiger Festgruß Melsungens an die Mitglieder des Geschichtsvereins, von Dr. **Moeller** verfaßt, nahm Bezug auf den unglückseligen Melsunger Rentmeister, der 1515 die schöne Pergamenthandschrift mit Heinrich des Glichesähre erster Bearbeitung des „Reineke Fuchs“ zum Einbinden seiner Akten zerschnitt.

(Schluß folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Denkmalsfeier in Homburg v. d. Höhe. Der Kaiser vollzog am 16. August zu Homburg v. d. Höhe die Enthüllung des von ihm zum Gedächtnis der Landgrafen von Hessen-Homburg gestifteten Denkmals. Ehe die Hülle fiel, hielt er vor dem Denkmal eine längere Ansprache, in der er der hervorragendsten männlichen und weiblichen Mitglieder des Landgrafenhauses und ihrer geschichtlichen Verdienste rühmend gedachte.

Die Kaiserin in Treysa. Der Kaiserin, die von Wilhelmshöhe aus, wo sie zurzeit mit ihrem Gemahl weilt, am 15. August der feierlichen Einweihung der Votivkirche der Anstalt Hephata bei Treysa beiwohnte, wurde am festlich geschmückten Treysaer Bahnhof eine besondere Huldigung der Schwälmer zuteil. Sämtliche Bürgermeister und Gutsvorsteher des Kreises Ziegenhain (77 Gemeinden und 26 Gutsbezirke) hatten hier Aufstellung genommen, ebenso zahlreiche andere Schwälmer beiderlei Geschlechts in ihrer Landestracht. Einige junge Schwälmerinnen in Brauttracht überreichten der Kaiserin eine Blumengabe und erhielten eine goldene Brosche mit dem Namenszug der Kaiserin. Dreißig schmucke Schwälmer Burschen zu Roß begleiteten als Ehreneskorte den kaiserlichen Wagen zur Anstalt.

Adalbertus Endert, Bischof von Fulda †. Erst wenig über 55½ Jahre alt und nach nur achtjähriger, trefflichster Amtsführung, starb mit ihm zu Fulda ein Mann am Dienstag, den 17. Juli d. Js., der sich auch in den Herzen von Angehörigen anderer Konfessionen ein bleibendes Andenken erworben hat über das Grab hinaus. Ein Kind der Diözese Fulda, die er niemals längere Zeit verlassen hat, ruht er jetzt rechts vom Hochaltar des Doms, gegenüber seinem Amtsvorgänger, dem im Sommer 1898 verstorbenen Bischof Komp, und zwischen beiden liegt der von 1700—1714 regierende Fürstabt Adalbertus I. (von Schleifraß), der Erbauer von Neu-Fulda, nach dem der Verstorbene seinen Vor- und Bischofs-Namen führte.

Adalbert Endert stammte aus geringen, kleinbürgerlichen Verhältnissen, die er niemals weder als Pfarrer noch später als Bischof vergaß, und erblickte am 22. Dezember 1850 zu Setzelbach in der Pfarrei Rasdorf (Kreis Hünfeld) das Licht der Welt. Vorgebildet auf dem kurfürstlichen Gymnasium und dann auf dem Bischofs-Seminar zu Fulda, wurde er am 12. April 1873 im letzten Lebensjahre des Bischofs Kött im heimischen Dome zum Priester geweiht. Schon am folgenden Tage wurde er (neben dem als Regens verstorbenen Prof. Dr. Hillenbrand und dem jetzigen Stadtpfarrer Rhiel) einer der drei Stadtkapläne in Fulda und blieb in dieser damals gerade ungeheuer wichtigen Stellung volle 15 Jahre, da der Ausbruch des sog. „Kulturkampfes" ein weiteres Vorrücken für ihn ausschloß. Was Kaplan Endert in dieser Notzeit, überall aushelfend, in der Seelsorge mit seiner Energie geleistet hat, ist unglaublich viel, und dürften seine z. T. scharf pointierten Erinnerungen an jene 15 Jahre später großen kulturgeschichtlichen Wert beanspruchen. Ein deutliches, äußeres Zeichen seines kräftigen Wollens und Könnens eben aus jenen Tagen hat er sich selbst errichtet „aere perennius" in der großen, schönen Bonifatiuskirche zu Horas bei Fulda, die er ganz aus den winzigen Mitteln der armen Gemeinde und überall sammelnd errichtete in Zeiten der Armut und Not, so daß er sie sozusagen aus dem Nichts geschaffen hat, selbst stets an der Spitze und neben dem Entwurf Professor Güldenpfennigs die Seele der ganzen Bauleitung. Bereits 1885 hatte Endert deshalb seinen Wohnsitz nach Horas verlegt, wo er dann am 16. März bzw. 16. April 1888 Pfarrer wurde in einer für ihn neu errichteten Stelle unmittelbar vor den Toren von Fulda; dort blieb er auch, als er am 19. Mai 1890 zum Dechanten des Dekanats Großenlüder vorrückte. Fünf Jahre lang war also Endert Pfarrer in Horas, rastlos in der Seelsorge und als Bauherr tätig, da machte der Tod des alten, hochbeliebten Pfarrers Joseph Schmidt ihn am 15. Oktober 1893 zum Dompfarrer in Fulda, zum Hüter der Grabeskirche des heiligen Bonifatius. Auch dieses hochwichtige und hochangesehene Amt hat Endert 5 Jahre lang (1893—98) verwaltet. Ein gewaltiges Arbeitsfeld lag vor ihm, da doch Vieles unter dem allzu hochbetagten Vorgänger liegen geblieben war, und nach einem halben Jahrzehnt konnte er auf ein segensreiches Feld grade hier geleisteter Arbeit zurückschauen, um sich getrost für noch höhere Taten zu rüsten. Der 1894 erwählte Bischof Komp, der bereits seit 25 Jahren etwa als „Regens Seminarii" und sonst der geistige Mittelpunkt des Bistums Fulda war, schätzte daher den Dompfarrer Endert außerordentlich hoch, hörte gern auf seinen Rat und verlieh ihm eine Anerkennung nach der anderen. Nach Komps Wahl zum Erzbischof von Freiburg, der so bald dessen Tod nachfolgte, wollte man in Fulda einen jüngeren Mann haben als Bischof, und da fiel, fast zur größten eigenen Überraschung des Dompfarrers Endert selbst, die einstimmige Wahl des Domkapitels auf ihn am 18. Juli 1898, zur Freude aller Katholiken Hessens. Am

28. Oktober desselben Jahres fand die feierliche Inthronisation des neuen Bischofs Adalbertus Endert statt durch den Kardinal und Fürstbischof Kopp von Breslau (1881—87 selbst Bischof in Fulda). Also hat Bischof Adalbertus Endert grade 8 volle Jahre der Diözese Fulda vorgestanden, nachdem er sich in Berlin und in Rom bei Papst und bei Kaiser die Anerkennung seiner hohen Würde geholt hatte als treuer Diener und Verehrer beider Gewalten.

Es ist hier nicht der Ort, seine großartige Tätigkeit in der Seelsorge oder seine hervorragend administrative Tätigkeit als Bischof von Fulda zu beurteilen, die beide über das Mittelmaß bedeutend hinausgehen, wie selbst Fernstehende zugeben werden. Ich möchte hier nur für den guten und strenge Gerechtigkeit liebenden Menschen Adalbert Endert mein Zeugnis ablegen, dem ich nicht nur in guten, sondern auch in bösen Tagen (für mich ebenso wie den Verewigten!) nahe treten durfte, trotz der Verschiedenheit der Bekenntnisse. Festwurzelnd in dem heimischen Lande Fulda, hatte er für dessen Vergangenheit in der Geschichte stets ein warmes Herz und großes Verständnis bis ins Kleinste gezeigt, so daß er zuletzt als Mäcen des neu erwachten, geschichtlichen Lebens in Fulda stets seinen Ehrenplatz behaupten wird. Mit rührender Bescheidenheit und in übertrieben großer Selbstkritik wollte der Verewigte deshalb die ihm verliehene Ehrung als Doctor (theologiae) h. c. nur angesehen wissen als ein Zeichen der unter seiner Ägide auflebenden und blühenden Forschung, aber nicht als eine Belohnung eigenen Forschens oder wissenschaftlichen Könnens. Wohl der eifrigste und kritischste Besucher meiner Vorlesungen über Fuldische Geschichts-Bilder und -Quellen ist der neue Bischof von Fulda im Winter 1898/99 gewesen, der auch ihm nicht genehme Tatsachen aus der Fuldaer Vergangenheit, wenn aus den Quellen nachgewiesen, voll gelten ließ und rücksichtslos auch anderen gegenüber anerkannte. Dieses streng wissenschaftliche Wahrheitssuchen und das Festhalten an den Resultaten der Wissenschaft, selbst wo solche ihm unbequem waren, ist etwas Großes gewesen. Ebenso muß ich betonen, daß Bischof Endert persönlich stets duldsam war, obwohl er in der Frage der gemischten Ehen den kirchlichen Standpunkt, auch in seinen Hirtenbriefen, energisch vertreten hat. Aber alles Persönliche hat ja einem Toten gegenüber zurückzutreten, wenn sich das Grab selbst und des Grabredners lobender Mund geschlossen haben. Eins aber soll hier im „Hessenland“ nochmals gesagt werden, wie sehr der verstorbene Bischof Endert die fuldische und hessische Geschichte geliebt und mächtig gefördert hat. Hoffentlich werden in den „Fuldaer Geschichtsblättern“ dies ausführlichere Darlegungen allgemeiner bekannt machen. Daß aber „Bonifatius“ und seine Zeit ihm nahelag, davon zeugt das 1905 so glänzend gefeierte 1150jährige Gedenkfest seines Märtyrertodes, bei dem der Verewigte sich den Todeskeim geholt haben soll, aber er umfaßte alles Fuldische in weitester Ausdehnung und stand auch dem hessischen Heimatlande und seiner Geschichte sympathisch gegenüber.

Ein anderes Bischofs-Wappen wird sich demnächst mit dem alten schwarzen Kreuze von Fulda quadrieren an Stelle des goldenen Enterich (Endert) im grünen Felde, an dem der Verewigte, heraldisch von mir beraten, festhielt, trotz vielfacher Einsprüche von links und rechts. Auch in dieser historischen Nebendisziplin habe ich die geschichtliche Größe des einzig charakterstarken Mannes kennen und lieben gelernt. Sein Andenken soll über sein frisches Grab hinaus allezeit bewahrt bleiben, ganz abgesehen von seiner Bedeutung als katholischer Priester und als würdiger Bischof der Diözese Fulda, als Mäcen, Freund und Förderer heimischer Geschichte von Fulda und vom Hessenlande, und als trefflicher, auch im Unglück bewährter guter Mensch, nach den Worten des Dichters: „Ach sie haben einen braven Mann begraben, und mir war er mehr.“

Heide (Holstein), Ende Juli 1906.

Dr. philos. F. Seeling.

Universitätsnachrichten. Der Privatdozent an der Universität Berlin Prof. Lic. Dr. **Wobbermin** ist (an Stelle des nach Greifswald berufenen Professor D. Dr. Wiegand) zum außerordentlichen Professor in der theologischen Fakultät zu Marburg ernannt worden. — Professor D. Joh. **Bauer** daselbst wurde zum etatsmäßigen Extraordinarius ernannt.

Stadt-Jubiläum. Die Stadt **Weilburg** rüstet sich, ihre 1000 Jahr-Feier zu begehen. Das Fest beginnt am 18. August mit Fackelzug, Beleuchtung der Stadt und Fest-Kommers. Am Sonntag den 19. August, als am Hauptfesttag, findet vormittags Festgottesdienst statt, nachmittags wird im inneren Schloßhof das vom Stadtarchivar Dr. Spielmann zu Wiesbaden verfaßte historische Festspiel „Das Testament von Weilburg“ aufgeführt. Darauf entwickelt sich der historische Festzug, der seinen Weg vom Schloß durch die Hauptstraßen nach dem Festplatz nimmt.

Erinnerungszeichen. Ein Erinnerungszeichen aus dem Kriegsjahr 1849 befindet sich im sog. Tiergarten zu **Gravenstein**. In eine alte Buche ist folgendes eingeschnitzt: „Am 1. Ostertage 1849 Biwak 5. Komp. 2. kurh. Inf.-Regt. A. A., W. S. und N. C.“

Rhönklub. In der ersten Hälfte des August hielt der Rhönklub zu Nürnberg seine 30. Jahresversammlung ab. Er verfügt jetzt über 3200 Mitglieder und ein Vermögen von 9012 M. Auch im verflossenen Jahre sorgte er wieder für Unterkunftshütten, Schutzhäuser, Aussichtstürme, für Erhaltung der Ruinen und alter Baudenkmäler; er unterstützte die Ausgrabung historischer und prähistorischer Stätten, widmete sich der Volks- und Trachtenkunde, forschte nach der Fauna und Flora in seinem Gebiet und trat der Frage auf Einführung von Freiquartieren näher, um Schülern und Studenten das Wandern in der Rhön zu erleichtern. Die nächste Jahresversammlung findet in Vacha statt.

Todesfälle. In Münster starb der frühere Kommandant von Berlin, Generalleutnant z. D. Reimer von Ende. Er war am 21. September 1844 in Fulda geboren, trat 1864 als Fähnrich in das ehemalige Kurhessische Leibgarderegiment ein und kam nach dem Feldzug 1866 als Leutnant in das preußische Füsilierregiment Nr. 80; in diesem machte er als Bataillons-Adjutant den deutsch-französischen Krieg mit und erhielt das Eiserne Kreuz 2. Klasse. 1874 kam er in das Gardeschützen-Bataillon, wurde 1875 Hauptmann und Kompaniechef. 1887 wurde er Major im Königsgrenadierregiment Nr. 7, dem er seit 1879 angehörte. 1895 zum Obersten befördert, erhielt er das Kommando des Kaiser-Alexanderregiments und 1896 das des 3. Garderegiment. 1898 wurde er, zum Generalmajor befördert, Kommandant von Berlin und 1901 zum Generalleutnant, 1902 zum Kommandeur der 11. Division in Breslau ernannt. Am 18. April 1903 wurde er auf sein Abschiedsgesuch zur Verfügung gestellt.

Im 86. Lebensjahre starb am Montag den 30. Juli d. J. zu Kiel der Senior der Albert-Christians-Universität, der Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Seelig, welcher als ältester Sohn des 1858 verstorbenen Schönfärbermeister W. Seelig „vor der Schlagd" zu Kassel am 2. Juni 1821 geboren worden ist und seiner Vaterstadt stets eine treue Anhänglichkeit bewahrt hat. In Marburg, Heidelberg, Berlin und Göttingen studierte er Jurisprudenz und Staatswissenschaften, gründete auch 1842 das Heidelberger Korps Vandalia und habilitierte sich 1845 in Göttingen, wo er auch 1852 außerordentlicher Professor der Nationalökonomie wurde, um, über Freiburg i. Br. (1854) nach Kiel berufen, dort eine neue Heimat zu finden, der er 52 Jahre lang in reichstem Schaffensdrang angehören sollte. Erst als ein patriarchalisch hohes Alter es ihm 1905 unmöglich gemacht hatte, den Weg zur Universität zurückzulegen, gab er, voll schmerzlichen Gefühles, die Vorlesungen auf, und die Feder des pomologischen Schriftstellers legte er erst im Juni 1906 aus der Hand. Es ist also ein reiches und gesegnetes Dasein hier voll ausgelebt zum Abschluß gelangt, das, kurhessischer Erde entsprossen, in Kiel mehr als ein Halbjahrhundert sich betätigte in drei Richtungen zum Besten seines Adoptivheimatlandes, als bahnbrechender Gelehrter und Forscher, als praktischer Landwirt, Blumen- und Obstzüchter und als Abgeordneter der Provinz Schleswig-Holstein. Dabei ist er ebenso wie sein Freund Hänel, der ein geborner Kursachse ist und der ihm die akademische Toten-Rede halten durfte, so mit den Elbherzogtümern in den langen Jahrzehnten verwachsen, daß niemals, auch nicht in den schlimmsten Parteikämpfen, der Vorwurf je laut geworden ist, der so leicht nördlich der Elbe ertönt, Seelig oder Hänel seien ja gar keine gebornen Holsteiner; denn beide hatten in den Stunden der bösen Reaktion bis 1863 und in den Gefahren der Jahre 1863 und 1864 fest zur neuen Heimat gestanden und hatten sich volles Mitbürgerrecht dort erworben.

Eng begrenzt und verflochten mit seiner praktischen Tätigkeit in Gartenbau und Obstzucht blieb stets Seeligs literarische Tätigkeit, soweit sie nicht aus seiner Dozentenwirksamkeit herausgewachsen ist. Es würde zu umständlich sein, all die Schriften statistischen, nationalökonomischen oder pomologischen Inhalts hier aufzuführen, aber seine Befreiung der schleswig-holsteinischen Bauern von der Erbpacht sichert ihm deren Dank und Gedenken noch über das Grab hinaus, wie Hänel besonders hervorhob.

Als Pomologe galt er als ausgezeichnete Autorität und war Ehren-Vorsitzender der Pomologischen Gesellschaft, und als freisinniger Abgeordneter seines Adoptivheimatlandes hat er von 1872—1895 in den Kommissionen Hervorragendes geleistet. Möchte ihm, dem Sohne unserer kurhessischen Hauptstadt, der ruhmvoll in Schleswig-Holstein über ein halbes Jahrhundert gewirkt hat, die Erde leicht sein. R. i. p.

Am 7. August verschied zu Kassel der in Homberg geborene Lehrer und Kantor a. D. Friedrich Wiegand. Wiegand wirkte fast ein halbes Jahrhundert als Lehrer in Altenbauna und war lange Zeit Kreistagsabgeordneter. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Vereins zur Förderung der Bienenzucht im Reg.-Bez. Kassel wußte er die Imkerei in eben diesem Bezirk zu hoher Blüte zu bringen. Auch der Bau der Kleinbahn Kassel-Naumburg ist zum großen Teil seiner Initiative mit zu danken.

Grabstein Wilhelms von Hessen in Melsungen. Bei der Hauptversammlung des Hessischen Geschichtsvereins am 10. August dieses Jahres wurde auch die Stadtkirche von Melsungen

durch die Mitglieder besucht. Hierbei fand sich neben dem Altare eine eingemauerte Grabsteinplatte mit folgender Inschrift: „A. D. 1550 auf Agathentag starb der Edelherr Wilhelm von Hessen Freiherr zur Landsburg in Melsungen. Der Allmächtige wolle der Seele gnädig sein.“ — Wilhelm von Hessen, ein natürlicher Sohn Landgraf Ludwigs II., also des Großvaters Landgraf Philipps des Großmütigen, scheint sich demnach in seinen letzten Lebensjahren von dem ursprünglich gräflich Ziegenhaynschen Schloße Landsburg an der Schwalm, dessen langjähriger und letzter Bewohner er war, nach Melsungen zurückgezogen zu haben. Wilhelm wird bei den Streitigkeiten unter der Regentschaft während der langwierigen Krankheit Landgraf Wilhelms II. zuweilen genannt und besuchte zur Zeit der vormundschaftlichen Regierung der Landgräfin Anna hessische Landtage.[1]) Die 1415 in gotischem Stile erbaute Stadtkirche zeigt am Glockenturme und in den Rundsäulen des Schiffs noch romanische Überreste einer ältern Kirche auf derselben Stelle, welche durch Brand zu Grunde ging.

F. v. Gilsa.

[1]) Vgl. Rommel, Hessische Geschichte, III. Band, Anmerkung 97.

Hessische Bücherschau.

Die Jubiläums-Gewerbeausstellung in Kassel vom 1. Juli bis 4. September 1905. Im Auftrag des geschäftsführenden Ausschusses und unter Mitwirkung der Ausstellungsleitung und der Vorsitzenden der einzelnen Ausschüsse bearbeitet von Rektor W. Schanze, Mitglied des Ausschusses des Handels- und Gewerbevereins. Herausgegeben im März 1906 vom geschäftsführenden Ausschusse. Kassel (Verlag des Handels- und Gewerbevereins) 1906.

Nachdem die am 1. Juli 1905 in der Karlsaue bei Kassel eröffnete Jubiläums-Gewerbeausstellung nach 65tägiger Dauer mit einem selten günstigen Ergebnis (84 394,17 M. Überschuß) wieder geschlossen worden, entschloß sich die Ausstellungsleitung, in Text und Illustration ein möglichst getreues Bild der Vorbereitungen zur Ausstellung, ihres Verlaufes und ihrer Einrichtung im einzelnen zu geben, um dadurch auch späteren Zeiten den Beweis zu liefern, daß das Handwerk in unseren Tagen „nur wenige seiner alten Stellungen aufzugeben brauchte und, mit den neuesten und besten Hilfsmitteln versehen, die Gewerbszweige, die noch handwerksmäßig betrieben werden, seinem Besitz zu erhalten in der Lage ist“. Mit der Ausführung dieses Planes betraut, legt W. Schanze nunmehr das Ergebnis seiner umfangreichen und mühevollen Arbeit auf 23 reich illustrierten Bogen vor. Das Werk bezeugt einmal wieder die uns Deutschen eigene Gründlichkeit, jedes Stück der Ausstellung ist fast bis auf den letzten Nagel verzeichnet; selbst die Rosetten der Ausschußmitglieder, die offiziellen Ansichtspostkarten, das Plakat, ein Los der Ausstellungslotterie, die einzelnen Diplome sowie die verschiedenen Arten der Eintritts- und Dauerkarten werden noch einmal im Bilde reproduziert. Die Entstehungsgeschichte der Ausstellung, die Tätigkeit der verschiedenen Ausschüsse und des Preisgerichts werden aufs eingehendste geschildert und auch die finanziellen Ergebnisse genau registriert. Jedem einzelnen Bau ist eine minutiöse Beschreibung gewidmet; mit der gleichen Sorgfalt werden dementsprechend die verschiedenen Ausstellungsgruppen behandelt. Auch Stimmungsberichte der einheimischen und auswärtigen Presse sind aufgenommen. Nach einem zusammenfassenden Rückblick über die Ausstellung folgt ein Kapitel über die Verwendung des Überschusses und die hierüber gepflogenen Vorverhandlungen. Das vornehm ausgestattete Werk enthält 70 Illustrationen und einen Lageplan. Überaus interessant sind die einzelnen Posten der Gesamt-Einnahmen und -Ausgaben. Der etwa zu machende Einwurf allzugroßer Gründlichkeit wird im Hinblick auf die Schwierigkeit, sich heute aus den knappen Berichten über frühere Kasseler Gewerbeausstellungen ein einigermaßen lückenloses Bild zu verschaffen, schon vom Standpunkt des Historikers aus abzuweisen sein. Einem späteren Forscher, der einmal diese Gewerbeausstellung in das Gebiet seiner Untersuchungen ziehen wollte, bleibt in der Tat nichts mehr zu tun übrig.

Heidelbach.

Festschrift zum 28. Mittelrhein. Kreisturnfest 14.—18. Juli 1906. Hrsg. vom Preßausschuß. Mit 2 Voll- und vielen Textbildern sowie Stadtplan. Hanau (Verlag von G. Priors Nachf., Paul Laufer) 1906.

Die Schrift enthält in ihrem historischen Teil außer einem von H. Berthold verfaßten „Führer durch die Stadt Hanau“ und einem von H. Willamowitz geschriebenen Aufsatz über die „Entwickelung des Schulturnens in Hanau“ namentlich eine bemerkenswerte, mit reichlichen Quellenangaben und kurzen Biographien versehene Abhandlung Heinrich Heusohns über die Hanauer Turngeschichte. Nach einer von den Reformen Basedows, Salzmanns und Guts Muths zu Ende des 18. Jahrhunderts und der eigentlichen Begründung der deutschen Turnkunst durch Jahn ausgehenden Einleitung wird die Entwickelung des Hanauer Turnwesens seit 1816 — Hanau war ja eine der ersten deutschen Städte, in denen die Turnerei gepflegt wurde — durch die trüben Zeiten der Turnsperre hindurch zunächst bis zur Gründung der Hanauer Turngemeinde (1837), der zweitältesten des Mittelrheinkreises, dargestellt. Erster Turnwart dieser Gemeinde war Christian Lautenschläger, der Dichter des Liedes „Auf, ihr Turner, laßt uns wallen“. Ende 1847 stand diese Hanauer Turngemeinde auf der Höhe ihres Ruhmes und nahm namentlich durch ihre ausgedehnte Werbetätigkeit eine führende Stellung in Süddeutschland ein, der allerdings durch die Ereignisse des Jahres 1848 ein jähes Ende bereitet wurde. Die hervorragende Beteiligung der Hanauer Turner an diesen Ereignissen mochte die kurz hintereinander erfolgte Berufung des ersten und zweiten deutschen Turnertages 1848 nach Hanau veranlaßt haben, an denen auch Jahn teilnahm; Vorsitzender des zweiten, eine Spaltung herbeiführenden Turntages war der spätere Reichstagsabgeordnete Ludwig Bamberger. Der Schlußteil gibt eine kurze Übersicht über das Hanauer Turnwesen von 1849—1906. Während seiner Anwesenheit in Hanau wurde Jahn von Georg Cornicelius gemalt, der im selben Jahre auch den bekannten Anführer der Hanauer Turnerschar porträtierte,

den Küfermeister und Weinhändler August Schärttner, der, mit einigen anderen Hanauer Turnern als Teilnehmer am Zuge nach Baden zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt, nach London flüchtete, wo er 1857 als Besitzer eines Gasthauses am Heimweh starb. Beide Bilder sind in vorzüglicher Reproduktion dem Buche beigegeben. Vorgesetzt ist diesem Hauptaufsatz eine Skizze desselben Verfassers über „Jahn und die Brüder Grimm“. Hierzu könnte noch eine interessante Charakteristik Jahns durch Wilhelm Grimm in einem Briefe vom 28. Februar 1814 an Achim von Arnim ergänzend nachgetragen werden (abgedruckt bei R. Steig, A. von Arnim und J und W. Grimm, 1904, S. 299). Auch bei diesem Werkchen kann mit Genugtuung konstatiert werden, daß man neuerdings mit Erfolg bestrebt ist, solchen volkstümlichen Festschriften durch inneren Gehalt und äußere Ausstattung auch einen bleibenden Wert zu verleihen. Heidelbach.

Nies, Konrad. Aus westlichen Weiten. Neue Gedichte. 8°. VIII und 190 S. Großenhain und Leipzig (Baumert & Ronge) 1905.

Es ist ein interessantes Kapitel in unserer hessischen Literatur, das Hessentum in den Vereinigten Staaten. Die politischen Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts haben immer und immer wieder die Schutzsuchenden nach dem großen Lande der Freiheit verschlagen. Von Karl Follen bis auf Konrad Nies — eine ununterbrochene Kette. Zwar hat Nies seine Heimat nicht aus politischen Gründen verlassen, geistig aber gehört auch er ganz der Zeit an, da unsere Vorfahren sich im gelobten Land Amerika eine Heimat suchten. Auch ihm ist Amerika die zweite Heimat geworden, die er liebt und in deren Schönheit und Romantik er sich vertieft. Dabei aber ist er auch ein guter Deutscher geblieben, der die Verbindung mit der Heimat nicht abgebrochen hat, sondern in stetigem Konnex mit der alten Heimat und seinen Landsleuten bleibt.

Seine Gedichte, die kernig und feurig dahinschwellen, gemahnen in ihrem romantischen Teil an die Pracht Freiligrathscher Bilder. Es steckt Kraft und Mark in ihnen, gleichviel ob er sein Lied zum Preise des ja dem Deutschen so vertrauten Waldes singt, oder ob er eine „Weltschau“ abhält und die Frage stellt: „Wer ist frei?“ Liebenswürdig also, formvollendet ist Nies' Lyrik, von einem leichten versteckten Humor getragen, der sich nicht gerne zeigt, weil er im geheimen viel besser sein Wesen treiben kann. Alexander Burger.

Kurhessische Erinnerungen. 12 Ansichtspostkarten. Dem Andenken weiland Sr. Kgl. Hoheit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. und allen treuen Hessen gewidmet von C. Hellers Kunstverlagsanstalt, Lichtenau in Hessen. — Gegenüber den oft recht minderwertigen Darbietungen auf dem Gebiet der illustrierten Postkarten ist diese historische Serie dankbar zu begrüßen. Zwei Karten stellen den Kurfürsten in sieben verschiedenen Lebensaltern dar. Die übrigen Karten sind betitelt: 2. Der Kurfürst auf Reisen (in der Schwalm). 3. Große Parade vor dem Kurfürsten und dem Großherzog von Hessen (5. Juni 1850). 4. Der Kurfürst mit seinem Adjutanten. 5. Der Kurfürst mit den Isabellen. 6. Aufmarsch zur Kirchenparade auf dem Friedrichsplatz (um 1860). 7. Der Kurfürst auf Wilhelmshöhe. 8. Der Kurfürst in der Verbannung zu Prag. 10. Des Kurfürsten Rückkehr nach Kassel (Leichenzug am 12. Januar 1875). 11. Des Kurfürsten Grab in hessischer Erde. 12. Das Kurfürsten-Denkmal in Horzowitz. — Der Verzicht auf farbige Darstellung muß dankbar anerkannt werden, die Karten sind hübsch und sauber in Lichtdruck ausgeführt; auf einzelnen wirken allerdings, durch die Größe der deutschen Reichspostkarten bedingt, die figürlichen Darstellungen recht winzig. Der historische Wert der Serie wäre durch Angabe der Originale wesentlich erhöht worden. Hoffentlich wird diese Unterlassungssünde — die z. B. dem bekannten Gemälde von Knaus gegenüber, „Se. Hoheit auf Reisen“, geradezu als Unrecht zu bezeichnen ist — in einer nach Inhalt und Ausstattung der Karten sicher zu erwartenden Neuauflage nachgeholt werden. Ob übrigens dieses Knaussche Bild tatsächlich den Kurfürsten darstellen soll, ist strittig. Zu Karte 5 sei noch bemerkt, daß der Kurfürst zwar meist mit Sechsen zu fahren pflegte, stets aber, im Gegensatz zu der hier gegebenen Darstellung, seinen Adjutanten *neben* sich sitzen hatte. Heidelbach.

Personalien.

Verliehen: dem Landeshauptmann Freiherrn Riedesel zu Eisenbach zu Kassel der Rote Adlerorden 2. Kl.; dem Landrat von Schwertzell zu Ziegenhain und dem Superintendenten Wissemann zu Hofgeismar der Kronenorden 3. Kl.; dem Forstmeister Martin zu Waldau der Rote Adlerorden 4. Kl; dem Pfarrer Schuchard zu Treysa und dem Bürgermeister a. D. Funck zu Berneburg der Kronenorden 4. Kl.; dem zum Kreistierarzt ernannten Tierarzt Goldmann aus Fulda die Kreistierarztstelle zu Sögel in Westfalen.

Ernannt: Landgerichtsdirektor Schulte-Uffelage zu Elberfeld zum Präsidenten des Landgerichts in Hanau; Amtsrichter Lattmann zu Schmalkalden zum Amtsgerichtsrat; Landesbauinspektor Röse zu Kassel zum Baurat.

Versetzt: Staatsanwalt Claassen von Dortmund nach Kassel; Landmesser Kreis II zu Fulda zum 1. Oktober nach Hünfeld.

Bestanden: Zollsekretär Badenhausen zu Emden die Prüfung für die Beförderung zum Obergrenz- und Obersteuer-Kontrolleur.

Verlobt: Regierungsbaumeister Kayser zu Kassel mit Fräulein Anna Landgrebe.

Geboren: ein Sohn: Oberlehrer Purgold und Frau (Homburg v. d. Höhe); Apotheker Zipf und Frau Anna, geb. Linz (Bischofsheim v. d. Rhön, 1. August); Zahnarzt P. Geiger und Frau Johanna, geb. Eubell (Kassel, 8. August); — eine Tochter: Oberlehrer Schaefer und Frau Anna, geb. Deutsch (Rinteln, 3. August); Pfarrer Conrad und Frau Emilie, geb. Reimann (Kassel, 5. August); prakt. Arzt Dr. med. Karl Handwerck und Frau Nora, geb. Keller (München, 6. August); Dr. med. Fertig und Frau Gertrud, geb. Boddin (Hanau, 11. August).

Gestorben: Pianofabrikant Leopold Kühner, 79 Jahre alt (Newyork, 23. Juni); Frau Johanna Suntheim, geb. Badenhausen (Laudenbach, 26. Juli); Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wilhelm Seelig, 86 Jahre alt (Kiel, 30. Juli); Freifrau Marianne von Pappenheim, geb. von Buttlar, 30 Jahre alt (Fritzlar, 1. August); Frau Wilhelmine Kettelhake, geb. Korff, 79 Jahre alt (Rinteln, 2. August); Dr. Ferdinand Brauns (Mannheim-Waldhof, August); Baron Oskar von Kutzleben, 57 Jahre alt (Gelnhausen, 3. August); Landesrentmeister Heller, 54 Jahre alt (Ziegenhain, 3. August); Kaufmann Konrad Hausmann, 53 Jahre alt (Kassel, 4. August); Frau Johanna Antoni, geb. Falk, Gemahlin des Oberbürgermeisters Dr. Antoni (Fulda, 4. August); Kaufmann Ernst Zickendrath, 59 Jahre alt (Rotenburg, 5. August); Frl. Mathilde Heck (Marburg, 7. August); Lehrer und Kantor a. D. Friedrich Wigand, 69 Jahre alt (Kassel, 7. August); Privatmann Eduard André, 64 Jahre alt (Kassel, 10. August); Gutsbesitzer Friedrich Landefeld, 69 Jahre alt (Breitzbach, 10. August).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 17. XX. Jahrgang. Kassel, 1. September 1906.

Meersturm.

(Bild aus Nizza.)

Huh! Wie der Sturm heult!
Wie die Wasser wallen und wüten!
Die Schiffer auf hoher See:
Der Herr mög' sie hüten!

Der Wind peitscht mit Geißeln und Ruten die Fluten.
Die tönen und dröhnen wie Schlachtenposaunen — —
Und klingen wie Glocken bei Feuerbrand — —
Es stürzen sich brüllend,
Mit Fürchten erfüllend,
Die zürnenden Wogen,
Gleich hungrigen Löwen, auf den Strand — —

Doch ist der dunkel-dumpfe Wogenklang
Kein leer' Geschrei:
Es ist der Menschheit Leidens-Litanei,
Der Kämpfe kündende Jahrtausend-Sang.

Es rauscht das Meer, was eine Seele fühlt,
Gleich ihm in ihren Tiefen aufgewühlt —
Es braust so laut, daß es den Lauscher schreckt,
Den Stein erweckt — — —

Und über den Wassern:
Ein Schwirren und Schwimmen
Von irrenden Lauten,
Hinzitternden Stimmen,
Ein Rufen so schaurig und seufzerschwer,
Als ob es verbannter Geister Wimmern und Weinen wär'.
— — — — — — — — — — — —

Und die Dämmerung gleitet herzu,
Mit dem Sturme versöhnend zu reden,
Und es nahen Knaben aus Eden,
Die schweigend den Balsam der Ruh'
— Ich seh' aus den Krügen ihn fließen —
In die schäumenden Wasser gießen. — —

Ravolzhausen.

Sascha Elfa (Helene Bechtel).

Mittagsrast.

Ich lag gestreckt im Rasen
Bei Blüten roten Mohns,
Die müden Augen lasen
Gedichte Liliencrons.

Des Sommertages Gluten
Flirrten auf dem Land,
Auf gelben Ährenfluten
Grellte Sonnenbrand.

Am Feldrain, auf den Wegen
Sonnte sich der Staub,
Kein Grashalm mocht' sich regen,
Verschlafen hing das Laub.

Ein fernes Glockenklingen,
Und rings ein Glanz und Glast,
Verträumtes Vogelsingen —
Die Welt hielt Mittagsrast.

Rinteln.

Helene Brehm.



Die Festung zu Rüsselsheim.

Von Georg Wehr.

Kaum eine Gegend im weiten deutschen Vaterlande ist so reich an Zeugen der Vergangenheit wie das Land am Rhein und Main, das ja auch zu allen Zeiten eine hervorragende Rolle in der deutschen Geschichte gespielt hat. Rege ist dementsprechend auch das Interesse der Bevölkerung besonders an alten Bauwerken, Ruinen von Burgen und Schlössern usw. Nur macht man hier die Erfahrung, daß dieses Interesse sich auf ganz bestimmte Denkmäler beschränkt, die gewissermaßen „Mode sind", daß es nicht weiter sucht und so manches interessante und schöne Objekt, das nur dem Fachmann, dem Historiker, dem Liebhaber bekannt ist, übersieht.

Solch ein in weiteren Kreisen unbekanntes, aber sehr bemerkenswertes Denkmal der heimatlichen Geschichte ist die Festung in Rüsselsheim am Main. Sie heißt dort im Volksmunde „das Schloß". Diese Bezeichnung ist in einer Hinsicht richtig, denn in der Tat ist der älteste Teil der Festung ein Schloß oder eine Burg der Grafen Johann und Philipp von Katzenellenbogen, erbaut in den Jahren 1437 bis 1479. Diese bauten ihre Burg an der Stelle, wo eine Furt durch den Main ging und befestigten gleichzeitig Rüsselsheim, das damals Stadtrechte erhielt, mit Mauer und Graben. Sie sollen zu diesen Bauten die Steine aus den Ruinen der alten Pfalz Karls des Großen in Tribur verwendet haben. Als dann Rüsselsheim hessisch wurde, als das Feuergewehr und die Geschütze aufkamen, hielten die Landgrafen von Hessen die alte Katzenellenbogener Burg nicht mehr für ausreichend zum Schutze ihres Landes. Wilhelm II., der Vater Philipps des Großmütigen, umgab das alte Schloß mit einem hohen quadratischen Erdwall und einem Graben mit starker Mauer, auf der ein hoher Palisadenzaun aufgerichtet war. Philipp der Großmütige verstärkte dann die Festung noch durch vier starke Rundtürme an den Ecken des Walles und ein Ravelin (Vorschanze) neben dem Tore. Dadurch wurde sie die stärkste Festung und der erste Waffenplatz seines Landes. Die Stärke der Besatzung wechselte, etwa 70 Geschütze befanden sich in der Festung. Diese haben merkwürdige Schicksale erlebt. Eine große Kartaune z. B., ein 32=Pfünder von 70 Zentner Gewicht und 13½ Schuh lang, war von Philipp in der Fehde gegen Franz von Sickingen bei der Erstürmung der Ebernburg erbeutet worden. Auf dem Bodenstück steht:

> Ein Nachtigal bin ich genant
> Liplich und schon ist mein Gesang
> Wem ich sing dem ist die Zeit langk.

Als im schmalkaldischen Kriege, in dem Philipp der Großmütige in die Gefangenschaft des Kaisers geriet, Karl V. die Festung Rüsselsheim schleifen ließ, kam ein Teil der Geschütze nach Spanien. Die Spanier rüsteten dann mit ihnen Schiffe der großen Armada aus, mit der sie England bezwingen wollten. Das Schicksal dieser Flotte ist bekannt. Die Engländer erbeuteten bei ihrem Untergang auch die hessischen Kanonen, und ihre Königin Elisabeth schenkte sie wieder Philipps Sohn, dem Landgrafen Wilhelm. Philipp der Großmütige stellte, als er die Freiheit wiedererlangt hatte, sofort die Festung in Rüsselsheim wieder her. Im Staatsarchiv befindet sich noch die interessante Bauordnung (1560). Bei der Teilung der hessischen Lande unter die vier Söhne Philipps kam Rüsselsheim und die Festung an Georg I. und damit dauernd an die Hessen=Darmstädter Linie.

Im 30jährigen Kriege gewann die Festung ungemein an Bedeutung. Trotz seiner Neutralität wurde der Landgraf gezwungen, sie den Schweden zu überlassen. Diese hatten sie von 1631 bis 1633 in Besitz. Dann wurde sie zurückgegeben, nachdem die Schweden die Gustavsburg bei Mainz erbaut hatten und Rüsselsheim nun für sie nicht mehr so wichtig war. Doch blieb die Festung in der Folge nicht unangefochten. Hauptmann Scheuermann aber verteidigte sie tapfer, die Schweden konnten die Kapitulation nicht erzwingen. Dagegen plünderten sie die Stadt völlig aus. Von da an verlor die Festung an kriegerischer Bedeutung, bis schließlich die Franzosen im pfälzischen Erbschaftskrieg unter Melac verheerend in die Rheinlande einfielen und auch die Festung Rüsselsheim zerstörten.

Das ist in kurzen Zügen das geschichtlich Bemerkenswerte. Die Festung ist fast in dem Zustand

erhalten, in dem sie die Franzosen zurückließen. Die Brücke über den Graben ist durch einen aufgeworfenen Weg ersetzt, die inneren Schloßgebäude, von denen nur noch die unteren Geschosse erhalten sind, in Scheunen umgewandelt. Das Ganze ist vom Staate gegenwärtig an den Freiherrn von Seckendorff-Verna verpachtet, doch ist der Zutritt „jedem Gebildeten" (so heißt es in dem Pachtvertrag) jederzeit zu gestatten.

In dem dunklen Raum beleuchtet unser Führer eine in den Sandstein eingehauene gelungene Zeichnung: Die Soldaten haben hier ihren Hauptmann karikiert und sogar seinen Namen „Baltes" darunter gemeißelt. Die gute alte Zeit! Durch das Haupttor des alten Katzenellenbogener Schlosses und den Torgang, über dem sich der Wartturm erhebt und in dem man rechts das Verließ bemerkt, gelangt man dann in den Burghof. Von den Burggebäuden, die den engen Schloßhof umgeben,



Rüſſelsheim um 1600 (nach Merian).

Neuerdings sind vom Staate für Restaurierungsarbeiten in der alten Festung 2000 Mark bewilligt worden; u. a. soll der Wartturm der inneren Katzenellenbogener Burg neu überdacht werden.

Bei einem Gang durch den äußeren breiten und trockenen Graben erfreut sich das Auge an den efeuübersponnenen Wallmauern und den malerischen Ruinen der dicken Ecktürme, die mit Efeu und Immergrün überzogen und von schönen Baumgruppen belebt sind. Das Innere der Festung betritt man durch gewaltige bastionäre Torwölbungen. Gleich zur Linken hat man die Torwache.

ist das östliche, das die Wirtschaftsräume enthielt, ganz verschwunden. Von den übrigen sind nur die Keller mit mächtigen Gewölben und die unteren Geschosse erhalten, aber malerische Details der Außenarchitektur und der üppige Efeu verleihen ihnen großen Reiz. Die entzückendsten Bilder aber bieten sich unserem Auge, wenn wir hinaustreten in den inneren Burggraben und auf dem Abhange des Walles die innere Burg umschreiten. An den vier Ecken führen gut erhaltene lange und dunkle Kasematten nach den vier äußeren Ecktürmen. Von draußen leuchtet das Tageslicht durch die Schießscharten matt herein. Wir kehren

wieder zurück in die Helle und ersteigen nun die Höhe des Walles, von wo wir eine herrliche Aussicht auf den Ort Rüsselsheim mit dem großen freiherrlichen Park und den Main haben. In der Ferne schließen die Berge des Taunus das Bild ab, dunkel zeichnet sich von ihrer Silhouette der Kapellenberg ab.*)

*) Im Verlag des Heimatsvereins Rüsselsheim erschien eine reich illustrierte „Geschichte Rüsselsheims“ von W. Sturmfels (75 Pf.), der unsere Abbildung entnommen ist.

72. Mitglieder-Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Melsungen.

(Vom 9. bis 11. August 1906.)

(Schluß.)

Um 5 Uhr nachmittags vereinten sich gegen 130 Teilnehmer im Kasino zu einem Festessen, das einen ungemein anregenden Verlauf nahm und eine Reihe von Toasten zeitigte (General Eisentraut, Landgerichtsrat a. D. Gleim=Marburg, Landtagsabgeordneter Gleim=Melsungen, Kanzleirat Hartdegen=Eschwege, Generalleutnant z. D. Exzellenz Beß=Marburg, Metropolitan Biskamp=Niedermöllrich, Superintendent Wissemann=Hofgeismar). Mit Einbruch der Dämmerung erstrahlte der Kasinogarten in vielfarbigem Licht, und da sich das Wetter inzwischen geändert hatte, konnte auch die im Programm vorgesehene italienische Nacht ihren ungetrübten Verlauf nehmen. Die Kasinogesellschaft Melsungen unter ihrem Vorsitzenden, Spezialkommissar Metz, hatte zudem noch die Kapelle der 167 er von Kassel herüberkommen lassen, unter deren Klängen die festlich gestimmten und — vorab die Damen — festlich gekleideten Teilnehmer den herrlichen illuminierten Garten im bunten Durcheinander durchwogten — ein prächtiger Anblick! Der Zug 10[20] entführte einen Teil der Kasseler Gäste und Mitglieder, die Zurückbleibenden waren in der glücklichen Lage, nicht ängstlich nach dem Zifferblatt schauen zu müssen, welche Begünstigung sie bei Tanz und heiterer Geselligkeit reichlich ausgenutzt haben sollen.

Unablässig wuchtete in der Frühe des nächsten Tages der Regen des Zeus herab und schien auch das winzige Hoffnungspflänzchen, das man am Vorabend im Hinblick auf den Ausflug nach Spangenberg zu pflanzen gewagt hatte, aus seinem lockeren Erdreich mit fortspülen zu wollen. Aber die verhältnismäßig kleine Schar, die sich trotzallledem am Kasseler Bahnhof einfand, sollte ihren Mut belohnt finden. Als wir Kasselaner, von Bürgermeister Bender geführt, von der alten Kanonenbastion der Veste Spangenberg aus die Gefährte der Melsunger Genossen am Fuße des Schloßberges auftauchen sahen, brach lachend die Sonne aus dem zerrissenen Gewölk hervor, und die im Laufe des Tages noch einige Male einsetzenden kleinen Schauern hatten nicht viel mehr zu besagen. Der biedere Burgwart, Kastellan Volkwein, wartete mit einem gar trefflichen Imbiß auf. Man sah es ihm an, wie freudig ihn der Umstand berührte, daß die kahlen Räume des ihm anvertrauten Schlosses einmal etwas wohnlicher aussahen. Denn auch die Spangenberger hatten es sich nicht nehmen lassen, alles, was sie in ihren Mauern an Urväter=Hausrat beherbergten, zu einer stattlichen Ausstellung zusammenzutragen. Auch hier wieder alte Fahnen, Bilder, Altargeräte, Bibeln und andere Folianten nebst mancherlei Ziergeräten; besonders fielen mir auf eine alte Stickmusterpresse und Flachsschwingen, =brechen, =haspeln und wie die sonstigen Gerätschaften einer primitiven Flachsbereitung heißen. Das Erfreulichste bei dieser Ausstellung ist, daß sie zum großen Teil dauernd im Schloß vereinigt bleiben soll, wie man ja auch im Melsunger Rathaus dauernd eine Art Museum einrichten will.

Auf dem Burghof erfuhren wir dann noch eine besondere Überraschung. Ein gemischter Chor unter Leitung des Lehrers Heinlein sang ein Lied zum Preise des Hessenlandes, worauf aus einer tannengeschmückten Burgpforte eine Spangenberger Maid (Fräulein Becker) als Burggeist hervortrat und in einem trefflichen, von Franz Treller verfaßten Gedicht die Schicksale der Burg vor unserm geistigen Auge vorübergleiten ließ. Das Gedicht gipfelte in dem Wunsche, daß die Burg Spangenberg immerdar dem Hessenvolke erhalten bleiben möge. Ein Vorstandsmitglied heftete der schönen Sprecherin ein weiß=rotes Vereinsabzeichen an und brachte ihr damit den Dank des Vereins zum Ausdruck. Dieses ganze, in seiner Schlichtheit doppelt eindrucksvolle Intermezzo wird manchen der Anwesenden ans Herz gepackt haben. Einem in gewohnter Klarheit und Anschaulichkeit gehaltenen Vortrag des Ingenieurs Ernst Happel, der auf Grund gründlicher Autopsie viel Neues über die Chronologie der Burg in ihren einzelnen Teilen zu sagen wußte, folgte unter Führung des Redners ein instruktiver Rundgang, der wohl jedem eine Fülle von Belehrung geboten haben wird. Das Verständnis wurde durch einen zuvor verteilten Situationsplan unterstützt. Auch dieser Vortrag sei hier kurz skizziert.

An der Veste Spangenberg, die im Herzen des hessischen Berglandes liegt, stellen alle Stilarten und Befestigungsarten ihre Bauteile bis auf den heutigen Tag zur Schau. An den umfangreichen Bau- und Befestigungswerken ist deutlich die Entwicklung zu verfolgen, die — von innen ausgehend — zu einem immer wachsenden Umfang der Befestigungsanlagen führte.

Zur Unterstützung der Erklärung vorerst einige geschichtliche Daten: Soweit sich nachweisen läßt, gehörte Spangenberg zuerst dem Stamme der Herren von Treffurt, deren Stammburg — der Normannstein — sich bei Treffurt an der Werra erhebt. Wie Hermann I. von Treffurt in den Besitz von Spangenberg gelangte, darüber herrscht in der Geschichte noch keine Klarheit. Doch läßt sich annehmen, daß die Erwerbung zwischen den Jahren 1214 und 1235 stattgefunden hat. Wahrscheinlich war Hermann der Erbauer der Burg, deren Lage an der Straße von Frankfurt nach Thüringen ihr eine besondere Bedeutung verlieh und sie eine gute Einnahmequelle werden ließ. Die Lage der Burg war — obwohl sie auf allen Seiten von höheren Bergen umgeben ist — eine völlig gesicherte bei den damaligen Waffen. Die Stadt Spangenberg muß schon bald nach dem Entstehen der Burg angebaut sein, denn schon i. J. 1261 ist die Rede von einem villicus civitatis und einem plebanus. Das halbe Speichenrad im Wappen der Stadt weist noch heute auf treffurtischen Ursprung hin.

Betrachtet man die Burg genau, so findet man, daß die alte Treffurter Burg, die noch romanischen Stiles sein müßte, nicht mehr steht. Sie ist gefallen und hat einem Neubau Platz gemacht, der wahrscheinlich bald errichtet wurde, nachdem die Landgrafen von Hessen i. J. 1350 die Burg käuflich erworben hatten. Indessen steht fest, daß der untere Teil eines Gebäudeflügels noch der alten romanischen Burg angehört. (Auch die Anlage des etwa 100 Meter tiefen Brunnens dürfte noch der ersten Burganlage zuzuschreiben sein.) Im Gegensatze zu allen andern Kellern, deren Türbogen spitzbögig sind, finden sich hier runde Bogen, deren einer mit einer Holzkehle abgefaßt ist. Die Keller sind z. T. in den nackten Kalkfelsen eingearbeitet. Das Ganze zeigt eine derbe, rohe Behandlung. Die jetzt reichlich Licht spendenden Fenster sind erst später eingebrochen. An ihrer Stelle befanden sich wohl ehemals nur schmale Schlitze. Das diesem Gebäude nach Norden gegenüberliegende ist von Grund auf schon gotisch. Dasselbe ist mit dem oberen Teile des erstgenannten und den Zwischenbauten der Fall. Aber es finden sich Einbauten, die mit gewissen äußeren Anlagen erst in spätgotischer Periode angelegt wurden.

Bei einem Rundgange betreten wir im nördlichen Flügel eine prächtige hohe Halle, in der zwei kräftige Pfeiler mit Spitzbogen einen hohen Schornstein über der Mitte des Raumes tragen. Dieser Raum diente früher als Brauhaus. Neben der Brauhalle — mit dieser durch zwei Bogenöffnungen verbunden — befindet sich ein kleiner Raum, der mit Kreuzgewölbe eingedeckt ist. In einem oberen Raume des anstoßenden Gebäudeflügels findet sich ein prächtig behauener Kamin mit Konsolstein und dem bekannten schräg ansteigenden Schornsteinhals. Vorn trägt der Rauchfang eine Steinplatte, die oben erhaben gearbeitet ist und eine Jagdszene zeigt. Daneben ist ein Mann dargestellt, der einige Stufen hinabschreitet und auf seiner Hand einen Falken trägt, vor ihm stehen zwei Kinder. Ein Spruch besagt hier: „Was suchet ir, was bringt ir mir, das saget ir von mir auf meine handt zu euern garten aus fremden landt vöglein zu fangen bin ich gesandt". Der nächste Raum, der die beiden Hauptflügel miteinander verbindet, wird eingenommen von einem Torturm, dessen Geschoß über der Torhalle nach altem Brauch als Kapelle diente. Am Ausgange gegen Süden findet sich linker Hand eine Nische für den Weihrauchkessel. Diese überragt ein Baldachin mit Netzgewölbe, eine spätgotische Arbeit. An einem der vier Dachtürmchen dieses Baues, von dem sich ein freier Ausblick auf die alte Straße bietet, ist eine Feuerstelle eingerichtet, die dem Ausluger zur Erwärmung diente.

Betritt man das südliche Hauptgebäude durch eine gotische Pforte, so findet sich links über einem Treppenabsatz ein Kreuzgewölbe, in dessen Schlußstein sich ein ausgehauener Löwe befindet. Dicht neben der Pforte ist eine kleine Kapelle angebaut. Sie ist mit einem Holzgewölbe überspannt, dessen Schlußstein mit Wappenschilden besetzt sind. Dieses Gewölbe unterscheidet sich von dem erstgenannten auf der Treppe ganz auffallend. Es ist spätgotisch und als ein jüngerer Einbau anzusehen. Ganz in der Nähe findet sich auch eine Tür aus dieser Zeit mit geradem Kleeblattbogen.

Interessant sind die neuerdings wieder aufgefundenen Wandmalereien, die lange unter weißer Tünche verborgen waren und aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammen. Neben vier dekorativen Motiven findet sich eine große Lagerszene mit all den malerischen Gruppen des damaligen Kriegslebens, eine Darstellung aus dem Leben des römischen Dichters Vergil und auch eine höchst merkwürdige Abbildung eines Reiters, der auf seinem Pferde auf den Kopf steht.

Bemerkt sei noch, daß die Fenster in allen Gebäuden später eingebrochen wurden, daß aber in den oberen Geschossen noch ältere, schmale Fenster mit gotischem Spitzbogenschluß erhalten geblieben sind.

Der Graben umgibt jetzt in bedeutender Tiefe das ganze innere Schloß, doch ist anzunehmen, daß ehemals die äußere Seite nicht mit einer Mauer versehen war. Auch steht es nicht fest, ob eine besondere Ringmauer das Hochschloß umgab. So wie sie jetzt besteht, in der Form wie sie den Zwinger im Nordosten umgibt, mit ihren sechs Schalentürmen und Schlüsselscharten, gehört sie dem Anfange des 15. Jahrhunderts an. Ebenso die Turmanlage an der entgegengesetzten Seite der Burg, die mit den Zwingmauern zugleich entstanden ist. Im spitzbogigen Tore beweisen die sich schön schneidenden Birnstäbe die Entstehung in spätgotischer Zeit (etwa um 1420). Auch die geraden Kleeblattbogen der seitlichen Pförtchen, die von diesem Tore zu den Zwingern führen, bestätigen diese Periode. An der Nordostseite befand sich ehemals noch eine zweite Zugbrücke mit Eingang zur Burg, die aber später wieder abgebrochen wurde. Vor der Brücke liegt eine Barbakane mit drei Schießkammern, die, in Zeiten der Feuerwaffe erbaut, der hintern Brücke eine Deckung sein sollte. Später, bei Anlage der umfangreichen äußeren Festungswerke, ist das Erdreich angeschüttet, so daß sich die Barbakane, obgleich noch erhalten, im unteren Raume einer Remise vorfindet. Die senkrechte Wand an der Außenseite des Grabens mag bis dahin wohl nicht vorhanden gewesen sein. Ihr Scheitel liegt gegenüber dem Zwinger der Burg zu hoch. Erst als um die Wende des 16. Jahrhunderts die ganze Burg mit einem riesigen Walle umgeben wurde, wurde auch diese Mauer nötig, um den inneren Graben freizuhalten.

Die genannte letzte und neueste Befestigung, die um die Veste herumgelegt wurde, zeigt sich — ebenfalls noch wohl erhalten — als eine ausgedehnte, wohlüberlegte Anlage. Nach der Form des Berges, der als nicht ganz reiner Kegel nach Norden hin in einen Bergrücken ausläuft, ist an dieser Seite auch die Stelle zu sehen, wo ein Angriff die meiste Gefahr bot. An der Südseite ist der Steilhang des Berges sturmfrei. Hier haben denn auch die Palisaden die Einschließung vollendet, aber der schon erwähnte Erd-

wall umschließt die ganze Burg als solider Untergrund. An der Nordostseite, auf dem besagten Bergrücken weit hinausgeschoben, wurde aus gewaltigen Quadern ein Geschützturm errichtet, der die Flanken der anschließenden Wehrgangsmauern und im Norden auch das Außentor des Zufahrtsweges deckte. Die langen Wehrgänge liegen unterirdisch und sind eingewölbt. Sie münden gleichfalls unterirdisch in den Geschützturm. Dieser hat eine direkte unterirdische Verbindung nach der oberen Burg, die in der jetzt überbauten Barbakane ausmündet. Die Schießscharten des Geschützturmes und der anschließenden Wehtgänge sind rechteckig, breit, sogenannte Maulscharten. Dieser Teil der Außenbefestigung ist der ältere. Besonders die Geschütztürme dieser Form sind in Hessen schon seit etwa 1470—80 bekannt und mehrfach ausgeführt, wie man noch heute sehen kann. Dagegen ist die Befestigung der ganzen Westseite schon mit spitzen Bastionen versehen. Der Anschluß an die moderne Befestigung war hiermit bereits erreicht. In diesem Teil, der mit zahlreichen kleinen Schießscharten besetzt ist, hat man der Sicherung des zur Stadt direkt hinunter führenden Fußgängerpförtchens in mehrfachen Toren und Sperrgraben eine reichliche Sorge zugewandt.

Aus der ferneren Geschichte der Veste sei noch kurz erwähnt: Otto der Schütz, Mitregent und Sohn des Landgrafen Heinrich II., wohnte und starb hier. Es verschied hier auch Landgraf Ludwig I. im Jahre 1458. Im Jahre 1582 wurde Hans Wilhelm Kirchhoff vom Landgrafen zum Burgmannen bestellt. Als Schreiber eines kriegswissenschaftlichen Werkes („Militaris disciplina“) wird er wohl auch vom Befestigungs- und Bauwesen Kenntnisse besessen haben, so daß man wohl annehmen könnte, daß unter seiner Leitung die Außenbefestigungen ganz oder wenigstens teilweise entstanden sind. Mit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges war das Schloß jedenfalls neu gerüstet, und erfolglos waren die Stürme der Kaiserlichen. Kein Fuß eines Feindes hat die Veste, die von tapferen Kommandanten verteidigt wurde, unter denen der Name Stückradt glänzt, je betreten.

Endlich mögen noch einmal die Einzelheiten des Bauwerkes nach ihrer Entstehungszeit aufgeführt werden:

1. Von 1200 bis 1350 romanische Reste, die sich in den Kellern des südlichen Hauptgebäudes befinden, und der Brunnen.
2. Nach 1350 Neubau der gotischen Burg mit dem Turm, wobei besonders auf die Herstellung einer mit Räumlichkeiten zahlreich versehenen Fürstenburg Bedacht genommen wurde.
3. Nach 1400 Anlage des jetzigen Außentores, des Zwingers und der sechs Schalentürme sowie spätgotische Einzelheiten im Innern.
4. Um 1470 oder später Anlage des Geschützturmes mit den anschließenden Wehrbauten.
5. Um die Wende des 16. Jahrhunderts Ausbau der äußeren Festungswerke.
6. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts Anlage des Treppenturmes im Innern der Burg.“

Mittags versammelten sich die Teilnehmer, etwa 60 an der Zahl, im „Deutschen Kaiser“ zu gemeinsamem Mahl, an dem u. a. Landrat v. Aschoff, Bürgermeister Bender-Spangenberg, Bürgermeister Gleim-Melsungen und Landtagsabgeordneter, Landesrat Dr. Schröder-Kassel teilnahmen. Wie in Melsungen, so war es auch hier wieder der greise Landgerichtsrat Gleim-Marburg, der mit seinem unverwüstlichen Humor die glücklichste Feststimmung hervorzubringen wußte. Aber auch an ernsten Reden fehlte es nicht. General Eisentraut hatte schon oben auf der Burg mitgeteilt, daß auch der Geschichtsverein auf Anregung des Superintendenten Wissemann vorstellig geworden sei und erreicht habe, daß die eingeleiteten Verhandlungen über einen Übergang des Schlosses in Privatbesitz abgebrochen worden seien; der Geschichtsverein wolle nunmehr den Landesausschuß und die Kommunalverwaltung bewegen, das Schloß zu erwerben; die Verhandlungen hätten sich in die Länge gezogen, die Regierung scheine aber die Absicht zu haben, das Schloß einem praktischen Zweck zuzuführen, wodurch dann die Burg nicht dem Verfall anheimfallen, sondern aus Staatsmitteln vollständig wiederhergestellt und erhalten, gleichzeitig aber auch der Öffentlichkeit zugänglich bleiben werde. Damit würden dann beide Fragen glücklich gelöst sein. Für die somit geplante Erhaltung der durch ihre Geschichte mit dem Hessenvolk eng verbundenen Burg müsse der Regierung Dank ausgesprochen werden. Auch Bürgermeister Bender-Spangenberg, der den Verein im Namen der Stadt aufs herzlichste willkommen hieß, sprach sich während des Mahles in warmen Worten für die Erhaltung der Burg aus, und Ingenieur Happel betonte, daß diese unter sachgemäßer Hand vorzunehmende Verbesserung sich nur auf das beschränken müsse, was die Zeit ungünstig verändert habe, damit die Burg wirklich auch als historisches Bauwerk erhalten werde. Der Vorsitzende, General Eisentraut, erinnerte noch daran, daß das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf Elbersdorf durch ein historisches Ereignis bemerkenswert sei, das sich an die Schlacht bei Höchstädt (13. August 1704) anknüpfe, wo bekanntlich die „Revanche für Speierbach“ genommen sei. Nachdem die Verbündeten, darunter die Hessen, bei Speierbach von den Franzosen unter Marschall Tallard überfallen worden waren und sich nur durch tapfere Gegenwehr vor einer Katastrophe hatten retten können, gelang es bei Höchstädt, den feindlichen Marschall gefangen zu nehmen; aus dem Lösegeld, das für Tallard gezahlt wurde, stiftete Oberst von Boyneburg 400 Taler für die Kirche in Elbersdorf, deren Patron er war, und noch heute wird dort alljährlich am 23. August — die Zeitverschiebung ist wohl durch den neuen Kalender veranlaßt — zur Erinnerung an diese Stiftung eine kirchliche Gedächtnisfeier abgehalten.

Mit diesem gemeinsamen Mahle hatte die diesjährige Wanderversammlung des Geschichtsvereins auch in ihrem Vergnügungsteil ihren Abschluß erreicht. Auch diesmal zeigte die überaus rege Beteiligung, welchen nachhaltigen Anklang die Bestrebungen des Hessischen Geschichtsvereins allerorten finden. Aus zahlreichen Hessenstädten und auch

über die alten weiß-roten Grenzpfähle hinaus war man einmal wieder dem Rufe gefolgt; weißbärtige Hessen bis an die 90. Altersgrenze, hessische Frauen, gereifte Männer und zukunftsfrohe Studenten, sie alle waren gleichgestimmt herbeigekommen, um ihrer Liebe zum hessischen Boden und seiner Geschichte einmal wieder Ausdruck zu geben. Daß diese Liebe auch außerhalb des Vereins vorhanden ist und nur aufgesucht zu werden braucht, davon weiß der Schriftführer zu erzählen, der eine stattliche Anzahl neuer, in diesen Festtagen geworbener Mitglieder in seine Liste eintragen durfte. Nur ungern schieden wir mit dem Nachmittagszug aus dem freundlichen Spangenberg. Ehe dieser aber hinter den bewaldeten Bergen verschwand, versäumte wohl Keiner, noch einmal einen Blick auf die alte liebe Stadt mit ihrer im herrlichsten Sonnenschein prangenden stolzen Veste zu werfen, um mit diesem lieblichen Bild einen bleibenden Eindruck mit heimzunehmen.

Heidelbach.

Ein Gedenkblatt für Luise von Ploennies.

Von A. Stromberger.

Unser Nachbarland Belgien, dessen Wahlgesetzgebung sich auf den Grundlagen eines Triumvirats von Arbeit, Besitz und Intelligenz aufbaut und damit für die europäischen Staaten ein interessantes Versuchsfeld der Sozialpolitik darbietet, hat von den Zeiten seiner Neuschöpfung am 4. Oktober 1830 auch das Interesse des deutschen Literatentums bis auf die Gegenwart rege erhalten. Es dürfte deshalb nicht unwillkommen sein, einer deutschen Dichterin zu gedenken, die einst den warmen Pulsschlag der in dem neuen Staatswesen aufgekeimten flämischen Literaturbewegung gefühlt hat und um deswillen bei der historischen Darstellung der Entwicklung jener Bewegung stets berücksichtigt zu werden verdient, nämlich Luisens von Ploennies.

Die Dichterin, die sich einst durch dramatische, epische und lyrische Dichtungen einen gefeierten Namen gemacht hatte, sollte gerade um ihrer Beziehungen zu Belgien willen nicht vergessen werden. Im „Politischen Wochenblatt“, gegründet durch Geheimrat Hallwachs in Darmstadt, erschien 1872 ein Nekrolog von dem jetzt noch in der hessischen Residenz lebenden Germanisten Rieger, in dem es unter anderm heißt: „Luise von Ploennies bildete einst, noch ehe sie literarisch aufgetreten war, den glänzenden Mittelpunkt einer genialen, poetisch und künstlerisch beseelten Gesellschaft, wie sie Darmstadt seitdem nicht wieder gesehen hat.“ In diesem Kreise weilten Luise von Gall, die nachmalige Gattin Levin Schückings, der Dichter und Schriftsteller Eduard Duller und der Maler Louis Becker, der Humorist der Gesellschaft. Einige Zeit war auch Freiligrath Gast des Freundschaftskreises, durch eine Reisebekanntschaft mit Frau von Ploennies angezogen. „Schön, liebenswürdig, talentvoll, wirkte sie belebend und erfreuend auf eine huldigende Umgebung.“

Von ihren zahlreichen Dichtungen dürfte dem größeren Kreise des literaturfreundlichen Publikums heutzutage kaum etwas bekannt sein. Ihre religiösen Dramen entbehren des temperamentvollen Lebens dramatischer Handlung, ihre Epen packender Situationsschilderung; und von ihren Sonetten „Abälard und Heloise“, „Oskar und Gianetta“ wird ebensowenig bekannt sein, wie von ihren zum Teil lebensvollen lyrischen Gedichten. Überblickt man die reiche Zahl ihrer Schöpfungen, so dürften jedoch eine Anzahl lyrischer Gedichte und die mit ihrer Reise nach Belgien im Zusammenhang stehenden Schöpfungen von bleibender Bedeutung sein.*)

Die „Reise-Erinnerungen aus Belgien“ erschienen 1845 bei Duncker und Humblot in Berlin.

Deutsche Blätter hatten bereits in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf die flämische literarische Bewegung hingewiesen, der preußisch-deutsche Zollverein hatte seinen Einfluß auch in den belgischen Staat hinübergeleitet, brieflicher Verkehr war von unserer Dichterin bereits angebahnt worden, da folgte sie einer ehrenvollen Einladung und entschloß sich, die bedeutendsten Städte belgischer Kultur durch den Augenschein kennen zu lernen.

Ihr nächstes Reiseziel war Gent, wohin sie ihre Tochter und deren Bräutigam begleiteten. Unter der Führung des Professors Serrure sucht sie die historischen Spuren der Maria von Burgund und Karls V. auf. Ein in flämischer Sprache geschriebener Roman Jules de St. Génois, des Stadtbibliothekars von Gent, begeistert sie so sehr, daß sie beabsichtigt, ihn ins Hochdeutsche zu übertragen. Der dramatisch wirksame Stoff der Sage „Der Sohn als Henker seines Vaters“ erregt ihre lebhafte Teilnahme; sie bringt sofort in den Zusammenhang der flämischen Literaturbewegung mit

*) Eine Würdigung der Dichterin aus der Feder W. Benneckes brachte unsere Zeitschrift auf S. 280 f. des Jahrgangs 1903 zu ihrem 100. Geburtstage. Es ist dort auch ihres hier ausführlicher behandelten Aufenthaltes in Belgien gedacht. D. Red.

dem nationalen Empfinden der Flämen ein und weist uns auf den Aufruf Willems von Gent hin, der in dessen Gedicht „Aan die belgen" enthalten ist:

„Manch' fremder Druck hemmt noch die Bahn.
Nicht alles tilgte Waterloo."

Sie erinnert uns an van Duyses 3 Bände vaterländischer poezy, an Verviers 1840 erschienene „Letteröffeninge", an des gemütvollen Philipp Blommaerts „Altflämische Gedichte", und an die 1834 gegründeten Jaerboekjes.

Naturgemäß stellt sich Luise von Ploennies auch die Frage, welche deutsche Dichter etwa in Belgien bekannt sein könnten und findet dabei das höchst merkwürdige Ergebnis: Man kennt Pfeffel, Gleim, Langbein und Kotzebue! Von den Klassikern keine Spur, nicht einmal von Schiller!

Serrure, ihr Führer in Gent, treibt flämische Sprachstudien, Snellaert eröffnet im „Kunst- und Letterblad" Kritiken, Spyer übersetzt die Ilias ins Flämische. Da unsere Dichterin in Gent zwei flämische Bühnen antrifft, empfiehlt sie ihnen, weil das Repertoir „wenig gut" war, die Aufführung von Maria Stuart, Jungfrau von Orléans, Wilhelm Tell, Götz, Clavigo (den Egmont nicht), Zopf und Schwert, das Kätchen von Heilbronn, Moritz von Sachsen (Prutz) und Griseldis (Halm).

Noch leben in Gent Erinnerungen an den vorübergehenden kurzen Aufenthalt Hofmanns von Fallersleben und Uhlands.

Alle diese literarischen Orientierungen erhielt die Dichterin auf den zahlreichen Soiréen, die ihr die überaus herzliche Gastfreundschaft der Genter bot. Von einer solchen, die bei dem alten, gemütlichen Willems abgehalten wurde, erzählt sie folgendes bezeichnende Geschichtchen. Luise von Ploennies wird mit ihrer Tochter beim Empfang durch die gastgebende Familie zwischen zwei Damen aufs Sofa gepflanzt, glaubt natürlich, man habe ihr zwei überzeugte Anhängerinnen der flamändischen Literaturbewegung zugesellt und beginnt harmlos ihren begeisterten Worten Ausdruck zu verleihen. Wie erstaunt war sie aber, als sie aus dem Munde einer der Damen im herrlichsten Französisch erwidern hörte, daß die flämische Sprache die des „niederen Volkes" sei. Sie war zwar nicht unter die Räuber, aber unter sogenannte Fransquillons gefallen! Doch störte das Intermezzo die Einmütigkeit des Cercle nicht, Willems sang altflämische Lieder, und die Tochter der Ploennies trug ein von ihr ins Hochdeutsche übersetztes Gedicht Legedanks vor.

Auch belgischer Dichterinnen gedenkt die fremde, ohne sie freilich, wie Marie von Ackere und Frau Courtman, hoch einzuschätzen.

Von Gent wendet sich die hessische Reisegesellschaft nach dem alten, ehrwürdigen Brügge, wohin sie ein Kahn bei zauberhafter Mondnacht führt.

Auch hier ähnliche Bestrebungen wie in Gent, aufmerksame Ehrungen der fremden Gäste und ausgedehntes Interesse derselben für alles Deutsch-Flämische!

Einen begeisterten Verehrer der volkstümlichen Bewegung findet sie in De Jonghe. Ihr zu Ehren veranstaltete die Literaturgesellschaft von Brügge eine Versammlung im Stadttheater. Den Höhepunkt der künstlerischen Abendunterhaltung bildete die Darstellung eines glänzend inszenierten Bildes: Die belgische Muse der deutschen Muse die Hand reichend. Unmittelbar nach dem Entschwinden des Bildes überreichten rosenbekränzte Kinder unserer Dichterin das Diplom ihrer Aufnahme in die Literaturgesellschaft.

Offenbar im Zusammenhang mit diesem festlichen Ereignis entwarf Luise von Ploennies eine köstliche Erzählung, die eine Perle ihrer epischen Begabung genannt zu werden verdient und jedem Deutschen bekannt sein sollte, beiläufig gesagt, ein Schmuck für deutsche Lesebücher höherer Lehranstalten, trotz des französischen Titels: „Une pauvre honteuse". Es ist die belgische Sprache, die ihr in Gestalt eines herrlichen Weibes mit großen blauen Augen erscheint. Aus dem herzinnigen Stoffe sei folgende Stelle mitgeteilt: „Ich bin eine Verstoßene, Verbannte, Geächtete; die Gewaltigen im Lande haben mich verurteilt und verwiesen, die Reichen und die Vornehmen treten mich mit Füßen, aber das treue Volk hat mich nicht verlassen, in der Hütte der Armut habe ich eine Zuflucht gefunden, und die kleinen Kinder lieben mich und holen mich heimlich in die Kinderstube, wenn die Eltern aus sind und die französische Bonne sich in den Geheimnissen von Paris verloren hat. Dann erzähle ich ihnen die schönen Sagen von Gottfried von Bouillon, von dem lieben Margaretchen von Limburg, von Rooloff dem Schmied und von all den ritterlichen Helden, mit denen ich einst auszog zu Kampf und Sieg; und wenn dann die Kleinen alle an mir hangen und nicht müde werden zu hören, da wird mir wohl und warm ums Herz, dann lege ich sie in ihr Bettchen, falte ihnen die kleinen Hände und sage ihnen das Gebetchen:

O Maria zoete frouwe
Ik bid u met opregte trouwe,
Dat gy bidt Jesus onzen heere,
Dat hy my van zonden tot deugden keere."

Die Dichterin tröstet die arme Verstoßene mit den Worten: „Verzage nicht, denn Deine Schwester Germania bietet Dir hilfreich die Hand usw."

Wir können Luise von Ploennies nicht von Brügge ziehen lassen, ohne uns jenen epischen Stoff von ihr mitteilen zu lassen, in dem sie deutsche Einfalt, Tumbheit und Treue fand. Ein Ratsherr von Brügge, der in seiner Vaterstadt das heilige Grab von Jerusalem will nachahmen lassen, hat die Zahl der Nägel vergessen, die in der Türe der Grabeskirche sitzen. Um seiner Sache sicher zu sein, reist er deshalb noch einmal nach Jerusalem, um sie zu zählen.

In Brüssel wird Luise von Ploennies von Alfred de Laet, Redakteur der „flämisch Belgie", aufgenommen und findet daselbst einen eng geschlossenen Kreis von national gesinnten Männern, einen van Kerkhoven, Descourts, Jalk van der Velde und Coremans, sowohl entschlossene Vorkämpfer für die nationale Sprachenfrage als auch mutige Verehrer Deutschlands. Was sie in Gent und Brügge vermißte, das trat ihr hier froh entgegen, enger Zusammenschluß Gleichgesinnter. In dem Kreise der „letterkundig genotschap" durfte in Gegenwart Luisens der Sekretär der Gesellschaft, van der Voort, einen Vortrag über das Thema der National-Einheit Deutschlands und Belgiens halten.

Hier in Brüssel, umgeben von einem entzückenden Reichtum historischer Erinnerungen, lernte sie auch Conscience kennen, „ganz der Mann, um ergreifend auf junge Leute zu wirken. Einfach, kräftig, feurig und beredsam, ist ihm Gewalt über die Herzen gegeben". Und von einer Abendunterhaltung Brüsseler Literaten her berichtet die Dichterin: „An diesem Abend sah ich eine freudige Zukunft für ihr Gelingen. Die Nähe dieser Männer, welche alle bereit waren, Seele und Leben für die Erhaltung ihrer Muttersprache einzusetzen, inspirierte mich. — Ob je das Flämische sich in die Kreise der höchsten Stadt- und Staatsbeamten Bahn brechen wird, bezweifle ich; jedenfalls wird es sich dort so unbehaglich fühlen als der Fläming selbst. Schlicht, einfach mochte er am alten Hofe seiner Grafen wohl zu Hause sein, auch in der Nähe Karls V., des echten Volksmannes; doch für moderne Höfe und den Salon paßt er nicht."

Mit diesen prophetischen Worten Luise von Ploennies' schließen wir, nicht ohne mit Befriedigung darauf hinzuweisen, daß das flämische Element Belgiens sich seine Sprache zu erhalten gewußt und heutzutage zu einem achtungswerten, nicht mehr außer acht zu lassenden Bestandteil der Bildung des belgischen Volkes erhoben hat, als ein Zeichen nationaler Eigenart, auf der der heutige Staat Belgien beruht.

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

In gehobener Stimmung kam der Bürgermeister vom Rathause. Schallend schlug er sich aufs Knie, als er sich vergnügt auf dem Lotterbett niederließ. „Endlich habe ich sie so weit! Übers Jahr werden des Brombergs Quellen in unsern Brunnen rauschen. Dann soll ihnen jeder Tropfen meinen Namen nennen."

„Ich fürchte, ich fürchte," warf die Base dazwischen, „so schnell wird's nicht werden. Der Bromberg ist weit, und die Wässerlein im Giersgrund fließen auch nicht bergauf." Dabei schob sie den Docht des blanken Ölleuchters empor, daß das Licht lebendiger wurde.

„Gelingt's nicht in einem Jahre, dann in zweien. Die Hauptsache ist, daß das Wasser zu uns kommt und der alte Christian nicht mehr zum Haintore hinaus braucht."

„Sieh, Traut, diesmal war die Jugend klüger als das Alter. Meine Else hat Recht. Ist nicht in Spangenberg Mannsvolk genug mit festen Fäusten, das gewohnt ist, zu schaffen und zu scharwerken? Eine Lust, denke ich, wird's ihnen sein. Es gilt ja für Kind und Kindeskind." —

Die Base aber schüttelte ungläubig den Kopf: „Das ist alles schön und gut. Aber wenn sie wieder wankend werden, die heute Dir zustimmten, was dann? — Hat nicht Großvater denselben Plan ausführen wollen? Des sind ja noch die tiefen Gräben im Blauforst Zeuge. Aber wie der mit Ernst und Eifer zur Arbeit angetrieben, sind sie bald mürrisch geworden. Am Ende haben sie ihm den Bettel vor die Füße geworfen und gesagt: Der will sich einen Namen schreiben mit unserm Schweiße. Mag er sehen, welcher Narr sich dazu hergibt! — Die anderen haben gemeint: wir trugen unser Leben lang das Wasser zum Haintore herein und sind nicht daran gestorben, mögen es unsere Kinder auch versuchen. — Mein Vater hat das uns Kindern oftmals erzählt." —

Der Bürgermeister lachte überlegen: „Daß das Deinem Großvater nicht gelang, daran war er selber schuld. Wer bergauf fährt, darf die Zügel nicht locker lassen, sonst geht's zurück. Fest muß einer stehen. Sollst es erleben, mir wird's gelingen!" —

„Gott mag's geben! Aber, Sinning, glaube mir, Deine Neider sind schon an der Arbeit. Wenn das

Korn in die Ähren schießt, reckt sich auch das Unkraut. Nun möchte jeder gern das Große gedacht haben. Dem einen können sie es nicht verzeihen." Die Base sprach's und ging hinaus.

Der Bürgermeister stand auf. Nachdenklich ging er auf und ab und überlegte.

Plötzlich blieb er vor Else stehen, die ihren Liebling auf dem Schoße streichelte.

„Wie war's denn mit Franz? Ihr erzählt mir ja gar nichts. Hat er sich gut unterhalten?"

„Wie sollte er nicht? Es ist ein feiner Herr."

„Nicht wahr! Das freut mich, daß Du es einsiehst. Diese vornehme Art in Bewegung und Kleidung muß jedem gefallen. Wen wolltest Du in Spangenberg ihm vergleichen?" —

„Hm, ja — das ist schon recht, Vater. Hier hat er nicht seinesgleichen. — Aber ich glaube, es hat ihm bei uns nicht sonderlich behagt."

„Was sagst Du?" —

Else erzählte, was vorgefallen.

Ungeduldig hörte der Bürgermeister zu.

„Deine verwünschte Katze ist also schuld daran", rief er erzürnt. „Schaff' mir das Tier aus den Augen!"

Else schloß es fester in ihre Arme und erwiderte vorwurfsvoll: „Vater, Du willst den schuldig sprechen, der sich wehrt, wenn er in seinem Frieden gestört wird?"

Unmutsvoll wandte sich der Mann ab und blieb die Antwort schuldig.

Die eintretende Base wußte geschickt das Gespräch auf die Neuigkeiten aus dem Landgrafenhause zu lenken. So erhielten die Gedanken des Bürgermeisters eine ganz andere Richtung.

Nach der Abendmahlzeit saßen die Frauen wieder am Rad. Der Bürgermeister baute im Lehnstuhle neben dem Ofen des Landgrafen Schloß und das Glück seines Kindes mit ein.

Base Traut aber und Else spannen abseits davon am leuchtenden Faden der Liebe.

* * *

Nicht weit vom Haintore stand ein schmuckes Häuschen. Seine weißgetünchten Wände wurden von braunem Gebälk sauber umrahmt. An einem der hellen Fenster prangte in üppigem Gerank der dichte Kranz der Passionsblume. Aus dem Hintergrunde über Baumwipfel und Dachdurcheinander ragte ein Mauerturm. Mancher Stein war schon aus seiner Krönung gefallen. Von überwundenen Kämpfen redeten die Lücken. Traumhaft stand er in den stillen Wundern des Maiabends. Heimliches Knistern ging durch den Blust des Gartenhags, wo junges Grün freudebang vom kommenden Frühlicht flüsterte. Birke und Eberesche, die bescheidenen Bewohner der Stadtmauer, wußten nun auch, wie schön sie waren, und schmückten sich. Das zierliche Zimbelkraut fingerte eine feine Melodie, daß dem „Kräutlein ohne Blatt" das Herz pochte und es heimlich sein gülden Krönlein auskramte.

Zwischen Mauer und Haus drängte sich der Hof. Vor dem Schweinestalle, unter den geilen Holundertrieben, an der Miste, überall standen Fässer und Kufen, alte und neue, zerbrochene und ganze.

Ein Bau mit niedrigem Dach lehnte an die Mauer. Das war Kunos Werkstätte.

Die Dämmerung des Raumes hieß ihn Feierabend machen. Er trat ans offene Fenster und trank in tiefen Zügen die frische, würzige Luft.

Auf einmal klippte die Hoftür. Um die Ecke kam der alte Christian und spähte umher. Da stand er auch schon unter dem Fenster und raunte Kuno etwas zu, der dankend nickte. Der Bote humpelte seines Weges.

Nicht länger hielt es den Burschen in seiner Werkstatt. Eine Weise fiel ihm ein: „Mai, lieber Mai, da bist du wieder." Die pfiff er über den Hof und betrat heiteren Sinnes die Stube.

Auf dem Tische stand das Vesperbrot. Die Mutter hantierte am Blumenfenster.

„Du lässest lange auf Dich warten, Junge!" sagte sie und wandte sich dem Eintretenden zu. „Sieh, heute ist die Passionsblume aufgegangen. Sonderbar: die einzige in diesem Jahr und so verspätet."

„Die paßt eigentlich schlecht in den Mai, Mutter."

„Sie ist hineingewachsen, Kuno, da muß man sie schon gelten lassen."

Dem fielen wieder die Weisen vom lieben Mai ein. Er hatte der Mutter Wort überhört, reckte seine Arme aus und sagte: „Ich könnte jetzt so ohne Ruh immer fortarbeiten, Mutter. Wie herrlich ist der Mai!"

„Das meint man so in der Jugend, ich kenne das. Der Mai ist gar kurz, Kuno. Seit sie Deinen Vater im Maimond hinausgetragen, bringt sein Blumengruß mir Leid, und sein knospender Stab rührt hart an meine Wunde."

Solchen Gedanken verschloß sich trotzig Kunos Sinn. „Mai, lieber Mai, da bist du wieder" summte er leise vor sich hin und lächelte.

„Junge, so iß doch", mahnte die Mutter und ließ sich mit schwerem Seufzer auf einem Stuhle nieder. Doch ihr Wort blieb unbefolgt.

„Kuno," sagte sie da mit bewegter Stimme, „schon viele Tage nahm ich's schweigend wahr, wie Du ein anderer geworden. Ich weiß, wo Deine Gedanken weilen. Der alte Christian war wieder da."

Kunos Gestalt fuhr herum. Wie einer, der sich in sicherem Versteck entdeckt sieht, stand er ganz verschämt vor seiner Mutter.

„Komm, setz' Dich nieder, ich muß einmal mit Dir reden."

Ohne Zögern folgte er.

Sie griff die heiße Männerhand und zitterte.

„Kuno, Gott ist es, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Aber daneben bleibt auch wahr: wer nach Früchten faßt, die allzuhoch hängen, kommt zu Falle."

„Mutter, was soll mir das?" fuhr Kuno auf.

„Ich dächte, Du wärest alt genug, das zu verstehen. Dein Herz hegt Wünsche, die nie Wahrheit werden können." Sie suchte sein Auge. Er wich ihr aus und riß sich los.

„Wer sagte Dir davon?"

„Wer mir davon sagte? Du kannst noch fragen? Die Wände haben Ohren und die Lüfte Lippen, wo Verliebte wohnen. Warum willst Du Dein Geheimnis noch länger vor mir verbergen?"

Verlegen rückte Kuno seinen Stuhl und schwieg.

Die Mutter fuhr in ihrer sanften Art fort: „Gönnt Dir jemand Sinnings Else, dann bin ich es, Deine Mutter. Sie ist Deiner wert, und Tag und Nacht flehte ich zu Gott, Dir gnädig Deinen Wunsch zu gewähren. Aber immer duckte kalter Zweifel meine Hoffnung, wie der Nachtreif die Lenzblumen. Und wenn ich mit meinem Herzen still zu Rate gehe, daß sich niemand zwischen uns drängt, dann flüstert es mir zu: es kann nicht sein, es ist unmöglich."

Kuno schnellte empor: „Unmöglich? — Mutter, sprich das Wort nicht. Ich hasse es, muß es hassen, denn es zerreißt mir mein Herz. — Else sollte nie die Meine werden?" Siegesgewiß trat er da vor die Mutter: „Sie ist es schon, Mutter! Hast Du es mir nicht selber einmal gesagt: mit den Menschenherzen ist's wie mit den Tönen, nur gewisse vereinen sich zu süßem Wohllaut?"

„Kuno, Kuno, Du redest, als lebten wir im Himmel. Was fragt die Welt nach den Hoffnungen eines jungen Herzens! Wärest Du reich, ja, dann hättest Du Grund, Dich glücklich zu preisen. Aber so?"

„Wer in aller Welt, Mutter, vermöchte dem Drange des Herzens zu gebieten und zur Liebe zu sagen: Da ist dein Weg, den Du wandeln sollst?"

„Wohl weiß ich's, Liebe ist wie Jugend, die am Sonntag im Walde lustwandelt. In wonnig grüner Enge geht sie gern eigenen Weg. Doch hab' ich's tausendmal im Leben erfahren, daß sie auf ihren planlosen Pfaden plötzlich an den Abgrund gerät und nicht weiter weiß. — O Kuno, vor diesem Schrecken möchte ich Dich schützen!" Sie war aufgestanden, legte ihre Hände auf seine Schultern und das Haupt an seine Brust.

Da umschlang er sie und küßte ihren Scheitel, und mit bebender Stimme stammelte er: „Mutter, Mutter!"

Sie sagte nichts mehr und zog ihn an den Tisch. Der feuchtwarme, lebenbrütende Duft der Mainacht schwoll herein. In leichtem Lufthauche zitterte die Passionsblume. Draußen sangen die Nachtigallen. Die Erde träumte von ihrer Hochzeit. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Grabstätte des letzten Kurfürsten. Anläßlich der 104. Wiederkehr des Geburtstages des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. war dessen mit kostbaren Kränzen und anderen Blumenspenden geschmückte Grabstätte dem Publikum zugänglich und wurde, wie alljährlich, von zahlreichen Personen besucht.

Hochschulnachrichten. Am 25. August beging der jetzt im 93. Lebensjahre stehende berühmte Philosoph Professor Dr. Eduard **Zeller** sein 70jähriges Doktorjubiläum. Zeller war von 1849 ab ordentlicher Professor in Marburg, ging 1862 nach Heidelberg und 1872 nach Berlin, wo er bis 1894 wirkte. Seitdem lebt er in Stuttgart. Zeller ist Doktor aller Fakultäten; die Universität Marburg ernannte ihn 1886 zum Dr. med. hon. causa. Auch ist er Ehrenbürger der Stadt Marburg. — Forstmeister Dr. Heinrich Karl Christian **Martin**, Professor an der Forstakademie zu Eberswalde (ein Sohn des verstorbenen Generalsuperintendenten Martin zu Kassel), ist zum 1. Oktober d. J. an die Königlich sächsische Forstakademie zu Tharandt berufen worden und wird dem Rufe Folge leisten.

75. Geburtstag. Am 28. August beging der seit vielen Jahren in Kassel wohnende Geh. Medizinal- und Regierungsrat Dr. Albert **Weiß** seinen 75. Geburtstag. Das „Hessenland" hat mehrfach Gedichte aus seiner Feder gebracht. Eine Anzahl Sammlungen lyrischer Gedichte liegt von ihm vor. Alle lassen ihn als einen liebenswürdigen Poeten von tiefer Empfindung erkennen. Mit zahlreichen Nachdichtungen — besonders aus dem Polnischen — hat er Meisterwerke fremder Literaturen dem deutschen Volke näher gebracht. Die Jahre haben seine Schaffensfreude nicht gemindert. So sind jüngst zwei Bände stimmungsvoller Tatrageschichten und ein Band Dichtungen und Nachdichtungen unter

dem Titel „Dur und Moll“ von ihm erschienen, die alle Vorzüge des sprachgewandten Verfassers aufweisen. Möge ihm diese Arbeitslust und Arbeitskraft noch lange treu bleiben!

47. Allgemeiner Genossenschaftstag. Vom 20. bis 24. August d. J. tagte in Kassel — zum dritten Male seit seiner Begründung — der Verband der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Genossenschaften (System Schulze-Delitzsch).

Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung. Am 24. August wurde die vom Kasseler Gartenbau-Verein zur Feier seines 50jährigen Bestehens im Orangerie-Schloß und dessen Umgebung veranstaltete Ausstellung durch den Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau eröffnet.

Literarisches. Unser hessischer Landsmann Wilhelm Speck, der berühmt gewordene Verfasser der „Zwei Seelen“, wird demnächst seine Erzählung „Ursula“, die zuerst hier im „Hessenland“ erschien, zusammen mit den „Flüchtlingen“ neu herausgeben.

Todesfall. Am 16. August entschlief zu Vollmarshausen im Alter von 74 Jahren der Gutsbesitzer Wilhelm Albert Beinhauer. Der Verstorbene war Bürgermeister seines Wohnortes, viele Jahre hindurch Mitglied des Kreisausschusses für den Landkreis Kassel, ferner Mitglied des Landesausschusses für den Regierungsbezirk Kassel, Mitglied des Provinzialausschusses für die Provinz Hessen-Nassau und Abgeordneter des Landkreises Kassel für den Kommunallandtag und Provinziallandtag. Wiederholt wurde er auch als Vertreter des Wahlkreises Kassel (Land)-Witzenhausen in das Abgeordnetenhaus berufen.

Eingegangene Schriften:

Verhandlungen der XVII. Jahresversammlung des Hessischen Städtetages zu Homberg am 8. und 9. Juni 1906. Herausgegeben von Stadtrat Boedicker-Kassel.

Döhle, Fr. Die Wandlungen der Wahrheit. Unter Berücksichtigung der Rede von Dr. Ernst Horneffer in der Versammlung am 11. Juni 1906 zu Kassel. Kassel (Verlag von Gebrüder Müller) 1906.

Das Schillermuseum in Marbach. Stuttgart (Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft) 1906.

Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart. Zehnter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1905/06. Marbach a. N. 1906.

Das Testament von Weilburg. Historisches Festspiel zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg. Von E. Spielmann (Wiesbaden). Wiesbaden (Verlag von Rud. Bechtold & Komp.) 1906.

Weber-Thudichum, Ottilie. Die Landgrafen von Hessen-Homburg 1622—1866. Homburg v. d. H. 1906.

Völker Europas ...! Der Krieg der Zukunft von * * * 1.—15. Tausend. Berlin (Verlag von Rich. Bong).

Burger, Alexander. Die hessische Literatur der Gegenwart. Nieder-Ingelheim (Selbstverlag) 1906.

Personalien.

Verliehen: dem Oberregierungsrat Bartikowski zu Kassel der Kronenorden 2. Kl.; dem Eisenbahnbetriebs-Ingenieur a. D. Werner zu Wanfried der Rote Adlerorden 4. Kl.; dem Steuersekretär Steinmüller zu Kassel und dem Bahnhofsvorsteher a. D. Streithorst zu Salmünster der Kronenorden 4. Kl.; dem Provinzial-Steuerdirektor Geh. Oberfinanzrat Bagedes in Kassel der Charakter als Wirklicher Geh. Oberfinanzrat mit dem Rang der Räte 1. Kl.; dem Direktor des Friedrichs-Gymnasiums zu Kassel Dr. Heußner der Charakter als Geh. Regierungsrat; dem Direktor der deutschen Kolonialschule Fabarius in Witzenhausen der Charakter als Professor.

Ernannt: Se. Hoheit Landgraf Chlodwig von Hessen zum Ehrenritter des Johanniterordens; Pfarrer Hamel zu Rauschenberg zum Metropolitan der Pfarreiklasse Rauschenberg; Postrat Senger zu Kassel zum Oberpostdirektor in Oppeln.

Versetzt: Archivar Dr. Merx in Marburg zum 1. Oktober an das Archiv in Münster i. W.

Geboren: ein Sohn: Rechtsanwalt Harmony und Frau Wilma, geb. Gengnagel (Kassel, 15. August); Kaufmann Oskar Tscherter und Frau Klara, geb. Boepel (Kassel, 15. August); Kunstmaler F. Fennel und Frau (Kassel, 17. August); Kaufmann Eugen Freese und Frau Minna, geb. Keerl (Aschaffenburg, 28. August); Apotheker Ott und Frau, geb. Kuß (Marburg, 28. August); J. F. Scheurmann und Frau, geb. Robinson (Kassel-Wilhelmshöhe, 29. August).

Gestorben: Ella Freiin von Haynau (Rothspalk i. Mcklb., 14. August); Sekretär a. D. Bonifacius Clemann, 76 Jahre alt (Kassel, 15. August); Gutsbesitzer Wilhelm Beinhauer, 74 Jahre alt (Vollmarshausen, 16. August); Witwe des Gymnasiallehrers Dr. Otto Vilmar, Louise, geb. Schilbe (Marburg, 17. August); Fabrikant Ludwig Rocholl, 54 Jahre alt (Kassel, 18. August); cand. Ingenieur Franz Sonnemann, 22 Jahre alt (Marburg, 19. August); Frau Amalie Thamer, Witwe des geistl. Inspektors, 87 Jahre alt (Kassel, 21. August); Apotheker Wilhelm Wolff, 75 Jahre alt (Kassel, 22. August); Bürgermeister Clemens Bub, 58 Jahre alt (Dirlos, 23. August); Generalagent Konrad Gerland, 72 Jahre alt (Kassel, 27. August); Frau Marie Wohlgemuth, geb. Block, Witwe des kurh. Amtsgerichtsaktuars (Kassel, 28. August); Frau Emilie Siebert, geb. Wittekindt (Marburg, 28. August).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 18. XX. Jahrgang. Kassel, 17. September 1906.

Der Schäfer.

Schweigend im Mittagsbrand
Rings das Land . . .

Kein Vogel singt,
Kein Lüftchen schwingt
Wie sonst sich vom Baum hinüber zum Baum.
Kein Wölkchen im grellblauen Himmelsraum:
Alles ging schlafen.

Nur der Schäfer, mit seinen weißen Schafen,
Im dunklen Schlapphut, steht auf der Klippe . .
Das Kinn auf eingestemmter Schippe,
Den sitzenden Hund zur Seite,
Lugt er in die Weite:

Starr — steinern — der Glut zum Spott —
Wie ein alter Gott . . .

Raboldshausen. **Karl Engelhard.**

Ahnung.

Es lebt in mir die dunkle Sage,
Daß, eh' auf Erden ich entstand,
Ich alle Lust schon, alle Plage
Auf einem andern Stern empfand.

Vertraulich grüßt mich Unbekanntes,
Und was zum ersten vor mir steht,
Enthüllt sich mir als längst Verwandtes,
Das doppelt durch mein Leben geht.

So bist auch Du, die stolz und spröde
Ein Rätsel scheint, mir wohlbekannt, —
So hört' ich einst schon Deine Rede
Und sah das Drohen Deiner Hand.

Besinne Dich, es kommt die Stunde,
Da liebentflammt Du um mich wirbst,
Und meine Liebe wird zur Wunde,
An der Du selber später stirbst.

W. Bennecke †.

Morjenbedrachdung.

(Abteröder Mundart.)

Wämme freahmorjens so drussen schdätt,
Wänn äwwer Eschewei de Sunne uffgätt,
Wänn amme Wissener noch där Newwel schdicht
Unn so sachte äwwer de Baime schlicht —
Ach, des äß wunnerscheen!

Wänn de Veile[1]) belken[2]) so hoch doa owen
Unn unsen lewen Herrgott lowen,
Wänn minn Osse so värr'me Pfloge schdampet,
Wänn där Mist uff där fuchten Äre dampet —
Ach, däs äß wunnerscheen!

Äwwer we väle don so was seh?
Die kunn 's ganze Joahr uff me Läne gesteh,
De Auwen amme Bodden, den Buckel krimm,
Unn nit änn Ennz'ger guckt sich moal imm,
Unn 's äß doch bie uns so scheen!

Rinteln a. Weser. **Helene Brehm.**

[1]) Vögel. [2]) singen, lärmen.



Die Aussöhnung des Landgrafen Friedrich II. mit seinen Söhnen.

Von Paul Heidelbach.

Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel, der sich 1740, zwanzigjährig, mit der Prinzessin Marie, der Tochter des Königs Georg II. von Großbritannien, vermählt hatte, war 1749 während eines Besuches beim Erzbischof von Köln heimlich, 1754 öffentlich zum Katholizismus übergetreten. Die Folge war nicht nur ein dauerndes Zerwürfnis mit seinem Vater, Wilhelm VIII., sondern auch die Trennung von seiner Gemahlin; seine drei Söhne Wilhelm (IX.), Karl (der seit 1806 den Titel Landgraf führte) und Friedrich wurden unter die Vormundschaft ihrer Mutter und gleichzeitig unter den Schutz der protestantischen Könige von Großbritannien, Dänemark und Preußen gestellt; außerdem kamen sie noch im selben Jahr (1754) aus dem väterlichen Haus zu ihrer weiteren Ausbildung nach Göttingen und zwei Jahre später, beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges, nach Kopenhagen an den Hof König Friedrichs V. Karl und Friedrich traten in dänische Dienste; Karl und Wilhelm vermählten sich außerdem noch in Dänemark, und zwar Prinz Wilhelm 1764 mit Karoline, Prinz Karl 1766 mit Luise, beides Töchtern des Dänenkönigs. Prinz Karl fand in Dänemark eine neue Heimat und machte rasch Karriere. Bereits 14jährig wurde er dänischer Infanterieoberst, 1767 Statthalter der Herzogtümer Schleswig und Holstein, 1782 königlich dänischer Feldmarschall. Wilhelm, der älteste der Brüder, trat im Jahr seiner Vermählung die Regierung der Grafschaft Hanau an, wo seit dem 1760 erfolgten Tode seines Großvaters, Wilhelms VIII., seine Mutter für ihn regiert hatte.

Friedrich II. schloß am 10. Januar 1773, ein Jahr nach dem Tode seiner Gemahlin Marie, eine neue Ehe mit Philippine, der Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt.

Volle 28 Jahre vergingen, ohne daß er einen seiner Söhne wiedergesehen hätte. Als die drei Prinzen im September des Jahres 1782 in Hanau versammelt waren, müssen diese traurigen Familienverhältnisse wohl den Gegenstand besonderer Erörterungen gebildet haben. Ohne irgend jemandes Vorwissen tauchte plötzlich Friedrich, der jüngste der Brüder — wie Karl[1]) annimmt, wohl auch auf Anraten ihrer Stiefmutter — am 27. Oktober 1782, einem Sonntag, um 1 Uhr Mittags auf dem Weißenstein (der späteren Wilhelmshöhe) auf, stieg, ohne erkannt zu werden, im dortigen (1767 errichteten) Gasthaus ab und begab sich von hier graden Wegs zum Schloß ins Zimmer des Landgrafen, der gerade mit Ankleiden beschäftigt war.[2]) Außerordentlich bewegt und nur imstande, unartikulierte Laute auszustoßen, wollte er sich dem Landgrafen zu Füßen werfen; dieser aber, erstaunt über die Zudringlichkeit eines ihm fremden Offiziers, den er für wahnsinnig halten mußte, wollte ihn gewaltsam aus dem Zimmer führen lassen. Auch der im Zimmer anwesende Rat Robert war durch den ganzen Vorgang derart bestürzt, daß er fassungslos forteilte, um den Minister v. Wittorff herbeizuholen. Dieser rief, als er kaum eingetreten und des Fremden ansichtig geworden war: „Ach! Das ist ja Prinz Friedrich, Ihro Hochfürstlicher Durchlaucht jüngster Sohn!" Als er aber die Bestürzung auf beiden Seiten bemerkte, die eine augenblickliche Verständigung auszuschließen schien, bat er, den Prinzen mit auf seine Kammer nehmen zu dürfen. Hier sank dieser wie ohnmächtig in einen Lehnstuhl und kam erst, nachdem man ihm Wein dargereicht hatte, wieder zu sich Nach Verlauf einer halben Stunde ließ der Fürst beide wieder zu sich bitten, „und nun nach und nach beruhigten sich die Gemüther und beyterseytige Sentimens". Das Eis war gebrochen, und im folgenden Winter erbat sich Prinz Karl gleichfalls die Erlaubnis, sich dem Vater „zu Füßen werfen zu dürfen".

[1]) Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel. Von ihm selbst diktiert. Aus dem französischen Original übersetzt von Dr. K. Bernhardi. Kassel 1866. S. 154.

[2]) Lebenslauf Sr. Excellenz des Herrn Geheimen Etats-Ministre Ober-Cammerherrn und Ober-Stallmeisters Julius Jürgen v. Wittorff (1777—1800). Dieser auf der Landesbibliothek handschriftlich erhaltenen Selbstbiographie (M. Hass. fol. 127) ist vorwiegend die Schilderung des dramatischen Zusammentreffens zwischen Vater und Sohn entnommen.

Nach Empfang eines gnädigen Antwortschreibens langte er am 20. Januar 1783[3]), abends gegen 9 Uhr, in Kassel an und stieg im Gasthaus am Königsplatz[4]) ab. Am nächsten Morgen um 8 Uhr begab er sich inkognito in Begleitung v. Wittorffs zu Fuß nach dem Schloß, wo er von Friedrich und der Landgräfin liebevoll aufgenommen wurde. Karl schrieb nun sofort seinem ältesten Bruder, dem Erbprinzen, nach Hanau, der „aus Furcht, auf seine Souveränetät verzichten zu müssen", sich bis dahin sehr zurückhaltend gezeigt hatte und sich dann durch seinen Bruder nur mit Mühe zu dem gleichen Schritt bestimmen ließ. Am Abend des 11. Februar 1783 stieg er im Gasthof zum „Hof von England"[5]) ab, nahm hier in Gesellschaft v. Wittorffs das Abendessen ein und ließ sich in der Frühe des nächsten Tages von diesem zum Schloß führen. „Auch diese entrevue", bemerkt v. Wittorff, „war sehr rührend und merkwürdig. Es würde zu weitleuftig seyn, alle deßhalbige besondere Umstände hier zu bemerken, und begnüge ich mich zu erkennen, daß Gott nach seiner unendlichen Weisheit und Güte alles zu rechter Zeit und Stunde mit seinem Seegen und Gedeyen krönet, und wir Sterblichen die unerforschlichen Wege seiner Vorsehung mit stiller Bewunderung zu vernehmen haben. Mit desto mehrerer Empfindung werde ich mich dieser dreyer Begebenheiten stets erinnern, da ich das Glück gehabt während meiner langjährigen Dienstzeit denen durchlauchtigsten drey Printzen vorzüglich attachirt zu seyn, Hochdieselben bey der vorgefallenen Trennung aus dero Fürstl. Hauß und Vatterland geführht habe, indem ich von Sr. hochfürstl. Durchlt. dero Herrn Großvatter mit Beyfall dero Frau Mutter Königl. Hoheit zum Oberhofmeister der durchlstigten Printzen ernent gewesen und diese Stelle eine Zeitlang versehn habe."

Nach seiner Rückkehr nach Hanau schrieb der Erbprinz an seinen Bruder Karl[6]): „Du hast mir den größten Dienst erwiesen, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ich wollte durchaus nicht kommen und Du hast mich dazu gezwungen. Es hing von Dir ab, die Schätze unseres Vaters mit unserem jüngsten Bruder zu theilen, aber statt dessen hast Du mir keine Ruhe gelassen, bis ich hieher zurückkam. Diese wahrhafte Freundschaft von Deiner Seite kann ich niemals genug anerkennen." Daß hier gerade die praktische Seite der Aussöhnung hervorgehoben wird, ist außerordentlich charakteristisch für den späteren ersten Kurfürsten von Hessen.

Die lebendige Schilderung v. Wittorffs und die kurze Darstellung des Landgrafen Karl berichten uns von dieser Wiedervereinigung Friedrichs II. mit seinen Söhnen nur, insoweit sie sich im engen Familienkreis abspielte. Aber auch in der Öffentlichkeit offenbarte sich diese Freude des Wiedersehens und machte Eindruck. Am Tage nach dem Zusammentreffen des Landgrafen mit dem Erbprinzen schreibt der bekannte Weltumsegler Forster, der damals eine Professur am Karolinum zu Kassel inne hatte, an seinen Vater[7]): „Der Landgraf ist jetzt sehr heiter und glücklich, da er seine drei Söhne, die er seit 29 Jahren nicht gesehen hatte, um sich hat. Der Erbprinz kam gestern von Hanau. Es ward so viel vor Freude geweint, daß alle Soldaten unter den Waffen auf der Parade in Thränen waren, als der Landgraf seinen ältesten Sohn zum Generallieutenant aller hessischen Truppen erklärte. Er selbst weinte lange, und so thaten alle Prinzen; Prinz Karl und Friedrich gingen bei ihren Bekannten unter den Offizieren herum und sagten: ‚Gott Lob und Dank! Nun sind wir wieder beisammen!' Mit einem Wort, alles ist voller Freude, und der Landgraf sehr glücklich, von seinen Kindern umgeben zu seyn."

Als Prinz Karl wenige Tage nach seiner Ankunft in Kassel eine Einladung des Königs von Preußen nach Potsdam erhielt und das betreffende Schreiben seinem Vater zeigte, sagte dieser schmerzlich bewegt: „Mein Gott, willst Du mich schon verlassen?" Unverkennbar waren alle diese selbst für den ferner Stehenden erschütternden Szenen des nach so langer Trennung unerwarteten Wiedersehens für den alternden, 63jährigen Landgrafen von tiefgehender Wirkung gewesen. Bereits im Mai desselben Jahres kam der Erbprinz wieder nach Kassel, um dem Vater seine Gemahlin und seine vier Kinder, darunter den späteren (damals sechsjährigen) Kurfürsten Wilhelm II., vorzuführen; auch Prinz Karl kam im Oktober eben dieses Jahres mit seiner gesamten Familie nach dem Weißenstein.

Lange freilich sollte sich Landgraf Friedrich II. des neu begründeten Familienglückes nicht mehr erfreuen. Am 31. Oktober 1785 wurde er während der Mittagstafel im Schlosse Weißenstein vom Tode ereilt.

[3]) Karl selbst schreibt a. a. O. irrtümlich: im Monat Februar.
[4]) Der alten Post.
[5]) Der jetzigen Waisenhausbuchdruckerei im Sack.
[6]) Denkwürdigkeiten S. 155.

[7]) Johann Georg Forsters Briefwechsel, hrsg. von Th[erese] H[uber]. 1. Teil. Leipzig 1829. S. 320.

Wilhelm von Hessen, Freiherr von Landsburg.[1)]

Von L. Armbrust.

Wer zur Unterstützung des Gedächtnisses nach bequemen Schlagworten sucht, der könnte in der hessischen Geschichte die Jahre um 1500 als das Zeitalter der Wilhelme bezeichnen. Denn in Niederhessen lebten damals die Landgrafen Wilhelm I. der Ältere und Wilhelm II. der Mittlere, Söhne Ludwigs II., und in Oberhessen deren Vetter, Landgraf Wilhelm III. der Jüngere. Ludwig II. hat außerdem zwei uneheliche Söhne hinterlassen, die ebenfalls den Namen Wilhelm trugen, den späteren Freiherrn von Landsburg und einen älteren Halbbruder, der weniger hervortrat.

Dieser unechte Wilhelm von Hessen der Ältere war in den Jahren 1508 und 1509 landgräflicher Botenmeister. Der Chronist Johannes Nuhn erzählt von ihm[2)], er habe die Leute des Erzbischofs von Köln, die am letzten September 1516 in der Gegend von Wolfhagen Verwüstungen anrichteten, bei ihrem schändlichen Werke unterstützt. Daran knüpft Nuhn einen volkstümlichen Vers von dem Vogel, der sein eigenes Nest beschmutze.

Über Johannes von Hessen, der ebenfalls ein Sprößling des Landgrafen Ludwig II. sein muß, werden auch keine Ruhmestaten berichtet. Seit dem Jahre 1507 läßt er sich in Frankenberg als Amtmann nachweisen. Durch ungeschickte Worte und Handlungen verletzte er die Untertanen, und diese erhoben bei der hessischen Regentin Anna von Mecklenburg Beschwerde. Der landständische Ausschuß, der am 31. Juli 1514 darüber beriet, empfahl der Landgräfin, den Amtmann seiner Stelle zu entsetzen. Johannes von Hessen führte im Schilde den hessischen Löwen und darüber als Helmschmuck Büffelhörner.

Dem Landgrafen Ludwig II. gehörten noch zwei natürliche Töchter. Die eine wurde im Jahre 1480 verheiratet. „Möglich, daß es Anna war, die Heinz Meißener zur Ehe hatte" (Landau). Eine andere Tochter, Leuckel Lampast, hatte lange Zeit und Muße, die Sünden ihres Vaters abzubüßen; sie brachte nämlich ein halbes Jahrhundert im Kloster Ahnaberg zu, bis dieses im Jahre 1527 aufgehoben wurde.

Der jüngere Wilhelm von Hessen[3)] gilt als ein Kind der Jungfrau Margarete von Holzheim. In den letzten Lebensjahren Ludwigs II. sieht man Mitglieder dieses Rittergeschlechtes häufig in seiner Nähe und in seinem Dienste: Widekind, Wigand und Sittich von Holzheim. Auffällig war das Auftreten Margaretens. Sie machte Jagden mit, die der Landgraf veranstaltete, und ritt am andern Tage in seinem Gefolge weiter, statt säuberlich nach Hause zu gehen. Traf sie aber allein oder mit ihrer Schwester Gertrud in Melsungen ein, dann wurden aus dem landgräflichen Vorrate nicht bloß ihre Pferde mit Hafer gefüttert, sondern sie selbst mit Schönbrot, Wein und Nüssen erquickt. Mitte September 1470 weilte sie wiederum in Melsungen, als sie zu ihrer Schwester nach der Trendelnburg fahren wollte. Am 27. November kehrte sie mit Gertrud von dort zurück.[4)] Nun hat Landau in einer Rechnung gefunden, daß sie gegen Ende dieses Jahres „zu Schachten das Kind hub". Er deutet das auf ihr eigenes Kind. Diese Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, obgleich man ebensogut daran denken kann, daß sie den Sprößling einer andern Mutter aus der Taufe hob.

Welche Frau aber immer Wilhelm von Hessen geboren haben mag, jedenfalls gehörte sie zu den bevorzugten Ständen. Nach dem Tode ihres fürstlichen Liebhabers heiratete Margarete von Holzheim Hildebrand Gaugrebe, Drosten zu Waldeck, den Wilhelm von Hessen im Jahre 1512 als seinen Stiefvater bezeichnete. Mit seinem Halbbruder Wilhelm dem Mittleren verband ihn eine innige Freundschaft. Der Landgraf belehnte ihn, den er seinen natürlichen Bruder und Rat nannte, mit den heimgefallenen Lehngütern der von Lynne, unter denen sich ein Teil des Dorfes Obermöllrich und eine Hausung zu Altenburg, sowie ein Melsunger Burgsitz befanden. Dem kurz vorher verstorbenen Thymme von Wildungen hatten die Lynneschen Güter seit 1469 gehört. In ihrem

---

[1)] Hauptsächlich nach G. Landau, Landsburg, in der Zeitschr. f. hess. Gesch. 8, 395 ff. Daneben nach H. Glagau, Hess. Landtagsakten 15, 17, 42, 66, 376, 377 und nach einigen handschriftlichen Quellen.

[2)] Zeitschr. f. hess. Gesch. 5, 6 (1850).

[3)] In der Geschichte Melsungens S. 253 und 254 ist Wilhelm von Hessen als Sohn Wilhelms II. und Halbbruder Philipps bezeichnet. Ich bitte dafür zu lesen: Halbbruder Wilhelms II. und Oheim Philipps. Man erlaube mir, in jenem Buche noch zwei andere Versehen zu berichtigen. S. 244: Der 1880 verstorbene Bürgermeister Baumann war der letzte Vogt der Riedesel zu Melsungen. S. 186 Rentschreiber: 1446—54 her Conrad Bruscher, wie der Name S. 289 richtig steht.

[4)] In den Melsunger Amtsrechnungen wird sie nachher nicht wieder erwähnt.

Besitze blieb Wilhelm von Hessen nicht unangefochten; denn Johann von Wildungen, Thymmes Neffe, erhob darauf Ansprüche. Zu Wilhelms des Mittleren Lebzeiten hatte dieser aber nichts zu hoffen. Umsomehr gedachte er später zu gewinnen. Der landständische Ausschuß entschied indessen (1514), Wilhelm von Hessen sei in die streitigen Güter einzusetzen[5]) und Johann von Wildungen mit seinen Forderungen auf den ordentlichen Rechtsweg zu verweisen. Landgraf Philipp belehnte (am 21. November 1520) Wilhelm von Hessen mit dem Burglehn zu Melsungen, und von Anfechtungen seitens der Wildunger Familie ist nichts weiter bekannt.

In demselben Jahre 1506, als Wilhelm der Mittlere die ehemals Lynneschen und darauf Wildungischen Lehen seinem Halbbruder verlieh, gab er ihm, seinem „Torwärter", wie er nun sagte, die Burg Schöneberg bei Hofgeismar mit dem zugehörigen Gerichte.

Als der Landgraf in schwerer Krankheit darniederlag und von seiner Umgebung nicht die nötige Rücksicht und Pflege erfuhr, erwies sich Wilhelm von Hessen dankbar. Er nahm sich des Kranken an, bis ihn die Räte wiederum von dem Schmerzenslager seines Bruders verdrängten (1508).

Wilhelm der Mittlere aber gedachte in einem lichten Augenblicke[6]) der geleisteten Liebesdienste und gab ihm (1509) mit einigen Schwalmdörfern die Landsburg, unter deren waldigem Abhange jetzt die Kassel-Frankfurter Eisenbahn hinfährt.[7]) Zugleich erwirkte er beim Kaiser Maximilian I., daß das Gebiet der Landsburg zu einer Herrschaft und Wilhelm in den Freiherrenstand erhoben wurde.

Dieser veränderte mit der Standeserhöhung auch sein Wappen. Bisher hatte er einen halben Löwen im Schilde geführt und als Helmzier Büffelhörner. Nun wählte er einen vollständigen schreitenden Löwen über einem schachbrettartig eingeteilten Felde.[8]) Der Helmschmuck bestand ebenfalls in einem Löwen, aus dessen Krone drei Pfauenfedern hervorragten. Die Umschrift lautete: Wilhelm Freiher von Landsburg.

Beim Tode des Landgrafen gehörte sein Bruder zur Partei der Witwe Anna von Mecklenburg. Sächsische Räte fanden ihn (im Oktober 1509) mit anderen Vertrauten in Annas Umgebung. Die hessischen Landstände klagten, daß er mit Balthasar Schrautenbach zusammen gegen die ritterliche Regentschaft und das erste Testament Wilhelms des Mittleren gearbeitet habe. An dessen Krankenbette war ihm dazu Gelegenheit und Veranlassung geboten.

Da Ludwig von Boyneburg und andere Adlige jetzt das hessische Regiment innehatten, zog sich Wilhelm von Hessen in die Einsamkeit zurück und lebte teils auf der Landsburg, teils auf Schöneberg. Als Landgraf Wilhelm der Ältere und seine Gemahlin Anna von Braunschweig, die Feinde jener Regentschaft, in ihrer Not überall Geld zusammenborgten, gehörte Wilhelm von Hessen zu denjenigen, die sich nicht vergeblich bitten ließen.

Während er sich zu Schöneberg aufhielt, gerieten seine Diener (1511) mit Dietrich von Schachten in Streit und griffen zur Schußwaffe. Wilhelm entließ die gewalttätigen Knechte sofort, trotzdem beschuldigte man ihn, einen Mordanschlag auf Dietrich geplant zu haben. Er verstand es jedoch, sich von dem Verdachte zu reinigen.

In sehr ungünstigem Lichte erscheint sein Verfahren gegen einen Kölner Kaufmann. Von diesem kaufte er im Jahre 1513 auf der Ostermesse zu Frankfurt 25 Stück englischen Tuches zum Preise von 714 Gulden und versprach, bei der Herbstmesse Zahlung zu leisten. Da er nicht Wort hielt, wurde er beim Hofgerichte verklagt. Er wußte aber die Sache dermaßen in die Länge zu ziehen, daß sie nach zwölf Jahren noch nicht erledigt war.

Als Landgraf Philipp die Regierung übernommen hatte, löste er den Schöneberg für 3000 Gulden wieder ein. Mit diesem Gelde kaufte der Freiherr von Landsburg die Güter des Deutschen Ordens zu Obermöllrich und erwarb so das ganze Dorf.

Im Alter entledigte er sich, da er zwar verheiratet, aber kinderlos war, eines Besitztums nach dem andern. Im Jahre 1544 gab er dem Landgrafen die Landsburg zurück und nahm seinen Wohnsitz in Melsungen. Dann verkaufte er auch seinen Burgsitz in der Stadt, das jetzige Missionshaus am Rotenburger Tore, an den landgräflichen Sekretär Johann Nordeck; in dessen Familie blieb das Haus mindestens anderthalb Jahrhunderte.

Wilhelm von Hessen starb zu Melsungen im Jahre 1550. Vor einiger Zeit ist in der Pfarrkirche sein Grabstein wieder zum Vorschein gekommen. Er zeigt Wilhelms freiherrliches Wappen und die Inschrift[9]):

„A. D. 1550 auf Agathentag[10]) starb der Edelherr Wilhelm von Hessen Freiherr zur Landsburg in Melsungen. Der Allmächtige wolle der Seele gnädig sein."

[5]) Schon im Jahre 1513 bezog er ein Viertel vom großen Melsunger Zehnten und besaß ein Landstück an der Pfaffenwiese, vermutlich die jetzige Nordecksche Wiese am Melgershäuser Wege.

[6]) Gewiß im Einverständnisse oder auf Veranlassung seiner Gemahlin Anna von Mecklenburg.

[7]) Bei der Station Schlierbach nördlich von Treysa.

[8]) Die Schencken zu Schweinsberg, mit deren Wappen das Wilhelms verwechselt ist, haben unter dem schreitenden Löwen Rauten im Felde.

[9]) F. v. Gilsa im „Hessenland" 1906, Nr. 16, S. 226.

[10]) 1550 Februar 5. Mittwoch.

„General-Major Lord George Coleraine, sonst Haugher genannt."

Von Dr. Philipp Losch.

Auf meinem Bücherbrett habe ich ein paar alte Jahrgänge des kurhessischen Staats- und Adreßkalenders, in denen ich zuweilen blättere. Es mag spannendere Lektüre geben, das soll nicht geleugnet werden, aber für den, der ein bischen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, haben auch diese trockenen Namensverzeichnisse von Leuten, die meist längst unter dem Rasen schlummern, einen gewissen Reiz. Deswegen habe ich die bekannte Vorliebe unseres letzten Kurfürsten für dies Buch, die schon sein Jugendlehrer Wilhelm Grimm an ihm entdeckte und rügte, nicht so ganz unbegreiflich finden können. Schon vor längerer Zeit ist mir da unter der Liste der hessischen Generäle, die in den 20er und 30er Jahren à la suite der Armee geführt wurden, ein Name aufgefallen, der mir verschiedentlich Kopfzerbrechen gemacht hat: General-Major Lord George Coleraine, sonst Haugher genannt, Ritter des Ordens pour la vertu militaire, zu London. Ich habe mich gefragt: wie kommt Saul unter die Propheten? Wie kommt ein englischer Lord unter die hessische Generalität? Ich habe mich auch bei anderen Leuten, die es vielleicht wissen könnten, erkundigt, aber niemand hat mir Auskunft über diese Persönlichkeit geben können, deren Namen mir in der hessischen Militärgeschichte sonst nicht aufgestoßen war. Da hat mir neulich der Zufall ein altes Buch in die Hände gespielt, das den Schlüssel zu dem Geheimnis lieferte. Das Buch ist eine eigenhändige Lebensbeschreibung des Lords, die er noch im rüstigsten Mannesalter veröffentlichte, d. h., wie ich nachher ermittelte, nach seinen Angaben durch den englischen Schriftsteller William Combe verfassen ließ.

Der Titel lautet: The Life, Adventures and Opinions of Col. George Hauger. Written by himself. London 1801. Es sind zwei starke Bände, die eigentlich sehr wenig Biographisches, dagegen um so mehr andere Dinge, moralische und politische Räsonnements usw. enthalten. Ein Zeichen für den merkwürdigen Charakter des Buches, das durchaus nicht zur leichten und unterhaltsamen Lektüre gehört, ist das im Anfang abgebildete Porträt des Autors. Mit dem Dreimaster auf dem Kopf, den Offiziersdegen an der Seite, hat er sich selbst auf Seite 2 in Kupfer stechen lassen, aber in einer etwas ungewöhnlichen Stellung, nämlich — mausetot am Galgen hängend!

Nachdem die Spur einmal gefunden war, bin ich der Fährte noch etwas nachgegangen und habe über den Lebensgang des Mannes, der sich schon bei Lebzeiten so sonderbar porträtieren ließ, einiges ermittelt, das ich hier mitteilen will, so weit es für hessische Leser von Interesse sein mag.

George Hauger (so schreibt er sich selbst, nicht Haugher) war der jüngste Sohn des Gabriel Hauger Lord Coleraine, Peers von Irland*), und wurde um 1750 geboren, „auf dem Landsitz meines Vaters, im besten Bette des Staatszimmers, wie es alter Brauch erfordert. Ob ich mit dem Kopf zuerst auf die Welt kam oder nicht, ob ich mit Zähnen im Munde oder mit Haaren auf dem Kopfe geboren wurde, das kann kein Mensch erwarten, daß ich das weiß: nur bin ich wegen der Länge meiner Nase geneigt zu glauben, daß die Wehmutter bei meiner Geburt irgend eine nichtswürdige Behandlung meiner Person begangen hat." So viel, um die Schreibweise der Biographie zu kennzeichnen. Die lange Nase des Autors ist übrigens auch auf dem Galgenbilde nicht zu verkennen. Nach dem Besuche des berühmten Eton-College wurde der junge reiche Adelige, der sich entschlossen hatte, Soldat zu werden, nach damaliger Sitte in Begleitung eines Theologen nach Deutschland geschickt, um zunächst in Göttingen einige Zeit zu studieren. Er blieb drei Jahre in Deutschland, hielt sich aber nur einige Monate in Göttingen auf, wo er wegen der großen Zahl der dort studierenden Engländer kein Deutsch lernen konnte. Statt dessen lebte er lange in Hannover und dann in Kassel, wohin ihn Empfehlungsbriefe an den General v. Schlieffen geführt hatten.

„Hier in Kassel", schreibt er, „machte ich die erste Bekanntschaft mit dem Heere, in das einzutreten ich wenige Jahre später die Ehre haben sollte, und in dem ich meinen ersten Waffengang auf dem feindlichen Gefilde Amerikas tun sollte. Als ich zuerst am Hofe des ausgezeichneten und liebenswürdigen Fürsten von Hessen-Kassel eingeführt wurde, da dachte ich kaum daran, daß ich

---

*) Three pretty boys did Gabriel get,
The youngest George by name, Sir,
A funny dog, not favoured much
By fortune or by fame, Sir.

Mit diesem, dem amerikanischen Yankeedoodle nachgebildeten Spottvers charakterisiert sich der Autor selbst.

noch einmal die Ehre haben würde, in seiner Armee zu dienen."

Die Stadt Kassel gefiel dem jungen Engländer außerordentlich. „Es ist eine der saubersten und reizendsten Städte, die ich je gesehen habe. Die Neustadt ist ganz aus Stein erbaut, und wenn man sich ihr aus einiger Entfernung nähert, so bietet sie einen wirklich prachtvollen und großartigen Anblick."

Bei der Erinnerung an seinen Kasseler Aufenthalt kommt Hauger auch auf das hessische Militär zu sprechen. „Ich muß immer mit Vergnügen von meinen alten Kriegskameraden, den hessischen Truppen, reden. Tapferere Soldaten und besser disziplinierte gibt es nicht auf der ganzen Welt. Ihre Ausbildung ist dieselbe wie die der Preußen. In einer Hinsicht muß man ihnen den Vorzug vor diesen geben: die hessischen Regimenter sind alle aus Landeskindern zusammengesetzt, während die Preußen eine große Anzahl von Fremden in ihren Bataillonen haben. Beide waren mit uns verbündet im siebenjährigen Kriege und in Amerika*) und stets benahmen sie sich mit der größten Zuverlässigkeit und fochten mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit für die Sache, für die sie sich verpflichtet hatten." Besonderes Lob zollt Hauger den Grenadieren: „Der Ruhm der hessischen Grenadiere ist so wohlbekannt, daß sie eines Eulogiums meiner Feder nicht bedürfen. Zu jeder Zeit, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten haben sie sich durch ihr Benehmen und ihre Tapferkeit ausgezeichnet."

Die *militärische* Organisation des hessischen Staates imponierte dem Engländer so, daß er darüber schreibt: „Der Landgraf von Hessen-Kassel ist ein mächtiger Fürst. Sein Schatz ist wohlgefüllt, seine Finanzen wohl geordnet und seine Armee befindet sich im Zustande der höchsten militärischen Ausbildung. Se. Fürstliche Durchlaucht kann jederzeit, wenn er will, 40 000 Mann ins Feld stellen, Truppen, wie es keine besser ausgerüsteten und besser disziplinierten in Deutschland gibt."

In Kassel machte Hauger die Bekanntschaft des Obersten Donop, der später in Amerika bei dem Sturm auf Fort Redbank fiel, und diese Bekanntschaft, verbunden mit seiner damals allgemein gewonnenen Bewunderung für die hessische Armee führte ihn später zu dem Entschluß, in ihre Reihen einzutreten.

Der junge Baronet war damals schon Fähnrich in dem ersten englischen Fußgarderegiment. Sein Plan, unter russischen Fahnen gegen die Türken zu kämpfen, scheiterte an dem Widerspruch seines Vaters, der ihm die zur Equipierung geforderten 1000 Pfund Sterling verweigerte und den tatendurstigen Jüngling nach England zurückrief. Nur ungern kehrte er zurück aus Deutschland, in dem er sich ungemein wohl gefühlt hatte. Nicht genug weiß er die Gastfreundschaft und den offenen, ehrlichen Charakter der Deutschen und — last not least — die Billigkeit des Lebens in Deutschland zu preisen. Mit Stolz erzählt er, daß er von seinem Vater nur die bescheidene Summe von 300 Pfund Sterling (6000 Mark) jährlich erhalten und dabei noch etwas sich erspart habe. Als Beispiel des billigen Lebens führt er an, daß er seinem Diener nur einen Louisdor monatlich für Gehalt und Kleidung gegeben habe. Das Mittagsessen in den ersten Hotels habe ihn durchschnittlich nur 15 Pence incl. Wein gekostet.

Nach seiner Rückkehr war Hauger in sein englisches Garderegiment eingetreten, dem er schon seit einigen Jahren nominell als Fähnrich angehörte. Vermeintliche Zurücksetzung beim Avancement veranlaßte ihn beim Ausbruch der amerikanischen Revolution kurzer Hand seinen Abschied zu fordern. Ein alter Gönner von ihm, General Fitzroy, hatte früher mit dem hessischen General v. Schlieffen zusammen unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig gedient und verwandte sich nun bei seinem alten Kameraden für Hauger. Diese Empfehlung und der Eindruck, den der junge Engländer seinerzeit am Kasseler Hofe gemacht, veranlaßte den Landgrafen, ihm ein Patent als Stabskapitän beim hessischen Jägerkorps durch den Gesandten v. Kutzleben übersenden zu lassen, und seit dieser Zeit gehörte Hauger der hessischen Armee an. Er war schon damals eine durch seine Absonderlichkeiten bekannte Persönlichkeit in London, und es erregte nicht wenig Aufsehen, als er sich vor seiner Abreise nach Amerika in der hessischen Jägeruniform in den Straßen der Hauptstadt sehen ließ.*)

Im März 1778 fuhr Hauger von Portsmouth nach Amerika ab. Nach seiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatz erhielt er eine Kompagnie des Jägerkorps, das sich in den Feldzügen in Amerika den höchsten Ruhm erworben hat.**) Es

*) Er denkt dabei an die Regimenter des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, die mit in Amerika waren.

*) Die Freude und der Stolz des jungen Engländers über seine Ernennung zum hessischen Offizier für Amerika sind nicht uninteressant, wenn man bedenkt, daß doch der Unglückliche nach der gewöhnlichen Ansicht nun „wie ein Hammel zur Schlachtbank nach Amerika verkauft" wurde!

**) Nach Pfisters Angaben in Eelkings Buch „Die deutschen Hilfstruppen" 2, 268 soll Hauger auf Beförderung verzichtet und nur im Gefolge des betr. Oberbefehlshabers gedient haben. Beides ist nach Haugers Autobiographie ebenso irrig, wie Pfisters Angabe über Haugers Todesjahr.

kam Hauger sehr zustatten, daß er als geborener Engländer die in den Kolonien dominierende Landessprache beherrschte, während die weitaus meisten hessischen Offiziere des Englischen nicht mächtig waren. Dies veranlaßte seine Verwendung zu verschiedenen selbständigen Missionen, die er mit Geschick und persönlichem Mut zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausführte. Der Kommandeur des Jägerkorps v. Wurmb war ihm sehr gewogen, und dieser Gunst und seinen Beziehungen zu Sir Henry Clinton, dem englischen Oberbefehlshaber, verdankte es Hauger, daß seine Kompagnie noch durch 200 Mann ausgewählter Mannschaften aus den anderen hessischen Regimentern verstärkt wurde. So erzählt er wenigstens in seiner Biographie. Die sonstigen Quellen wissen nichts von dieser Erweiterung einer hessischen Jägerkompagnie zu einem kleinen Elitekorps unter Haugers Führung, und es ist nicht unmöglich, daß er, dessen Biographie zuweilen etwas vom Geiste eines Münchhausen*) an sich hat, seiner Phantasie hier etwas die Zügel hat schießen lassen.

*) So erzählt er einmal, daß er dem englischen General Sir Guy Carleton eine Wette auf 5 Guineen angeboten habe, daß er auf 11 Ellen Entfernung eine Fliege mit der Kugel treffen würde. Sir Guy antwortete: „Lieber Major, ich bin eigentlich nicht aufgelegt zum Wetten, aber ich will fünf Guineen dagegen setzen, wenn Sie die Fliege bloß lahm schießen." Das tat Hauger nun freilich nicht, aber er bietet seinen Lesern eine Wette von 50 Guineen (über 1000 Mark) an, daß er die Fliege wirklich treffen würde.

(Schluß folgt.)

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

Der große Garten des Bürgermeisterhauses dehnte sich bis an die Stadtmauer. Aus einem Haine von Obstbäumen zogen sich breite Rabattenbänder zum niedrigen Mauerpförtlein. Hinter den dichten Buchsbaumsäumen glühten schon rotgoldene Veigeleinfackeln, und fliegendes Herz wagte sich zag aus der Hülle. Den ganzen Tag hatte sich die Sonne hinter dichtem Wolkenvorhang verborgen. Ein wonniges Warten lag über der schwülen Stille der Nacht, als müsse sie enthüllen, was der Tag versäumte, und Baum und Blume harrten der Offenbarung ihres Wunders.

Da ging eine Tür. Aus dem Dunkel der Bäume huschte eine Mädchengestalt in den breiten Pfad. Ihre Tritte zögerten, als dünke ihr jeder Tritt zu frühe. Nun bückte sie sich wieder zu ihren blühenden Pfleglingen, die sie zu trösten schienen. Wer die Sonne ersehnt, muß warten können, flüsterten die. Derweil spielte der Buchsbaum mit ihrem Kleide und gab seine Meinung auch zum besten: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest bleibe. Wer dem Winter trotzt, hat den Frühling."

Das Mädchen starrte zum Himmel hinauf. Die Engel schliefen wohl schon alle, denn ihre Lichter waren erloschen. Gespensterhaft standen die Bäume da wie eingenickte Beter. In der Richtung über dem Bromsberg schwebte ein heller Schimmer. Dorther mußte der Mond bald sein leuchtend Silberschifflein schieben.

Tritte hallten; näher und näher kamen sie. Allein sie nahmen anderen Weg in die Nacht. Das Mädchen hielt den Atem an und lauschte. Sie hob die Arme und breitete sie sehnend aus. Dabei löste sich das weiche Tuch von ihrer Schulter. Ein unbeschreibliches Gefühl ließ ihr Herz schneller schlagen. Jung Else grüßte den Mai.

Wieder wagte sie sich vorwärts, um bald umzukehren. Des Zweifels tödliches Gewürm umschlang plötzlich ihr Hoffen. Der alte Christian war doch ein zuverlässiger Bote! Warum er nur so lange zögerte! Der Vater war beim Amtmann. Base Traut saß vorn am Fenster, um dessen Rückkehr rechtzeitig zu melden.

Es schlug auf dem Turme. Else machte dem gar zu geizigen Viertelstündchen eine Faust. Ein Nachtvogel strich über ihrem Haupte hin und stieß nahe ihrem Ohre einen häßlichen Schrei aus, daß sie erbebte.

Des Pförtleins leise Leier war ihr darüber entgangen. Denn plötzlich stand eine hohe Gestalt vor ihr. Kuno war es. Ihre Hände hielten einander.

Hand in Hand wandelten sie auf und ab, und sie sagten sich viel Liebes. In den Erinnerungen ihrer Kindertage kramten sie und beschenkten sich damit. Mit sanftem Wort fuhren sie über manches Stücklein, wie Kinder über ein schönes Bild streichen, und verweilten bei dem Unbedeutenden am längsten. Und hatten sie sich gleich vorgenommen, von dem zu reden, was ihnen bevorstand, so dachte doch in dieser Stunde keines daran, sondern jedes freute sich des anderen, wie die Blume des Tages sich freut und nicht sorgt um die Nacht.

Unbemerkt trat der Mond über die Höhe des Bromsbergs und weckte die Sterne zur nächtlichen

Luftfahrt. Einer nach dem andern bestieg den Kahn. Bald tauchten sie unter in die wallende Wolkenflut, bald schwebten sie in goldener Ruhe hin auf dem nachttiefen Himmelsgrunde.

Die Liebenden waren in die Geißblattlaube getreten. Von der Ruhebank aus betrachteten sie schweigend den holden Zeugen ihrer Liebe und luden all ihr Glück in sein leichtes Schifflein und freuten sich, wie es schaukelte. Ein Rascheln hinter dem Buchsbaum erschreckte sie. Flocke war's, Kunos Hündlein, das sich heranschmeichelte und sich zu ihren Füßen niederließ. —

* * *

Am nächsten Morgen überdachte der Bürgermeister in seinem Lehnstuhle, wie er Else am besten überreden könne, in seines Herzens Wunsch einzuwilligen. Es war nicht ausgeschlossen, — soviel hatte der Amtmann durchblicken lassen —, daß Franz in den Dienst des jungen Landgrafensohnes trete und mit nach Spangenberg übersiedele. Dann konnte ja Else hübsch in der Heimat bleiben. Das wollte er ihr verlockend in Aussicht stellen. Wie er darüber noch halblaut mit sich verhandelte, pochte es an.

Der Bürgermeister machte ein verdutztes Gesicht, als er Kuno vor sich stehen sah.

„Ei, ei, Du bist's, — Was bringst Du? — Und so früh im Sonntagsstaat?"

Kuno drehte verlegen sein Hütlein und sah zu Boden.

„Herr Bürgermeister, ich — wollt' Euch — beim Wort fassen. Ich gedachte — bald meinen Hausstand zu gründen. Die Mutter wird alt —"

Der Bürgermeister nickte mit teilnehmender Freundlichkeit, erhob sich und schlug ihm zustimmend auf die Schulter: „Recht hast Du, Kuno, es ist das beste! Und meine Hilfe begehrst Du?"

„So ist's, Herr Bürgermeister."

Die Männer sahen sich einander fragend an

„Wo fehlt's denn, wo soll ich eingreifen, Kuno? Erkläre Dich, gern will ich Dir zu willen sein."

„An Euch liegt alles, Herr Bürgermeister. Ihr haltet mein Glück in Eurer Hand."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Else —"

Kuno wußte kein Wort weiter. Er senkte beschämt den Blick.

Der Bürgermeister fuhr einen Schritt zurück.

„Wie? — Hörte ich recht? — Um Else könntest Du werben — um meine Tochter?"

Kuno streckte bittend beide Hände aus und nickend stammelte er: „Ich wagte es, ja!"

Der Bürgermeister wußte nicht, wie ihm geschah. Aus allen Himmeln gerissen, starrte er den Sprecher an. Franz hätte hier stehen sollen. Aber Kuno, der Küfer! Das paßte schlecht in seinen Gedankengang. Sein Blick irrte suchend umher. Endlich blieb er auf Kuno haften und maß ihn mit durchbohrenden Augen. Mit einer energisch abwehrenden Handbewegung begleitete er sein Wort: „Das schlage Dir nur aus dem Sinn, Bursche, daraus wird nichts, kann nichts werden. Was fällt Dir ein, in Sinnings Tochter Dich zu vergaffen? Weißt Du nicht, woher Du stammst? Warum hältst Du Dich nicht zu Deinesgleichen?"

Kunos Gestalt wuchs empor. Um eines Hauptes Länge schien er den stolzen Mann zu überragen. Seine Rechte griff erregt in die Falten seines dunkelblauen Wamses. Ein verächtlicher Blick fiel auf den Bürgermeister.

„Was habt Ihr mir vorzuwerfen? Was sagt Ihr mir Unrechtes nach?"

Der Bürgermeister wich aus und wandte sich zur Seite. Nach einer kleinen Pause erwiderte er kurz: „Zur Rede willst Du mich stellen? Das käme mir recht! Reinen Wein schenkte ich Dir ja bereits ein: Else ist längst vergeben, des Amtmanns Franz begehrt und — erhält sie."

Das war Kuno nichts Neues. Darum sagte er ruhig: „Begehrt sie? — mag schon sein. Wie aber denkt Eure Tochter darüber? Ist sie einverstanden?"

„Meinst Du," brauste der Bürgermeister auf, „ich hätte keine Gewalt mehr über mein eigen Kind?"

„In diesem Falle steht es Euch schlecht an, Gewalt zu üben. Wo das Herz gesprochen, kommt die Gewalt zu spät."

„Man merkt, Du lerntest nie einem Vater gehorchen, darum kannst Du so reden."

„Wo wäre der Vater, der sein Kind zum Knechte erniedrigte? Achtet Ihr Euer Fleisch und Blut so gering, daß Ihr Eurer Tochter kein fühlend Herz zutraut?"

„Weil ich mein Kind so hoch einschätze, so sage ich hier nein!"

„Ihr verachtet mich?"

„Den Allzukühnen — ja!"

„Ist das Euer letztes Wort?"

„Braucht es der Frage noch?"

„So muß ich Euch Trotz bieten mit Eures Kindes Treue. Else und ich, wir haben einander so lieb, daß ich sagen darf: Eure Tochter ist mein."

Frei und mutig ging das Wort über seine Lippen.

Der Bürgermeister war bleich vor Wut. „Hinaus mit Dir!" schrie er.

Kuno ging ohne Gruß.

In tausend Ängsten hatten die Frauen hinter der Tür gestanden und den Ausgang nicht anders

erwartet. So ließen sie denn das tosende Unwetter geduldig über sich ergehen.

Doch als sie am Abend im Erkerstübchen droben die Zukunft befragten, teilte sich plötzlich das unheilvolle Gewölk. Ein Sonnenstrahl grüßte hindurch und weckte neue Hoffnung. Dieser Strahl hieß Pater Hilarius.

* * *

Pater Hilarius, das Oberhaupt des Karmeliterklosters zu Spangenberg, war in Sinnings Hause ein gern gesehener Gast. Der kluge Berater des Bürgermeisters hatte Jung Else, seit sie zu seinen Füßen gesessen, ins Herz geschlossen und ihr Leben stets mit väterlicher Teilnahme begleitet.

Es war an einem Spätnachmittag in der Pfingstwoche. In den langen Rabatten des Bürgermeistergartens flammten die Tulipanen auf und die Apfelbäume schüttelten den letzten Rest ihrer Maienzier über den schwellenden Rasen. Drin sprang Jung Else mit der Magd umher, das getrocknete Linnenzeug zusammenzulegen. Die Base saß in der Laube und besserte die schadhaft gewordenen Stücke aus. Da kamen bekannte Tritte durch die offene Tür. Base Traut legte die Arbeit aus der Hand und erhob sich.

„Willkommen im Grünen, Pater Hilarius! Ihr pochtet heute an verschlossenen Pforten, nicht wahr?"

Der winkte von weitem freundlich mit beiden Händen: „Wohl dem, der in diesen herrlichen Tagen Tagen dem Käfig entfliehen mag! — Aber ich sehe, Ihr seid sehr beschäftigt, laßt Euch nicht stören, die Festwoche duldet keinen Aufschub. — Ei, sieh da! Meine liebe Jungfer Else! Solch eine tätige Martha grüßt man gern."

Mit gerötetem Gesicht trat Else herzu und reichte dem alten Bekannten die Hand. Dieser folgte der Einladung der Base und ließ sich in der Laube nieder.

„Den Hausherrn dachte ich zu sprechen."

„Der ist wieder in den Bromsberg Da hat er sich ein schönes Stücklein Arbeit aufgeladen. Das läßt ihm Tag und Nacht keine Ruh."

„Das Werk hat Hemmung. Sie sind auf eine Felswand gestoßen, hörte ich."

„So ist es." Die Base schüttelte seufzend den Kopf: „Das ist der Anfang vom Ende!"

Der Pater strich seinen grauen Bart, stützte den Ellbogen auf den Tisch, und mit einem Seitenblick auf die lauschende Magd fuhr er fort: „Bei einem Werke wie das vorliegende soll man nicht durch zaghaftes Wort die Hoffnung herabmindern. Aber man redet in der Stadt nicht gut über den Bürgermeister, und ich hielt es für meine Pflicht, ihn über die allgemeine Stimmung aufzuklären. Ein kluger Mann achtet darauf und bemißt sein Tun danach."

Else trat aus dem Eingang und rückte neben die Base. „Die Spatzen pfeifen es auf den Dächern," begann der Pater im Flüsterton, „wie hart er den Kuno abgewiesen hat. Ihr wißt, wie wenig hold der gemeine Mann dem Amtmann ist, weil der glaubt, aus besserem Holze zu sein als die lieben Spangenberger. Wäre es nicht gescheiter, sich mit ihnen auf freundnachbarlichen Fuß zu setzen, statt sich abzusondern? Alles verzeiht man dem Fremden, nur nicht den Hochmut. Seitdem man im Städtlein aber weiß, wie der Bürgermeister nach den Augen des Amtmanns schielt, ist man wild auf ihn."

Else sank zurück und ihre Hände fielen in den Schoß.

„Soweit mußte es kommen! Er läßt sich ja nicht bedeuten. Ach, wenn Ihr es wüßtet, Pater Hilarius," seufzte die Base, „wie schwer wir tragen!"

Die beiden Frauen nickten einander verständnisvoll zu.

(Fortsetzung folgt.)

Kasseler Skizzen.

Aus Wilhelm Benneckes Nachlaß.

III. Der Königsplatz.

Frau Jeannette Bramer hat zwar in ihren ansprechenden und lebenswahren Schilderungen des alten Kassel bereits im Jahrgang 1895 dieser Zeitschrift des Königsplatzes als der früheren „großen und gesunden Kinderstube" unserer Residenz gebührend gedacht, es ist aber doch noch manches andere über diesen Platz zu berichten, was hiermit geschehen soll. Obwohl von einer Skizze nicht zu verlangen ist, daß sie ihren Gegenstand von Anfang an erschöpfend behandelt, so sei doch vermerkt, daß der Königsplatz um 1768 angelegt wurde und seinen Namen zu Ehren des Landgrafen Friedrich I. von Hessen, der zugleich König von Schweden war, erhielt. Es lag auch in der Absicht, ihn mit dem Standbild dieses Fürsten zu zieren, ohne daß solches aber zur Ausführung gelangt wäre. Statt dessen erhob sich daselbst zur westfälischen Zeit auf einem Brunnen die Marmorstatue des Kaisers Napoleon in römischer Kleidung, ein Werk des französischen Bildhauers Chaudet, auf das die Jungens sich den Vers gemacht hatten:

„Zu Kassel auf dem Zaitenstock
Ohne Hemd und ohne Rock,
Ohne Schuh und ohne Hosen
Steht der Kaiser der Franzosen."

Im Herbst 1813 aber lagerten auf dem Königsplatz, trotz ihres wilden Aussehens, sehr willkommene asiatische Gäste, die Kosaken und Baschkiere Tschernitschews, und schossen mit ihren Pfeilen ungestraft nach der Nase des Welteroberers.

Mit Ausnahme des Schollschen Kaufhauses und des neuen Postgebäudes zeigte der Königsplatz zu jener Zeit dieselbe Umgebung wie heute. An Stelle der neuen Post stand die alte mit dem Gasthof, den Goethe bei seinem mehrfachen Aufenthalt in Kassel besuchte, wo ihn zum letzten Male 1801 die Wirtin Madame le Goullon mit gewohnter Freundlichkeit empfing. Von der alten Post ist nicht viel zu erzählen, um so mehr aber von dem Hallengebäude, das dem hoch emporragenden Kaufhause gegen Mitte der 80er Jahre weichen mußte. Der letzte der du Ry, der die schönsten der am Königsplatze stehenden Gebäude geschaffen, getraute sich der Bodenbeschaffenheit wegen nicht, die östliche Seite schwer zu belasten, so daß auf diese nur ein leichter Bau gesetzt wurde, der auf architektonische Schönheit keinen Anspruch erheben konnte: das vorgenannte und den meisten Lesern noch so wohlbekannte Hallengebäude. In ihm walteten in bunter Abwechselung die drei großen P's des menschlichen Lebens: Politik, Poesie und Prosa. Für die Prosa der geschäftlichen Tätigkeit war das Haus bestimmt, aber als nach den Märzstürmen 1848 den Bürgerwehren die Aufgabe zufiel, mehr als das Militär die Ruhe als erste Bürgerpflicht aufrecht zu erhalten, da wurde das Hallengebäude zu einem bürgerlichen Wachtlokale, und es wehte mit einem Male ein starker politischer Zug durch seine Räume. Die Poesie aber saß dort und schaute durch Vergrößerungsgläser oder spiegelte sich in hunderten von hellen und bunten Glasschalen, als Ludwig Mohr dort einen Laden mit optischen Instrumenten anlegte und Julius Braun ein Porzellangeschäft. Braun und sein Kompagnon H. waren zwar tüchtige Kaufleute*), aber zur großen Gilde paßten sie in ihrem Wesen nicht recht. So sah man beide oft auf dem vor dem Hallengebäude herführenden Trottoir, aber in weitem Abstand von einander, auf ihren Stühlen sitzen, oder barhäuptig, die Hände auf den Rücken, in tiefen Gedanken versunken, vor ihrem Laden in entgegengesetzter Richtung mit beschleunigten Schritten auf- und abgehen, bis die Schelle der Ladentür ertönte, bei deren Klang sie wie die Blutvergießer herbeistürzten, um mit größter Liebenswürdigkeit die Kunden zu bedienen. — Beide Dichter im Hallengebäude, Braun und Mohr, haben sich geachtete Namen in der Literatur erworben, Mohr in der speziell hessischen, Braun durch sein großes Sammelwerk „Schiller, Goethe und Lessing im Urteil ihrer Zeitgenossen" in der allgemeinen Literaturgeschichte.

Als der Königsplatz noch die besagte große Kinderstube war, das Dorado aller Kinderwärterinnen, hatte an der nördlichen Ecke des Hallengebäudes der frühere Buchhändler Christian Raabé, bekannt durch seine Anteilnahme an den demokratischen Bestrebungen der 40er Jahre, einen Laden gemietet, in dem er einen Handel mit Südfrüchten trieb. An einem heißen Sommertag hatten sich nun einmal einige Kindermädchen erkühnt, auf der Treppe, die zu diesem Laden führte, Platz zu nehmen. Raabé, der dies unliebsam bemerkte, streckte daraufhin seinen vom damals verpönten Vollbart umzogenen Kopf aus der Türe und wies die Mädchen fort. Lachend räumten diese das Feld, jedoch nur, um kurz nachher mit Verstärkung zurückzukehren. Dies wiederholte sich im Laufe des Nachmittags einige Male, bis Raabé endlich, vor Wut völlig blaurot im Gesicht, erschien, und ohne ein Wort zu sagen, einen großen Eimer mit Wasser die belagerte Treppe hinunterschüttete, den Ahnungslosen ein gelindes Sitzbad bereitend, vor dem sie kreischend Reißaus nahmen, während er triumphierend in der Ladentüre stand.

Außer dem Kaufmann und Schriftsteller Braun muß aber auch des Kurfürstlichen Hofwagenfabrikanten Braun gedacht werden, der in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts von Zeit zu Zeit auf dem Königsplatz erschien, um den daselbst versammelten Kasseler Bürgern etwas von seinem Sohne, dem bei der Befreiung Südamerikas unter Bolivar berühmt und durch einen Sieg über die Argentinier zum Großmarschall von Montenegro gewordenen General Otto Braun mitzuteilen. Da die damals hier erscheinende Zeitung die Berichte von den Waffentaten eines Kasseler Kindes in einem fernen Weltteil nicht, wie es heute mit gerechtem Stolz geschehen würde, dem Publikum zur Kenntnis brachte, so vermittelte Herr Braun dies auf seine Weise, indem er die freilich spärlich genug eintreffenden Briefe des Generalissimus oder auswärtige Zeitungen, die von demselben Kunde gaben, auf dem Königsplatz den aufmerksam lauschenden Bürgersleuten vorlas.

*) Die vom 4. Juli 1866 datierte Aufnahme-Urkunde Brauns in die Kasseler Kaufmannschaft befindet sich in der ständischen Landesbibliothek. Sie wurde dieser überwiesen, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach das letzte Kasseler Dokument dieser Art ist.

Die bekannteste Merkwürdigkeit des Königsplatzes war das sechsfache Echo, das gar oft des Nachts von lustigen Gesellen geweckt wurde. Daß dies hin und wieder aber auch bei Tage geschah, galt für H. von Treitschke als ein gar erschreckliches Zeichen der trostlosen Niederlage jedes geschäftlichen Lebens in der kurhessischen Residenzstadt. Am meisten hat das Echo sich wohl im Jahre 1850 hören lassen müssen, da die Namen der damaligen Minister Veranlassung zu politischen Scherzfragen gaben, auf die das Echo ironische Antworten folgen ließ. Ein großer Freund des Echos war auch der Hofrat Niemeyer, Hoftheaterdichter und Herausgeber der populären Zeitschrift „Der Bote aus Kassel", welcher in liebenswürdiger Weise bei den fremden Damen und Herren, die er im „König von Preußen" etwa kennen gelernt hatte, die Stelle des Cicerone übernahm und dabei nie versäumte, das Echo zu wecken. Er tat dies fast stets mit seinem eigenen Namen, den er dazu für sehr geeignet hielt, bis einige böse Buben ihm einst den Streich spielten und aus allen Straßen ein völlig unparlamentarisches Wort zurückriefen. Von dieser Zeit an soll er sich dem Echo gegenüber sehr vorsichtig verhalten haben.

Während der Meßzeit fand auf dem Königsplatz auch der Geschirrmarkt statt, und bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß der Heldendarsteller Hermann Günther, nachdem er im Hoftheater meisterlich den „Hamlet" gespielt, auf dem Heimweg — er wohnte im „Olymp" in der unteren Königsstraße — noch ganz im Geiste seiner Rolle zwischen die „Dibben" geriet und eine fürchterliche Verwüstung unter ihnen anrichtete.

Die dem erhöhten Verkehr dienende Straßenbahn hat zuerst die Porzellanverkäufer von dem Königsplatz vertrieben und später auch den Christmarkt dort unmöglich gemacht. Nur der Wochenmarkt erinnert noch daran, was der Königsplatz ehedem für Kassel war.

Aus alter und neuer Zeit.

Das mittelalterliche Marburger Hochzeitshaus. In der am Marktplatze an dem daselbst verschwundenen Kavat*) sich öffnenden aufwärts steigenden und in den lutherischen Kirchhof einmündenden Nikolaistraße steht links ein Haus mit der Nummer 5, jetzt Freimaurerloge, das im Mittelalter der Stadt Marburg Hochzeitshaus gewesen sein soll. Urkundlich läßt sich diese Annahme nicht beweisen, da bei dem im Dezember des Jahres 1456 ausgebrochenen Brande im Rathause sämtliches Aktenmaterial ein Raub der Flammen geworden ist. Nach dem Urteil eines Sachverständigen soll das in Rede stehende Haus zwischen den Jahren 1350 und 1380 erbaut worden sein. Es ist spätgotisch, von rauhem Sandsteinmaterial mit Ecken von Quadern, dreistöckig mit hohem Walmdache, welches fünf hölzerne mit Schiefern gedeckte Türmchen umgeben, hat an der Hofseite einen steineren Treppenturm und ruht auf einem hohen steinernen Unterbau mit Keller. Im 18. Jahrhundert wurde das Haus modernisiert, dabei verlor es seine Kreuzstockfenster und sein gotisches Portal mit Sitzbänken, an dessen Stelle das gegenwärtige im Renaissancestil getreten ist.

In den Stadtrechnungen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommt dieses Haus unter dem Namen „Steinhaus" wiederholt vor. Es gehörte zu den sogen. Freihäusern, die nicht im städtischen Steuerstock standen Wenn in jener Zeit der regierende Landgraf Bürgersfrauen ins Steinhaus zum Tanze heischte, dann ließen die Väter der Stadt für deren Rechnung zu Ehren des Landgrafen Wein auftragen. Die Annahme, das Steinhaus sei im Mittelalter der Stadt Hochzeitshaus gewesen, hat insofern Wahrscheinlichkeit für sich, weil es in nächster Nähe der Stadt-Pfarrkirche stand, in der die Trauungen vollzogen wurden. — Als Ende der 20er Jahre des 16. Jahrhunderts das neue Rathaus am Marktplatze zur Vollendung gelangt war, wurden nunmehr die mehrere Tage dauernden Hochzeiten darin gehalten, im Erdgeschoß wurde getanzt und im großen Saal gegessen und Wein getrunken.

Zur Charakteristik des Weintrinkens in jener Zeit sei hier noch folgendes bemerkt: Der Professor Nikolaus Hiltbrand versteuerte im Jahre 1564 bei der Stadt zur Hochzeitsfeier seiner Tochter 7 Ohm Wein und der Rentschreiber Konrad Kuhn zu gleichem Zwecke 6 Ohm 36 Maß, bei den Bürgerhochzeiten werden 2 bis 5 Ohm Wein be-

*) Kavat hat die Bedeutung von Gewölbe und Halle. An Stelle des Kavats am Marktplatze war unter Beibehaltung des Namens eine Mauer getreten, welche die Südseite der Nikolaistraße bis zur Einfahrt in sie begrenzte. Nach der Stadtrechnung von 1574 wird eine Garküche „am Kavat und Mauer" befestigt, und in der von 1581 wird ein „Grat" genannt. Grat hat die Bedeutung eines erhöhten Ganges von Stein. Durch die Barfüßerstraße zog sich an deren Nordseite ein Grat hin, mit dessen Abbruch zum Zwecke der Straßenerweiterung am 12. Mai 1580 begonnen wurde. Um das Jahr 1830 wurden die den Kavat bildenden Quadersteine abgebrochen, und es trat an deren Stelle ein doppelter Stufenabsatz. 1860 wurde auch dieser beseitigt.

rechnet und bei Kindtaufen ist 1 Ohm nichts Ungewöhnliches. Als im Jahre 1574 die Stadt von der Witwe des Superintendenten Mag. Adam Krafft einen Garten vor dem Barfüßer Tor zu einem Friedhof erkaufte, wurden von etwa 30 dazu verordnet gewesenen Personen 43 Maß Wein getrunken.

Marburg.

Das täglich 9 Uhr abends in der lutherischen Pfarrkirche stattfindende Glockengeläute wird in einem Eintrag im Marburger Ratsprotokoll vom 16. Januar 1539 „Weinglocke" genannt. Es war dies in jener Zeit das Zeichen der Feierabendsstunde für Wirte und Gäste laut fürstlicher Verordnung.

Emma Braun.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Die Absicht der Mitglieder des Geschichtsvereins in Kassel, die Ausgrabungen auf der Altenburg bei Niedenstein, über die auf dem letzten Herrenabend im verflossenen Wintersemester Museumsdirektor Dr. Böhlau in einem bedeutungsvollen Vortrag eingehend referiert hatte, an Ort und Stelle zu besichtigen, war leider vor einigen Monaten infolge des schlechten Wetters zu Wasser geworden. Dafür war der am 8. September von etwa 50 Mitgliedern des Vereins unter der sachkundigen Führung des Vorsitzenden, Generals Eisentraut, unternommene Ausflug nach Falkenstein und Altenburg vom herrlichsten Wetter begünstigt. Die manchen Teilnehmern noch neue Fahrt mit der Naumburger Kleinbahn bot, namentlich von Elgershausen ab, einen überraschenden Einblick in die romantischen Schönheiten dieser Gegend. Von Sand aus wandte man sich dem nahen Falkenstein zu, an dessen Fuße im Schatten des Waldes General Eisentraut durch einen längeren Vortrag die Teilnehmer auf die Besichtigung der Ausgrabungen vorbereitete. Er gab zunächst einen allgemeinen Überblick über die Kriege der Römer mit den Germanen, um dann speziell auf den von Tacitus in den „Annalen" beschriebenen, im Jahre 15 n. Chr. Geb. von Germanicus unternommenen Rachezug gegen die Chatten überzugehen, die ja an dem Siege im Teutoburger Wald erfolgreichen Anteil genommen hatten. Im Frühjahr 15 brach Germanicus von Mainz auf, näherte sich in sehr eiligen, wenn auch vorsichtigen Märschen über die Gebirge der „Hauptstadt" der Chatten, Mattium. Der an der Eder (Adrana) einsetzende Widerstand der Chatten wurde durch die römischen Wurfmaschinen überwunden, die Eder überschritten und Mattium eingeäschert. Die Chatten zogen sich in ihre Wälder zurück, und da sie sich gut zu verschanzen verstanden, wagten die Römer nicht, ihnen zu folgen. Sodann ging der Vortragende auf die Frage nach dem alten Mattium ein, bei der zwei Dörfer, Maden und Metze, in Frage kommen. Vielleicht mag auch der ganze Distrikt jenseits der Altenburg, der außer diesen beiden Dörfern auch Gudensberg mit dem Wodansberg usw. umfaßte, den Namen Mattium geführt haben. Die Vermutung, daß sich nördlich von Mattium irgendwelche Flucht- oder Volksburgen der Chatten finden müßten, fand ihre Bestätigung durch die auf dem Langenberg und der Altenburg entdeckten Befestigungen aus dem Anfang der christlichen Zeitrechnung, deren System seit sechs Jahren durch Dr. Böhlau, Dr. Lange und den Vortragenden untersucht wird. Nachdem General Eisentraut die (bereits im „Hessenland" 1906 S. 129 wiedergegebene) Art dieser Befestigungen nochmals ausführlich geschildert, bestieg man gemeinsam die Falkensteinruine, deren Vorgeschichte gleichfalls vom Vorsitzenden kurz vorgeführt wurde. Unter seiner Leitung begann nun eine eingehende Besichtigung der bereits den Fuß des Falkenstein mit umziehenden Befestigungen, die durch Anlage eines Walls und Grabens eine sichere Verteidigungslinie bildeten. Am Ende einer Felsenrippe am Fuße der Falkenburg setzte eine Linie ein, die auch um die ganze Altenburg herumgeht und den untersten Teil der Befestigung bildet; daraus ergibt sich, daß der Falkenstein bereits 1500 Jahre früher, ehe man an eine mittelalterliche Burg dachte, in die Befestigung mit hineingezogen wurde, wahrscheinlich, um den Sattel als Futterplatz, Feld oder Wohnstätte zu gewinnen. Stellenweise nicht ohne Schwierigkeiten verfolgte man nun diese äußere, sich als Wall und Graben präsentierende und um den Fuß des Berges herumlaufende Befestigungslinie eine weite Strecke hin, und wandte sich dann der inneren, sich um den Rand des Plateaus ziehenden Befestigung zu, die vorwiegend diejenigen Stellen sicherte, die durch die äußere Befestigung freigelassen waren. Diesem inneren Steinwall, der ursprünglich eine Mauer bildete, ist eine Reihe von Terrassen vorgelagert, die am Rande eine Mauer aus Holz, Steinen und Erde trugen. Da, wo sich vermutlich die Tore befunden haben, sah man an den Ausgrabungsstellen Aschenschichten, die von der in den Mauern enthaltenen und vielleicht bei einer Bestürmung verbrannten Holzkonstruktion herrührten.

Auch einige Scherben wurden gefunden — die meisten sind bereits gesammelt; ein von General Eisentraut bei früherer Gelegenheit aufgefundener Mühlstein, auf dem das Getreide vermittelst eines kleinen Steines mit der Hand zerrieben wurde, erregte allgemeines Interesse. Man erfuhr noch, daß im Herbst dieses Jahres durch weitere Ausgrabungen die Wohnstätten des umfangreichen Plateaus untersucht werden sollen. Ob ein direkter Zusammenhang dieser Fluchtburg mit dem alten Mattium jemals nachgewiesen werden kann, steht noch dahin; zweifellos nachgewiesen ist aber, daß diese Befestigungen aus germanischer Zeit stammen, aus der Spät-La-Tènezeit. Eine ausgegebene Situationskarte unterstützte wesentlich die Besichtigung dieser Anlagen.

Gegen Abend kehrte man wieder nach Sand zurück, wo beim trefflichen einfachen Imbiß Geheimrat Fritsch dem Vorsitzenden den Dank des Vereins für seine mühevolle Führung und die lichtvollen Erläuterungen zum Ausdruck brachte.

Marburger Altertümer-Sammlung. Die Ausstellung kunstgeschichtlicher und kunstgewerblicher Gegenstände ist in der Zeit vom 11. Juli bis 31. August von 1555, also durchschnittlich täglich von 30 Personen besucht worden und hat einen Reingewinn von einigen hundert Mark abgeworfen, so daß der zur Verfügung gestellte Reservefonds nicht in Anspruch genommen zu werden braucht.

Historische Funde. Bei den Dörfern Fronhausen an der Lahn und Odenhausen, Kreis Wetzlar, sind auf Veranlassung des in der dortigen Gegend ansässigen Archivdirektors Dr. Freiherrn Schenk zu Schweinsberg aus Darmstadt Ausgrabungen vorgenommen worden. Es wurden Reste eines stattlichen Turmes von 9 m Seitenlänge, dabei Mauern von 1,50 m Seitenstärke und 2,50 m Tiefe aufgedeckt, was die auf Urkunden des 13. Jahrhunderts sich stützende Vermutung des Veranlassers der Ausgrabungen zu bestätigen scheint, daß sich in der Nähe von Odenhausen Reste eines Burgsitzes der Herren von Merenburg vorfinden müßten.

Wissenschaftliche Vorlesungen in Kassel. Der Kasseler Lehrerverein hat für die im Oktober-November in Kassel stattfindenden wissenschaftlichen Vorlesungen („Einführung in die moderne Kunst") Privatdozent Dr. Bock in Marburg gewonnen. Die Ausführungen sollen durch zahlreiche Lichtbilder erläutert werden.

Schönfeld. Schloß und Park Schönfeld (früher Augustenruhe), das im hessischen Agnatenprozeß gegen die preußische Krone dem Landgrafen von Hessen-Philippsthal zugefallen war, wurde von dessen Erben bekanntlich an die Stadt Kassel verkauft. Nachdem nunmehr die Bestätigung des Königs von Preußen zum Übergang dieses Besitzes an die Stadtgemeinde Kassel erfolgt ist, wäre zu hoffen, daß der schöne, aber verwilderte Park durch sachgemäßes Eingreifen der Gartenbehörde zu einer wirklichen Zierde der Stadt gemacht würde.

Heinrich Naumann. Auf den auch den Lesern unseres Blattes seit 1900 als Mitarbeiter bekannten hessischen Bauern und Schriftsteller Heinrich Naumann in Nanzhausen bei Lohra ist nun auch der „deutsche Dorfbund" unter seinem Vorsitzenden Heinrich Sohnrey aufmerksam geworden, der beabsichtigt, unter eigenen Opfern das Talent Naumanns zur allgemeinen Geltung zu bringen.

Zerstörung eines Naturdenkmals. Der älteste und stärkste Baum im Kreise Eschwege, die 600jährige Linde in den Meißnerwiesen bei Frankershausen auf dem Wege nach dem Friedrichsstollen, ist einem groben Frevel zum Opfer gefallen. Unter dieser Linde, deren Äste gewaltigen Bäumen gleichen, versammelten sich früher die Meißnerhirten mit ihren Herden; hier wurden auch die Kühe gemolken, woher die Bezeichnung „Molkenbaum" stammen mag. Kürzlich wurde der hohle Stamm der Linde angezündet, die nach zweitägigem Brand in sich zusammen stürzte. Zu verwundern ist, daß bei der langen Dauer des Brandes keine Löschversuche unternommen wurden.

Ulrichstein. Anfang September wurde auf dem Schloßberg zu Ulrichstein im Vogelsberg der nach den Plänen des Geh. Oberbaurats Hofmann-Darmstadt wieder aufgebaute zwei Stockwerke hohe Turm an der Nordwestecke der äußeren Ringmauer des alten Bergschlosses eingeweiht. Bekanntlich hatte man schon vor Jahren die umfangreichen Mauern des Schlosses freigelegt, ausgebessert und die Teile durch Tafeln kenntlich gemacht.

Der Name „Hinterland". Das Hinterland, das man einmal treffend den Bindestrich der Provinz Hessen-Nassau genannt hat, pflegt von der hessischen Nachbarbevölkerung als Land, das „hinter den Bergen liegt", mit diesem Namen bezeichnet zu werden. Dr. Schmehl in Gießen macht nun die „Hessische Landeszeitung" darauf aufmerksam, daß das mit „Hinterland" bezeichnete Gebiet vor seiner Annexion durch Preußen ein Teil der zum Großherzogtum Hessen gehörenden Provinz Oberhessen war, der bei Gießen seinen Anfang nahm und sich

wie eine Landzunge nordwärts in fremde Gebiete hinein erstreckte, mit dem Hauptteil der Provinz nur durch ein schmales Bändchen verbunden, östlich begrenzt von Kurhessen, im Westen von einem Teile der Rheinprovinz (Bezirk Wetzlar), dem nördlichen Ausläufer des Herzogtums Nassau und der Provinz Westfalen. Von dieser seiner Lage habe das betreffende Gebiet, da es von dem Hauptteil der Provinz losgelöst war, sich gleichsam hinter ihr ausdehnte, den Namen „Hinterland" erhalten; in Gießen spreche man noch heute vom „Hessischen Hinterland". Beide Erklärungsversuche, die von der geographischen Lage dieses Gebietes ausgehen, haben wohl ihre Berechtigung.

Hessische Bücherschau.

Sauer, Georg. **Philosophie eines Schulmeisters über Manches, was mit dem Himmel zusammenhängt.** Bd. II. Eschwege (R. Himmelreich), Michaelis 1906.

Zunächst ein programmatisches Gedicht:

Ich schreibe meine Seele hin.
Ahnst Du wohl, was das heißt?
Und spürst Du, wie es kreist
Um Dich —
ein Blitz
mein Geist?

Ich schreibe meine Seele hin.
Tritt nah zu mir heran,
Daß ich Dich spüren kann.
Nur Dich,
Dein Ich,
Den Geist.

Ich schreibe meine Seele hin.
O heb' sie leise auf
und komm' mit mir im Lauf
zu ihm —
mit mir,
zum Geist!

Gern würde man dem Verfasser diesen Wunsch erfüllen, aber es geht wirklich nicht. Eine weitere Probe:

An dem Waldrand saß ein Jäger.
Langsam zog ein Kronenhirsch
auf dem Wechsel stetig näher.
Weidmannsheil zu solcher Birsch.

Paff! Dahin fliegt das Verderben,
leider an dem Hirsch vorbei.
Doch der Jäger mußte sterben —
Fieber — Herzschlag — ohne Blei.

Ein vertontes Gedicht ist „vom Dichterkomponisten Felicitas Rose in freudiger Zielgenossenschaft zugeeignet":

„Liebest ihn immer noch, und er betrog Dich doch?
Kann ihn nicht lassen, nein! Muß ihm zu willen sein.
Er ist mein Licht, Leben? Sterben? Weiß nicht!"

Auch die Unterschrift „Weihnachten 1906" beweist, daß der Dichter seiner Zeit weit vorauseilt.

Diese Proben mögen genügen, es sind noch nicht die schlechtesten des Bandes, den man beim besten Willen nicht ernst nehmen kann. Es überkommt einen der innige Wunsch, daß der Verfasser als Schulmeister erfolgreicher sein möge denn als Philosoph. Man möchte das Buch als humoristische Lektüre empfehlen, wenn nicht hier und da aus diesem stammelnden Unsinn ein ehrliches Streben herausleuchtete. Der Verfasser ist zweifellos ein guter Mensch, aber ein schlechter Poet, dem es an literarischer Selbstkritik mangelt. Sollte er sich dazu entschließen können, noch eine gehäufte Reihe von Jahren hindurch weiter zu streben, ehe er Herrn Himmelreich in Eschwege wieder in Tätigkeit setzt, so kann er des Dankes seiner Zeitgenossen gewiß sein; auch der Schlußsatz seines Vorwortes: „Möchte ich verstanden werden!" hätte dann vielleicht mehr Aussicht auf Erfüllung.

Heidelbach.

Gubalke, Lotte. **Locken-Berta und andere Novellen.** Reclams Universalbibliothek Nr. 4800.

Unter vorstehendem Titel hat unsere Landsmännin aus Witzenhausen vier kurze Erzählungen in einem Bändchen vereinigt; ihre Zusammenstellung ist eine rein zufällige, ein gemeinsames Motiv, eine leitende Idee liegt dem Ganzen nicht zugrunde. Und doch ist bei den vier Erzählungen etwas vorhanden, das ihre Besprechung an dieser Stelle rechtfertigt; sie zeigen ein diskret angedeutetes hessisches Heimatkolorit: leise anklingende Provinzialismen, traute Klänge aus dem Wortschatz des Hessenstammes, hin und wieder einen hessischen Ortsnamen oder eine bekannte Persönlichkeit, auch manchen alten Brauch, der nur uns eigentümlich ist. Es sind z. T. altmodische Leute aus der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, als man noch seine Gefühle Stammbuchblättern anvertraute und Silhouetten zeichnete, Leute mit soliden, etwas umständlichen Grundsätzen. Das gilt besonders von der Erzählung „Vom Rittmeister Jüngst, der fast vom Pfade der Tugend abwich". Die Erregung, die zur Zeit des Dörnbergischen Aufstandes das Hessenland durchzitterte, ist vorzüglich zur Darstellung gebracht. In „Der Herr Auditeur" behandelt die Verfasserin ein zwar alltägliches und oft variiertes Thema, das sie aber mit ganz intimen Zügen ausgestattet hat; es liegt über dieser kurzen Skizze eine Melancholie wie über einem sonnigen Spätsommertage, wie über einem alten allbekannten hessischen Volksliede. Die „Weißbäckin" kommt mir etwas forciert vor. Am umfangreichsten ist die erste Erzählung, die dem Bändchen den Namen gegeben. Hier bietet die Verfasserin eine feine psychologische Studie mit ernster, fast düsterer Grundstimmung. Die Darstellung zeigt hier die Routine und Überlegenheit einer reiferen Charakterisierungskunst. Über allen Erzählungen liegt ein prächtiger Humor, der nicht etwa zum lauten Lachen, wohl aber zum behaglichen Schmunzeln reizt. Lotte Gubalke erinnert in ihrer Fabulierkunst an den Dichter des allen Hessen liebgewordenen „Prinz Rosa Stramin", nur ist ihre Darstellung kürzer, straffer und zielbewußter.

Lotze.

Personalien.

Verliehen: dem Hofmarschall Sr. kgl. Hoheit des Landgrafen von Hessen Kammerherrn v. Strahl zu Philippsruhe und dem Rittergutsbesitzer Kammerherrn Rabe v. Pappenheim auf Liebenau der Kronenorden 2. Kl.; dem Pfarrer Bode zu Buchenau, dem Amtsgerichtsrat Fenner zu Kassel und dem Postmeister Lipke zu Kassel, letzteren beiden beim Übertritt in den Ruhestand, der Kronenorden 3. Kl.; dem Fabrikanten Helwig zu Kassel sowie dem Architekten Zahn zu Breslau der Kronenorden 4. Kl.; dem Privatdozenten in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg Dr. phil. et med. Ach das Prädikat „Professor".

Ernannt: Generalsuperintendent Möller zu Kassel zum Oberhofprediger an der Hofgemeinde daselbst; Regierungsassessor Valentiner zum Landrat des Kreises

Schlüchtern; Pfarrer Hillenbrand zu Neuhof zum Landdechanten der Dechanei Kassel; Privatdozent Dr. Fries zu Marburg zum Abteilungsvorsteher am Chemischen Institut der Universität daselbst.

Berufen: Professor Mascher vom Gymnasium zu Hanau zum 1. Oktober d. J. an das Kgl. Wilhelms-Gymnasium in Kassel.

Zugelassen: Gerichtsassessor Dr. Müller zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgerichte in Kassel.

Entlassen: der Referendar Riedesel Freiherr zu Eisenbach aus dem Justizdienste behufs Übertritts zur Allgemeinen Staatsverwaltung.

In den **Ruhestand** getreten: Justizhauptkassenrendant Rechnungsrat Maaß und Kastellan Eitel zu Kassel.

Geboren: ein Sohn: Dr. Karl Abée und Frau Margarete, geb. Sievert (Wetzlar, 30. August); — eine Tochter: Landmesser John und Frau, geb. Kehr (Marburg); Amtsrichter Gleim und Frau Marie, geb. Grebe (Gladenbach, 2. September); Dr. Grüneberg und Frau Klara, geb. Traube (Altona, 2. September).

Gestorben: Frau Rahel Johanna Mühlhausen, geb. Keßler, 47 Jahre alt (Forsthaus Neuhof bei Hanau, 27. April); Privatmann Christian Engelhardt (Kassel, 31. August); Privatmann Karl Rohde (Wilhelmshöhe, 31. August); Rentner Moritz Stamm, 65 Jahre alt (Fulda, 1. September); Gustav Hünersdorf, 85 Jahre alt (Wenigensömmern, 2. September); Oberförster Ernst Konrad Hücker, 66 Jahre alt (Forsthof bei Willingshausen, 7. September); Frau Hedwig von Eschwege, geb. von Jaeckel, Witwe des Geh. Regierungsrats (Kassel, 8. September); Frau Frieda Weber, geb. Weiß, Gattin des Sanitätsrats (Kassel, 12. September); Frl. Amalie Potente, 82 Jahre alt (Kassel, 12. September); Privatmann Richard Hahn, 58 Jahre alt (Kassel, 16. September).

Briefkasten.

Forstmstr. M. in Forsthaus N. Verbindlichen Dank für den Hinweis. Seite 230 links unten ist Wilhelm II. statt Wilhelm III. zu lesen; das Ergebnis der weiteren Feststellungen lassen wir Ihnen brieflich zugehen.

B. H. 600. Die Gedichte sind vorhanden und werden gebracht.

G. A. M. in M. War leider nicht mehr möglich. Näheres brieflich.

Eine Bitte an die Leser des „Hessenland".

In den letzten zwanzig Jahren sind in allen größeren Städten Deutschlands Vereinigungen entstanden, die eine strenge Prüfung und sorgfältige Sichtung der Jugendschriften bezwecken. Alljährlich werden vor Weihnachten Tausende von Verzeichnissen verteilt, auf denen die von den vereinigten Prüfungsausschüssen ausgewählten Bücher empfohlen werden. Es ist selbstverständlich, daß auf diesem Verzeichnis vor allem die Werke zu finden sind, die auf den weitesten Lesekreis rechnen können, die in Schlesien und im Rheinland, in Ostpreußen und in Baden mit gleichem Interesse gelesen werden. Es liegt in der Natur der über ganz Deutschland zerstreuten Ausschüsse, daß besonders diese allgemein zur Anerkennung gelangten Jugendschriften im Vordergrunde stehen. Die Erzeugnisse der heimischen Kunst sind bisher nicht genügend zur Geltung gekommen; nur ganz vereinzelt finden wir in den Verzeichnissen ein Buch, das dem Heimatlichen Rechnung trägt.

Niemand wird verkennen, daß in dieser Einseitigkeit eine Gefahr liegt; wir schalten einen Faktor aus, der für die Jugend von größter Bedeutung ist. Nichts packt das Kind gewaltiger als die geschichtliche Vergangenheit seiner engeren Heimat; welche Freude empfindet es, wenn die Erzählung ein Gebiet berührt, das es fortwährend vor Augen hat. Ich erinnere mich noch lebhaft des Eindrucks, den Raabes „Höxter und Corvey" bei mir hervorrief. Unsere Heimat kommt uns ehrwürdiger, liebenswerter vor, weil schon vor hunderten von Jahren der Boden, auf dem wir mit unsern Kinderfüßen einherstolzieren, Zeuge historischer Ereignisse war. Unser Hessenland mit seiner geschichtlichen Vergangenheit, seinen grünen Wäldern und wogenden Fluren, seinen altersgrauen Städten und baumumkränzten Dörfern, mit seiner Fülle scharf ausgeprägter historischer Persönlichkeiten ist es wert, unsern Kindern immer wieder in Wort und Bild vor die Augen geführt zu werden, nicht nur während des Unterrichts, sondern besonders auch dann, wenn sie beim Lesen Genuß suchen.

Der Kasseler Prüfungsausschuß beabsichtigt nun, in der hessischen Literatur nach Stoffen zu suchen, die geeignet sind, in unserer Jugend Liebe zur heimatlichen Scholle zu nähren und zu pflegen. Die ausgewählten Bücher sollen dann für die Schülerbibliotheken beschafft und in dem für das Hessenland zusammengestellten Verzeichnis empfohlen werden. Manche prächtige Erzählung ist nur noch den Alten bekannt, vieles schlummert in alten Kalendern und Volksbüchern. Ich erinnere nur an so manche liebe Gabe von Büff, Lange u. a., an das hessische Historienbüchlein von Vilmar, an die Geschichten von Brand, Mohr und Kleinschmidt. Aber nicht nur Erzählungen sollen herangezogen werden, sondern auch historische, kulturelle und geographische Darstellungen in populärer Form.

Diese vorhandenen Schätze zu heben, ist selbstverständlich für die Jüngeren, die in einer Zeit aufwuchsen, in der man für hessische Geschichte und hessische Art nicht viel übrig hatte, sehr schwierig. Wir suchen deshalb Rat und Hilfe bei den erfahrenen Männern, die in der Liebe zum Hessenland groß geworden, denen die oben berührten Gebiete seit frühester Jugend lieb und vertraut sind. An sie wenden wir uns mit der Bitte, uns beim Suchen zu unterstützen, uns auf die überall zerstreuten Stoffe aufmerksam zu machen. Zur Verfügung gestellte Bücher werden nach Durchsicht mit bestem Danke zurückgegeben. An die Buchhandlungen richten wir die ergebene Bitte, unsere Arbeit durch Zusendung einschlägigen Materials zu unterstützen. Jeder Hinweis wird von dem Unterzeichneten mit Dank entgegengenommen. Auch der Schriftleiter des „Hessenland" ist gern bereit, Vorschläge und Einsendungen zu übermitteln.

Kassel-Philippinenhof.

Lotze.

☞ Mit dem heutigen Heft beschließt das „Hessenland" das III. Quartal des XX. Jahrgangs. Wir bitten namentlich die verehrlichen Post-Abonnenten um rechtzeitige Neu-Bestellung. Mit dem 1. Oktober neu zugehenden Beziehern können die Hefte 1—18 nachgeliefert werden. Probe-Hefte stehen jederzeit gern zur Verfügung. Der Verlag des „Hessenland".

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 19. XX. Jahrgang. Kassel, 2. Oktober 1906.

Heimgarten.

Weißer Holder, Götterbaum,
Soll mein Dach behüten;
Hüten meiner Nächte Traum,
Meiner Tage Frieden.
Soll der Krankheit Weh und Gift
Aus dem Hofe jagen;
Steh'n auf meines Gartens Trift
Wie in alten Sagen.
Breiten Nußbaum pflanz' ich auch,
Gibt so guten Schatten;
Linden, dunkel, gütereich,
Setz' ich auf die Matten.
Rosen klettern an der Wand,
Steh'n auf allen Beeten,
Rosen sind der Liebe voll,
Frühe und die späten.
Efeu auch muß drinnen sein,
Efeu spricht von Treue,
Und Reseden klug und fein
Sä' ich stets aufs neue;
Weiße Astern müssen blüh'n
Zwischen Kraut und Kressen,
Auch des Herbstes Todesgruß
Will ich nicht vergessen.

Regensburg. **M. Herbert** (Th. Keiter).

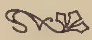
Sonntag.

Marktgeschrei und Peitschenknallen,
Wagenrasseln, Rosseschallen.
Und durch all den tollen Trubel
Zieh' ich hin in stillem Jubel.
Laut und festlich durch den Schwall
Klingt mir heil'ger Glockenhall.
Wohl, weil grad zu dieser Frist
Meiner Seele Sonntag ist.

Eis und schneeverwehte Halde.
Todesbangigkeit im Walde.
Durch der Flocken tollen Trubel
Schreit' ich still in frohem Jubel.
Klar und deutlich auf dem Schnee
Ich den Wald voll Rosen seh'.
Wohl, weil grad zu dieser Frist
Meiner Seele Sonntag ist.

Kinderspielen, Lärmen, Toben
Tönt mir heimwärts zu von oben —
Und ich trete in den Trubel,
Mich umwogt ein Meer von Jubel.
Mich begrüßt zu dieser Stund'
Engelshand und Engelsmund.
Wohl, weil grad zu dieser Frist
Meiner Seele Sonntag ist.

Kassel. **H. Bertelmann.**





Die französische Besitznahme Hessens vor hundert Jahren.

Von Professor Wippermann, Groß=Lichterfelde.

Wie für ganz Deutschland, so nahen sich insbesondere auch für das frühere Kurhessen im Oktober d. J. die Zeiten der Erinnerung an die tiefste Erniedrigung vor hundert Jahren.

Zwar hatte Kurfürst Wilhelm I. während des Kriegs der vierten Koalition gegen Frankreich nicht formell an der Seite Preußens gestanden; er hatte vielmehr noch am 2. Oktober 1806, auf Preußens Drängen zu tätiger Hülfe, in das preußische Lager bei Naumburg nichts als die Aussicht auf eine bewaffnete Neutralität gelangen lassen, über die er dann auch am 3. Oktober einen Vertrag mit Napoleon schloß; er tat auch sehr ungehalten, als Blücher ein paar Tage später durch Kassel marschierte, und antwortete auf ein letztes Drängen Preußens nur mit der Versicherung, daß er sich nie von der preußischen Sache trennen werde.

Diese Hinneigung des Kurfürsten zu Preußen hatte Napoleon wohl durchschaut. Er glaubte, daß der Kurfürst nur aus Geiz so handle, und suchte ihn in der Neutralitätsidee zu stärken, um die Vereinigung des hessischen Heeres, das neuerdings noch verstärkt war, mit dem preußischen Heere zu verhindern. Noch am 30. September hatte Napoleon durch den Fürsten=Primas die Worte nach Kassel gelangen lassen: „Ich habe keine Ursache, mich über Kassel zu beklagen." Aber nach den Niederlagen bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober nahm Napoleon einen anderen Ton an. Schon zwei Tage später erhielt der Marschall Mortier, der in Mainz stand, den Befehl, nach Fulda aufzubrechen. Als die Verfolgung des preußischen Heeres durch Thüringen sich am 20. Oktober bis Magdeburg fortgesetzt hatte, sprach sich an diesem Tage Napoleon in einem Erlasse aus Halle sehr ungünstig über den Kurfürsten aus, und am 31. Oktober lagerte sich das Corps des Marschalls Mortier 1½ Stunden vor Kassel. An demselben Tage abends zwischen 11 und 12 Uhr, übergab „der Geschäftsträger Sr. M. des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, an S. D. den Fürsten von Hessen=Cassel, Feld=Marschall in Preußischen Diensten," folgende Note:

Der unterschriebene Geschäftsträger Sr. M. des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien, hat den Auftrag an S. D. dem Fürsten von Hessen=Cassel zu erklären, daß S. M. der Kaiser vollkommen von der Zustimmung unterrichtet ist, welche von Seiten des Hessen=Casselschen Hofes an der Preußischen Coalition genommen worden; daß im Gefolge dieser Zustimmung die Beurlaubten einberufen sind und Pferde an die Cavallerie verteilt worden, die Stadt Hanau mit Lebensmitteln versehen und reichlich mit Garnison besetzt worden ist.

Daß umsonst an den Herrn von Malsburg, Minister Sr. D. zu Paris, zu erkennen gegeben, daß jede Bewaffnung von Seiten Sr. D. den Fürsten von Hessen=Cassel als feindseelig angesehen werden sollte. Anstatt aber hierauf zu antworten, hat der Hof von Hessen=Cassel Befehl an den Herrn von Malsburg geschickt, seine Päße zu fordern und nach Cassel zurückzukehren.

Daß seitdem die Preußischen Truppen in Cassel eingezogen sind; daß dieselben mit der größten Freude von dem Erbprinzen, General in Preußischen Diensten, aufgenommen, daß Er sie sogar selbst durch die Stadt geführt hat.

Daß diese Truppen durch die Hessischen Staaten gegangen sind, um die Französische Armee bei Frankfurth anzugreifen.

Daß gleich hierauf der Feldzugs=Plan der Französischen Armee den Preußischen Generals die Nothwendigkeit gezeigt hat, ihre Detachements zurückzurufen, um sich bey Weimar zu concentriren, um eine Schlacht zu liefern.

Daß es daher ein Gefolge der militärischen Umstände ist und nicht wegen der Neutralität von Hessen, daß die Preußen sich nach ihrem Sammelpunkte zurückgezogen haben.

Daß während der ganzen Zeit, wo das Glück der Waffen noch unentschieden gewesen ist, der Hof von Cassel immer seine Bewaffnung fortgesetzt hat, ohngeachtet der Kaiser erklärt hatte, daß Er solche als feindseelig betrachten würde.

Da die Preußische Armee geschlagen und bis hinter die Oder zurückgeworfen worden ist, so wäre es von Seiten des Generals der Französischen Armee ebenso unvorsichtig als thöricht, diese Hessische Armee

zusammen zu lassen, welche immer bereyt sein würde, im Rücken der Französischen Armee zu fallen, im Falle diese eine Niederlage erlitte.

Der Unterschriebene hat daher den besonderen Befehl empfangen zu erklären, daß die Sicherheit der Französischen Armee heischt, daß die Stadt Hanau und die ganzen Hessen-Casselschen Länder besetzt werden; daß die Waffen, Kanonen, Zeughäußer der Französischen Armee überliefert werden müssen, und alle Mittel getroffen, um den Rücken derselben gegen die feindseligen Gesinnungen, welche das Hauß von Hessen-Cassel beständig gegen Frankreich geäußert hat, zu decken.

In dieser Lage der Sache bleibt es an den Fürsten von Hessen-Cassel, zu sehen, ob er die Gewalt mit Gewalt vertreiben will, und sein Land zum Schauplatz der Kriegs-Gräueln zu machen.

Da aber solche Auftritte sich nicht mit einer politischen Sendung vertragen, so hat der Unterschriebene Befehl seine Pässe zu fordern, um sich gleich entfernen zu können.

St. Genest.

Auf dieses Anheimgeben, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ging der Kurfürst nicht ein, sondern ließ sich alles gefallen. Er verließ das Land und ließ es von Kassel aus durch „Kurfürstlich Hessische Regierung" weiter regieren, und diese folgte den Befehlen eines in Cassel befindlichen „Gouverneurs von Hessen", des Generals Lagrange. Dieser Zustand der französischen Besitznahme dauerte, bis durch Dekret Napoleons am 18. August 1807 das Königreich Westfalen gebildet wurde, dem Kurhessen eingefügt wurde.

Die wichtigsten in französischer und deutscher Sprache verkündigten Erlasse aus dieser Okkupationszeit waren in den Monaten November und Dezember 1806 folgende:

Schon am 3. November machte die „Kurfürstl. Hessische Regierung" bekannt, der „Reichsmarschall" Mortier habe die Ablieferung aller Schieß- und Seiten-Gewehre, „welche die Einwohner in den hiesigen Landen besitzen", verlangt. Deshalb „befehlen Wir Euch, ohnverzüglich die allenthalbige Publikation dieses Befehls in dem dortigen Amts-Bezirke zu verfügen und alle Waffen bei Todesstrafe an einen sichern Ort abliefern zu lassen".

Am 4. November richtete der Gouverneur General Lagrange an die Einwohner von Hessen eine Ansprache, deren Eingang also lautete:

„Ihr kennt bereits die Ursachen, welchen ihr die Ereignisse zuzuschreiben habt, die soeben vorgefallen sind. Diese Umstände, Ich darf es glauben, werden keins der Unglücke nach sich ziehen, die bey dergleichen Veränderungen beynahe unvermeidlich sind. Der Krieg und seine Greuel werden eure Fluren nicht verheeren. Bleibt ruhig, setzt eure Arbeiten, eure Handels-Spekulationen, fort, überlaßt euch eurem Fleisse, und seyd dann ohne Furcht für eure Gesetze, eüre Gebräuche, eure Religion, eure Personen und euer Eigenthum. Dies alles wird geschützt werden.

Von Seiner Majestät, dem Kaiser der Franzosen und König von Italien zum Gouverneur von Hessen ernannt, werde Ich mein möglichstes thun, die Ordnung zu handhaben und das Land blühend zu machen. Dies ist mein vorgesetztes Ziel, glücklich! wenn ich es erreichen kann. Eure Pflicht, Bewohner Hessens! ist Gehorsam gegen die Befehle und Verfügungen des Gouvernements, eine pünktliche Befolgung alles dessen, was ich von euch zur Erreichung dieses Endpunkts verlange, der uns gemeinschaftlich seyn muß, und mit dem euer Glück und eure Ruhe unzertrennlich verbunden ist."

Hieran schloß der Gouverneur einige Bestimmungen: Die Erhebung aller Einkünfte des Kurfürstentums und die Verwaltung der Justiz solle im Namen des Kaisers geschehen. Das Land solle entwaffnet werden, ausgenommen alle Standespersonen und die Offiziers, welchen die Beibehaltung der Waffen zugesichert wurde. Die bisherigen Richter und die übrigen Staatsdiener sollten im Amte bleiben. Es solle keine Unterbrechung in der Beziehung der öffentlichen Abgaben stattfinden. Wer öffentliche Einkünfte unterschlägt, wird einer Militärkommission übergeben. Der Gouverneur behält sich das Recht vor, alle Ausgaben und Zahlungen zu verordnen.

Sodann machte „Hessische Landesregierung" am 8. November bekannt, daß der Gouverneur den Forstbedienten gestattet habe, Gewehre zu behalten und zu tragen; ebenso am 10. November, daß wegen Abnahme aller kurhessischen Wappen im Lande das Nötige zu verfügen sei.

Am 17. November wandte sich der Gouverneur Lagrange mit einer „Proklamation" an „die Offiziere, Unter-Offiziere und Soldaten der hessen-casselschen Truppen" mit der Ankündigung, daß der Kaiser auf Wunsch sie alle in seine Dienste zu nehmen bereit sei. Die Infanterieregimenter sollten ihre bisherige Uniform tragen, im übrigen aber die Offiziere in allen Stücken wie die französischen Soldaten behandelt werden, wodurch sie große Vorteile erlangen würden. Hierdurch werde für die Zukunft alles Schwankende, Ungewisse verschwinden, was natürlicherweise das hessische Militär habe beunruhigen müssen; in

Zukunft werde sein Los festgesetzt und sein Stand endlich gesichert sein. Zum Schlusse heißt es:

„Der Kaiser läßt Euch unter Seine Armee aufnehmen, aber er rechnet auch zugleich auf Eure Tapferkeit und jene Kriegszucht, die zu allen Zeiten Hessens Truppen ausgezeichnet haben. Ihr werdet seine Erwartung nicht täuschen; Ihr werdet jenen verdienten guten Ruf aufrecht erhalten; Ihr werdet allezeit zeigen, daß Ihr würdig waret, den Französischen Soldaten beygesellt zu werden."

Im November ergingen ferner mehrere unbedeutendere, vom französischen Gouvernement veranlaßte Erlasse der „Hessischen Landesregierung", und am 23. November machte das „Hessische Kriegs-Collegium" in Kassel bekannt, daß der Gouverneur erfahren habe, französische Soldaten in seinem Bezirke hätten an die Bewohner Hessens Forderungen über die Gebühr gestellt. Deshalb befehle der Chef des Gouvernements-Staabes, Barbot, was in Zukunft von den Wirten an Lebensmitteln und Fourage zu verlangen sei. Im übrigen aber forderte die „Hessische Landesregierung" am 4. Dezember auf, „laute Klagen und Murren über die jetzigen schweren Kriegsfuhren zu unterlassen, die Befehle ‚sträcklich' zu befolgen und mit festem Muthe bessern Zeiten entgegenzusehen". Der auf Befehl des Gouvernements von den Beamten zu leistende Eid wurde von der Regierung am 3. Dezember bekannt gemacht. Hiernach war zu schwören, „das mir von Sr. M. dem Kaiser anvertraute Amt treu und redlich auszuüben, aus allen meinen Kräften zur Vollführung der für den Dienst der französischen Armee anzuordnenden Maßregeln zu wirken und keinerley Einverständniß mit ihren Feinden zu unterhalten".

Unter Übergehung mancher anderen Erlasse der „Hessischen Landesregierung" und des „Hessischen Consistoriums", möge noch die Rede sein von einem natürlich nur in deutscher Sprache gehaltenen Erlasse der „Zum Kurfürstlichen Ministerio verordneten würklichen Geheime Räthe" vom 28. Dezember 1806, unterzeichnet F. S. Waitz, Baumbach. Darin wird folgende Mahnung erteilt:

„Wann die dermalige zahlreiche Versammlungen derer Soldaten von denen entlassenen Hessischen Regimentern, in mehreren Städten des Landes, mit zur Absicht haben sollten, den abwesenden Kurfürsten wieder in sein Land zurückzuführen, so wird Ihm dieser Beweiß von der Anhänglichkeit derer Hessischen Soldaten, zwar auf der einen Seite viel Freude machen; Es wird Ihn aber auf der anderen Seite auch sehr schmerzen, daß die Soldaten ein Mittel dazu gewählt haben, wodurch Ihm seine Rückkehr nach Hessen und alle desfalsige Unterhandlungen sehr erschwehrt, auch alle Einwohner des Landes dem größten Unglück und Verderben ausgesetzt werden.

Wenn die Hessischen Soldaten den Kurfürsten, ihren alten Landesherrn, würklich lieb haben, und Ihn wieder unter sich zu sehn wünschen, dann müssen sie fordersamst ruhig auseinander, und ein jeder in seine Heymath gehen, dann wird sich der Französische Kaiser desto ehender bewegen lassen, dem Kurfürsten sein Land wiederzugeben, und auch solches mit denen schwehren Kriegs-Lasten desto mehr verschonen.

Da Wir von der Französischen Regierung Unserer Dienste entlassen sind und keinen Eyd geschwohren, sondern die vorhinnige Verpflichtung als Ministres des Kurfürsten allein auf Uns haben, auch von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht noch besonders angewiesen sind, in Höchst-dero Abwesenheit für das Beste des Herrn und des Landes, nach allen Kräften zu sorgen, so müssen Wir wohl als die ersten Staatsdiener unseres angebohrenen Herrn, dessen baldige Zurückkunft ebenso sehr als die Hessischen Soldaten wünschen; sie können also diesen unsern Worten vollkommen Glauben beymessen, und da sie nunmehr für allem Zwang zu Französischen Kriegsdiensten völlig gesichert sind, so müssen sie auch die zu ihrer Vertheidigung ergriffenen Gewehre wieder ablegen, und den Kurfürsten durch ihr jetziges, aller Ordnung und dessen eigener Gesinnung so sehr zuwiderlaufendes Betragen, an dem guten Fortgang Seiner Bemühungen, um bald wieder zu Seinen alten Unterthanen zurückzukommen, nicht weiter hinderlich seyn. Sie werden hierzu dringend von Uns aufgefordert und vermahnet, so lieb ihnen der Kurfürst und des ganzen Landes Wohlfahrt ist."

Bis zum Ende des Jahres 1806 waren also keine Kollisionen mit den Behörden der französischen Okkupation eingetreten; wie dann aber die ganze Lage Hessens sich änderte, werden die Erinnerungstage des Jahres 1807 zeigen.

„General-Major Lord George Coleraine, sonst Hangher*) genannt."

Von Dr. Philipp Losch.

(Schluß.)

Ein eigenartiges Mißgeschick widerfuhr ihm im Winter 1779/80 bei der Expedition, die General Clinton von Staaten Island aus zur Unterwerfung der südlichen Provinzen unternahm. Bei diesem Unternehmen erhielt Hanger, der inzwischen zum Major avanciert war, auf seinen Wunsch den Befehl über ein kleines Korps, das sich nach seiner Angabe aus 200 auserlesenen hessischen Soldaten, der Schützenkompagnie des hannoverschen Freikorps unter Kapitän Abthouse (Althaus?), sowie etwa 60 Jägern zusammensetzte, die auf dem kleinen Schiffe Anna untergebracht wurden. Die Abteilung gehörte zu einem größeren Korps von 7500 Mann, das auf 133 Schiffen verladen im Dezember 1779 von Staaten Island abfuhr, um die Stadt Charleston zu nehmen. Die Seefahrt dieses Korps gehört mit zu den furchtbarsten Erlebnissen des amerikanischen Feldzugs. Fünf Tage nach der Abfahrt von Sandy Hook brach ein entsetzlicher Sturm los, der die ganze Flotte zerstreute, und nur wie ein Wunder war es anzusehen, daß schließlich die meisten Schiffe sich am letzten Januar 1780 an der Mündung des Savannah wieder zusammenfanden. Vier Schiffe waren untergegangen, einige den Amerikanern in die Hände gefallen. Am schlimmsten aber ging es der „Anna", auf der der größte Teil der von Hanger kommandierten Abteilung sich befand. Schon kurz nach der Abfahrt war das Schiff mitten in der Nacht während des Sturmes auf ein anderes aufgerannt und hatte zwei Masten verloren. Darauf ins Schlepptau genommen, riß es sich los, und der nur noch mit dem Vordermast versehene Rumpf trieb steuerlos, vom scharfen Nordweststurm getrieben, in den weiten Ozean hinaus. Elf Wochen lang schwammen die unglückseligen Insassen in empfindlicher Kälte halb erfroren und verhungert in der kleinen Nußschale auf dem Weltmeer, bis sie Ende Februar 1780 wieder Land erblickten — die Küste Irlands! Am 25. Februar landeten sie bei St. Ives in Cornwallis. Es erscheint fast wie ein Wunder, daß diese 250 Hessen, die nur Proviant für 100 Mann und für einen Monat bei sich hatten und fast ein Vierteljahr eng zusammengepfercht, stets den Tod durch Hunger oder Ertrinken vor Augen, in der kleinen Barke — ein „Heringsfaß" nennt sie Hanger — aushalten mußten, bei der entsetzlichen Fahrt nicht den Verstand verloren haben und schließlich noch gerettet sind. Sie wurden nach Portsmouth gebracht, von wo sie nach sechsmonatlicher Erholung zum zweiten Male nach Amerika eingeschifft wurden.

Major Hanger, der Kommandeur dieser Abteilung, entging durch einen Zufall dem Geschick, an der entsetzlichen Fahrt teilzunehmen. Auf Clintons Wunsch hatte er die Aufsicht über den Transport von dessen Lieblingspferden übernommen und hatte demzufolge die Fahrt nach Savannah auf einem anderen Schiffe, „John", mitgemacht. Mit seinem Kommando war es nun freilich aus, da der größte Teil seiner Mannschaft verloren schien. Ob man ihm vielleicht hessischerseits einen Vorwurf daraus gemacht hat, daß er sich bei der Fahrt von seinen Leuten getrennt hatte, oder ob andere Gründe maßgebend waren, jedenfalls scheint sicher, daß Hanger von nun an nur noch nominell dem hessischen Jägerkorps angehörte. Er selbst erwähnt nichts davon, erzählt nur, daß er die Belagerung von Charleston als Adjutant des Generals Clinton mitmachte. Sonderbarerweise erzählt er auch so gut wie nichts über seine fernere aktive Beteiligung am Feldzuge nach dem Falle von Charleston, obwohl er sich derselben nicht zu schämen brauchte. Aus anderen Quellen wissen wir, daß er im Jahre 1780 ein Kommando in der berühmten „British Legion" des Oberstleutnants Tarleton übernahm und sich in dem Gefecht bei Charlottetown am 22. September 1780 auszeichnete und verwundet wurde. Kurze Zeit darauf erkrankte er schwer am Gelben Fieber, begab sich zur Erholung auf die See und entging so der Teilnahme an der Kapitulation von Yorktown, die das Schicksal des Feldzuges besiegelte.

Nach Beendigung des amerikanischen Krieges kehrte Hanger nach England zurück, wo ihn wenig angenehme Verhältnisse erwarteten. „Ich hätte nie wieder nach England kommen sollen," schreibt er, „ich hätte nach Deutschland gehen müssen; denn ich bin gewiß, daß der Landgraf von Hessen-Kassel meine Dienste weit besser belohnt haben würde, als das in meinem Vaterland geschehen ist. Wollte Gott, ich hätte nie wieder den britischen Boden betreten! Mit meinem Rang und meiner Besoldung als hessischer Offizier hätte ich im Dienste Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht großartig leben können, und hätte niemals das Un-

*) In der ersten Hälfte dieses Aufsatzes, die der Verfasser leider nicht selbst korrigieren konnte, ist der Familienname Lord Coleraines durchweg falsch: Hauger statt Hanger bzw. Hangher gesetzt.

glück kennen gelernt, in einem Lande der Freiheit ins Gefängnis geworfen zu werden."

Während seiner langjährigen Abwesenheit von England hatten nämlich Hangers Gläubiger, deren er wohl eine ziemliche Menge gehabt haben mag, sein Vermögen mit Beschlag belegt und sein Landgut, dessen Wert er auf 20—30000 Pfund Sterling (400—600000 Mark) angibt, zu einem Spottpreis versteigern lassen. Arm wie eine Kirchenmaus „nudus agris, nudus nummis" kam er in der Heimat an, wo seine Gläubiger ihn erwarteten. Mit Hilfe seiner zahlreichen Freunde, unter denen schon damals der Prinz von Wales (Georg IV.) hervortrat, und mit Unterstützung seiner reichen Verwandten hielt er sich eine Zeitlang über Wasser, besonders da er im Auftrag der Ostindischen Kompagnie ein Rekrutenwerbebureau errichten konnte, das ihm jährlich mindestens 600 Pfund Sterling Überschuß brachte. Aber seitdem er dies einträgliche Amt infolge eines Konfliktes mit der Kompagnie verloren hatte, ging es mit seinen Finanzen wieder bergab. Als auch seine Einkünfte als Stallmeister des Prinzen von Wales durch die Knauserei des Parlaments ihm entzogen wurden und seine Gläubiger ihm keine Ruhe mehr ließen, da mußte er schließlich seine Schritte den Pforten des berühmten Kings Bench zuwenden, in dem nach altem englischen Brauche zahlungsunfähige Schuldner zu logieren hatten. Fast ein Jahr lang, vom 2. Juni 1798 bis zum 6. April 1799, saß er im Schuldgefängnis, bis seine Gläubiger befriedigt waren. Nicht ohne Genugtuung erzählt Hanger, daß er während seines Aufenthaltes in dieser „gesegneten Sommerfrische" täglich nur 3 Schilling für seinen Lebensunterhalt ausgegeben habe. „Ich hatte zwei Gründe, so billig zu leben, einmal weil ich der Ansicht bin, daß ein Schuldgefangener kein Geld verschwenden soll; zweitens, weil ich den Beweis liefern wollte, wie billig ein Gentleman leben kann. Allerdings waren Brot und Bier damals billiger wie heute. Der Leser muß auch wissen, daß ich nichts wie Porter getrunken habe." Man kann sich danach eine ungefähre Vorstellung machen, wie der Gentleman vor seiner Haft gelebt hat.

Nach der Entlassung aus Kings Bench tat Hanger einen sonderbaren Schritt, um seine finanziellen Verhältnisse wieder aufzubessern, einen Schritt, der für das exzentrische Wesen dieses merkwürdigen Mannes so recht bezeichnend ist. Der landgräflich hessische Oberst George Hanger, Bruder des Lords Coleraine und Freund des Prinzregenten Prinzen von Wales, fing in London einen Kohlenhandel an! Zur selben Zeit ließ er damals seine Memoiren erscheinen, die mit der Aufforderung an das Publikum schließen, seine Kohlen von ihm zu kaufen. „Sunt mihi deliciae, sint mihi divitiae, Carbones! ist nun mein Motto. Möge mein Geschäft mit den Schwarzen Diamanten blühen!"

Wie weit dieser Wunsch in Erfüllung gegangen ist und wie lange Hanger, dieser Vorgänger des hessischen Leutnants von Lahrbusch, seinen Kohlenhandel betrieben hat, kann ich nicht sagen. Seiner Reputation als Offizier und Gentleman hat jedenfalls diese Episode in England und merkwürdigerweise auch in Hessen nichts geschadet. Bei dem Aufsehen, das die Begründung dieser Kohlenfirma durch den in den fashionabelsten Kreisen Londons wohlbekannten Offizier erregte, ist wohl anzunehmen, daß die Kunde davon auch durch den hessischen Gesandten nach Kassel gedrungen ist. Überhaupt scheint Hanger während der ganzen Zeit noch Beziehungen zu Hessen unterhalten zu haben. Er wurde in der Liste der hessischen Offiziere à la suite der Armee weitergeführt und avancierte als solcher bis zum Generalmajor der Infanterie. Am 8. Februar 1815 verlieh ihm sogar der Kurfürst den Orden pour la vertu militaire. Was die Veranlassung zu dieser hohen Auszeichnung war, ist nicht klar. Wahrscheinlich war sie nur eine Folge der Tatsache, daß der ehemalige Kohlenhändler inzwischen durch den am 11. Dezember 1814 erfolgten Tod seines Bruders Lord Coleraine und Peer von Irland geworden war. Durch diesen Todesfall wurde er auch endgiltig von seinen finanziellen Sorgen befreit. Der neue Lord verschmähte es, seinen veränderten Namen zu führen und behielt den alten einfachen Namen George Hanger bei, was die hessische Rangliste ignorierte. Auf seinen hessischen Generalsrang war er aber stolz und vergaß nicht, ihn auf den Titel seiner Schriften zu setzen, die er namentlich über Sports- und Jagdfragen veröffentlichte. Hangers exzentrisches Wesen nahm im Laufe der Jahre immer mehr zu, und die in ganz London wohlbekannte Figur des durch seine Derbheit berühmten Sonderlings war ein beliebtes Sujet für die damaligen englischen Karikaturisten. Dreiundsiebzig Jahre alt starb er unvermählt am 31. März 1824 in seinem Hause am Regents Park zu London, und mit ihm erlosch die Lordschaft von Coleraine.

Für Hessen schien der ehemalige amerikanische Jägerhauptmann unsterblich zu sein. Noch sechzehn Jahre lang wurde „Lord Coleraine, sonst Hangher genannt" als Generalmajor à la suite der Armee in den Listen des kurfürstlich-hessischen Hof- und Staats-Handbuchs fortgeführt, bis man eines Tages gewahr wurde, daß der Lord längst nicht mehr am Leben war. Erst im Jahre 1840 wurde er aus der Reihe der hessischen Generäle gestrichen.

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

Der Pater fuhr teilnehmend fort: „Ich habe ja, wie Ihr es wünschtet, wiederholt ein gut Wort für Kuno eingelegt. Und ich tat es gern. Denn er ist des Klosters Küfer, wie es sein Vater gewesen, und ein braverer Bursch wohnt nicht im Städtchen. Aber jedesmal bin ich ausgelacht. In seine eigenen Angelegenheiten lasse er sich nicht reden. Und wenn ich ihn auf Kunos großen Anhang verwies, den er sich durch sein Verhalten zum Feinde mache, pochte er stolz: ‚Die habe ich alle in meinem Zinsbuche. Sollte sich einer unterstehn! Die müssen mir kommen!' — Nun höre ich heute früh, die Burschen Spangenbergs wollen Fürsprache für ihren Genossen einlegen und keinen Schlag weiter am Wasserwerk tun, falls sie abgewiesen werden."

Ein Leuchten flog über Elses Gesicht. Sie sprang auf, hielt die Hand an den Mund, daß sie den Freudenjauchzer dämpfe, um im nächsten Augenblick des Paters Arm zu ergreifen: „Ist es wahr, was Ihr sagt?"

Der streichelte des erregten Mädchens Hände, schaute ihr freundlich in die Augen und sagte: „Was gibt Dir Grund, mein Kind, daran zu zweifeln! Vielleicht läßt Gott ungestümer Jugend gelingen, was bedächtigem Alter mißriet."

Mit gefalteten Händen hörte Else das Wort.

Die Base war bei dieser Kunde zusammengefahren. „O Gott, auch das noch!" rief sie aus. „Das macht ihn wild, wenn Kunos wegen die Arbeit stockt. — Und wehe uns!"

Die letzten Worte waren an Else gerichtet.

„Überlaßt es mir. Wenn er zurückkehrt, will ich ihn noch einmal ins Gebet nehmen. Bei harten Steinen darf einem das Klopfen nicht leid werden."

„Ihr glaubt, ihn zu erweichen?"

„Solch wohlgemeinter Fürbitte trotzt selten ein fühlend Herz. Denn wo bedrängte Liebe auf die Knie fällt, da redet Gottes Stimme."

Unter den Worten des Paters war die Magd hinausgelaufen. Plötzlich drang lautes Stimmengewirr in die trauliche Stille des Gartens. Fenster und Türen schlugen. Von Haus zu Haus flog seltsame Kunde.

Else verließ die Laube und horchte. Da kam auch schon die Magd gesprungen: „Vor dem Haintore soll ein Unglück geschehen sein", geht die Rede. Die Drei sahen einander ahnungsvoll an und schritten in banger Erwartung des Kommenden durch das Haus.

Frauen und Kinder rannten über den Marktplatz. Man fragte hin und her, doch niemand wußte gewisse Antwort.

Endlich schossen raketengleich halbwüchsige Burschen stadtwärts. Die riefen den Großmüttern und Greisen zu, die neugierig im offenen Fenster harrten: „Der lange Peter, der hat ihn getroffen! Dort bringen sie ihn!"

Nun wußten die Drei, was ihrer harrte.

„Zu spät!" sagte der Pater und reichte dem bleichen Mädchen die Hand. Die Base lief verzweifelt ins Haus.

Der dumpfbrausende Strom des Volkes wälzte sich herzu. Auf einer Bahre trugen starke Bursche den schweren Mann. Hier und da tauchte aus dem Gewoge ein Maienbaum auf, für das Pfingstfest bestimmt.

Pater Hilarius trat zum Bürgermeister, der bleich und sprachlos seinen Gruß entgegennahm. Nur als er ihn nach dem Geschehenen fragte, ballte sich seine zitternde Faust, und sein zornverzerrtes Gesicht blickte unstät umher.

Oben in dem weiten Schlafgemach, das an Elses Erkerstübchen stieß, lag der Bürgermeister gebettet. Der Arzt hatte den Bruch eines Armes wie einer Anzahl Rippen festgestellt. Während man den Verband anlegte, zog Pater Hilarius den Obmann der Arbeiter in die Wohnstube. Der berichtete:

„Ihr wisset, daß das junge Volk zu Pfingsten den Maienreigen tanzt. Dabei ist es von alters her Sitte gewesen, daß jeder Bursch beim ersten Gange seinen Schatz vor aller Augen führt. Nun weiß ganz Spangenberg, daß Kuno und Else einander herzlich zugetan sind. Und weil sie beliebt sind bei alt und jung und das schönste Paar, will die Jugend ohne sie den Tanz nicht beginnen und hat sich in den Kopf gesetzt, beim gestrengen Bürgermeister Fürbitte zu tun, daß er dem Kuno endlich das Ja gebe, wonicht, weder heute noch je Hammer und Hacke für sein Werk zu rühren."

„Dagegen ist nichts zu sagen", warf der Pater ein. „Was weiter."

„Das dachte ich auch. Darum trug ich dem Bürgermeister solche Bitte vor. Da kam ich aber schön an. ‚Eher müßte der Bromsberg zur Stadt kommen mit all seinen Bäumen, ehe ich mein Töchterlein dem Kuno gäbe!' So rief er hohnlachend über die fleißige Schar. Ich ging an meinen Platz zurück. Da warf einer nach dem andern die Hacke hin. Ein drohendes Gemurmel brauste durch die

Reihen. Der Bürgermeister vernahm, was vorging. Aus seinen Augen blitzte Wut. Er redete schlimme Scheltworte und hob den Stock.

Da reckte sich der lange Peter, der ihm am nächsten stand, in die Höhe. Seine Faust überragte den Stock.

‚Untersteht Euch‘, drohte er.

Ehe ich's verhindern konnte, war das Unglück geschehen. Der Bürgermeister schlug, der lange Peter schlug — und im Nu schwirrte es von hundert Fäusten, Stöcken und Stielen in der Luft. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn ich nicht den Knäuel entwirrt hätte! Beim jähen Absturz in den Graben muß er sich den Schaden geholt haben. Ein Wunder, daß es so glimpflich abgegangen!“

Pater Hilarius machte ein bedenkliches Gesicht: „Armer Kuno!“ seufzte er.

Sie gingen hinaus. Bis in den Abend blieb der Pater den Frauen nahe mit seinem Trost.

* * *

Diesmal mußte der Maienreigen in Spangenberg unterbleiben, denn so viele flinke Tänzer saßen über das Fest hinter Schloß und Riegel. Nur der lange Peter war glücklich entwischt. Der Amtmann hoffte auf Ersatz. Das angestellte peinliche Verhör sollte Kuno als den Anstifter entlarven. Allein die Burschen ließen keinen Schimmer des Verdachtes auf ihn kommen.

Trotzdem hörte der Amtmann nicht auf, am Siechbett des Bürgermeisters seine listigen Pläne weiter zu schmieden, Kuno in die Schuld zu verwickeln. Pater Hilarius, der durch die Frauen von allem Kenntnis erhielt, beschloß daher, den Argbedrohten zeitig der Gefahr zu entziehen.

Die warme Juninacht deckte mit ihren weichen Flügeln das Pfiefetal. Auf dem Rande der goldbesäten Himmelsflur ließ der Tag nun wieder den Saum seines Mantels liegen. Zehn schwere Glockenschläge verklangen über der unentdeckten Tiefe der Zeit.

Da traten durch das berauschend duftende Fliedergebüsch des Klostergartens zwei Gestalten, dem vielgewundenen Pfade folgend, der sich auf wohlgepflegten Terrassen an Obst- und Weinspalieren vorbei den Bergabhang hinzog.

„Ich weiß keinen anderen Ausweg, Kuno. Du mußt wandern!“ — Pater Hilarius sagte es und blieb stehen.

Den Angeredeten überraschte das Wort wie die Totenglocke den Hochzeitsmorgen. Er schwieg betroffen.

„Ein Jahr oder zwei ändern allmählich manches, worüber wir jetzt machtlos brüten“, fuhr der Pater fort. „Und Deinem Berufe bringt es nur Gewinn, wenn Du noch einmal tüchtig Umschau halten kannst. Man lernt nie aus.“

„Aber wird man mir es nicht als feige Flucht auslegen und dann erst recht mich schuldig meinen? Nein, ich bleibe. Was auch komme, ich will es tragen. Mein Gewissen ist rein wie der Tag.“

„Leicht gesagt, Kuno. Aber bist Du es noch allein, der trägt? Bleibst Du, wird man auf Mittel und Wege sinnen, Else Dir aus den Augen zu schaffen. Erwogen ist der Gedanke längst, ich weiß es. Gehst Du, ersparst Du ihr ein Herzeleid.“

Kuno ging einige Schritte willenlos vorwärts, blieb stehen und schaute ratlos gen Himmel. Über der jenseitigen Waldwand rollte der Mond sein helles Rad herauf. — Er griff sich an die heiße Stirn und wandte sich rückwärts:

„Und meine Mutter?“

„Noch ist sie gesund und wird sich ins Unvermeidliche finden. Ich habe sie immer als klug erfunden. Im Falle der Not bin ich da!“

„Aber wohin soll ich mich wenden?“

„Nach Köln am Rhein. Da weiß ich Dir eine feine Werkstatt bei Meister Hirko, der unserm Kloster dort schon lange Jahre die Fässer bindet und der Schnitzereikunst im hohen Maße mächtig ist.“

„Und wann schlägt meine Stunde?“

„Sie hat bereits geschlagen, Kuno. Jeder Tag, den Du säumst, verschlimmert Deine Lage.“

„O, Ihr seid hart, Pater Hilarius. Soll ich nicht erst mein Korn abernten, das mir dieses Jahr so prächtig gedieh?“

„Dazu gibt es Hände genug, wenn die Zeit es verlangt. Dir wird kein Brot davon gebacken.“

„Und die große Kufe für Euer Kloster, wer soll sie vollenden?“

„Du, will's Gott, wenn Du wiederkehrst.“

„Wiederkehrst?“ — — Kuno wiederholte tonlos das Wort und barg sein Gesicht in der Hand. „Ihr heißt mich gehen. Wer heißt mich wiederkehren?“

Der Pater Hilarius hielt des Jünglings Hand in der seinen, als er sanft und innig zu ihm sagte: „Kuno, mußt denken, Gott ist's, der mich gehen heißt. Der wird Dich gewiß heimrufen, wenn es an der Zeit ist. Sieh nur zu, daß Du zur rechten Stunde seine Stimme vernimmst.“

„Und soll ich scheiden ohne Elses Gruß? Ruhlos wäre mein Wandern.“

„Daß sie Dir die Hand reiche, um gute Fahrt zu wünschen, dafür laß mich sorgen.“

Es währte noch lange, bis Pater Hilarius durchgedrungen war. Die Mitternacht summte schon das Schlummerlied der Sterne, als Kuno gesenkten Hauptes durch das Klosterpförtlein schlüpfte. —

Wenn die Rosenknospen am Waldweg brechen und die Ähren den Winden ihre Blütengeheimnisse offenbaren, dann fällt das Scheiden aus der Heimat gar schwer. Denn die Rosen warten auf jauchzende Lieder und die Ähren auf blitzende Sicheln, und der Jugend Sehnsucht hängt an beiden.

Aber Kuno mußte nun wohl oder übel durch Rosen und Ähren. Und ob er sich gleich eingeredet, weder zur Rechten noch zur Linken zu schauen, so wurde er darin gar bald sich selber untreu. Denn jedes tote Wesen hatte heute eine Stimme und redete zu ihm. So erfuhr er, was alle Wandersleute erfahren, die sich heimatfremd machen müssen, mit wie viel tausend Dingen eine Menschenseele Freundschaft schließt. Die Dornhecke an der Wiese nannte seinen Namen, und der Haselbusch am Mühlberg plauderte von den Träumen seiner Kinderzeit. Die Wiesenblumen wußten von einem kleinen lieben Mädchen zu erzählen, das Kränze für einen Knaben wand. Die Pfiefe, ob sie gleich ruhlos weiterrauschte, aus ihren träumerischen Windungen schien es doch zu flüstern: Wie schön ist es hier, o wie schön!

Da kam eine Wegebiegung. Kuno riß es herum. Die Morgendämmerung stand mit ihrem goldenen Stabe über Burg und Stadt, die stille Herde der Träume aus dem Erdentale heimzutreiben, damit sie nicht unter die raschen Räder des nahenden Sonnenwagens gerieten.

Kuno nahm sein Felleisen ab und ließ sich auf der dicht bemoosten Wurzel einer alten Buche nieder.

Lange starrte er das unvergleichliche Bild an: Burg und Stadt vom Waldkranze umrankt wie Bräutigam und Braut am Traualtar. Dann sah er vor sich und hielt die Augen zu. Eine Flut von Erinnerungen riß ihn in ihren Strudel.

Der Mutter heilige Gestalt saß wohl noch gebückt im Stübchen mit gefalteten Händen und rotgeweinten Augen.

„Wenn's sein muß, Kuno, und Du meinst, daß es so über Dich verhängt ist, — in Gottes Namen. Ich halte es schon aus. Aber Du!" — Dann hatte sie an seiner Brust geweint. Und er versuchte sie zu trösten. „Wenn ich wiederkomme, Mutter!" — — — Da war ein Lächeln über ihre Züge geglitten. — —

Nun geht sie wohl hinaus in die Helle des Hofes und späht nach der Werkstätte. Jetzt steht sie und horcht. Ja, horche nur, Mutter — wirst keinen Ton vernehmen. — Und die Fässer und Fäßlein, alle fragen sie: Wohin ist er gegangen und warum ging er fort? —

Sie trippelt zur Tür und öffnet. Der eingesperrte Flocke kommt ihr entgegengesprungen. Armes Tierchen, auch du suchst vergebens. Jetzt ruft sie in den dunkeln Raum: „Kuno — Kuno!" — — da rannen ihm Tränen über die Hand.

Plötzlich stand er auf, faßte einen niederhängenden Ast und schaute auf die Stadt. Im Geiste schritt er noch einmal über den Marktplatz. Eine Türe öffnete sich ihm. In der großen Stube brannte ein schwaches Licht. Der Stieglitz fuhr erschrocken zusammen, als Else ihm um den Hals fiel. Zum ersten Male küßte er sie. Die Base drückte ihm heiß die Hand und schob ihn leise hinaus, den Zehrpfennig nicht vergessend. — Kein Wort weiter, kein Versprechen. Unter der lauschenden Linde nachtschwarzem Zelt ein letzter Händedruck und ein Sträußlein aus der balsamduftenden Krone. Das hatte er sich unterwegs an den Hut gesteckt.

Er nahm ihn in die Hand, schwang ihn zur Stadt hinüber und rief: „In Gottes Namen will ich fahren! Ade!"

Da sprang Flocke in tausend Freuden an ihm in die Höhe. Er ließ es sich gern gefallen und erwiderte des Tieres Anhänglichkeit durch Klopfen und Streicheln.

Auf einmal aber stieg etwas in ihm auf, das hieß ihn die Zähne aufeinanderbeißen. So fuhr er das erschrockene Tier mit harten Worten an, daß es sich duckte, und da es nicht ablassen wollte, stieß er es mit dem Fuße in den Graben, daß es kopfüber hinuntertaumelte, und da es abermals zurückkehrte, trieb er es vor sich her und sandte ihm einen Stein nach auf den Heimweg.

Das Heulen schnitt ihm ins Herz. Aber er sah sich nicht mehr um. Sein Ränzlein aufhockend, stieg er bergan. Seine rüstigen Schritte verloren sich im morgenroten Fichtenforst.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hochschulnachrichten. Der Geh. Regierungsrat Dr. B. Niese, ordentlicher Professor der alten Geschichte und klassischen Philologie an der Universität Marburg, ist als Nachfolger U. Wilckens nach Halle berufen worden und wird diesem Ruf schon im Oktober Folge leisten. Niese, 1877 als außerordentlicher Professor nach Marburg berufen, wurde 1880 ordentlicher Professor und ging 1881 nach Breslau; 1885 kehrte er nach Marburg zurück, wo er seitdem ununterbrochen tätig war. — Der Privatdozent in der theologischen Fakultät der Universität Marburg Lic. Knopf ist

zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Er habilitierte sich im Sommersemester 1900 an der dortigen Universität. — Die venia legendi für innere Medizin ist dem ersten Assistenzarzt an der medizinischen Klinik zu Marburg, Dr. H. Vogt, erteilt worden.

Beförderung. Der bisherige Kommandeur der 22. Division, Se. Exzellenz Generalleutnant von Heeringen, der nunmehr mit der Führung des II. Armeekorps beauftragt wurde, ist bekanntlich geborener Kasselaner. Sein Vater war unter dem letzten Kurfürsten Hofmarschall und 1846 bis Januar 1867 Generalintendant der Kasseler Hofbühne und starb 1885. Generalleutnant von Heeringen trat kurz vor dem deutsch-französischen Krieg bei dem 80. Regiment in Wiesbaden ein und machte den Feldzug als Regimentsadjutant mit. 1895 wurde er Kommandeur des 117. Infanterieregiments in Mainz, 1897 Direktor des Militär-Ökonomie-Departements und gleichzeitig stellvertretender Bevollmächtigter zum Bundesrat und Vorsitzender der Prüfungskommission für höhere Intendanturbeamte. 1901 wurde er Generalleutnant und am 27. Januar 1903 Kommandeur der 22. Division in Kassel.

Wissenschaftliche Vorträge. Ende Oktober oder Anfang November werden zu Marburg wissenschaftliche Vorlesungen für Herren und Damen beginnen, für die bereits hervorragende Kräfte gewonnen sind. Geheimrat Vogt wird in seinem Vortragszyklus „Das deutsche Drama des Mittelalters und sein Fortleben im Volksschauspiel der Gegenwart", Professor Jenner „die Geschichte des Liedes" behandeln.

Denkmalpflege. Der 7. Tag für Denkmalpflege fand am 27. und 28. September in Braunschweig statt. Bei Erörterung des Themas „Bemalung und Konservierung mittelalterlicher Holzskulpturen" gab Dr. Haupt-Eutin praktische Ratschläge, wie man bei angegriffenem oder zerstörtem Holz zu verfahren habe, wie die ursprünglichen Farben ermittelt werden können usw. Darauf folgten Vorträge über Erhaltung alter Steinskulpturen und Altarbilder und über die Bestrebungen zur Pflege der Bürgerhäuser. Man nahm Resolutionen an gegen die Verunstaltung von Straßen und Plätzen, zum Schutz der Grabdenkmäler und Begräbnisstätten und für die Erhaltung alter Straßennamen.

Hünengrab. Im Stadtwald bei Gelnhausen am steinigen Weg fand am 10. September die seit Jahren geplante Freilegung eines Hünengrabes unter Leitung des Museumsdirektors Dr. Böhlau aus Kassel statt. Der Hügel, der 18 Meter im Durchmesser bei 2 Meter Höhe maß, bestand aus einem Steinkern, über den eine Decke losen lehmigen Bodens gezogen war. In der Spitze des zum Teil aus großen Blöcken fest gepackten Steinkernes waren zwei Steinkisten eingebaut, die einst die Leichname der Bestatteten bargen. Von diesen fanden sich keine Spuren mehr, wohl aber von den Beigaben, die ihnen von den Angehörigen bei der Bestattung mitgegeben waren. Es lagen neben und unter den Steinkissen im dichten Steingeröll Scherben einer großen Urne, deren teilweise Wiederherstellung vielleicht gelingen dürfte, ein kleiner henkelloser Becher und Reste eines zweiten, alle aus Ton, ferner ein eiserner Ring, zwei Bronzeringe, zwei Bronzenädelchen, Reste eines Bronzebeschlags und ein kleiner Feuersteinsplitter. Nach diesen Beigaben scheint das Grab etwa aus dem vierten Jahrhundert vor Christi Geburt zu stammen. Die Funde wurden vorläufig nach Kassel gesandt, um dort entsprechend hergerichtet zu werden. Sodann sollen sie in Gelnhausen öffentlich ausgestellt werden.

Fund aus der Steinzeit. Im Walde bei Schönstadt (am Burgwald) wurde am 10. September bei Wegebauarbeiten eine Steinaxt und ein spitzer Steinkeil gefunden, der in der Mitte ein kunstgerecht gemachtes Loch zum Einstecken des Stieles enthält.

Marburger Schloß. Anläßlich der Kanalanlage auf dem Marburger Schloß fand man unter der obersten Treppe am Weg neben dem Hexenturm einen 2 m breiten unterirdischen Gang mit Treppenstufen. Der Gang hat ein Spitzbogengewölbe, ist nach Osten vermauert und scheint neben dem Hexenturm herzugehen. Im Jahre 1876 fand man im Garten neben dem Hexenturm schon einmal einen steil hinabführenden Gang, dessen Treppenstufen ausgebrochen und bei dem damals neu angelegten Treppenaufgang vom Hainweg nach dem Schlosse verwandt wurden.

Heimatfest. Das im Juni d. J. in Butzbach abgehaltene hessische Heimatpflege- und Trachtenfest ergab einen Überschuß von rund 10000 M., von welcher Summe je 5000 M. dem Verein für ländliche Heimat-, Wohlfahrt- und Kunstpflege und dem Butzbacher Trachtenmuseum überwiesen wurden.

Heimatschutz. Am 1. und 2. Oktober hält der Bund „Heimatschutz" seine Jahresversammlung in München ab; er beschäftigt sich bekanntlich mit der Pflege der Denkmäler und überlieferten Bauweise der deutschen Heimat, mit dem Schutze der land-

schaftlichen Natur einschließlich der Ruinen, mit der Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt, sowie der geologischen Eigentümlichkeiten und mit der Wahrung der Volkskunst, der Sitten und Gebräuche, der Feste und Trachten.

Heinrich Naumann. Mit Bezug auf unsere Notiz in Nr. 18 des „Hessenland" wird uns mitgeteilt, daß „der Eulenlochmann" Heinrich Naumann schon seit Bestehen der jetzt im 9. Jahrgang erscheinenden „Deutschen Dorfzeitung" Sohnreys Mitarbeiter gewesen ist, desgleichen seit Bestehen des „Deutschen Dorfbundes" diesem Bunde als Vorstandsmitglied angehört.

Preisausschreiben. Der Leiter der Kölner Blumenspiele, Hofrat Johannes Fastenrath, setzte anläßlich des in das Jahr 1907 fallenden 700jährigen Geburtstages der heiligen Elisabeth Preise aus für das beste Gedicht über diese Fürstin.

Todesfälle. Der in Kassel im Alter von 90 Jahren verschiedene Oberförster a. D. Klein hat sich um die Anlagen der Stadt Hersfeld und deren nächster Umgebung sehr verdient gemacht; die „Hersfelder Alpen" sind lediglich sein Werk. Die nach ihm genannte „Kleins-Höhe" wird das Andenken an den Verstorbenen wach erhalten. — Zu Gießen verstarb der Landgerichtsrat a. D. Dr. Wilh. Möbius, der unter dem Namen Friedrich v. Trais weiteren Kreisen und auch den Lesern des „Hessenland" als Verfasser von Gedichten in Wetterauer Mundart rühmlich bekannt war. Auch galt er als Autorität in der hessischen Numismatik.

Eingegangene Bücher:

Heßler, Karl. Heimatskunde der Provinz Hessen-Nassau. 2. Auflage. Mit 41 Abbildungen. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1906. 60 Pfg.

Noll, Gustav. Otto der Schütz in der Literatur. Straßburg (K. J. Trübner) 1906. 3 M. 50 Pfg.

Zitzer, G. Aus der Vergangenheit des Kreises Biedenkopf. Der 85. Delegiertenversammlung nass. Land- und Forstwirte gewidmet. 30 Pfg.

Antiquariats-Lager-Katalog Nr. 562 der Ottoschen Buchhandlung Leipzig. (Geschichte und Geographie aller Staaten außer Deuschland. Länder- und Völkerkunde. Reisen.)

Gustav Adolf Müller und „Most", Gedichte von Mary Holmquist.

Herr Gustav Adolf Müller, mir nur nach seinem Gedichtbändchen und seinen gelegentlichen Beiträgen im „Hessenland" bekannt, fordert mit seiner Besprechung von Mary Holmquists Gedichten „Most" in Nr. 14 des „Hessenland" zu kurzer Gegenkritik heraus.

Ich glaube nicht, daß Herr Müller auf das Prädikat „Kritiker" ernstlich Anspruch erhebt, ich wenigstens, und mit mir gewiß mancher der Leser des „Hessenland", die das besprochene Bändchen kennen, vermögen es ihm nicht zuzubilligen. Entweder soll die Besprechung eine starke persönliche Note tragen, — oder man muß es bedauern, daß die Manieriertheit des Stils und das Bestreben, „interessant" zu schreiben, ihn haben entgleisen lassen. Auch Herr Müller muß „einige wenige Gedichte" als „gut", eins als „sehr gut" anerkennen, mehrere „als eine erfreuliche Note tragend" bezeichnen, den „formal oft guten Ausdruck der Verfasserin in den verschiedensten Gemütsstimmungen" gelten lassen, ja er findet auch, daß „im Anschlagen einfacher natürlicher Töne die Begabung Mary Holmquists" liegt, gibt ihren „beachtenswerten Blick des poetischen Beschauens" zu und räumt ihr für einige Seiten sogar das Prädikat „Dichterin" ein, — da mutet einen die Art, wie er dies sagt und alles andere, das so ganz vom hohen Roß herab kommt, — zum mindesten sehr eigentümlich an. Wirklich naiv ist die Frage: „Warum enthält das Bändchen so wenig Gedichte, wie das sehr gute ‚Erinnerung' und das gute ‚Wunsch'?" Und er seufzt: „Es ist herzlich schade"! Herr Müller hat danach nicht gefühlt, daß hier — zumal in dem ersten Gedicht — ein Dichterherz einem Stück persönlichen Lebens, erlebtem eigenen Schmerz ergreifend schön schlichten Ausdruck verleiht, fühlt nicht, daß das — tief empfunden — nur einmal geschehen kann; er hält dies und alles andere auch für eitel Reflexionspoesie, die je nach Stimmung in den verschiedensten Variationen, — so verlangt's sein kritischer Geist, und es machen's ja so viele, viele „Dichter" heute so, — in solchen Gedichtebändchen einem geneigten Publikum zu gefälliger Auswahl vorgeführt werden muß. Da mag ihm freilich auch „dies Ringen und Tasten, dies Hochstürmen und Sichbescheiden" nichts mehr sein, als Ausfluß einer immerhin annehmbaren Kunst dichterischen Ausdrucks; dann hat er recht, dann „mag der übrige Most lieber ungegoren bleiben"; dann mag auch „Der Schrei", den ein noch natürlich empfindender Mensch als schönen Ausdruck warmen weiten Mitgefühls dankbar vernehmen wird, als in dem Bändchen störend, ruhig „auf die Titelseite eines Tierschutzjournals" gesetzt werden. — Hoch gedacht von der Poesie ist das jedenfalls nicht, und kritisch-vornehm gedacht über die Verfasserin, die zweifellos hier, in wohltuendem Gegensatz zu manchen, die in die „neue deutsche Lyriktonne schöpfen", tiefeigenstes Gemüt und warme Lebensauffassung offenbart, ist es ebenfalls nicht. — Nicht alles ist „gleich wertvoll", wie's wohl Herr Müller verlangt, das weiß jeder; das ist in „Most" sowenig der Fall wie in Herrn Müllers Bändchen, wie in irgend einem Werkchen gesammelter Gedichte. Noch gärt und schäumt der Most, aber er „will" klar werden, das geht durch alles hindurch, und er wird zu lauterm Weine werden, das fühlt man. Das Werkchen kann man nur als Ganzes nehmen — und der vorerwähnte Seufzer gilt mir als Zeichen kritischer Mache. Mochte Herr Müller, was ihm an Inhalt und Form mißfiel, sachlich tadeln, — es wäre seine Pflicht gewesen, und jedermann würde eine Besprechung, die ernst und mit rechter Begrenzung im Ausdruck Unschönes und Unreifes kritisiert, gelten lassen, aber in einer Phrase, die zweifellos für das ganze Bändchen gelten soll, der Verfasserin ein konventionelles Pathos vorzuwerfen, ist nicht aufrichtig. Und was soll der pathetische Satz: „Ich glaube, daß die Verfasserin ihren Weg schon finden und wandeln wird, der ihr vorgeschrieben ist," und der dann folgende Satz, diese große Phrase!! Herr Müller darf sich merken, daß eine Kritik aus Phrasen zwar furchtbar leicht und leider gar viel beliebt ist, aber auf Leute, die unvoreingenommen an die Produkte unserer Gegenwartslyrik herantreten und dann wohlwollend und streng sie beurteilen, keinen Eindruck zu machen vermag — als

höchstens den der Unbedeutendheit des Kritikers. Und will gar ein Dichter zugleich Kritiker sein, so sei er besonders behutsam, streng und gerecht im Urteil, einfach und natürlich im Stil, und fühle sich nicht so erhaben wie Herr Müller, sonst ist's nicht zum Besten der Dichtkunst, auch nicht zum Besten der Kritik. Dies mein aufrichtiger Wunsch!

W. Rohrbach.

* * *

Wir geben dieser Einsendung Raum, trotzdem sie mit ihren persönlichen Spitzen das Maß der Sachlichkeit weit überschreitet. Wir — und wohl auch die „Münchener Neuesten Nachrichten", an denen Herr Gustav Adolf Müller seit Jahren kritisch tätig ist — haben gegenüber dem Herrn Einsender nicht den Eindruck der „Unbedeutendheit des Kritikers". Auch durfte unseres Erachtens eine, wenn auch berechtigte Unzufriedenheit mit der betreffenden Rezension nicht so weit gehen, dem Rezensenten Unaufrichtigkeit vorzuwerfen. Herr Gustav Adolf Müller, dem wir die „Gegenkritik" zusandten, verzichtete auf eine Entgegnung, stellte es aber unserem Ermessen anheim, folgendes an Frau Mary Holmquist gerichtetes Schreiben zu veröffentlichen:

Sehr geehrte Frau Holmquist!

Die durch Herrn W. Rohrbach in so liebenswürdiger und ausführlicher Weise gegen mich gerichteten Angriffe bedauere ich nicht zuletzt in Ihrem Interesse. Sie hätten sich einen besseren Verteidiger suchen müssen. Das war ein Fehlgriff. Ich kann auf den Rohrbachschen Artikel nicht eingehen, weil er mir Unaufrichtigkeit vorwirft, ferner weil er meine an der Kritik Ihrer Gedichte durchaus unschuldigen eigenen Reime angreift und endlich meine kritische Tätigkeit überhaupt in Frage stellt. Auf eine sachliche Widerlegung meiner im allgemeinen anerkennenden Betrachtung Ihrer Gedichte hätte ich geantwortet. In diesem Falle kann ich es nicht. Wohl weiß ich, daß irren menschlich ist und meine Ansicht nicht die Anderer und vor allem nicht die Ihrige sein kann, da ein Dichter immer ein wohlwollendes Urteil für seine Sachen hat. Aber meine ehrliche Überzeugung lasse ich mir nicht antasten! Ich nehme zu Ihren Gunsten an, daß auch Sie mit dieser Entgleisung Ihres Verteidigers nicht einverstanden sind. Den Vorwurf der Unaufrichtigkeit habe ich noch nie zu hören bekommen. Diesen verbitte ich mir ganz energisch und sollten tausend Rohrbäche ihre Zornesschale über mich ausgießen. — Zum Schluß eine Frage: Ob wohl Herr Rohrbach mir das Prädikat „Kritiker" zugesprochen hätte, wenn mein Referat eine Lobeshymne gewesen wäre? — Der Grund, warum ich inhaltliche und formale Bedenken nicht im einzelnen aufgeführt habe, entspringt keiner Phrase, sondern den beschränkten Raumverhältnissen des „Hessenlandes". — Ich bin brieflich gern bereit, meine kurzgefaßten Ansichten ausführlich zu begründen. Trotz der so knapp bemessenen Zeit, die mir der Daseinskampf übrig läßt.

In ausgezeichneter Hochachtung

München. Gustav Adolf Müller.

Personalien.

Verliehen: dem Bürgermeister Kraiger zu Fritzlar der Kronenorden 3. Kl.; Sr. Exz. dem Generalleutnant z. D. Harnikel, dem Bankier Streit, dem Obersten z. D. von Loßberg und dem Rechnungsrat Strothmann zu Kassel die Rote Kreuz-Medaille 3. Kl.; dem Steuersekretär Weigt zu Frankfurt a. M. vom 1. Dezember 1906 ab die Rentmeisterstelle bei der Kreiskasse in Gelnhausen.

Ernannt: der zweite Pfarrer Gleim zu Treysa zum Pfarrer in Wabern; der Pfarrer Reinhold zu Röhrda zum Pfarrer in Kirchbauna; der Pfarrer Siebert zu Eichen zum zweiten Pfarrer in Frankfurt a. M.-Bockenheim; der Pfarrer Hochhuth zu Datterode zum Pfarrer in Sooden a. W.; der Gerichtsreferendar von Burchard zum Regierungsreferendar.

Versetzt: Gerichtsassessor Bovensiepen beim Amtsgericht Kassel (zuletzt provisorisch in Corbach beschäftigt) als Amtsrichter an das Amtsgericht in Löbau, Westpr.; Landesrentmeister Reiß zu Fulda nach Kassel; Spezialkommissionssekretär Claus zu Rotenburg an die Ansiedelungskommission in Posen; Steuersekretär Becker zu Eschwege nach Frankfurt a. M.

Überwiesen: der Regierungsrat von Holtzendorff zu Köslin der Regierung in Kassel zur weiteren dienstlichen Verwendung.

Entlassen: der Gerichtsassessor Homburg aus dem Justizdienst infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgericht III in Berlin; der Referendar Freiherr von Nordeck zur Rabenau aus dem Justizdienste behufs Übertritts zur Allgemeinen Staatsverwaltung.

Geboren: ein Sohn: Kgl. Landmesser E. Schneider und Frau Adele, geb. Enkelstroth (Laasphe, 12. September); Forstassessor Th. Euler und Frau Auguste, geb. Jordan (Oberkaufungen, 15. September); Kaufmann Ed. Lackemann und Frau Hedwig, geb. Jungermann (Kassel, 19. September); Kaufmann E. H. Protz und Frau Elly, geb. Sommerlad (Kassel, 19. September); Professor Dr. Neumann und Frau Johanna, geb. Kautzsch (Marburg 19. September); Gerichtsassessor und Privatdozent Dr. Werner Wedemeyer und Frau Anna, geb. Bornemann (Marburg, 22. September); Architekt August Dauber und Frau Elfriede, geb. Puhlemann (Marburg, 26. September); — eine Tochter: Georg Freiherr Kreß von Kressenstein und Frau Margareth, geb. Freiin Schenk zu Schweinsberg; Hans Paulus und Frau Lilli, geb. Mann (Kassel); Opernsänger Alfred Kase und Frau Ella, geb. Ellmenreich (Kassel, 20. September); Amtsrichter Dr. Goldschmidt und Frau Kitty, geb. Horschitz (Hamburg, 21. September); Dr. med. Max Engelmann und Frau Hilda, geb. Graul (Kassel, 21. September).

Gestorben: Privatmann Karl Koch, 79 Jahre alt (Kassel, 14. September); Eisenbahnsekretär a. D. Valentin Braun, 40 Jahre alt (Mühlheim a. M., 15. September); Kgl. Hof-Orgelbauer Heinrich Euler, 70 Jahre alt (Gottsbüren, 16. September); Kgl. Oberförster a. D. August Klein, 90 Jahre alt (Kassel 19. September); Frau Marie Dahlmann, geb. Düesburg, Witwe des Geh. Justizrats , 74 Jahre alt (Marburg, 22. September); Frau Maria Heppe, geb. Giese, Witwe des Lehrers (Marburg, 23. September); Frau Pfarrer Maria Elisabeth Schmidt, geb. Richberg (Oberrieden, 24. September); Frau Maria Weintraut, geb. Dern (Marburg, 24. September); Gutsbesitzer Willybald Eduard Rösch, 53 Jahre alt (Dankerode, 25. September); Frau Auguste Kersten, geb. Siebrecht, Gattin des Rechnungsrats, 63 Jahre alt (Kassel, 28. September); Frau Emilie Grebe, geb. Rasche, 45 Jahre alt (Kassel, 28. September); Frau Julie Henkel, geb. Hodes, Witwe des Amtsrichters, 84 Jahre alt (Fulda, 30. September); Geh. Regierungs- und Oberschulrat a. D. Ernst (Baden-Baden).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 20. XX. Jahrgang. Kassel, 16. Oktober 1906.

Vorbei.

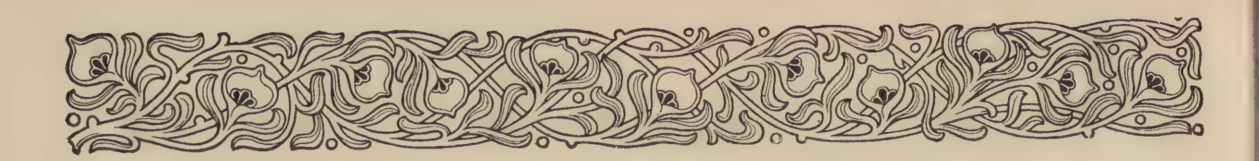
Mein Kind ist groß geworden über Nacht.
Die Jahre schwanden wie die Küsse hin,
Die oft dein süßen Mund ich aufgedrückt —
Und aus dem Töchterchen 'ne Tochter ward.
Längst sind die Kinderschuhchen abgestreift
Und niemand trippelt mehr um mich herum.
Ein kleines Dämchen aber würdevoll
Stolziert einher, als wär's die Frau Mama,
Und spricht statt des vertrauten „Pappele"
Ganz steif „Papa." —
Die Wehmut mich beschleicht
Trotz allen Stolzes — und nicht ohne Grund.
Wo sind die selig süßen Tage hin,
Wo wir gespielt, gesprungen und geturnt
Und Du als kühne kleine Königin
Hoch oben auf den Schultern hast gethront!?
Wo ist der kindlich tolle Übermut, —
Der lose Schalk, der mich so oft gestört
Und doch mein Brummgesicht zum Lachen zwang!?
Wo sind die Küsse, die so tausendmal,
Wenn ich verdrießlich in die Welt geblickt,
Mit Sonne mir vergoldeten den Tag?!
Wie sehn' ich heute mich so oft und heiß
Nach jenen Stunden, wo noch meine Welt
In zierlich kleinen Kinderschuhen steckte
Und wo ein Blondkopf diese Welt regiert'
Und Kinderlippen mich zum Kampfe stärkten!
Wie sehn' ich mich nach einem solchen Kuß!
Denn wag' ich's heut, heißt's gleich: „Das schickt sich nicht,
Dein Kind ist groß geworden." Dummes Zeug!
Es soll nicht groß sein! Nein, ich will es nicht!
Wir sind ja doch zwei alte Kameraden.
Der eine ist ganz klein, — er trippelt leis
Zu mir heran, und keck auf meinen Rücken
Schwingt er sich 'nauf. Ganz recht, so war es einst, — —

Und so soll's bleiben! — Ach, du dummer Tropf,
Was denkst du da für wunderliche Sachen?
Willst du der Flucht der Jahre Einhalt tun?! —
Ich muß mich fügen, — ja, ich füge mich.
Doch wartet nur: Ich brech' einmal den Bann
Und drück', entgegen aller Schicklichkeit,
Dem kleinen Dämchen tausend Küsse auf.
Und wenn Ihr scheltet, reiß' ich's noch empor
Und spring' mit ihm im Zimmer auf und ab
Und lach' und jauchze, daß die Wände beben.
Nimm Dich in acht, mein liebes Töchterlein!

München.

Gustav Adolf Müller.





Ein Hesse als Pionier der Wissenschaft im Orient.

Von Dr. med. et phil. K. Siebert, Freiburg i. Br.

Daß in der Landschaft Karien in Kleinasien schon seit einer Reihe von Jahren im Interesse der deutschen Wissenschaft und zur Hebung des deutschen Ansehns ein echter Sohn unseres engeren Heimatlandes erfolgreich tätig ist, wird wohl vielen seiner Landsleute nicht bekannt sein. Dr. Theodor Wiegand, dessen Vater lange an verschiedenen Orten Hessens als Arzt praktizierte und den Rest seines Lebens in Wiesbaden beschloß, bekleidet die Stelle eines Direktors der deutschen Ausgrabungen in Kleinasien und hat seinen ständigen Wohnsitz in Konstantinopel, von wo aus er sich in der für Ausgrabungen günstigen Jahreszeit, im Frühjahr und im Spätherbst, in sein Arbeitsgebiet begibt.

Als Teilnehmer an einer archäologischen Studienreise, die im Frühjahr dieses Jahres unter der Leitung des Heidelberger Archäologieprofessors Geh. Hofrat von Duhn nach Kleinasien und Griechenland sich erstreckte, hatte ich Gelegenheit, das Wirken sowie die bisherigen Erfolge Wiegands, die mir bereits aus seinen umfangreichen literarischen Publikationen bekannt waren, auch an Ort und Stelle kennen zu lernen. Schon nach kurzer Zeit gewinnt man die Überzeugung, daß Wiegand für seinen Posten wie geschaffen ist. Außer einem gediegenen Wissen verfügt er noch über ein hervorragendes Organisationstalent und besitzt eine zähe Energie. Sein im Grunde liebenswürdiges Naturell kann auch im Notfalle einmal einer göttlichen Grobheit weichen, die in den Verhältnissen, unter denen er zu leben gezwungen ist, mitunter rascher zum Ziele führt. Dabei hat er sich noch ein warmes Empfinden für seine alte Heimat bewahrt, so daß er gern hessische Erinnerungen mit mir austauschte.

Am ersten Ostertag, den wir in den Ruinen von Ephesus verbrachten, gelangte unsere Expedition abends nach Sokhia, der Endstation der von Smyrna kommenden Eisenbahn. Hier nahm uns Dr. Wiegand in Empfang und sorgte für unsere Unterkunft in einem kleinen, aber sauberen Gasthause, sowie bei Gastfreunden von ihm. Vorher mußten wir zu einer Art Audienz im Konak des Kaimakams (Landrat) erscheinen, der die Gäste seines Freundes Wiegand mit Zigaretten und Sorbett bewirtete und ihnen seinen weitgehendsten Schutz in seinem Bezirke zusagte. Besondere Vorsichtsmaßregeln erweisen sich hier als notwendig, da ab und zu Räuberbanden, die im Vorgebirge Mykale hausen, die Gegend unsicher machen. Am zweiten Ostertag ritten wir in drei Stunden nach Priene und wurden hierbei von acht türkischen Sabtiés (Gendarmen), die sich auf eine große Strecke verteilt hatten, begleitet. Priene, die Vaterstadt des weisen Bias, hat Wiegand vor mehreren Jahren ausgegraben und die gewonnenen Resultate in einem mustergültigem Werke*) veröffentlicht. Unter seiner ausgezeichneten Führung durch die Ruinen Prienes, wobei er in einem klaren Vortrage hypothetische Fragen nur kurz berührte, erstand vor uns in scharfen Umrissen ein typisches Beispiel einer mittelgroßen, aber wohlhabenden hellenistischen Stadt. Von dem höher gelegenen Demeterheiligtume sahen wir die Stadt mit ihren rechtwinklig sich schneidenden Straßenzügen, dem Marktplatze, dem Theater und ihren verschiedenen Tempeln wie auf einer Reliefkarte ausgebreitet, und über sie hin schweifte das Auge auf die breite Mäanderebene, aus der im Süden in einem leichten Dunstschleier die Ruinen von Milet und etwas östlicher die Umrisse des vielzackigen Latmos auftauchten. Nach Westen wird der Blick durch die hochaufragende, langgestreckte Mykale begrenzt, so daß nur ein kleiner, aber wunderbarer Ausschnitt des ägäischen Meeres mit den Inseln Tragia und Patmos sichtbar wird.

Ein fünfstündiger Ritt, auf dem verschiedene, von Oleandersträuchern umsäumte Arme des Mäanders und ein breites Überschwemmungsgebiet durchquert werden mußten, führte uns am späten Abend an den aus der Dunkelheit geisterhaft aufragenden Marmorwänden des Theaters von Milet vorbei nach dem deutschen Stationshause zu Akiöi, das in gesunder Lage etwa 200 Meter höher als Milet gelegen und in einer Stunde von hier zu erreichen ist. Auf diesem herrlichen Fleckchen Erde befindet sich das Hauptquartier Wiegands, von wo er als oberster Chef eines Stabes von Archäologen und Architekten die Ausgrabungen von Milet, zu denen neuerdings auch noch die des drei

---

*) Priene. Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen von Theodor Wiegand und Hans Schrader. Berlin 1904. Georg Reimer.

Stunden südlicher gelegenen Heiligtums zu Didyma gekommen sind, wissenschaftlich und auch praktisch leitet. Schwierigkeiten mannigfacher Art hat er hierbei zu überwinden. Dem zum größten Teil versumpften und von Fieberkeimen durchtränkten Boden von Milet müssen mühsam die Denkmäler der Vergangenheit entrissen werden. Vor allem wurde das große Theater, dessen gewaltige Formen einst den Schiffern, als das Meer noch an Milet heranreichte, als Wahrzeichen dienten, vom Schutte befreit und wissenschaftlich untersucht. 140 Meter mißt dieses mächtige Bauwerk in der Front, und seine Umfassungsmauern sind einen halben Kilometer lang. Ferner wurden bis jetzt der Markt, das Nymphäum, das Rathaus und eine große Therme ausgegraben, doch bleiben leider manche Projekte wegen des von Überschwemmungen in der günstigsten Arbeitszeit heimgesuchten Geländes nur ein frommer Wunsch. Die Stadtmauer hat Wiegand in ihren einzelnen Bauperioden festgestellt, sowie auch das Tor, durch das die heilige Straße nach Didyma führte. Daß dieser Umstand ihn gereizt hat, auch noch den kolossalen Tempel des Apollon Philesios trotz der früheren Ausgrabungen durch die Franzosen einer nochmaligen genauen Durchforschung zu unterziehen, ist wohl leicht begreiflich.

Ein reiches Arbeitsfeld hat sich der im besten Mannesalter stehende Gelehrte ausgesucht. Wir wünschen unserm trefflichen Landsmanne, daß er zahlreiche neue Bausteine zur Kenntnis des klassischen Altertums auffinden und die deutsche archäologische Wissenschaft, die in Kleinasien schon manche Triumphe gefeiert, zu neuen Siegen führen möge.

Das Kastell in Kassel.

Von C. Neuber.

Ein lange Zeit bedeutungsvoll gewesenes Gebäude der Haupt- und Residenzstadt Kassel soll demnächst in Wegfall kommen, nämlich das in der Unterneustadt und zwar in der unteren Mühlengasse gelegene Kastell. Es dürfte deshalb ein kurzer Abriß seiner Geschichte nicht unwillkommen sein.

An seiner Stelle stand in früheren Jahrhunderten — in den Geschichtsbüchern von Kassel zuerst erwähnt in der Regierungszeit des Landgrafen Wilhelm IV. des Weisen (1567—92) — nach einer Notiz in den Akten des Garnison-Bauamts bereits 1540 erbaut, also unter Philipp dem Großmütigen (1509—67), der im Gegensatze zu seinem Sohne Wilhelm IV. ein leidenschaftlicher Jäger war, das fürstliche Jägerhaus, „ein dreiseitiges, nach der Fulda offenes Gebäude“, mit der Wohnung des Oberjägermeisters [1]) und zum Gebrauche der Jägerei [2]) bestimmt, also mit Räumlichkeiten zur Aufbewahrung der Jagdgerätschaften, nach anderweitiger diese ergänzenden Beschreibung „ein ansehnliches Gebäude von Steinen mit einem geraumigen viereckigten Hofe, so durch zwei Flügelgebäude eingeschlossen wird“ [3]), mit anderen Worten ein fürstliches Jagdschloß, in dem sich zu gewissen Zeiten der Landesherr mit seinem Gefolge und geladenen Teilnehmern einfand, sich zu stärken mit Speise und Trank, bevor man auszog des edlen Weidwerks zu pflegen, und wohin man nach vollbrachtem Tagewerke zurückkehrte. Es herrschte dann in den sonst stillen Räumen ausgelassene Freude, man scherzte und tanzte beim Becherklang, wie es in der Schilderung von Johann v. Horn lautet.[4])

Zu sehen ist das Jägerhaus auf einem Plane der Stadt Kassel von 1640.[5]) Der an die Fulda stoßende, im Laufe der Zeit baufällig gewordene Teil wurde im Jahre 1686, also unter dem Landgrafen Karl, abgebrochen und von neuem aufgebaut.[6])

Im siebenjährigen Kriege, in dem die Franzosen wiederholt von Kassel Besitz nahmen, wurde das Jägerhaus von ihnen als Fouragemagazin benutzt. Nach dem Friedensschlusse diente es zum Lazarett für die in Kassel befindliche Besatzung der hessischen Truppen, ob für die ganze, ist nicht genau zu ersehen, ein Jahrzehnt später wenigstens für das 1. Bataillon Garde und die Leibwache zu Pferde. Sodann (nach Schminke, erschienen 1767, „nunmehro“; nach Engelhard, erschienen 1778, „darneben“) wurde dasselbe zur Fabrik eingerichtet und es kam die neu angelegte Tuch-

---

[1]) Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Kassel (1844) S. 132. — Piderit-Hoffmeister (1882) S. 113. (Vgl. Rommel, Gesch. v. Hessen T. V, S. 688.)

[2]) Regn. Engelhard, Erdbeschreibung der hessischen Lande Casselischen Antheils. I. Teil (Kassel 1778) S. 103.

[3]) Schminke, Versuch einer Beschreibung der Hochfürstlich Hessischen Residenz- und Hauptstadt Cassel (1767) S. 225.

[4]) Diplomatischer Bericht über die revolutionären Drohbriefe (Zerbst 1826) Kap. X S. 212 ff.

[5]) Piderit-Hoffmeister a. O. hinter S. 154. — Merian, Topographia Hassiae. Frankfurt a. M. 1655 zwischen S. 32 und 33.

[6]) Winkelmann, Beschreibung der Fürstentümer Hessen und Hersfeld (Bremen) T. II, Kap. 10, S. 284.

fabrik hinein. Auch diente es zur Niederlage der zu Kleidungen für die Kriegsvölker nötigen Tücher und anderer Erfordernisse.

So blieb es aber auch nicht lange. Von der Artillerie, die schon damals in der sog. Klosterkaserne, d. h. Gebäulichkeiten des ehemaligen Ahnaberger Nonnenklosters, lag, kam ein Teil in das Jägerhaus. Da geschah es, daß die alte Fuldabrücke, die von der unteren Fuldagasse in der Altstadt zur alten Leipziger (jetzt Bettenhäuser) Straße in der Unterneustadt führte und von der damals zwei Pfeilerstöcke als sog. „Eisbrecher" stehen geblieben sind, wegen Schadhaftigkeit abgerissen werden mußte, und eine neue Brücke, die jetzige nach dem Landgrafen Wilhelm IX. benannte Wilhelmsbrücke, aufgeführt wurde (1788–94). Während dieses Baues bewirkte eine Schiffbrücke die Verbindung. Ihm fielen auf beiden Ufern der Fulda einige Häuser zum Opfer, und es mochten schon damals die Kasselaner, die auch nach Niederreißung der Festungswerke nach dem siebenjährigen Kriege zumeist in engen Straßen wohnten, sich freuen, einige Luft zu bekommen. Es wurde aber auch das auf dem Holzplatze stehende Gotteshaus weggeräumt. Der Maria Magdalena geweiht, muß es jedenfalls vor dem Jahre 1342 erbaut worden sein, weil man Nachrichten hat, daß damals das Fuldawasser in dieser Kirche bis über den hohen Altar gestiegen sei. In ihr ist 1521 — also in demselben Jahr, in dem Luther auf dem Reichstage zu Worms seine Lehre vertrat — die Messe zum ersten Male von dem damaligen Pfarrer Johann Kirchhain in deutscher Sprache gehalten worden.

Während des Baues der neuen Kirche vor dem Leipziger Tore wurde der Gottesdienst in das gerade leerstehende Jägerhaus, darauf in die Brüderkirche verlegt, aus der die Altstädter französische Gemeinde in die Hospitalskirche auswanderte.[7])

Inzwischen war in Frankreich das Königtum gestürzt und die königliche Familie selbst dem Untergang nahe. Da erhoben sich der deutsche Kaiser und der König von Preußen zur Wiedereinsetzung ihres königlichen Bruders und rüsteten ein Heer aus. Am Feldzug in die Champagne im August 1792 nahmen nach langen Verhandlungen auch fürstlich hessische Truppen Teil, indem der Landgraf Wilhelm IX., nachdem ihm von Preußen Unterstützung zur Erlangung der gewünschten Kurwürde zugesichert worden war, ein Korps von 6000 Mann stellte.[8]) Die zur Komplettierung der Regimenter nötige Werbung hatte manche unlautere Elemente in das Heer gebracht. Nach glaubwürdigen Privat-Aufzeichnungen[9]) befand sich im Jahre 1792 im Jägerhause ein leichtes Infanterie-Bataillon, in dem dies besonders stark der Fall war, unter dem Kommando des wegen seiner Grobheit bekannten Obersten Marquard, eines geborenen Kasselaners. In der Nacht vor ihrem Abmarsch in die Champagne am 16. August 1792 fingen die Mannschaften dieses Bataillons an zu revoltieren, schlugen Fenster, Türen, Tische, Bänke, Betten in Stücke und warfen den Plunder in die Fulda.

Da die Restauration des Gebäudes ohne erheblichen Kostenaufwand nicht zu bewirken war, beschloß der Landgraf dessen vollständigen Abbruch und ließ an der Stelle ein neues Gebäude aufführen, das sich an die Ostseite der damals (1794) vollendeten Wilhelmsbrücke anlehnte, mit Wall und Graben umgeben und nach Osten hin mit einer Zugbrücke versehen war, so daß das Ganze das Aussehen einer Festung bekam. Zum Bau sollen die Steine der abgebrochenen Unterneustädter Kirche verwendet worden sein.

Diese neue Anlage erhielt den Namen Kastell, der auch über dem inneren Eingang steht, und wurde zum Staatsgefängnis bestimmt, in landesväterlicher Fürsorge für das Wohl der Untertanen zur Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung, hauptsächlich um die von den Abgesandten der neugebildeten französischen Republik den Gemütern eingepflanzten Freiheits- und Revolutionsideen zu zügeln und zu dämpfen.[10]) Daneben diente sie als Militärgefängnis.

Das Kastell bildet einen großen dreistöckigen Bau mit je 10 vergitterten und 2 blinden Fenstern nach der Fulda hin und ragt tief in deren Bett hinein. Bei normalem Wasserstande liegen nach einem Berichte des Kommandanten vom 31. Juli 1864 die Arrestzellen des Parterre und der ersten Etage etwa 16 bzw. 30 Fuß über dem Spiegel der Fulda.[11]) Im Unterraume haben die Fenster nur halbe Höhe. Eine große Anzahl von Zellen waren damals in dem Hauptgebäude, im ganzen 30,

---

[7]) Piderit, a. a. O. S. 363 Anm. 2. — Hoffmeister, a. a. O. S. 318 Anm. 2.

[8]) F. G. L. Strippelmann, Beiträge zur Geschichte Hessen-Kassels, Bd. I (Marburg 1879) S. 53.

[9]) Von Buchhalter Wagner beim Ober-Steuer-Kollegium, viele Jahre im Vorstand des Hessischen Geschichts-Vereins und vorzugsweise mit Erforschung der Geschichte der Stadt Kassel beschäftigt; gestorben 28. April 1879. (Siehe Mitteilungen 1879, H. II, S. 1.)

[10]) Kassel in historisch-topographischer Hinsicht (Marburg 1805) S. 132. — Piderit, a. a. O. S. 364. — Hoffmeister, a. a. O. S. 320.

[11]) Nach den Akten bei der Intendantur des XI. Armeekorps, deren Einsicht freundlichst gestattet wurde. Nr. 6: Akten betr. die Bezahlung der Bau- und Reparaturkosten für das Kastell. Tit. X Nr. 120 Bd. III.

vom Eingang je 15 links in jedem Stock für Zivil-, rechts für Militärpersonen. Breite Gänge durchziehen in rechtem Winkel dies Hauptgebäude, infolge Umbaues umfaßte es später 44 Zellen.

Nach Osten stößt an dasselbe ein geräumiger viereckiger Hof, im Süden und im Westen, also noch neben dem beschriebenen Hauptgebäude, sind hohe Wälle aufgeführt, deren Kasematten ebenfalls zu Gefängnissen eingerichtet sind, jedoch schon viele Jahrzehnte lang nicht mehr als solche, sondern zur Aufbewahrung von Holz, Kohlen usw. benutzt werden. Nach Norden schließt sich an die Kommandanten-Wohnung, zweiter Stock, mit Fenstern nach dem Hofe und der Mühlengasse hin gelegen. Das ganze Werk einschließlich des Gartens nach der Mühlengasse und der Leipziger Straße ist von einem hohen Eisengitter umgeben.

Von Einbringung von Gefangenen während des nächsten Jahrzehnts ist in den Geschichtsbüchern keine Rede, es müssen also keine erwähnenswerten Fälle vorgekommen sein. Soll sich doch auch Landgraf Wilhelm IX. während dieses Zeitraumes nur einmal genötigt gesehen haben, ein Todesurteil zu bestätigen.[12])

Eine traurige Zeit brach über das Hessenland und insbesondere über die Hauptstadt herein, als am 1. November 1806 um 9 Uhr morgens ein französisches Korps von 6000 Mann unter General Mortier in Kassel einrückte, während eine noch größere Macht als Reserve in der Nähe bereit lag, nachdem nicht lange zuvor, um ½8 Uhr, der Kurfürst die Stadt verlassen hatte.

Nun folgten bedeutendere Ereignisse. Napoleon erklärte den Kurfürsten für abgesetzt (La maison de Hesse a cessé de régner), vereinigte Kurhessen, Braunschweig, Südhannover mit einem Teile der von Preußen nach dem Tilsiter Frieden abgetretenen Gebiete zum Königreich Westfalen und setzte seinen jüngsten Bruder Hieronymus (Jérôme) als Herrscher ein. Dieser zog im Dezember 1807 in Wilhelmshöhe, das von da an „Napoleonshöhe" genannt wurde, und Kassel ein und suchte durch Milde die Herzen der Bevölkerung zu gewinnen. Da fanden, namentlich durch Bildung neuer Regimenter veranlaßt, die Napoleon zu seinen neuen Feldzügen haben mußte, wie auch an anderen Orten Deutschlands Erhebungen in Hessen statt, namentlich der Dörnbergsche Aufstand im Jahre 1809, die, besonders unter der Landbevölkerung weit verzweigt, fehlschlugen. Nun füllte sich das Kastell, vorzugsweise mit einer Menge von alten, dem Kurfürsten von Hessen treu gebliebenen Soldaten. König Jérôme hätte auch hier bei manchem Milde walten lassen, aber der Kaiser Napoleon dekretierte: Il faut faire peur! fusiler! und Jérôme mußte gehorchen. So wanderten einige der an den Aufständen Beteiligten nach kurzem Aufenthalte im Kastell unter starker Bedeckung hinaus vor das Leipziger Tor auf den Forst, um dort nach dem kriegsgerichtlichen Urteil den Tod durch Pulver und Blei zu erleiden. Fest und mutig dem Tode ins Auge schauend starben die Ehrenmänner für ihr Vaterland. Auch zahlreiche Deserteure traten aus dem Kastell den Weg zur Hinrichtung an.

Ein Teil der bei den Aufständen gefangen Genommenen entging dem schon sichern Tode durch Begnadigung; mehrere Gefangene wurden auch befreit durch die am 28. September 1813 unter General Tschernischeff in Kassel einrückenden Russen, wie ein von einem eifrigen Mitgliede des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde aufgefundenes und der Vereinsbibliothek überliefertes Verzeichnis bezeugt, das, natürlich französisch geführt, unter der Rubrik: Date de la sortie, bei vielen die kurze Bemerkung hat: „le 28 septbr. 1813 par les Cosaques." Leider ist das Verzeichnis höchst mangelhaft, da es erst mit Nr. 343 anfängt und mit Nr. 433, dem offenbar wirklichen Ende, schließt, während nicht herauszufinden ist, ob es wirklich die 7 Jahre der französisch-westfälischen Fremdherrschaft umfaßte. Eine Menge bekannter Namen teils aus Hessen, teils aus anderen Ländern findet sich darin; es würde jedoch zu weit führen, sich darüber im näheren zu verbreiten. Die Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 machte dem Dasein des Königreichs Westfalen ein Ende und gab den während der Okkupation ins Kastell Eingelieferten und bis dahin noch darin Behaltenen die Freiheit wieder.

Aber auch gemeine Verbrecher sind unter der westfälischen Regierung, die sich eines vorzüglichen Justizministers (Siméon) zu erfreuen hatte, ins Kastell gebracht worden, so im Jahre 1812 eine etwa 50 Köpfe zählende Räuberbande. Über diese wurde in dem vom furchtbaren Brande das Jahr zuvor verschont gebliebenen Teile des alten Landgrafenschlosses eine Schwurgerichtssitzung abgehalten, die unter großem Zudrange der Bevölkerung volle 15 Tage andauerte und damit abschloß, daß die zehn schwersten Verbrecher zum Tode durchs Schwert, der größere Teil zu lebenslänglicher Eisenstrafe im Stockhause (jetzt untere Karlsstraße 12 und 14) und der Rest zu Freiheitsstrafen in Neuhaus (Westfalen) verurteilt wurden.[13])

[12]) Piderit, a. a. O. S. 366. — Hoffmeister, a. a. O. S. 322.

[13]) Mitteilung des in Note 9 genannten Gewährsmannes.

(Schluß folgt.)

Alte Rechtsverhältnisse und deren Ablösung im Bereich des Büdinger Waldes.

Von Dr. G. Schöner.

> Was uns Recht ist — uns zum Heil
> Ward's gegründet von den Vätern,
> Aber das ist unser Teil,
> Daß wir gründen für die Spätern.
> Geibel.

I.

Was ist es mit dem Büdinger Wald? Mag ihn die große Welt nicht kennen, die kleine weiß seine Stätte um so besser, erinnert sich mit dankbarem Gefühle ihres Wohltäters um so bestimmter. Die Linie Gelnhausen — Wächtersbach — Hitzkirchen — Büdingen gibt im großen und ganzen die Grenze wieder. Ehedem war es ein Ausschnitt des deutschen Königsgutes, das den ganzen schönen Bezirk zwischen der Kinzig, die bei Hanau in den Main geht, und der Nidda, die unterhalb Frankfurt ebendahin mündet, umfaßte, über den die obsiegenden Frankenherrscher, wie drüben im Spessart und drunten in der Dreieich (zwischen Frankfurt und Darmstadt) den sog. Königsbann gelegt hatten. Jetzt Eigentum des Hauses Ysenburg-Büdingen, datiert dieser Besitz doch von länger her. Das kam so.

Nach des Kaisers Willen erstanden in altersgrauer Zeit, spätestens im 10. oder 11. Jahrhundert zur Beaufsichtigung des etwa 36000 Morgen (je 25 Ar) großen Waldkomplexes Jagdschlösser (Pfalzen) in Gelnhausen, Wächtersbach und Büdingen; Birstein wird ähnlichem Grunde seine Entstehung verdanken. Nur muß man sich unter diesen Schlössern für die Zeit der Entstehung etwas recht Bescheidenes vorstellen. In jüngerer Zeit wurde ihnen weiterer Wert, höherer Glanz, denn

> „wu Vugelsbergk onn Spessart schien
> wäi Bräurer bei enanner stiehn"

jagte einstmals, wie die kaum ungeschichtliche Sage geht, ein Barbarossa, des deutschen Volkstums hochgerühmte Gestalt; wer anders auch vor ihm und nach ihm hätte in diesen Tälern und auf diesen Bergeshöhen im Waldesdickicht und auf offenem Plane Ur und Elch, Wisent und Hirsch nachstellen dürfen, als eben allein der Zepterträger oder der kaiserliche Schützling, dem ausdrücklich der Freibrief dazu verliehen worden?

Kaiserliche Beamte, des Reiches Mandatare waren es, die in den Pfalzen saßen, hausten; in deren nächstem Bereich machten sich bald kleine Leute, Hörige, ansässig. Solche Oberforstmeister des Reiches gewann man in geschichtlicher Zeit aus einem hoch angesehenen Selbolder Adelsgeschlecht, dessen Angehörige uns viele Jahrzehnte als Inhaber des erblichen Burggrafenamts zu Gelnhausen entgegentreten. Als deren Nachkommenschaft, die Herren von Büdingen, und deren Mannsstamm gleicherweise erlosch, rückten die Ysenburger ein, deren Stammsitz auf der Burg gleichen Namens bei Neuwied am Rhein zu suchen ist (vgl. Simon, Geschichte des Hauses Y. 1864—65, 3 Bde.); auf einem Bergkegel im Sayntal in Nassau liegen die Trümmer der alten Burg. Dies Ysenburgische Geschlecht lief seinen Ahnen im Burggrafenamt den Rang ab. Kaiser Friedrich III., des „alten Deutschen Reiches Schlafmütze", verlieh im Jahre 1440 auf der Grundlage eines sicut asserit (= wie er versichert) freilich das ganze Ländchen und außerhalb desselben gelegenes Territorium dem erwähnten adeligen Hause zu einem ewigen Lehen. So bedenklich ist jenes Einschiebsel übrigens nicht zu nehmen, es war eben eine Art Geschäftsstil; der Anspruch soll nur scheinbar etwas auf Schrauben gestellt werden, da ein anderer als solcher formelle Beweis nicht zu Handen war, wie ja auch König Adolf gegenüber der Behauptung der hessischen Allodialeigenschaft Eschweges im Jahre 1292 nicht anders verfährt, zu verfahren weiß. Eine Besitzstörung erfolgte nur im dreißigjährigen Kriege und im 19. Jahrhundert, zu dessen Anfang noch 1800 selbständige Herrschaften im Deutschen Reiche gezählt werden können.

II.

Das Weistum des Büdinger Waldes (vgl. Grimm, Weistümer III) ist wie sonst weithin der im Mittelalter, angeblich im Jahre 1380, von den Gemeinden oder ihren Schöffen, den Gerichtsbeisitzern, welche im altdeutschen Prozeßverfahren das von dem Grafen als Vorsitzendem der Tagfahrt zu verkündigende Urteil zu „schöpfen", zu finden hatten, zusammengestellte Nachweis des Rechts, das Orten, Gemeinden, in diesem Walde von altersher zustand. Das Recht dieser Orte ist zweifellos viel älter als das Weistum; es verkümmerte den Waldbauern nicht bloß im deutschen Vaterland so unendlich viel, denn ursprünglich war alles das und anderes gemeinsamer Besitz. In der beregten Zeit zeichnete man, vielleicht oder kaum auf Grund älterer Urkunden vieles und darunter auch dieses auf, weil Irrtümer, Ungerechtigkeiten, Übergriffe vermieden werden

sollten, die, wie es scheint, damals bereits zutage getreten waren. Man braucht nur an die mindestens unzuverlässig zu nennenden Geschichtswerke voller Fabeln, so des Abtes Trithemius, an Gepflogenheiten in der Zeit König Wenzels (1378 – 1400) zu erinnern (vgl. hierzu Th. Lindners Geschichtswerk).

Wollte man den verdächtig aussehenden Entstehungsverhältnissen näher auf den Grund kommen, so müßte das zunächst dazu führen, die rechtliche Seite, dann das Sprachliche, zuletzt das Kulturelle einer Kritik zu unterziehen, unter steter Berücksichtigung der Weistümer, die in den Nachbarbezirken in Übung sich befinden. Überall lassen sich noch die Nähte der Arbeit deutlich erkennen. Ob eine Verkümmerung vorliegt, tut eine solche Erfassung doch nicht dar, so mag es füglich für diesmal unterbleiben. Genug, es war ein Recht da. Welches Recht stand nun jenen Gemeinden zu? Es war ein Unterschied darunter. Die Burg in Gelnhausen hatte fast unbeschränkte Rechte, denn es heißt: was sie wolln zu irre notdorft mit dem Zusatze: vnd soln darvm niemand nicht (= nichts) geben. Man war allgemein ungefähr berechtigt auf Brenn-, Bau-, Geschirrholz, auf Laub (zum Streuen), Mast, Gras und Weide. Vgl. Simon a. a. O. S. 208. War in dem Hause eines Berechtigten („Geforstmann") ein Kind geboren, „ist seyn Kind eine Tochter, so mag er einen Wagen voll Urholz verkaufen, auf den Sambstag; ist es aber ein Sohn, so mag er es tun uff die Dienstag und off dem Samßstag von liegendem Holtze, oder Urholtze und der Frauen davon kaufen Wyne (Wein) und Schönbrod (Weißbrot), dieweilen sie Kindes inne lieget." Man lebte also nahezu von dem Walde; die Erträgnisse der wenigen Äcker und vielfach sumpfigen Wiesen — daher hie und da der Name ‚Stakswiesen' (Storchwiesen) — hatten, mit jenen verglichen, nicht viel zu bedeuten; sie boten das Winterfutter. „Da konnte man lustig Hochzeit halten ohne sonderliches Risiko und neue Haushaltungen gründen" (Urich, Zwangsablösung der Servituten usw. 1874, S. 7 f.). Gewiß war es kein Wunder, daß die Bevölkerung rasch wuchs und daß sie ziemlich seßhaft war, denn im Winter war Arbeit im Walde, Holz zu sammeln und nach Hause zu schaffen; im Sommer mußte das Vieh dort gehütet werden, von der Jugend, vom gebrechlichen Alter, wofern es sich in der Familie vorfand; die kräftigen Leute hatten dann auf ihren Äckern zu tun, es mußte denn sein, daß die Aussicht auf beste Holzbeute sie an stürmischen Tagen in den Wald trieb, und die Habgier war dann, wie dem Berichterstatter oftmals geschildert worden ist, ein unheimlich starkes Element. Wagner, Schreiner (bredemann), Holzschüsselschnitzer (schoszeler, daher der Familienname Schüßler) gewannen daselbst zu jeder Jahreszeit für ihr Geschäft das Rohmaterial. Die Einschränkungen dieser Rechte gingen jedoch weiter, ohne daß fadengerade das eine oder andere zu behaupten eine Berechtigung vorhanden ist. Wo Rechte sind, sind fast immer auch Pflichten.

Gegenleistungen waren etwa: Fron- und Kriegsdienste in bescheidenem Maße, eine allerdings in den verschiedenen Zeiten verschiedenwertige Geldvergütung von zehn Kreuzer („Forsthalbkopfstück", 29 Pf.), Abgabe in Natur an die Herrschaft, an den Holz anweisenden Forstbeamten, Instandhaltung von Dienstgebäuden (z. B. der Brücken der kaiserlichen Burg zu Gelnhausen) usw.

Von den Rechten machte man ausgiebig Gebrauch, mit den Pflichten war es anders. Man drückte sich, wo und wann man konnte. So verfielen die Brücken der Reichspfalz, und was half es, daß der Kaiser immer und immer wieder an Wiederherstellung mahnen ließ — es verhallte meist ungehört. Nach und nach geriet das in Vergessenheit, daß man allerdings verpflichtet war. Die Burg hatte nämlich in Kriegszeiten schwer gelitten, so daß niemand mehr an ein Aufbauen dachte, die Brückenreste verfaulten ganz.

III.

In der Zeit von 1380 bis zum 30jährigen Kriege wurde vielerlei darin unsicher, der langwierige Krieg selbst erzeugte gründliche Unordnung. Eine Verschiebung um die andere griff Platz. Die Dörfer starben aus, erlitten zum Teil unersetzte Verluste, neuer Zuzug machte sich breit. Die Herrschaft verlor zudem für einige Jahre das Zepter, im Jahre 1641 erlangte sie es jedoch wieder. Als nunmehr eine neue Fronordnung im Jahre 1677 den Waldberechtigten auf den Rücken kommen sollte, schlug das dem Fasse den Boden aus. Lange schon muß es gegärt haben, und wenn auch die erst zugezogenen Bewohner das Gros der Bevölkerung ausmachten, so ließ sich nichts mehr vertuschen; es ruhte nicht mehr. Die Streitigkeiten begannen. War es ein „heiliger Krieg"? Wer wollte das behaupten? Dehnbare Ansprüche auf der einen wie auf der anderen Seite lagen zweifelsohne vor; man war im allgemeinen damals in unsicher gewordenen Verhältnissen, in neuen Zeiten, die vieles zu Trümmern schlugen, wozu man vielleicht zu wenig, weniger zu viel Recht hatte. Ungetrübte Objektivität soll es sein, die sich hier darbietet, denn Gerechtigkeit allein erhöhet ein Volk. Niemand zu Leide schildern wir.

Es gärte schon lange. Schon während des Krieges im Jahre 1634, gleicherweise erkennbar gleich nach ihm, im Jahre 1653 auf 1654, treten Mißhelligkeiten zwischen dem Gericht Gründau und der Merholzer Herrschaft hervor, die aber im letzten Grunde in sehr wichtigen Punkten — wie in der Frage, ob das Gericht Gründau im Büdinger Walde mitberechtigt sei — gegen das Haus Ysenburg in seiner Gesamtheit sich richteten. Merholz erhob eine Reihe von Ansprüchen, das Gericht wies sie zurück und machte u. a. geltend, auf Grund eines Gewohnheitsrechtes zum mindesten in dem mehrerwähnten Walde holen zu dürfen. Der Prozeß ging an den Reichshofrat, den höchsten Gerichtshof neben dem Reichskammergericht (1501 gegründet, zu Ende des 30jährigen Krieges als zweites oberstes Reichsgericht anerkannt). Konklusa über Konklusa verfaßte man dort, zumal Advokatenhände sich hineingemischt, die den Brei wohl tüchtig umrührten, aber ihn dennoch verdarben. So zählt man aus der Zeit vom 30. September 1733 bis zum 11. Juni 1743 nicht weniger als vierzehn langatmige Konklusa, aber es blieb trotz alledem beim alten. Der Graf zu Merholz bzw. die dortige Regierung taten meist kaltblütig, als ob niemals ein Tropfen Tinte in dieser Angelegenheit verschrieben worden wäre. Das hatte Folgen. Der Zorn fuhr den ungestümen Impetranten (Klägern) in die Glieder; eine grenzenlose Verbissenheit befiel wie starker Mehltau die Einwohner des Gerichts. Einige Spottverse legen davon hinreichend Zeugnis ab.

> Wer im Ysenburger Land will wohnen,
> Muß die ganze Woche fronen;
> Auch am Sonntag Boten laufen
> Und das Brot beim Bäcker kaufen.

In dieser Druckschrift des Gründauer Advokaten (S. 237 und 279) wird von der neuen Frondordnung vom Jahre 1677 gesagt, sie sei „unbefugter Weise" produziert worden. Der Reichshofrat spricht sich selber über den ganzen Prozeß so aus, wie bei Kopp S. 256, 260 und 265 zu lesen ist: „kostsplitterige, höchst verderbliche, täglich mehr anwachsende Prozesse". Man warf dem Landesherrn eine Unsumme von Gründen an den Hals. Ob der langwierige Krieg der Störenfried so oder anders war? Der gräfliche Beamte Andreas Eckstein spezifizierte die Rechte und Pflichten der Gründauer Gerichtseinwohner im Jahre 1634 (vgl. Kopp S. 229 ff.) in 63 Punkten. Ist das Gutachten irgendwie begründet? Aber damals schon war es von den zuständigen Gerichtsschöffen mit aller Entschiedenheit als parteiisch verworfen worden. Wie bereits oben dessen gedacht, war die Quelle des Streites immer noch älter. Anderthalb Jahrhunderte erregte das die Leidenschaften ins Maßloseste und steigerte die Begehrlichkeit ins Unendliche. Kaiserliche Notare, „hierzu besonders requiriert", treffen im Kinzigtal und Gründautal ein, lassen ungezählte Vorladungen ergehen, stellen umfangreiche tiefgründige Untersuchungen an, machen Feststellungen ins Lange und Breite. Gründauer Bauern, abgeordnet in dieser Prozeßangelegenheit, erschienen im Jahre 1730 vor dem Reichshofrat in Wien an der fernen Donau, — oder begehrten sie von vornhinein Audienz bei der Kaiserlichen Majestät? Wiederholt gingen Deputationen dahin ab. Das Reichshofratkonklusum jenes Jahres besagt (vgl. Kopp a. a. O. S. 249): „Sechstens. In simili fiat Decretum (= desgleichen geschehe Anweisung) an die allhiesige deputierte Untertanen mit dem Befehl, nach nunmehro erfolgtem Kayserlichen Ausspruch sich wieder nach Haus zu begeben, und daselbsten das weitere Erkäntniß (= Urteil) ruhiglich abzuwarten". Mit solch magerem Trost kehren sie wieder aus dem Donauland heim zum Vogelsberg zu Haus und Hütte, zu Weib und Kind und den Leidensgenossen. Um eine Erfahrung reicher? Es scheint nicht so, denn bald spieen sie wieder von neuem Gift und Galle gegen den Oberherrn, wiewohl es anderen weithin nicht besser erging, sobald es nicht vorwärts wollte, im Gegenteil, so oft der Graf kalten Blutes gemäß seiner Auffassung von der Sachlage Exekutionskommissionen androhte. Was war da alles zu entrichten? Hub-, Herrn-, Steuergeld, Geschoß von Gebäuden, Dehngeld (für das Recht die Schweine in den Wald zu treiben), Loszählungsgeld, Umgeld, Kammerziele, Fräuleinsteuer (bei der Verheiratung der Komtessen), Pflaster-, Chaussee-, Schutz-, Forst-, Brückengeld usw. Drinnen im Ysenburger Ländchen verhielt es sich genau wie draußen in deutschen Landen; das Wort Steuer ist im allgemeinsten Sinne zu nehmen. Von Abgaben jeglicher Art wimmelt es in den alten Gemeinde- und Kirchenrechnungen, von perennierenden „Schatzungen" und „Extraschatzungen", ganz zu schweigen von Erhebungen in Kriegszeiten, amtlichen Requisitionen, Kriegskontributionen, behördlich angeordneten, befohlenen Ablassungen zur Verproviantierung der Kantonnements und durchziehender Truppenkörper u. a. m. (vgl. Kopp a. a. O. S. 87, 140 f.). Der Reichshofrat muß klaftertief in Tinte und Gedanken zu Wien gesessen haben, räsonierend über „dieses aufzügliches, unnützes und kostsplitteriges Verfahren", „die bäuerliche Kanaille wollte nun einmal das Maul nicht halten."

(Fortsetzung folgt.)

Für ewig?

Der erste Sonnenschein nach Regentagen!
Das war, als wollt' der Himmel Einkehr halten,
Um alle Herbstesschönheit zu entfalten
Und jubelnd sie ins Menschenherz zu tragen.

Wie Glorienschein lag's auf der Stadt gebreitet;
Von aller Türme Zinnen grüßt's hernieder,
Auf allen Dächern spiegelt's leuchtend wieder,
Ein Wetter war's, das Herz und Augen weitet.

Ich ging vors Tor hinaus in stillem Sinnen,
Ganz hingenommen von der lichten Schöne;
Mir war's, als hört' ich ferne Glockentöne,
Als wollt' das Vesperläuten just beginnen.

Zum Friedhof lenkt' ich träumend meine Schritte,
Zum stillen Reiche meiner lieben Toten.
Die Ihr im Leben mir so viel geboten,
Wie weil' ich gerne noch in Eurer Mitte!

Vor manchem Grab hab' betend ich gestanden,
Wo sich der Geist in früh're Zeit versenkte;
Als sich mein Schritt dann zögernd heimwärts lenkte,
Ein seltsam Bild da meine Blicke fanden:

In einem Winkel an der Kirchhofsmauer,
Inmitten alter Gräbertrümmer, ragte
Ein abgebrochen' Steinkreuz. Niemand fragte
Ihm wohl mehr nach in längst vergeff'ner Trauer.

Ich trat herzu, die Inschrift zu besehen.
„Für ewig!" stand darauf in alten Lettern,
Vermoost, verwaschen fast von bösen Wettern.
„Für ewig!" Sonst war nichts mehr zu verstehen.

„Für ewig!" Schwaches Wort im Menschenmunde!
Wie dünkst du oft dich herrlich und erhaben,
Du Menschengeist mit deinen reichen Gaben,
Erhaben über Zeit und Ort und Stunde.

Du Kreuz mit deinem halbverwehten Worte,
Du lehrtest mich den Blick in Demut senken,
Den Sinn ins dunkle Reich der Zukunft lenken
Und vor des Todes dichtverhüllte Pforte.

Für „ewig" läßt kein Denkmal man erstehen.
Wem seine, ach, zu früh verstorb'nen Lieben
Mit Flammenschrift nicht in das Herz geschrieben,
Dem werden sie, wie Kreuz und Stein, vergehen.

Memento mori! Was dein Herz besessen,
Nur das kann weder Blitz noch Sturm erreichen;
Das wird kein Sonnenbrand dir je verbleichen,
Das bleibt, so lang du selbst bist, unvergessen.

Fulda. A. W.

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann.

(Fortsetzung.)

Der lustige Sommer sah lange in des Bürgermeisters Krankenstube. Denn zu den Wunden, die so langsam heilten, gesellten sich allerlei kleine Gebrechen. Am Ende kam auch das Zipperlein und sagte trotzig zu dem Manne: Nun hab' ich dich! Und mit diesem Machtspruche war auch Jung Else gebannt.

Mit rührender Sorgfalt pflegte sie den kritteligen Kranken. Die sonnige Heiterkeit ihres Gesichts hatte einem tiefen Ernste Platz gemacht. Nur manchmal, wenn sie vom Fenster aus der sinkenden Sonne nachsah, leuchteten ihre Augen. Dann eilte wohl ihr Herz über die blauen Berge, soweit nur Liebe wandern mag — und die wagt's weit.

Die umfangreichen Bauten des Schlosses gingen ihrer Vollendung entgegen. An einem schönen Herbsttage kam Landgraf Heinrich von Kassel herüber, alles in Augenschein zu nehmen. Im kommenden Lenze sollte das junge Paar seinen Einzug halten.

Der Landgraf benutzte den mehrtägigen Aufenthalt zu großen Jagden in den ausgedehnten Waldrevieren. — Hei, wie es da den stillen Riedforst durchhallte vom Gebell der Meute und dem Gestüm der Jäger! Zahllose Knechte trugen den herrlichen Hirsch zu Tale, auch grimme Keiler und fletschende Wölfe nicht wenig. Über den Marktplatz kam täglich der blutigen Beute schleppender Zug, und Else stand am Fenster und zählte ihrem Vater Stück für Stück.

Das waren lustige Tage fürs Städtlein. Die Wirte schmunzelten, denn die Herbergen lagen voll. Die Mädchen machten die Woche zum Sonntag und konnten sich nicht satt sehen an den munteren Jägerjungen. Und ob die Bürgerburschen gleich scheele Gesichter dazu schnitten, tranken sie doch bis tief in die Mitternacht hinein mit den heiteren Kumpanen.

Auch für Sinnings stilles Haus hatte des Landgrafen Aufenthalt Abwechselung gebracht. Franz war herübergekommen. Und weil ihn des Jagdhorns Ruf nicht reizte, war er frei und ein täglicher Gast des Bürgermeisters.

Else sah ihn gern kommen, denn er verstand es, den unzufriedenen, ärgerlichen Kranken aufzuheitern und angenehm zu unterhalten. Alle freien Stunden widmete er ihrem Vater, dessen Zustand durch

Franzens Anwesenheit sichtlich gebessert schien. Von Tag zu Tag fühlte sie sich ihm mehr zu Danke verpflichtet.

Eines Abends war er wieder da. Die herbstliche Kühle brachte es mit sich, daß im Kamin der Krankenstube ein lustig Feuer flackerte.

Base Traut hatte auch schon ihr Rädchen zurecht gemacht und ließ es fleißig schnurren. Else saß zwischen Kamin und Bett, das Kätzlein auf dem Schoße, des Kranken Wünschen gewärtig. Am Fußende des Bettes neben dem Tisch hatte sich Franz niedergelassen.

Die knisternde Flamme verbreitete eine behagliche Stimmung, und jeder fühlte die der traulichen Glut entströmende Wonne.

Das Gespräch ging zwischen den Männern hin und her über allerlei Mären, wie sie sich die Jägersleute erzählen. Da sagte Franz: „Ich schreibe meinem gnädigen Herrn zurzeit ein feines Lied ab, das sich nennt: Kriemhildens Lieb und Leid und von eines Klosters Pergament stammt, das meldet auch von einer wundersamen Jagd. Die nahm ein gar traurig Ende, denn den besten Jäger wählte ein böser Schütze zu seinem Wild."

„Das müßt Ihr uns ausführlich berichten, Herr Sekretarius," bat der Bürgermeister, und Franz erzählte, wie Siegfried von Hagen ermordet ward.

Die Frauen hörten aufmerksam zu und die Base sagte: „Solch ein Lied muß gar prächtig klingen. Wer es singen kann, den beneide ich."

„Wenn ich wüßte, daß es niemandem mißfiele, wollte ich seine Weise Euch künden."

Franz sagte es mit einem prüfenden Blick auf Else, die zusammengekauert in das Feuer sah.

Das Mädchen wandte sich schüchtern herum und schlug beschämt die Augen zu Boden: „Wem sollte ein Lied mißfallen? O singet und saget!"

Die Base hielt ihr Rädchen an: „Macht uns die Freude! Nie wird sie uns wieder blühn."

„Ich danke Euch", erwiderte Franz und verneigte sich gegen die Frauen. Aus seiner Brusttasche holte er eine Anzahl Pergamente hervor, die er auf dem Tische ausbreitete.

Gar hurtig hatte die Base das Licht angezündet.

Wie Siegfried nach Worms kam und Kriemhilden zuerst sah — damit begann er.

Und als er zu der Stelle kam, da es heißt:

„Nun kam die Minnigliche, gleich wie das Morgenrot
Aus trüben Wolken leuchtet. Valet gab da der Not,
Wer sie gehegt im Herzen, sei's auch schon lang geschehn:
Er sah die Liebenswerte holdselig nun vor Augen stehn"

da sah Franz zu Else hinüber, deren Augen an seinen Lippen hingen. Regungslos saß sie da wie ein steinern Bild, glutüberklärt.

Doch schien sie die willkürliche Pause nicht zu stören, denn unablässig starrte sie vorwärts. Ihr Herz hatte sich wohl verirrt auf der Sehnsuchtstraße.

Mit zitternder Stimme nahm Franz den Faden wieder auf. Doch als es hieß:

„Da sie den Hochgemuten nun vor sich stehen sah,
Wie glühte ihre Wange! — Die schöne Maid sprach da:
‚Willkommen seid, Herr Siegfried, ein edler Ritter gut!'
Wie ward entflammt vom Gruße ihm da des Herzens stille Glut!" —

erhob sich auf einmal Else, schlich auf den Zehen zum Fenster und schaute nach den Sternen.

Dabei wurde es Franz sauer, das Abenteuer zu Ende zu lesen. Als er geendet, klatschte der Bürgermeister in die Hände und die Base rief: „Ei, wie fein!" —

„Solcher Sang labt das Herz wie edler Wein. Da wird man wieder jung", fuhr der Bürgermeister fort.

Franzens Augen waren forschend auf Else gerichtet. Doch die wich ihm aus und bot ihrem Vater eine Erfrischung an.

Da erhob sich Franz, zu gehen. Else ergriff hastig das Licht, dem Gaste die Treppe hinabzuleuchten.

Franz reichte ihr die Hand. Die hielt sie herzhaft fest, und fast flehend kam es über ihre Lippen: „Wollt Ihr meinem Vater noch Einiges vorlesen, so bin ich Euch von Herzen dankbar; doch von dem Leide der Kriemhilde, das lest lieber nicht, mir ist bange davor." —

Der Jüngling sah mit erstaunten Blicken die Erregung ihrer Seele, die auch ihn ergriff. Ihre Hände lösten sich, als er sprach: „Ihr hießet mich vom Leide schweigen. So gönnt mir, von Liebe zu reden. Seht, Jungfer Else, Euretwegen trat ich täglich durch diese Tür in der Hoffnung, Ihr würdet mich einmal zum Bleiben bitten — aber Ihr tatet es nicht. — Nun ist meine Zeit wieder hin. Bald ruft mich mein Amt nach Kassel zurück. Wenn ich die Hoffnung mitnehmen dürfte, daß Euer Herz mir nicht gram wäre, daß Euer Mund eines Tages das Wort fände, das mich glücklich macht — — —"

In dem Augenblicke huschte etwas zwischen dem Paare hindurch. Else tat einen leichten Schrei. Sie hätte bald den Leuchter fallen lassen. Als sie sich umsahen, war es Flocke, Kunos Hündlein, das in dem Hausflur umherschnupperte und verschwand.

Betroffen stand Else da. Franz griff ihre Hand.

„Wartet bis in den Mai, da mag sich leicht manches enthüllen, was heute verborgen ist, und erfüllen, worauf man gehofft."

„Ich danke Euch für den Trost, Jungfer Else. Gute Nacht!"

Die Tritte der Base wurden hörbar. Die Tür schlug zu. Was hatte Else eigentlich gesagt? Sie konnte sich nicht besinnen. Ihr Kopf war ganz verwirrt. Hatte sie ein Versprechen gegeben? — Wie ein Alp legte es sich auf ihre Seele. Nur einer konnte hier retten, und der war so weit!

* * *

Pfingsten. Die tagumblaute Flur sonnte sich im Glanze ihrer fürstlichen Schöne. Lichtdürstend quollen Blatt und Blüte aus dem Bluft. Nun lockte in jeder Hecke das Lied der Liebe. Jeder Hügelhang sandte seine Weihrauchdüfte empor. Über die wehrhaften Mauern der Stadt schwollen die roten Fliederwellen, und am Burgberg saßen zwischen den altverständigen Wachholderbüschchen des Lenzes lustige Gesellen, die woben ein schillernd Kunterbunt.

Eben hob sich der Mittag aus seiner Schlummerstätte im Erlenschatten des Pfiefegrundes, da schritt ein Trupp Jägerburschen über die Zugbrücke den steilen Burgweg herab dem Städtlein zu.

Die schaulustige Jugend harrte ihrer am Tore und begleitete sie jubelnd hinaus auf den abgesteckten Wiesenplan, allwo heute der junge Landgraf seinen Spangenbergern zu Kurzweil ein Bogenschießen veranstalten wollte.

Noch mancherlei gab es zu tun. Die Bahnen mußten begrenzt, die Scheiben gerichtet und die Bogen gespannt werden. Der Wirt zum goldenen Löwen ließ Wein und Bier, dazu einen guten Imbiß in sein geräumig Zelt schaffen. Fahrende Sänger, Spielleute und Hanswürste stellten sich ein. Die Kinder standen truppweise umher und gafften. Eine Schar frohmütiger Mädchen versuchte auf dem Tanzplatze den Ringelreigen.

Pater Hilarius hatte heute der Jugend zu Liebe sich kurz gefaßt. So rückte denn alt und jung in hellen Haufen auf die Festwiese.

Da gab's ein wunderlich Gewoge. Denn auch die Walddörfer des Riedforstes und Stolzings hatten ihre freudehungrige Jugend entsandt.

Auf einmal meldete Paukenschlag die Ankunft des Landgrafen. Die Jäger mühten sich, in den lachenden, lärmenden Knäuel eine Gasse zu brechen und stellten sich zu beiden Seiten des Einganges auf. Dort harrten auch der Amtmann, die Ratsherrn und Pater Hilarius ihres Landgrafen. Der Bürgermeister war immer noch nicht imstande, sein Haus zu verlassen. An seiner Stelle war der Amtmann beauftragt, den jungen Herrn zu begrüßen.

Plötzlich setzte die Musik ein. „Heil, Heil unserm Landgrafen!“ schallte es aus aller Munde.

Nun trat er durch die Schranken unter das Volk. Eine schlanke, herrliche Gestalt. Wie treu das blaue Auge blitzte! Um das stolze Haupt spielte ein Schwall blonder Locken. Das eng anliegende Jägergewand mit dem grünen Samtwams verriet die wohlgebildeten Glieder. Der Landgraf lüftete das Samtbarett mit der wallenden Feder und grüßte das jubelnde Volk.

Darauf reichte er seiner Gemahlin, der schönen Else, die einer Sänfte entstieg, die Hand und führte sie zum Fürstenzelt.

Wie wenn die Morgensonne in den Lenzwald tritt, daß alle Blümlein sich freuen, so nahte die Landgräfin. Ihre Wangen blühten wie die Rosen im Mai, und ihr liebliches Lächeln dünkte jedem einen Gruß. Das weiße Seidengewand war golddurchwirkt, und in dem silbernen Stirnreif funkelte ein Stern.

Der Amtmann sagte seinen Gruß im Namen der Stadt. Der Landgraf dankte.

Als die Fürstlichkeiten Platz genommen, trat ein Herold vor und rief: „Landgraf Otto entbietet Euch seinen Gruß. Jeder Bürger dieser Stadt, der achtzehn Jahre zählt, ehrsam und unbescholten und des Bogens mächtig ist, trete herzu und nenne seinen Namen. Das Los soll die Reihe bestimmen. Den Meister lohnt ein silberner Becher.“ — Hornhall und Heilrufe gaben zustimmende Antwort.

Das war ein drollig Drängen zu Franzens Tische, der, vor dem Sonnenbrande geschützt, in einer Maienlaube stand, und mancher Mann mischte sich in der Jünglinge stattliche Schar.

Auf einmal schob sich einer an den Tisch, sonnenverbrannt, mit bestaubten Kleidern. Niemand hatte sein geachtet, bis er seinen Namen nannte. „Kuno Kretsch“, so klang es dem Sekretarius deutlich im Ohre.

Die Feder entfiel ihm. Seine Hand suchte nach einem Halt an der Tischplatte, als er Kuno ins Gesicht starrte. „Der Kuno ist da“, ging es von Mund zu Mund. Die Nächststehenden griffen seine Hand und grüßten ihn.

Der Amtmann war zu seinem Sohn getreten, um ihm etwas ins Ohr zu flüstern.

„Ehrsam und unbescholten soll sein, wer um des Landgrafen Preis den Bogen spannt. Habt Ihr des Herolds Ruf nicht vernommen?“

In stolzem, überlegenem Tone sagte das Franz und maß Kuno von Kopf bis zu Fuß.

Ein nicht mißzuverstehendes Gemurmel erhob sich, und einzelne Fäuste fuchtelten schon in der Luft.

Der Landgraf war aufmerksam geworden und forschte, was da wäre. Der Amtmann gab ihm Aufschluß: „Der Bursche ist heimlich entwichen und vermutlich schuld an dem Überfall des Bürgermeisters, drum muß ihm der Schuß verweigert werden.“

Aber Kuno war dem Sekretarius die Antwort schuldig geblieben, denn Else trat auf ihn zu. Errötend reichten sie sich die Hände und sahen einander sprachlos an.

Auf Kunos Gesicht lag ein männlicher Ernst, und eine Falte auf der Stirn verlieh ihm einen fast finsteren Ausdruck.

Der Sekretarius sah die Begrüßung und die Tränen an Elses Wimpern. Verwirrt stützte er das Haupt auf seine Hand und starrte vor sich nieder. Das war es also, was sich im Mai enthüllen sollte! —

Kuno konnte kaum einen Gruß mit Else tauschen, als er zum Landgrafen beschieden wurde. Mit schicklicher Verbeugung erschien er.

„Dein Ruhm ist nicht fein. Warum verließest Du Deine Vaterstadt?"

Verlegen sah Kuno zur Seite, als suche er einen Fürsprecher. Da trat Pater Hilarius zu ihm.

„Vergönnt, Herr Landgraf, mir das Wort. — Ich hieß ihn wandern, weil ihn ein Verdacht bedrohte, von dem ich ihn rein wußte."

„Wen Ihr schuldlos nennt, den wollen wir nicht beladen. Herr Sekretarius, schreibt sogleich seinen Namen! — Du aber, Bursche, beweise durch Deinen Schuß, daß Deines Fürsprechers Worte Wahrheit sind." —

Der Landgraf winkte Entlassung. Doch Kuno verharrte noch und nestelte in seiner Wandertasche. Ein fürsorglich eingewickeltes Buchsbaumreis holte er hervor und legte es zu den Füßen der Landgräfin nieder.

„Eure Heimat läßt Euch grüßen, Frau Landgräfin. Das gab mir Euer Gärtner Grunewald zu Kleve. Ihr möchtet das Pflänzchen hegen, und Euer Glück möge dauern wie des Buchsbaums immergrün Gewand" —

Freudig erregt hob die Fürstin die Gabe auf und eine Träne fiel darauf.

„So kommst Du vom Rheine her?" fragte erstaunt der Landgraf.

„So ist es", erwiderte Kuno. „Von Köln fand ich den Weg nach Kleve. Dort hörte ich viel von Euch und Eurem Glück. Und es hielt mich nicht länger in der Fremde."

„Glaub's Dir gern. Ein Hesse ist am liebsten daheim. Doch sage, was bringt Du für Botschaft uns?"

Kuno erzählte Langes und Breites über den Hof zu Kleve und wußte auf alle Fragen der Landgräfin gute Antwort.

Während der Unterhaltung des Fürstenpaares mit Kuno, die der Amtmann samt seinem Sohne mit scheelen Augen gesehen, hatte das Schießen begonnen. Neugierig verfolgten aller Blicke jeden Schuß. Lautes Lachen und neckisches Gerede erklang, wenn sich ein Pfeil ins Blaue verirrte. Und wer dem Schwarzen nahe traf, ihn lohnte manch ermunterndes Lob und Händeklatschen.

Endlich kam auch Kuno an die Reihe. Mit kundiger Hand prüfte er des Bogens pralle Sehne, hielt ruhig aufs Ziel, schoß und traf ins Schwarze. Verwunderung und Anerkennung scholl ihm aus jedem Munde.

Wieder trat der Herold vor, des Siegers Namen zu verkünden: „In des Landgrafen Namen: Kuno Kretsch, der Küfer dieser Stadt, ist kraft seines Schusses des Tages Meister. Wer es anzweifelt, der übertreffe ihn."

Niemand meldete sich.

Der Landgraf, der sich längere Zeit mit Pater Hilarius unterredet, erhob sich und ließ den silbernen Becher mit edlem Weine füllen.

„Zum Wohle dem Meister!" rief er in die Menge.

„Heil dem Landgrafen!" dröhnte es zurück. Der Landgraf trank dem wackeren Schützen zu.

Der nahm den Becher: „Heil unserer Frau Landgräfin!" Der Ruf entfachte abermals brausenden Jubel.

Als Kuno den Becher geleert, wollte er ihn zurückgeben.

„Der Becher ist Dein", hub der Landgraf an. „Von heute heiße ich Dich meinen Küfermeister." — Drauf neigte er sich vertraulich zu seinem Ohre und flüsterte: „Vielleicht stimmt dieser Tag den gestrengen Herrn Bürgermeister milder gegen Dich." —

Kuno neigte sich dankend. Er wußte keine Worte für so viel Güte und Freundlichkeit zu finden.

„Ich sehe, die Jugend rüstet sich zum Rundgang und die Musik setzt ein", sagte der Landgraf. „Du hast heute den Vortritt, Kuno. Die Landgräfin wartet auf Deine Hand."

Kuno wagte nicht, seine Augen zu der hohen Frau zu erheben. Er neigte sich tief. Sie bot ihm ihre Hand.

So schritten sie auf den blumigen Plan. Der Landgraf folgte mit Else nach. Und wer ein fröhliches Herz in der Brust trug, der legte seine Hand in eine andere und schloß sich an.

Die Alten draußen an der Umzäunung konnten sich nicht genug verwundern über die Anmut, mit der sich Kuno und Else neben dem Fürstenpaare bewegten. Und das fürstliche Gewand ertrug ohne Schaden das bestaubte Wanderkleid neben sich.

Nach dem Tanze gingen der Landgraf und seine Gemahlin in das Zelt zurück. Kuno aber und Else verloren sich unter ihren Jugendgespielen.

Wohl eine Stunde noch sahen die Fürstlichkeiten dem frohen Treiben zu, dann brachen sie auf. Kräftige Heilrufe begleiteten sie.

Der Amtmann und sein Sohn waren die ersten, die ihnen nachfolgten.

Pater Hilarius aber suchte das glückliche Paar auf. Lange besprach er sich mit ihm. Endlich kam man überein, Kuno sollte zunächst seiner Mutter Botschaft bringen und dann noch vor Abend das Ja aus des Bürgermeisters Munde vernehmen. Else wollte der Base Traut Bericht erstatten, während der Pater es übernahm, den Vater vorzubereiten.

So verließen sie denn unbemerkt das Fest in dem gewissen Gedanken, am Ziele ihrer Wünsche angelangt zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 15. September unternahm der Hessische Geschichtsverein in Marburg einen Ausflug nach dem Gleiberg bei Gießen, dessen Ruinen unter der Führung des Herrn Dr. Dersch betrachtet wurden. Zuerst gab der Vortragende einen kurzen Überblick über die wechselreiche Geschichte der Ruine dieser Burg, die einst von den Konradinern angelegt sein soll, für deren Bestehen wir aber nur als älteste Bestätigung eine Urkunde aus dem Jahre 1026 haben. Sie kündet, daß Graf Welf II. († 1039) sich eine Gattin aus salischem Geschlecht von der Burg Glizberch geholt habe, d. i. Imiza, die Tochter des Grafen Friedrich von Luxemburg und Nichte Kunigundens, der Gemahlin König Heinrichs II. Ihr Neffe, Hermann von Luxemburg, der im Jahre 1081 Gegenkönig Heinrichs IV. wurde, kam nach dem Tode seiner Brüder in den alleinigen Besitz der Burg. Lange Zeit hielt sie sich, bis sie schließlich doch trotz starker Befestigung im Jahre 1103 von Heinrich V. erobert und von diesem dem kaisertreu gebliebenen Vetter Hermanns gleichen Namens übergeben wurde. Eine Tochter dieses, so will es scheinen, doch ist die Verwandtschaft ungewiß, gründete 1129 das Augustinerkloster Schiffenberg. Ihre Neffen Otto und Wilhelm, die Gründer Gießens, sind dann Besitzer des Gleibergs. Als sie 1177 starben, teilte sich ihre Erbschaft in zwei Teile, deren einen Pfalzgraf Rudolf I. von Tübingen, der Wilhelms Tochter Mathilde geheiratet hatte, deren andern Hartrad II. von Merenberg, der Gatte von Ottos Tochter Irmgard, erhielt. 1265 verkauften die Tübinger ihren Anteil an Landgraf Heinrich I., „das Kind von Hessen", der sofort die Merenberger mit der Burg und anderen Anteilen belehnte. Als 1328 der Mannesstamm der Merenberger erlischt, fällt Gleiberg als Mitgift der Tochter des letzten Merenbergers an den Grafen Johann von Nassau-Weilburg und Saarbrücken, der Lehnanteil aber an Hessen zurück, so daß jetzt Hessen und Nassau gemeinschaftliche Besitzer der Gleiberger Herrschaft sind bis 1585. Im Jahre 1574 erlosch die Linie Nassau-Saarbrücken und in das Erbe teilten sich die Brüder Albrecht und Philipp von Nassau-Weilburg derart, daß der Gleiberg an Albrecht fiel. Ein halbes Jahrhundert später, als Graf Ernst Kasimir von Nassau während des dreißigjährigen Krieges in des Kaisers Ungnade gefallen war, schenkte letzterer Amt und Burg Gleiberg an Hessen-Darmstadt, gab es jedoch nach Eröffnung der Friedensverhandlungen wieder an Kasimir zurück, der sich 1646 auf dem Schloßhof zu Gleiberg aufs neue feierlich huldigen ließ. Aber noch im selben Jahre brach das Verhängnis herein. Landgraf Georg II. hatte mit kaiserlichen Hilfstruppen die Wetterau besetzt. Der Schwedengeneral Wrangel verlangte die Entlassung der kaiserlichen Regimenter und zog mit dem General Geyso nach Süden, eroberte Amöneburg und belagerte in Gemeinschaft mit Hessen-Kassel die durch darmstädtische Truppen unter Hoffmann besetzte Burg Gleiberg. Nach tapferer Gegenwehr fiel die stolze Burg am 9. Juni 1646 dem Feuer zum Raub. Was dieses verschont hatte, verfiel der auf die erzwungene Übergabe folgenden Plünderung. Die Burgreste blieben im Besitze der Nassauer und dienten, soweit sie noch dazu tauglich waren, zur Aufbewahrung von Zehntgetreide. 1816 trat Herzog Wilhelm von Nassau die Herrschaft Gleiberg an Preußen ab, 63 Jahre später schenkte dieses die Burg an den Landrat von Tieschowitz in Wetzlar, der nun seinerseits sie dem 1837 gegründeten Gleiberger Geselligkeitsverein überließ mit der Verpflichtung der Unterhaltung.

Der älteste Teil der Burg ist wohl der runde Bergfried, und nicht der viereckige, wie Happel*) ohne durchschlagenden Beweis behauptet. Schon seine Lage auf dem Gipfel des Berges sowie der heute allerdings zugeschüttete Brunnen lassen wahrscheinlicher machen, daß der runde Bergfried der ältere ist, da eine Burganlage ohne Brunnen, und

*) E. Happel, Die Burgen im oberen Hessen. Marburg 1905.

ein solcher ist im viereckigen nicht nachweisbar, undenkbar ist. Das Mauerwerk als Beweismittel heranzuziehen, wie Happel es tut, ist nur dann möglich, wenn auch von dem viereckigen Bergfried genügend erhalten wäre, was nicht der Fall ist. Die „raffinierte“ Anlage des „Fallschachtes“ bezeugt Herrn Happel, daß der runde Bergfried der jüngere sein muß. Aber wer beweist, daß dieser Schacht tatsächlich ein Fallschacht ist, in den etwa eindringende Feinde ahnungslos stürzen sollten? Ist das nicht am Ende wieder bloß das Ergebnis in der Ferne suchender Erklärer, denen die Bedeutung dieses Schachtes als ganz gewöhnlicher Luft- und Lichtschacht, dessen Mündung, um die Außenwände unversehrt zu lassen, in den Eingangsweg gelegt worden ist, von dem aus genügend Luft und Licht einfiel, zu prosaisch, zu nüchtern ist und die in ihrem Eifer, hinter allem von der Regel auch nur wenig Abweichendem etwas ganz Geheimnisvolles sehen zu müssen, den Dingen Zwecke unterschieben, an welche die Urheber nie gedacht haben, ja kaum gedacht haben können?! Ohne Luftzufuhr, ohne Licht wären die Kellerräume unbrauchbar gewesen. Der Vortragende konnte aus diesen Erwägungen heraus der Happelschen Ansicht nicht beistimmen und bleibt bei der Ritgenschen Ansicht*), im runden Bergfried und den diesem anliegenden Palas den ältesten Teil der ganzen Burganlage zu sehen, über dessen Alter sich Genaueres vorläufig nicht sagen läßt. Die älteste Anlage hätte demnach umfaßt den runden Bergfried, den Palas I und den einen engen Hof einschließenden Mantel, später kam dann der tiefergelegene Palas II, d. i. der sog. Merenberger Bau, in dem sich eine heizbare Kemenate mit darunterliegendem Tonnengewölbe befand, hinzu, und schließlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Albertus- und der Nassauer Bau, in denen sich heute die Burgwirtschaft findet. Die äußere Ringmauer mit vier Halbtürmen stammt aus dem 14. Jahrhundert. Außerhalb der Burg befindet sich die an Stelle der ursprünglich innerhalb der Burg liegenden, dann aber nicht mehr den Ansprüchen genügenden um 1350 erbaute Kapelle.

Gegenüber dem Gleiberg und mit diesem durch einen unterirdischen Gang verbunden, liegt der 1260 als Vogdesberg erwähnte Vetzberg, dessen Schloß um 1145 von den Merenbergern aufgeführt worden ist. Im Jahre 1152 ist dieses zum ersten Male als Burgmannensitz der Ganerben genannt, der es bis zum Jahre 1765 geblieben ist. Den vier letzten derselben kaufte in diesem Jahre Fürst Karl von Nassau-Weilburg ihre Rechte für 2000 Gulden ab. Die Ganerben versuchten am Ende des 13. Jahrhunderts die Abschüttelung der merenberg-nassauischen Oberherrlichkeit mit Hilfe der Herren von Falkstein-Münzberg ohne Erfolg. 1447 wurde die Burg durch Eberhard III. von Eppstein-Königstein erstürmt. Heute zeugen nur noch wenige Trümmer von der einstigen Feste. H. F.

*) H. v. Ritgen, Geschichte von Burg Gleiberg, im 2. Jahresberichte des Oberhess. Vereins für Lokalgeschichte, Gießen 1881, S. 3—77.

Auf dem ersten wissenschaftlichen Unterhaltungsabend des Hessischen Geschichtsvereins zu Kassel, der nach der Sommerpause am 1. Oktober stattfand, begrüßte zunächst der Vorsitzende General Eisentraut die Anwesenden und warf einen Rückblick auf das verflossene Jahr. Museumsdirektor Dr. Böhlau zeigte hierauf ein in der Nähe von Bebra aufgefundenes Streitbeil vor, das nur in zwei ähnlichen Stücken einer mährischen Sammlung eine Analogie findet. Es kennzeichnet sich besonders dadurch, daß Beil und Stiel in einem Stück aus Bronze gegossen sind; die Beilfläche ist durch Linienmuster in einfacher Weise verziert. Zwei Ansätze sind nicht gut zu erklären und bedürfen noch einer weiteren Untersuchung. Nach allen bisherigen Feststellungen kann das Beil bis auf das dritte Jahrtausend vor Christi Geburt zurückdatiert werden. General Eisentraut sprach die Vermutung aus, daß der etwas schwache Stiel ehemals noch durch einen Holzansatz ergänzt gewesen sei. Eine Verlängerung des oberen Stielendes habe vielleicht dazu gedient, irgend welchen befestigenden Schnüren ihre Lage zu sichern. Ingenieur Happel war hingegen der Ansicht, daß zur Herstellung eines solchen Bronzestückes zunächst ein Modell vorhanden gewesen sein müsse; dieses Modell sei aber zweifellos ein Stein- oder Bronzebeil gewesen, dessen hölzerner Stiel oben aus dem Beil herausragte und somit Veranlassung zu dem hier vorliegenden Ansatz wurde. Die auf dem Beil angebrachten Linienmuster würden später wohl mit einem meißelartigen Instrument eingehauen sein. — Hierauf machte Ingenieur Happel interessante Mitteilungen über die Kirche zu Dagobertshausen und einige andere hessische Dorfkirchen, die gleichzeitig als Wehrbauten für die Zeiten der Not errichtet waren. Über dem Kreuzgewölbe der Kirche zu Dagobertshausen zeigt das Sandsteinmaterial im Innern kräftige Brandnarben; vermutlich fiel gelegentlich eines Feuers auch der Turmhelm auf das Kirchendach und zerschlug die Gewölbe, auch das Kirchendach selbst mag dabei in Brand geraten sein. Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf erinnerte daran, daß auch die Kirche zu Landwehrhagen noch vor 15 Jahren von Mauern mit Schießscharten und einem Wassergraben umgeben gewesen sei. Er sei seinerzeit gegen das beabsichtigte Niederreißen der

Mauern eingetreten, der Landeskonservator habe sich auch willfährig gezeigt, das Konsistorium habe aber dann veranlaßt, daß die Mauern fielen, so daß jetzt nur noch die Gräben vorhanden sind. — Der Vorsitzende kommt sodann auf die in den „Spaziergängen“ des Kasseler Tageblattes angeschnittene Hirzsteinfrage zu sprechen; es sei Pflicht des Geschichtsvereins, der dem Hirzstein drohenden Gefahr vorzubeugen und sich zu diesem Zweck mit anderen Vereinigungen in Verbindung zu setzen; wenigstens müsse man die Garantie haben, daß der obere Teil des Hirzsteines nicht durch das Basaltwerk in Anspruch genommen werde. — Nunmehr entwirft General Eisentraut ein überaus anschauliches Kriegsbild, indem er über zwei Heldentaten aus dem siebenjährigen Krieg berichtet und dabei ausgeht von den hinterlassenen und in Band IX des „Hessenland“ veröffentlichten Aufzeichnungen der bekannten hessischen Schriftstellerin H. Brand (Frau Wigand, geb. Hillebrand).*) Frau Brand hatte hierin berichtet, ihr Urgroßvater, ein durch Größe und Stärke hervorragender hessischer Soldat aus Ebsdorf bei Marburg, habe sich im spanischen Erbfolgekrieg dadurch ausgezeichnet, daß er seine Kameraden durchs Wasser getragen und gerettet habe; dafür sei er vom Landgrafen von Hessen zum Offizier gemacht worden. Sein Sohn Johann Philipp habe als Offizier den amerikanischen Feldzug mitgemacht, und dessen Tochter wieder habe den Regierungspräsidenten von Gärtner geheiratet, dessen Mutter eine geb. Murhard war. General Eisentraut hat nun aus den Archivakten festgestellt, daß nicht der Urgroßvater, sondern dessen zu Niederelsungen geborener Sohn Johann Philipp Hillebrand, der später mit einer geborenen von Trott zu Solz verheiratet war, jene Heldentat, und zwar im siebenjährigen Kriege, verrichtete. Dieser stand als Gefreiter beim Regiment Prinz Karl und machte als solcher die Schlacht bei Krefeld am 23. Juli 1758 mit. Ferdinand von Braunschweig ließ einen Teil der feindlichen Besitzungen, darunter auch Roermund an der Maas, besetzen; als die Franzosen anrückten, ließen sie die Stadt auffordern, sich zu ergeben. Oberst Linsdow ließ darauf drei Tore der Stadt schließen, und nachdem die gesamte Besatzung abgezogen, übernimmt es Fähnrich von Berner mit einigen Soldaten, das vierte Tor von innen zu schließen und sich dann mittels eines Strickes von der Stadtmauer herabzulassen. Um den Feind möglichst lange zurückzuhalten, hatte Linsdow ein Kommando von 12 Mann unter dem Gefreiten Johann Philipp Hillebrand an der Maas aufgestellt, das man dann beim Abzug vergessen hatte. Als nun die Franzosen herankamen, schickte Hillebrand einen Soldaten nach Roermund, dieser fand die Tore verschlossen und kehrte um; Hillebrand eilte ihm entgegen und instruierte ihn, diese Tatsache zu verschweigen, um so den Mut der kleinen Abteilung nicht zu brechen. Es gelang ihm, die Franzosen mehrere Stunden lang durch Unterhandlungen hinzuhalten und dann nach einem gefahrvollen Rückzug wieder zu seinem Obersten zu stoßen. Der Landgraf war über das Verhalten von Berners und Hillebrands so erfreut, daß er beide zu Leutnants beförderte. — Sanitätsrat Schwarzkopf referierte zum Schluß noch über die Chronik des Kasseler Bürgers Johann Escherich (1739 bis 1795), eines angesehenen Kaufmannes, der zugleich Leutnant im Kasseler Schützenbataillon war. Wir werden den Wortlaut dieser Chronik demnächst im „Hessenland“ zum Abdruck bringen.

*) „Hessenland“ 1895, S. 54: Ein Beitrag zur Geschichte der Familie Hillebrand.

Vermählung. Am 14. Oktober fand zu Meerholz, der Residenz des Grafen Gustav zu Ysenburg und Büdingen, des Inhabers der Standesherrschaft Ysenburg-Meerholz, die Vermählung der Gräfin Ortrud zu Ysenburg und Büdingen mit Seiner Hoheit dem Prinzen Albert zu Schleswig-Holstein-Glücksburg statt. An der Feier nahm auch der Kaiser teil, der gegen 2 Uhr mittags in Meerholz eintraf, nachdem er am Morgen am Gottesdienst in der Marienkirche zu Gelnhausen teilgenommen und darauf das Romanische Haus und die Barbarossaburg (Kaiserpfalz) besichtigt hatte.

Hochschulnachrichten. Als Nachfolger des nach Freiburg i. Br. übergesiedelten Direktors des pathologischen Instituts Professor Dr. Aschoff wurde nunmehr Professor Dr. Benecke in Königsberg, ein Sohn des verstorbenen Geheimrats Benecke in Marburg, berufen. — Der Historiker Professor Dr. E. Klebs, Privatdozent an der Berliner Universität, wurde als außerordentlicher Professor der Geschichte an die Universität Marburg berufen. — Der Privatdozent in der theologischen Fakultät der Universität Marburg Lic. theol. Knopf wurde zum außerordentlichen Professor ernannt. — Vom 15. Oktober d. J. ab wurde bei der hygienischen Abteilung des Instituts für Hygiene und experimentelle Therapie der Universität Marburg ein Untersuchungsamt für ansteckende Krankheiten errichtet. — Am 14. Oktober fand in der Aula der Marburger Universität die Einführung des neugewählten Rektors, Professor Dr. von Sybel, statt. — Am 15. Oktober nahm das Wintersemester seinen Anfang.

Altertümliche Funde. Beim Bau der neuen Eisenbahnstrecke Treysa-Hersfeld fand man beim Dorfe Loshausen bei der Anlage des Bahnhofbrunnens in 6 m Tiefe einen kleinen Krug, der ein lateinisches P als Aufschrift trug. Der Krug wurde durch Vermittelung der Eisenbahnbehörde dem Kasseler Museum übergeben. — Bei dem Dorfe Riebelsdorf fand man beim Einhauen eines Einschnittes unter einem alten Eichbaum einen Topf mit Silbermünzen.

Erinnerungszeichen. Der Kreis Ziegenhain wird am 22. Oktober der deutschen Kaiserin zur Erinnerung an ihren Besuch in Treysa eine Sammlung von Trachtenbildern überreichen lassen.

Todesfall. Am 6. Oktober verschied zu Wiesbaden der Königl. Generalmajor z. D. Fritz von Bernuth, der von 1866 bis 1873 an der Spitze des Husaren-Regiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Kurhessischen) Nr. 14 als dessen erster Kommandeur stand. Im Kriege 1870/71 schuf von Bernuth als damaliger Oberst durch die Attacke bei Gundershofen den 6. August zum Ruhmestage des Regiments.

Zur Besprechung eingegangene Bücher:

Beiträge zur Glockenkunde des Hessenlandes von F. Hoffmann und B. Zölffel. Mit 30 Tafeln Abbildungen. Herausgegeben vom Verein für hess. Geschichte und Landeskunde. Kassel (Kommissionsverlag von Georg Dufayel) 1906.

Traum und Tag. Neue Gedichte von Therese Köstlin. Stuttgart (Verlag von Max Kielmann). 1,50 M., geb. 2,50 M.

Der alten Sehnsucht Lied. Erzählungen von Rudolf Herzog. Stuttgart und Berlin (J. G. Cottasche Buchhandlung) 1906. 2,50 M.

Personalien.

Verliehen: dem Grafen Gustav von Ysenburg-Büdingen der Kronenorden 1 Kl.; dem Geh. Sanitätsrat Dr. Endemann zu Kassel der Rote Adlerorden 3. Kl. mit der Schleife; dem Landrat von Gröning und dem Metropolitan Schäfer zu Gelnhausen, dem Schloßpfarrer Kohlenbusch zu Meerholz, dem Steuerinspektor Wanieck, dem Schloßkastellan a. D. Marchand und dem Landessekretär Wiegand zu Kassel, sowie dem Obersteuerkontrolleur von Höwel, bisher in Rotenburg, letzteren beiden beim Übertritt in den Ruhestand, der Rote Adlerorden 4. Kl; dem Gräfl. Rentmeister Heuser zu Meerholz, dem Hegemeister Nogatz zu Gittersdorf, dem Polizeikassen-Rendant Biehl zu Kassel beim Übertritt in den Ruhestand und dem Gerichtsvollzieher a. D. Schmidt zu Schmalkalden der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern a. D. Bach zu Hanau und Lang zu Hünfeld, sowie den Lehrern Kleinfeller zu Streitberg und Gramm zu Lütter der Adler der Inhaber des Königlichen Hausordens von Hohenzollern; dem Oberlehrer an der städt. höh. Mädchenschule zu Marburg Dr. Wintzer der Charakter als Professor; den Rechtsanwälten und Notaren Blomeyer und Müller zu Hofgeismar, sowie Leroi in Hanau der Charakter als Justizrat; dem Rentmeister Herwig zu Homberg beim Übertritt in den Ruhestand der Charakter als Rechnungsrat.

Ernannt: der Hilfspfarrer Bockenberg zu Melsungen zum Pfarrer in Dudenrode; Steuersekretär Ibe zu Fulda zum Rentmeister bei der Kgl. Steuerkasse in Homberg.

Versetzt: der Bergwerksdirektor Bergrat Zirkler zu Sooden an das Salzwerk zu Bleicherode; Regierungsbaumeister des Hochbaufaches Schröder von Gudensberg nach Kassel; die Oberlandmesser Schwarzkopf von Kassel nach Witzenhausen und Kullmann von Witzenhausen nach Treysa; der Landmesser Kreis von Fulda nach Hünfeld.

Entlassen: Gerichtsassessor Schultheis zu Fulda infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgericht in Hanau aus dem Justizdienst.

Geboren: ein Sohn: Kgl. Kammermusiker J. Dilcher und Frau Aenne, geb. Hahn (Kassel, 3. Oktober); Dr. Ahlborn und Frau Elisabeth, geb. Krieger (Kassel, 9. Oktober); — eine Tochter: Landmesser Schmidt und Frau Anna, geb. Hassel (Fulda, 6. Oktober).

Gestorben: Rittmeister a. D. Graf Karl Emich zu Leiningen-Westerburg (München, 28. September); Fräulein Marie Nagell (Kassel, 1. Oktober); Frau Oberprediger Feyerabend, geb. Fischer, 94 Jahre alt (Marburg, 3. Oktober); Pfarrer Zimmermann, 81 Jahre alt (Hanau, 3. Oktober); Privatmann Jakob Degenhardt, 60 Jahre alt (Kassel, 4. Oktober); Schloßkastellan a. D. Julius Baldewein, 85 Jahre alt (Kassel, 4. Oktober); Kaufmann Wilhelm Gleim, 49 Jahre alt (Melsungen, 8. Oktober); Frau Lehrer Möller, geb. Kellermann (Marburg, 11. Oktober); Stadtältester Karl Theodor Sommerlad, 86 Jahre alt (Biedenkopf, 11. Oktober); Lehrer a. D. Wilhelm Loos, 84 Jahre alt (Friedberg).

Briefkasten.

Frau Mary H. in K. Wir können an dieser Stelle nicht nochmals auf die Frage eingehen, haben aber Ihr Schreiben, in dem Sie eine Beeinflussung der Rohrbachschen Gegenkritik von sich abweisen, Herrn Gustav Adolf Müller zugesandt.

Forstmeister M. in N. Wie uns der Verfasser des Aufsatzes über Rüsselsheim nunmehr mitteilte, hat Wilhelm II., Vater Philipps des Großmütigen, die Wallbefestigung gebaut.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№. 21. XX. Jahrgang. Kassel, 1. November 1906.

Gedichte in Abteröder Mundart.

Von Helene Brehm, Rinteln.

Kärmes.

Imme Deärf wärd de Kärmes angebloasen,
Doa eß emoal en Läwedage[1] uff d'n Stroaßen!
De Borsche gän meät un schuchzen[2] un singen,
De Kinner dänzen debie un schbringen.

Imme gänzen Deärf äß hied iddel[3] Fraide,
Nor Eins schdädd allein uff der Howeraide[4]
Un butzt nach des Zinn un des Köbberwerk[5] blank,
De Auwen vull Wasser, des Herze krank.

Es siffzt: „Ach, worum hunn me uns gezanket?!
Non hädde[6] me vär minnen Struch[7] gedanket.
De ännern Maichen, die hunn goat gelache,
Die kunn alle de Kärmes meät gemache!

Die hunn alle äre Kärmesborsche! —
Äwer kenner äß so häbsch wie minn Schorsche!
Ach Gott, wie did me minn Herze so weh!
Ich mudde[8] ai nit glich so garschdig gesee!"

Doa kimmt Einer un packet's vun hingen:
„Katterlie[9], gähste meät me unger Lingen[10]?"
Es hänket em emm Halse: „Joa, Schorsche, joa!
Gott see gedanket, du bist wedder doa!"

---

[1] Leben, [2] jauchzen, [3] eitel, [4] Hofreite, [5] Kupfergeschirr, [6] hat er, [7] Kirmesstrauß, welchen der Bursch am Hut befestigt. [8] mußte, [9] Katharine-Elise, [10] unter die Linde, d. h. auf den Tanzplatz.

De Wetfrai.[1]

Dän gänzen Dak muß ich mich racker und schinge[2],
Unn dach benn ich froh, wenn ich Arweit finge,
Unn dach ha ich nischt, wie minn oarm Schdickchen Brot. —
Värr so änn Läwen — doch dusendmoal dod!

Das hett me kenn Mensch an d'r Hotzen[3] gesungen!
Als Maichen, doa ha ich mich nit so geschungen! — —
Unse scheene Werk hett minn Henner versoffen,
Dänn — ha ih'n uff 'me Bodden am'me Schdricke getroffen.

Wo äß denn minn Schnuppdoog? Ich muß wedder krische[4].
Ich were nach blind vum'me Auwengewische. — — —
Non werds äwwer Ziet, daß ich heimen geh,
Unn daß ich nach minnen Kinnern seh. —

Ich glaiwe gar, se kummen doa ungen?!
Die wum'me wohl hälfe? Joa, 's sinn minne Jungen!
Gunn Oaved ai, Karlchen, gunn Oaved, minn Fritze! —
Kleiner, joa, däffst[5] uff 'me Schiewekarr'n gesitze!

Joa, Karl, trai[6] de Schippen! Was, ai nach de Hacken?
Bist goat! denn bruch' ich mich nit so ze bepacken.
Non äwwer häbsch langsam dän Kresselbärk nunger,
Sist gätt de me beide koppäwwer, koppunger! — —

Minne Kinner — joa, die machen me Fraide.
Gott, himmlischer Vater, erhäl se me beide!
Ich well mich joa gärne minn Lewedak schinge,
Wänn ich nor derheim minne Kinnerchen finge.

---

[1] Witfrau, [2] schinden, [3] Wiege, [4] weinen, [5] Dorfstraße. [6] trage.



Das Kastell in Kassel.

Von C. Neuber.

(Schluß.)

Mit dem Wiedereinzuge des Kurfürsten Wilhelm I. am 21. November 1813 traten wieder ruhige Zustände ein, und vom Kastell hört man ein Jahrzehnt wenig. Da erhielt sein Sohn und Nachfolger Wilhelm II. während seines Aufenthaltes im Bade Nenndorf am 24. Juni 1823 den bekannten anonymen Drohbrief, worin unter groben Schmähungen, zugleich aber auch Warnungen von ihm verlangt wurde, dem Lande eine Verfassung zu geben und seiner Geliebten, der Gräfin Reichenbach, keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu gewähren u. a. Trotz loyaler Kundgebungen der Bevölkerung in den Orten, die der Kurfürst auf seiner Heimkehr nach Kassel passierte, und Abraten seiner Umgebung nahm dieser die Sache sehr ernst und setzte eine Untersuchungskommission ein. Diese trat mit der Polizei ins Einvernehmen, zumal inzwischen weitere Drohbriefe erschienen. Es fanden eine Menge Verhaftungen von verdächtigen Personen statt, die zumeist nach strenger Beaufsichtigung in den Gefängniszellen des Kastells ihre Unschuld zu erweisen vermochten. So saßen damals im Kastell ein Unteroffizier Eichenberg, dessen Handschrift zum Drohbrief passen sollte, ferner ein Bedienter des Grafen Hessenstein namens Engelbrecht, der einmal Drohungen allgemeiner Art ausgestoßen hatte, zwei Studenten und ein Registrator aus Marburg (Fößer, Heine, Kannegießer), sowie Rechtskandidat Frankfurt, die ein unruhiges Leben führten, und der letztere, weil er unwillig war, daß er nicht gleich angestellt wurde. Ferner Oberpostamtsskribent Adolph Maurer, durch dessen Hände, jedoch ohne sein Wissen, der erste Drohbrief gegangen war, ebenso Kabinettskanzlist Franz Karl Müller, durch dessen Hände sogar zwei Drohbriefe an den Kurfürsten gelangt waren und dem allerdings einige Dienstvernachlässigungen zur Last fielen. Endlich ist zu nennen der Premierleutnant Karl Friedrich Robert beim Artillerieregiment, der ohne Legitimation in das damals durch eine starke Postenkette abgesperrte Schloß zu Wilhelmshöhe eingedrungen war und der im Arrest aus Verzweiflung einen Selbstmordversuch machte, und der Forstpraktikant Ernst v. Loßberg, der sich über die Maßnahmen der Regierung in unvorsichtiger Weise geäußert hatte.

Auch wurden Personen, die aus anderen Gründen in Haft genommen worden waren, mit der Drohbrief-Angelegenheit in Verbindung gebracht. So im Januar 1824 die zwei Brüder Hofrat Dr. phil. Friedrich und Dr. jur. Karl Murhard, die Stifter der nach ihnen benannten Stadtbibliothek, geborene Hessen und in Frankfurt a. M. wohnhaft, die wegen staatsgefährlicher Umtriebe festgenommen, ins Kastell gebracht und dann nach einigen Wochen als unschuldig entlassen wurden.

Das Ende dieser ganzen Angelegenheit war, daß Polizeidirektor Manger selbst verhaftet und auf die Bergfeste Spangenberg gebracht wurde, wo er 6 Jahre zubringen mußte. Das gegen ihn geübte willkürliche Verfahren gehört nicht hierher.[1])

Außer den genannten als politische Verbrecher anzusehenden Personen kamen in das Kastell Militärsträflinge schwerer Art; bei leichten Vergehen kamen Offiziere in ein nach der Straße hin mit Gitterfenstern versehenes Arrestlokal in der Hauptwache am Auetore; Mannschaften verbüßten geringere Freiheitsstrafen in den Kasernen. Im Kastell befanden sich die berüchtigten Lattenkammern, d. h. Behältnisse zur Verbüßung strengen Arrestes, bestehend aus einer sechsseitigen Umzäunung von Brettern (Latten), die jedesmal mit den Kanten nach innen gelegt waren, von kaum Manneshöhe, in denen die Sträflinge je nach Lage der Sache einen oder mehrere Tage zubringen mußten, sogar mit Schärfung durch Ablegung der Kleidung u. dgl. Eingeführt war das furchtbare Institut durch die Kriegsartikel vom 30. November 1818 (Art. 4 ff.) [2]) unter Aufhebung der Stockschläge, und unterschieden in gelinden Arrest, bei welchem der Arrestant jeden zweiten Tag gewöhnlichen Arrest hatte, und scharfen Arrest in der Lattenkammer, bei welchem er erst den dritten Tag gewöhnlichen hatte. Der scharfe Arrest in der Lattenkammer vertrat die Stockhausstrafe 4. Klasse dergestalt, daß vier Wochen scharfer Lattenarrest gleichgeachtet

---

[1]) Vgl. Röth u. Stamford, a. a. O. S. 493. — Münscher, a. a. O. S. 491. — von Horn: 1. Die Verschwörung gegen den Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen-Kassel (Ilmenau 1824) S. 322 ff. 2. Diplomat. Bericht über die revolutionären Drohbriefe (Zerbst 1826) S. 194 ff.

[2]) Kurhessische Gesetzsammlung S. 119 ff.

wurden vier Monaten Stockhaus. Unteroffiziere konnten nur nach vorgängiger Degradation Lattenarrest oder sonstige peinliche Strafe erleiden. Während des Aufenthalts in der Lattenkammer wurde übrigens stets die Kost des gelinden Arrests verabreicht; denn man unterschied beim gewöhnlichen Arrest ohne Latten auch gelinden und scharfen. Aufgehoben wurde diese Einrichtung durch Gesetz vom 31. Oktober 1848.[3]) An ihre Stelle traten strenger und mittlerer Arrest, die beide im Kastell verbüßt wurden, bzw. Einstellung in die Strafabteilung, die sich anfangs im sog. Modellhause am Schützenplatze befand, später jedoch in das Kastell verlegt wurde.

Während der Reaktionsperiode in den 50er Jahren, wo über Kurhessen der Kriegszustand verhängt wurde, mußten verschiedene ehrenwerte Männer als politische Verbrecher in das Kastell wandern, um ihrer Aburteilung durch die Kriegsgerichte entgegenzusehen, wie Dr. Friedrich Oetker, der Redakteur der „Neuen hessischen Zeitung“ (Vorläuferin der „Hessischen Morgenzeitung“), der bekanntlich an dem Tage verhaftet wurde, an dem der damalige Oberbefehlshaber, Generalleutnant v. Haynau, die denkwürdige Parade über die Kasseler Garnison abhielt (4. Oktober 1850), jedoch schon bei dessen Abzug nach Wilhelmsbad bei Hanau freigelassen wurde (25. Oktober 1850).

Im folgenden Jahre (Juli 1851) kamen die demokratischen Redakteure Adam Trabert und Hornfeck (der Dichter des Schenkenbuchs), nachdem sie in Fulda verhaftet worden waren, nach Kassel ins Kastell, ebenso Dr. Gottlieb Kellner (mit Heinrich Heise Redakteur der „Hornisse“), nachdem (ebenfalls im Juli 1851) sein Aufenthalt im Kloster Wormeln bei Warburg ausgekundschaftet worden war, nach längeren Verhandlungen zwischen preußischen und hessischen Behörden in der Nacht vom 13. zum 14. August 1851. Trabert hat hierüber und über die mit Hilfe des Gardisten Zinn bewerkstelligte Flucht Kellners im Jahrgang 1887 des „Hessenland“[4]) ausführlich berichtet.

Die Behandlung der Gefangenen im Kastell ist im allgemeinen streng gewesen. In der bereits erwähnten Schrift von J. v. Horn (Diplomat. Bericht ꝛc.) wird im Kapitel X, überschrieben: „Blick in das Kastell der Unterneustadt zu Kassel“, S. 212 ff. eine Schilderung unter besonderer Bezugnahme auf die damaligen Verhältnisse gegeben, woraus hervorzuheben ist:

„Die Zimmer der Hauptetage sind sehr hoch und zum Teil auch geräumig und haben hohe Fenster, die der zweiten Etage und des Erdgeschosses stehen in allem etwas zurück, sind aber doch immer wohnlich. Für sämtliche Zellen sind jedoch manche gleichmäßig drückende Einrichtungen. In der Regel wird jede täglich nur einmal geöffnet, um etwaige Bestellungen anzunehmen und Speisen zu reichen. Bücher können nur mit besonderer Erlaubnis benutzt werden, ebenso Schreibmaterialien, und abzusendende Briefe werden erst gelesen. Die wegen der Drohbriefe Festgenommenen wurden zumeist bei Beginn, wo man glaubte Geständnisse zu erwirken, streng behandelt, dann aber, sobald verschiedene Umstände zu ihren Gunsten sprachen, milder.“

In den 40er Jahren wurden zur Vermeidung des Verkehrs mit der Außenwelt, zunächst mit der Wachtmannschaft, diejenigen Zimmer, die besonders schwere Verbrecher bargen, im ersten Stock mit festen Jalousien, im Erdgeschosse mit Kastenblendungen versehen.

Staatsgefangenen, die ihren Strafarrest im Kastell abbüßten, sollten auf einen Bericht des Generalauditorats von 1842 Messer und Gabel beim Essen gegeben, ihnen auch scharfe Instrumente belassen werden, falls nicht Mißbrauch damit getrieben würde oder gegründeter Verdacht dazu vorhanden war. Ferner sollten bei der Einlieferung Offiziere oder ihnen im Range gleichstehende Beamte durch den Kommandanten aufgefordert werden, alle etwaigen Effekten und Gerätschaften herauszugeben, diese jedoch im allgemeinen, falls nicht besondere Vorsicht geboten war, diesen belassen werden, bei Arrestanten geringeren Grades Visitation durch den Arrest- oder Kastellaufseher erfolgen.[5]) Der obengenannte Dr. Oetker muß nicht sehr streng gehalten worden sein, da von ihm aus dem Arrest Briefe an den Oberbefehlshaber v. Haynau, zum Teil heiteren Inhalts, geschrieben wurden, die in der von ihm redigierten „Neuen hessischen Zeitung“ veröffentlicht wurden.

Die Wache im Kastell ist zu verschiedenen Zeiten verschieden stark gewesen. Im Jahre 1851 bestand sie aus 1 Unteroffizier und 6 Mann; nach der Flucht des Gardisten Wichman, der, aus seiner Zelle entkommen, auf den sog. kleinen Wall geklettert, dann über das Dach durch einen Schornstein des benachbarten Färberhauses in den Hof desselben und so ins Freie gelangt war, aus 1 Unteroffizier und 9 Mann, worauf auch eine Dielenwand auf dem kleinen Walle angelegt wurde.

---

[3]) Ebenda S. 144 ff.

[4]) Dr. Gottlieb Kellner und Heinrich Heise. „Hessenland“ 1887, Nr. 14, S. 189 ff. Vgl. auch „Hessenland“ 1906, S. 57 (Schwarzkopf) und S. 87 (Woringer).

[5]) Intendantur-Akten Nr. 7: Die Behandlung der Arrestanten in Kassel. Titel X Nr. 121.

Vor der Flucht Dr. Kellners war am Fenster seiner Arrestzelle im Januar 1852 eine Drahtblende angebracht worden. Nach seiner Entweichung im Februar 1852 wurden eine Menge Schlösser für Zellen und Gänge verändert und noch ein Posten auf den Wall gestellt nach der Fulda hin, für den eine vorspringende Plattform angelegt wurde; die Wache bestand nunmehr aus 1 Unteroffizier und 12 Mann. Dieser hölzerne Altan, ein sehr windiger Posten, wurde im Jahre 1860 wieder abgebrochen.

Bis zum Jahre 1866 befehligte das Ganze der im Kastell wohnende Kommandant, nach den Staatshandbüchern 1795 — 1806 Kapitän Joh. Krupp. Unter westfälischer Fremdherrschaft war nach der erwähnten Schrift des Pfarrers v. Gehren (S. 27) im Jahre 1809 Major Krupp Kommandant. Im Almanach des Königreichs Westfalen, deutsch und französisch, wird für das Jahr 1810 genannt: Buch, lieutenant, Commandant du Castel unter den Adjudans de place; 1811: Buch, capitaine, Commandant du Castel, 1812: Kaufmann, Kapitän, Kommandant vom Kastel; Biskamp, capitaine, faisant fonctions de Commandant du Castel. (J. 1810 franz. S. 115; J. 1811 franz. S. 133, 331; J. 1811 deutsch S. 120; J. 1812 franz. S. 361; J. 1812 deutsch S. 424.) Der oben erwähnte Major Krupp erscheint erst wieder nach Wiederherstellung des Kurfürstentums Hessen; seit 1814 war er Oberstleutnant und blieb Kommandant bis 1822. Fernere Kommandanten waren

1823—32 Oberstleutnant Franz Friedr. Gräbe,
1833—35 Major Wilh. Kaup,
1836—39 Kapitän, dann Major v. Boyneburg,
1840—64 Kapitän, später Oberstleutn. Willius,
1865—66 Hauptmann v. Griesheim.

Nach der Einverleibung Kurhessens in die preußische Monarchie diente das Kastell nur zur Verbüßung von Arreststrafen der Militärpersonen. Nur während des Baues des Landgerichtsgefängnisses in den 70er Jahren wurden auch die Zivilgefangenen ins Kastell gebracht. In demselben wohnt in der Kommandantur-Wohnung ein Feldwebel und die Wache besteht nur aus 1 Unteroffizier, 1 Gefreiten und 6 Mann. Die früher im Kastell abgehaltenen Kriegsgerichte werden seit einigen Jahren im ehemaligen Montierungsgebäude in der Gießbergstraße gehalten und ebendaselbst sollen nach Abbruch des Kastells auch die Arreststrafen der Militärpersonen verbüßt werden.

Alte Rechtsverhältnisse und deren Ablösung im Bereich des Büdinger Waldes.

Von Dr. G. Schöner.

(Fortsetzung.)

Kopp berichtet S. 253 seines Buches weiterhin, was von der Donau hierher befohlen wurde, so daß eher begreiflich, was der Schlußsatz jenes Spottverses („das Brot beim Bäcker kaufen usw.") will:

„Seynd zwar die Unterthanen zu bequemer und solcher Zeit, da es ohne Versäumnis ihres Gottesdienstes und der Feldarbeit am füglichsten geschehen kann, auf dem Sammelplatz in ihrer gewöhnlichen Bauernkleidung zu erscheinen, keineswegs aber sich eine besondere Uniform und Soldatenmontur aus ihren eigenen Mitteln anzuschaffen, oder auch zu Unterhaltung der in 60 Mann bestehenden Gräflichen sog. Leibcompagnie der Herrschaft einen Beitrag aus dem Ihrigen zu thun schuldig und gehalten und hat dahero Impetratus (= der Graf) denen Unterthanen dasjenige wieder zu vergüten und zu refundieren, was in Ansehung dieser letzteren Beschwerde denenselben zur Ungebühr abgefordert und von ihnen zur Unterhaltung gedachter Compagnie entrichtet worden ist." Im alten Geleise und Tempo ging's weiter. Manches der bäuerlichen Anstände hört sich durchaus vernünftig an. Das Meiste verlief im Sande. Was man nicht gutwillig aus den Waldungen bekam, verschaffte man sich bei Nacht und Nebel. Bei der Androhung von Exekution verblieb's, — dazu vermochte das Bauerngericht gerade für jene Gewohnheitsrechte kein genügendes Zeugnis zu produzieren. Was halfen die Weistümer sonst? Gerade so wenig oder so viel wie diesseits. Anders stand es in dieser Hinsicht mit den übrigen Ortschaften; es fragt sich, ob nicht Abmachungen, Vereinigungen stattgefunden haben. Dort ist eine Druckschrift, die aufklärt über dergleichen, sonst aber läßt sich nichts auftreiben, das uns auf die Fährte, die Spur lenkte, um zu verstehen, warum jetzt das Holz nur soviel Zentimeter dick sein durfte usw.

Wie steht es sonst? Auch Hain-Gründau (zwischen Gelnhausen und Büdingen) prozeßte. Als nun das römische Reich deutscher Nation mitten in den

Kriegswirren selig entschlief und die Säkularisation von Ysenburg sich vollzog, ruhte der Prozeß der Gemeinde Hain-Gründau. Es ist schade, daß uns nur wenig aus den Akten selbst zur Verfügung steht. In den Gemeinderechnungen jenes Dorfes sind vom Jahre 1802 an fortgesetzt nicht unbedeutende Geldausgaben „in Sachen Waldstrittigkeit“ in Ansatz gebracht. Ein ebenso hartnäckiger und kostspieliger Prozeß beschäftigte die Gemüter, — seit wann, wissen wir eben nicht; möglich, daß das Flugfeuer von Südwesten her hier gezündet hatte. Unbekannt ist uns auch, ob jener Prozeß die Hoffnung auf Sicherstellung oder dergleichen von „Gewohnheitsrechten“ erweckt hatte, wie es bereits oben angedeutet wurde. Mancherlei hatte sich wohl wie weithin eingeschlichen, dem weder hüben noch drüben eine halbwegs annehmbare Unterlage verschafft werden konnte. In den Jahren 1805 –1817 verblieb's mit dem Rechtsstreit, um dann wieder von neuem viel Staub aufzuwirbeln. Erst 1858 erreicht er sein Ende. Waldherr und Berechtigte büßen etwas ein, beide müssen in mancherlei nachgeben.

Wann war die Stadt Gelnhausen wegen ihrer Holzberechtigung in den Kampf gegen Ysenburg eingetreten? Kein vergilbtes Pergament gibt Antwort. Kein Reichshofratskonklusum bringt darüber langatmige Sätze. Still und stumm webt die Vergangenheit offenbar weiter, dichteren Schleier darüber zu ziehen. Die Erbitterung macht sich öfter Luft. So üben am 2. März 1858 etwa 150 Gelnhäuser Bürger „ihre“ Berechtigung im Walde oberhalb Hain-Gründau dergestalt aus, daß sie die mitgebrachten Schiebkarren mit Holz beladen, das sie von den Arken (dem raummeterweise oder ähnlich aufgeschichteten, zumeist zum Verkauf bestimmten Holz) genommen. Sie fahren damit nach dem erwähnten Dorf, zechen dort ebenso mannhaft und ziehen lärmend von dannen, den heimischen Penaten zu. Anderen Tages fand der gleiche Aufzug statt, nur daß 400 Gelnhäuser auf der Bildfläche erschienen, die trotz dem nutzlosen Versuche der standesherrlichen Forstbeamten, ihnen in Hain-Gründau und am Röthertor (nach dem Dorfe Roth hin) in Gelnhausen energischen Widerstand entgegenzusetzen, sich nicht bloß mit Holz versehen hatten und es auch heimzubringen verstanden. Am 4. März, für den die Forstbehörde bessere Vorbereitungen getroffen hatte, brachte das zahlreich herbeigeeilte Forstpersonal die Holzrechtler zum Stehen. Es gab einigen Respekt. Weiteren Ausschreitungen wird durch das am 11. März erfolgende Anrücken von Militär ein Ende gemacht, das jedoch bald wieder in seine Garnison nach Darmstadt abmarschieren konnte. — Wie groß die Erbitterung der Holzberechtigten über einige Beschränkungen zuzeiten war, läßt sich aus manchen, nicht minder recht betrübenden kleinen Vorkommnissen schließen. Es wird gern erzählt, daß man den Büdinger Forstbeamten, besonders in dem berüchtigten Jahre 1848, allerlei Schabernack zufügte, mehr oder weniger harmlos. Einmal erbrach man dem im sog. Jägerhause zu Hain-Gründau wohnhaften Förster Leo die Kommode und stahl daraus die Geldkasse; man fand sie anderen Tages in den Kalksteinbrüchen oberhalb des Ortes unversehrt wieder vor, obschon amtliche Gelder darin waren. Ein anderes Mal machte sich eine übel beleumundete Persönlichkeit des Namens E., vorübergehend in B. wohnend, von da nachts nach ihrem Heimatsorte D. auf, ein Gewehr zu holen, und ging derart ausgerüstet nach Hain-Gründau in der festen Absicht, den ysenburgischen Forstjäger zu erschießen, sobald dieser das Fenster öffne. Er klopfte am Jägerhaus und faßte dann die Schußwaffe fester; als er aber, wie er später dem Pfarrer Römheld eingestand, „den Förster so arm aus dem Bette steigen sah“, gab er eilig Fersengeld, versteckte sein Gewehr wieder in D., kehrte nach B. in sein damaliges Domizil zurück, das nach einer Angabe ein Stallboden, nach einer anderen ein Dachstübchen im Gasthaus „Zum Adler“ gewesen sein soll. Ein dritter Fall. Derselbe fürstliche Forstjäger ertappte einen Waldfrevler auf frischer Tat. Es setzt eine kleine Rauferei ab. Der letztere bleibt Sieger und bedroht den in den Chausseegraben (zwischen der Kirche und dem Bahnwärterhaus an der Staatsstraße) Niedergeworfenen mit dem Messer. Obgleich die Sache vor Gericht kam, mußte der Übeltäter, da er leugnete und kein genügender Beweis vorhanden war, freigesprochen werden.

Das ist lange nicht alles. Es ergab sich sogar die Notwendigkeit, dem Ortspfarrer desselben Dorfes Hain-Gründau, Thylmann, eine Wache vor sein Haus zu geben; die Pfarrstelle ist Präsentationsstelle des Fürsten zu Büdingen. Auch mag der Geistliche öffentlich gegen alles gewaltsame Vorgehen geeifert haben, so daß er in den Geruch der Parteilichkeit geraten sein mochte. Umgekehrt geschah es bei Pfarrer Ellenberger, daß er, der sich später sehr im Interesse der Gemeinde bei der Ablösung bemüht, bei seiner Standesherrschaft in Ungnade fiel.

Viele Schuld trifft ohne Zweifel auch die Gegenseite. Einzelne Forstdiener geberdeten sich nämlich als eine Art von Despoten im Kleinen; Holzsetzer, Tagelöhner im fürstlichen Dienste taten wichtig, forderten unnötigerweise heraus, reizten unter der Hand bis aufs Blut. Man führte solche stichel-

den Redeübungen auf einen Ursprung zurück, und das traf natürlich regelrecht die Standesherrschaft. Ein Drohwort, an Frontagen, auf Jagden gegenüber den dazu befohlenen Bauern öfter gebraucht, so daß es sprichwörtlich geworden, war: „Soll ich emol die Omschel (Amsel, die Hundepeitsche) peife losse?" — Mag es unbeweisbar sein, was sich weiter die Leute im Bereiche des Büdinger Waldes erzählen, nicht bloß so in die Ohren raunen, so ist es doch nicht bloß aus der Luft gegriffen und damit etwas charakteristisch für gewisse Zustände, — eine kleine Probe wurde eben schon gegeben —, die nicht zum mindesten viel Schuld an dem Wirrwarr trugen, der vor und nach diese kleine Welt in Atem hielt. Obschon nämlich keine andere Unterlage als die Aussage der Holzrechtler zur Hand ist, so darf sie dennoch eine Stelle hier finden; wenn sie entstellt, aufgebauscht, zurechtgestutzt, dann ist's desto besser. Man erzählt: Ein Prinz von Darmstadt nahm einstmals teil an einer Jagd in dem altberühmten Walde. Beim Treibjagen etwas täppisch sich anlassende Bauern wurden ganz in seiner Nähe mit der Hundepeitsche etwas unsanft behandelt. Als dies der Prinz sah, gab er seiner Entrüstung scharfen Ausdruck, zog sodann mit seinem Gefolge ab und begab sich, ohne sonderlich Umstände zu machen, auf die Rückreise nach der Residenz.

Alles dies und anderes drängte unbedingt zu einer Lösung, mochte es zutreffend sein oder nicht, dem „beschränkten Untertanenverstand" einleuchten oder nicht. Es war nicht länger zu vermeiden, zumal „der Zeitgeist ein anderer geworden". Die Zukunft bestätigte das eine oder das andere, mag auch mancherlei recht mangelhaft ausgefallen sein.

IV.

Die Ablösung. Das Haus Ysenburg provoziert die Ablösung. Anfangs sind die berechtigten Gemeinden dem abgeneigt, sie sperren sich, in der Meinung: die Provozierung müsse eine beiderseitige sein; endlich bequemen sie sich notgedrungen dazu, in Verhandlungen einzutreten, beeilen sich aber törichterweise, ungemein hoch geschraubte Forderungen zu erheben (vgl. Ellenberger, Die . . . Waldablösung; in den 1870er Jahren herausgegeben), deren Verwirklichung für das Haus Ysenburg ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. Das Gegenstück blieb nicht aus, die Waldbesitzer boten nur wenig, da sie die Erwerbskosten recht nachdrücklich in den Vordergrund rückten. Einzelne Schriftchen, von ysenburgischen Verwaltungsbeamten verfaßt, unterstützten die mündlichen Verhandlungen auf den diesbezüglichen gemeinsamen Tagfahrten; ein getreues Abbild hier wie dort von dem, was dabei die treibenden Gründe waren: die Ablösung sei unumgänglich erforderlich, damit der Wald eine geregelte Bewirtschaftung erfahren könne usw. Aber es fand wenig Anklang, und zweifellos ist für jeden, der auch nur im entferntesten etwas von diesen Dingen versteht, daß ein ziemlich großes Körnchen Wahrheit darin steckte. Natürlich, des Gefühls der Härte vermag man sich nicht ganz zu erwehren, wie es zudem bei den Verhandlungen, die selbstverständlich zum Teil stark erregten Charakter zeigten, stets und ständig zum Ausdruck kam, wiewohl das nicht zu ändern war. Ähnliche Vorfälle ereigneten sich in Fuchsmühl in Bayern und beim sog. Bauernkrawall in Grebenhain im Vogelsberg gelegentlich der Versammlung zwecks Bekämpfung des in Aussicht stehenden Gesetzes über die Melioration im Oberwald.

Die Berechtigten hatten einen Ausschuß, Deputierte ihrer im Büdinger Wald holzberechtigten Gemeinden, gewählt. Wie viele waren es? Wer war es? Die Zusammenkünfte fanden bald da, bald dort statt. Die Debatten waren angeblich reich an derben Späßen und scharfen Redensarten, die kaum etwas besser machten, aber bei der allgemein gereizten Stimmung wohl verständlich waren; man hätte meinen sollen, alles Heil auf Erden hinge daran. Öfter fiel ein Deputierter bei seiner Gemeinde in Ungnade, wenn er es irgendwo fehlen ließ, und das mochte mitunter recht peinlich sein. Alle Wirtshausunterhaltungen drehten sich um die Ablösung, wie viel wurde sonst debattiert, diskutiert, räsoniert, verflucht, verwünscht. Wer hätte das schön finden können?

(Schluß folgt.)

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann. (Fortsetzung.)

Pater Hilarius wurde vom Bürgermeister mit offenen Armen empfangen. Der saß, den rechten Fuß in Kissen gepackt, auf dem Ruhepolster.

„Ich Unglücksrabe! Ach, wie mir's geht! Alle Welt läuft hinaus und hat ihre Lust, und ich — ich plage mich herum mit meinen Schmerzen."

„Ihr tut mir aufrichtig leid, Herr Bürgermeister." Der Pater wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich.

„Denkt Euch nur, was sich vor kurzem im Hause begeben: Ich sitze hier und halte mein Nippchen, bricht ein Mordsgeschrei los. Ich zittere an allen

Gliedern. Nach einer Weile kommt die Base gesprungen: Superbus, der Staatshund des Sekretarius, hat unser Kätzlein zerrissen. — Wenn Else kommt, was soll das geben? Ihr Liebling tot!"

„Wenn rohe Gewalt der Treue etwas aus der Hand reißt, und wäre es ein Tier, es tut weh. Und doch erlebt man es fast alle Tage."

Der Bürgermeister sah den Pater verständnislos an. „Wißt Ihr, gerade heute ist es mir doppelt unangenehm. So eine üble Vorbedeutung! Ich glaube ja nicht daran. Aber die Base spricht auch: Das bedeutet nichts Gutes. Wenn Else mit ihm kommt — —"

Der Pater rückte unruhig hin und her. „Die wird sobald noch nicht hier sein. Das Fest ist jetzt so recht in vollem Gange."

„Ihr waret auch da? O erzählet mir, ich bitte Euch!"

„Da habt Ihr wieder einmal viel versäumt. Aber so geht's im Leben, wenn's Brei regnet, fehlt der Löffel, und wenn's zum Tanze geht, kriegt man das Zipperlein."

Der Bürgermeister lachte.

„Der junge Landgraf ist Euch ein prächtiger Herr, so leutselig und freundlich. Und erst die Landgräfin! Diese Güte und Lieblichkeit! Man kann es nicht beschreiben."

„Und wer tat den Meisterschuß?"

Der Pater schmunzelte und rieb sich die Hände. „Wenn Ihr das wüßtet? Ihr ratet es nimmer."

„Ihr macht mich gespannt. Wer könnte es sein? Doch nicht der Herr Sekretarius?"

Der Pater machte eine wegwerfende Handbewegung. „Wohin denkt Ihr."

Enttäuscht fuhr der Bürgermeister auf: „So sagt es doch, was haltet Ihr mich hin."

„Kuno, kein anderer!"

Der Bürgermeister warf das Wort zurück. „Kuno", wiederholte er gedehnt. „Hat den denn der Teufel wieder hier?"

„Nicht der Teufel rief ihn zurück, wohl aber sein Glück. Denn frei und unbescholten hat ihn der Landgraf erklärt, und niemand darf ihm fürder Böses nachreden."

„Wie kommt der Landgraf dazu?"

„Kuno hat ihm Grüße von Kleve zugetragen und der Frau Landgräfin ein Buchsbaumreis."

Der Bürgermeister hatte Mühe, seinen Unmut zu meistern, und fuhr fort: „Und der Amtmann — schwieg er dazu?"

„Was sollte der denn reden, da der Landgraf ein unbegründet bös Gerücht auf das Maul geschlagen, daß es nicht wieder aufsteht?"

Der Bürgermeister rückte verzweifelt hin und her. Dabei hatte er seinen Fuß in eine verkehrte Lage gebracht, daß er laut aufschrie. Der Pater sprang erschrocken auf und fragte, was da wäre.

„Mein Fuß", kam es klagend über des Mannes Lippen.

Als er die Kissen wieder gehörig geordnet, fuhr der Pater fort: „Und denkt Euch nur, der Landgraf ernennt zuguterletzt Kuno zu seinem Küfermeister."

„Auch das noch!" Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. „Da hat also unser Herr Landgraf auch seinen Narren an dem Burschen gefressen! — Aber nun habe ich genug davon. Redet von Else. Hat sie mir schön getanzt?"

„Ei freilich. Aber wüßtet Ihr, mit wem?"

„Nun, am Ende gar mit dem landgräflichen Küfermeister?"

„Hahahaha! Diesmal habt Ihr nicht richtig geraten. Höher hinauf müßt Ihr schon greifen."

„Wohl mit dem Herrn Sekretarius? Es sollte mich freuen, das zu vernehmen."

„Höher hinauf, sage ich."

„Zum Kuckuck geht mir mit Euren Rätseln. Der Landgraf hat sie doch wahrhaftig nicht begehrt."

„Wenn er es nun doch getan!"

Der Bürgermeister fuhr in die Höhe. „Ihr treibt Euren Spott mit mir. Unser gnädige Herr Landgraf, er hätte mit Sinnings Tochter getanzt? O, es ist nicht wahr, Ihr narret mich."

„Verlaßt Euch darauf, es ist so. Ihr hättet Else sehen sollen, wie anmutig sie sich bewegte."

Der Bürgermeister klatschte vor heller Freude in die Hände und lachte laut. „Hei, meine Else macht mir Ehre, bei Gott. Da kann ich die Zeit nicht abwarten, bis sie kommt, damit ich sie umarme. Im Vertrauen: Heute will sie dem Franz das Jawort geben. Franz hat es mir verraten. Da feiern wir, denke ich, hier noch ein Fest."

Pater Hilarius tat, als hätte er die letzten Worte überhört und sagte: „Ich vergaß, Euch zu erzählen, daß Kuno die Landgräfin führte. Er ist nun, das muß ihm sein bitterster Feind lassen, ein prächtigr Kerl und solcher Ehre wert."

„Ihr scheint auch seine Stange zu halten. Ich bitte, schweigt von ihm und redet mir vom Sekretarius und seinem Vater."

„Was soll ich von ihnen sagen! Sie schnitten saure Gesichter."

„Wie? War Else denn nicht freundlich gegen Franz, und hat er sie nicht zum Tanze begehrt?"

„Darüber weiß ich nichts zu sagen. Aber höre ich recht, so kommt es die Treppe herauf. Gewiß wird es Else sein. Mag sie Euch selber Antwort geben."

Die Tür ging auf, darinnen erschien die Base, Kuno zur Rechten, Else zur Linken.

„Else hat heute gewählt. Sie folgte der Stimme ihres Herzens, wie Du es am Christfest gewünscht. So segne endlich das Glück Deines Kindes."

Ein entsetzlicher Blick traf die Base, die das Paar vorschob. Der Bürgermeister war aufgesprungen. Sprachlos starrte er eine Weile die Gruppe an. Dann übermannte ihn der Schmerz des Fußes. Sein ganzer Körper zitterte und bebte. Schwer fiel er zurück. Der Atem ging schnaubend.

„Vater", rief Else mit bewegter Stimme und rang die Hände.

Kuno stand stumm und gebeugten Hauptes vor dem erregten Manne.

„Nein, nein", entrang es sich endlich seiner keuchenden Brust, und die Hände machten eine abwehrende Bewegung. „Das hätte ich nie gedacht! Mich so zu hintergehen! Wie kannst Du Dich unterstehen, Traut, und dem leichtsinnigen Kinde soweit nachgeben! — Und Ihr, Herr Pater, auch Ihr heißt es gut, hinter meinem Rücken solche Ränke zu spielen? Ich fange an, irre an der Welt zu werden!" —

„Herr Bürgermeister, laßt Euch bedeuten. Treuer, redlicher Liebe den Weg bahnen, ist nimmer wider Gottes Gebot, und den Trotzigen ohne Falschheit überlisten, nenne ich keine Sünde. Erkennet endlich Gottes Willen in der Treue dieser beiden verwandten Seelen. Ihr wollt ein frommer Mann heißen. Wohlan denn! Zeiget, daß Ihr die Stimme des Ewigen verstehet. Hört Ihr sie heute nicht, nie wieder wird ihr gnadenvoller Klang Euch locken."

„Dem Amtmann gab ich mein Wort. Will man von mir verlangen, daß ich wortbrüchig werde?"

Else war in die Knie gesunken und erhob ihre zitternde Stimme: „O Vater, laß mich nicht länger hier liegen. Willst Du mir Dein Wort nicht halten? Könntest Du fordern, dem Einzigen untreu zu werden, den meine Seele liebt? Willst Du mich, Dein Kind, zur Lügnerin machen, daß ich mein Leben lang mir gram sein müßte? Nein, nein! Du willst es nicht, Du kannst es nicht, denn Du hast mich lieb."

„Sieh, wie sie reden kann! Doch warum schweigt mir der Bursch, der die Kühnheit hatte, hier einzutreten?"

Kuno sah den Bürgermeister offen an. „Ihr wisset, was meine Schritte hierher sagen wollen. Was soll's der Worte, wo die Tat spricht. O lasset auch Eure Tat zu unsern Herzen reden!"

Kuno zog Else zu sich empor. Versteinert schaute der alte Mann auf das zurücktretende Paar.

Da nahm Base Traut noch einmal das Wort. „Sinning," sagte sie, „wir beide werden alt, das bedenke. Wer weiß, wie bald ist's um uns geschehen, und sie singen uns hinaus! So sage Ja!"

Noch eine Weile irrte der Blick des ratlosen Mannes von einem zum andern. Dann barg er das Gesicht sinnend in der Hand. Plötzlich schoß sein Haupt in die Höhe. Seine Augen blitzten. Ein höhnisches Lächeln überflog seine Mienen. „Ich will's zufrieden sein, aber nur unter einer Bedingung: Du scheinst mir ein Tausendkünstler, schossest Dich frei — in den Augen des Landgrafen. Beweise auch mir Deine Unschuld und schaffe mir Wasser in die Stadt. Wenn übers Jahr zu Pfingsten der Quell des Bromsbergs durch die Straßen rauscht, dann magst Du Else zum Altare führen. Aber wohlgemerkt: Du mußt allein das Werk vollenden. Nicht Lehrling noch Geselle soll Dir dienen."

„Unmögliches verlangen, heißt Gott versuchen", sagte Pater Hilarius mit erhobener Hand. „Wollt Ihr dem Jüngling noch eine Probezeit setzen, so mögt Ihr es tun, niemand wird Euch darob schelten. Allein was Ihr da von ihm begehrt, ist unerhört. Der Stein, den wir für andere heimlich lockern, kann leicht uns selbst erschlagen."

„Sinning, Sinning, was redest Du! Von eines Mannes Händen forderst Du, was Hunderten nicht gelang? Das ist Sünde und Saat fürs Unglück. Ich bitte Dich, nimm Dein Wort zurück!"

„Nehmt es zurück", fiel der Pater ein. „Ihr vergebt Euch nichts. Denn größer ist immer, wer einen Irrtum einsieht, als wer trotzig in ihm verharrt."

Den finsteren Blick zu Boden gerichtet, hatte der Bürgermeister zugehört.

„Was Ihr auch noch einwenden möget, es bleibt dabei!"

Hand in Hand hörte das Paar das harte Wort. Else fühlte, wie Kuno zusammenzuckte. Sein Haupt sank auf die Brust. Seine Gestalt schien kleiner zu werden. Da legte sich ihre weiche Hand auf seine Schulter. Er hob den Blick und schaute in zwei treue Augen. Sogleich verstand er, was sie sagen wollten.

Zum Bürgermeister hingewandt, rief er: „Es sei!"

Nun hob sich seine Brust wieder, als wäre sie von einem drückenden Alp befreit, und stolz stand er wieder da.

Der Pater Hilarius reichte ihm die Hand und sagte: „Gott sei Dir gnädig, mein Sohn, und segne das Werk Deiner Hände."

Die Base Traut aber umschlang Else und schluchzte laut. Schweigend verließen sie den harten Mann. —

Die Sonne tauchte hinunter in das Goldflutmeer der Nacht. Von den Waldhöhen klang es wie singende Heimkehr vom Feste. Auf dem Wiesen=

plane vor der Stadt wogten noch immer die Wellen der Freude in die Abendstille, und manch ein Becher galt Meister Kuno und seiner Else.

Während der Wein in den Maienlauben perlte, suchte sich Kuno sein Werkzeug zurecht: Hacke und Axt und Spaten.

Die Mutter war ihm heimlich nachgegangen. Als er mit den Gerätschaften über den Hof schritt, stockte ihr Fuß. Ihre Hände hielten sich an der Eckfäule.

„Kuno," sagte sie, „mir träumte, Du hättest mein Grab gegraben. Wohin willst Du?"

Kuno ließ seine Arme sinken und blieb erschrocken stehen. Mit wehmütigem Lächeln erwiderte er: „Das ist ein Irrtum, Mutter. Ich gehe, mein Glück zu graben!" (Fortsetzung folgt.)

Vom Kasseler Hoftheater.

Ein halbes Jahr etwa ist die neue Hoftheaterleitung am Ruder, und man möchte sich gern ein Urteil bilden, was wir in künstlerischer Beziehung von ihr zu erwarten haben. Ein auswärtiges Blatt hat schon konstatiert, daß das Theater auf ein weit höheres Niveau gehoben sei und der Besuch stark zugenommen habe. Woraus der betreffende Korrespondent diese beiden Tatsachen geschöpft hat, ist unerfindlich. Sie sind beide falsch. Der ständige Theaterbesucher überzeugt sich leicht, daß an gewöhnlichen Theaterabenden dieselben Lücken klaffen wie früher. Und daß unser Kunstinstitut eine höhere Stufe erklommen habe, trifft ebenfalls nicht zu. Zwar in der Oper sind treffliche Gäste erschienen, das Ballett entfaltet eine emsigere Tätigkeit, — das ist aber auch alles. Im Schauspiel ist Fräulein Ellmenreich abgegangen, Herr Wolfram hat gekündigt, ein Komiker ist — da Versuche zum Ersatz Schmasows nicht gemacht werden — gar nicht vorhanden, andere Verschiebungen und Kündigungen stehen wohl noch bevor. Frl. Brunow, die Frl. Hannewald ersetzen soll, erreicht ihre Vorgängerin nicht, Frl. Scholz verfügt wohl über eine brillante Sprachtechnik, ihre Heldinnen aber sind in Figur und Haltung recht unköniglich. Die Novitäten, die uns geboten wurden, sind nicht von aufregender Bedeutung, und die wenigen Neueinstudierungen kaum der Rede wert. *Abänderungen von Äußerlichkeiten* — wie Änderung der Abonnementsbezeichnungen u. dgl. — kommen, so einschneidend sie bei liebgewordenen Gewohnheiten wirken, nicht in Betracht. Kurz, — wenn zwischen Sonst und Jetzt ein Vergleich gezogen werden soll, fällt er nicht besonders vorteilhaft für die Gegenwart aus. Das soll nur eine Tatsache konstatieren, keinen Vorwurf enthalten. Denn es scheint noch alles in Fluß und im Werden. Man wird daher abwarten müssen und ein Allgemeinurteil auf spätere Zeit vertagen. Übrigens stand unter Herrn v. Gilsas Leitung das Theater, — so viele Angriffspunkte die Gestaltung des Spielplans bieten mochte, — auf achtbarer künstlerischer Höhe. Jedes Stück, das über die Bretter ging, war sorgsam vorbereitet, jede Aufführung eines Hoftheaters würdig. Darin die frühere Leitung zu übertreffen, wird nicht ganz leicht sein. —

Mit dem Goetheschen „Egmont" ward die Saison eröffnet. Die poetische Stimmungsfülle des Werkes, die meisterhafte Charakteristik der handelnden Personen verfehlten auch dieses Mal ihren Zauber nicht. Die Inszenierung war die erste Leistung des neu gewonnenen artistischen Sekretärs Herrn Hertzer. Er zeigte sich als sehr geschickter Regisseur, der die Wirkungen der Bühne genau kennt und treffsicher zu verwerten weiß. Die Volksszenen waren bewegt und natürlich, die Gespräche auf dem Marktplatz hübsch arrangiert, die Kerkerszenen von verstärkter Wirkung. Daß durch Einführung der Frau des Schneiders Jetter, die das Goethesche Personenverzeichnis nicht kennt, einige stumme komische Szenen neu geschaffen wurden, mutete seltsam an. Man soll Goethe spielen, wie er ist. Verbesserungen hat er Gott sei Dank nicht nötig. Herr Bohnée gab den Egmont mit all der dämonischen Liebenswürdigkeit und dem vertrauensseligen Leichtsinn, die von der Rolle erfordert werden, Fräulein Berka als Klärchen war in den Liebesszenen voll natürlichen Liebreizes, ließ es bei der Aufwiegelung des Volkes aber an überzeugendem Heroismus fehlen. Fräulein Scholz sprach die Margarete von Parma ganz vortrefflich, ihre äußere Erscheinung ließ indes zu viel an Imponierendem und Fürstlichem vermissen.

Dann wurden als Neueinstudierungen Fuldas „Jugendfreunde" und Benedix' „Dienstboten" gegeben. Das erste Stück geißelt in humoristischer Breite menschliche Schwächen und wirkt besonders durch die kunstvolle Ausfeilung des Dialogs. Die Handlung ist zwirnsfadendünn, aber der Dichter weiß mit den Mitteln, die ihm eigen, darüber hinwegzutäuschen und zu erreichen, was er will: Torheiten satirisch zu zeichnen, ohne wehe zu tun; das Publikum zu unterhalten, ohne ihm viel Gedankenarbeit zuzumuten; Lachen zu erregen, ohne zu kränken. Die Regie des Herrn Munkwitz war vortrefflich, um die Darstellung machten sich Herr Kothe (Dr. Martens), Fräulein Berka (Dora Lenz), Fräulein Brunow (Lisbet), die Herren Wolfram, Friedrich, Rudolph wohlverdient. Eine neu in das Ensemble eingetretene junge Dame, Fräulein Niemann, zeigte als Amelie, — wie einige Tage vorher als Angélique im „Eingebildeten Kranken", — alle Merkmale der Anfängerschaft im stärksten Maße. Daß man die „Dienstboten" von Benedix der Neueinstudierung für wert gehalten, statt sie auf dem tiefsten Grunde des Theaterarchivs weiter schlummern zu lassen, ist verwunderlich. Das Stück ist eins der schlechtesten des fruchtbaren Dichters, an Handlung arm, an Theatralik — im schlechten Sinne — reich, die Charakteristik oberflächlich und roh. Es ist, als wollte der Einakter uns zeigen, wie anspruchslos früher einmal das Publikum gewesen. Daß an diese hohle Nichtigkeit so viel Arbeit verwendet ward, ist schade. Man hätte sie zweckdienlicher einer besseren und würdigeren Aufgabe gewidmet. Die Regie — Herr Hertzer — hatte das Höchste an Realismus geleistet. Sie hatte eine Küche von verblüffender Echtheit hingestellt (in den Tagesblättern hat sich der Lieferant mit berechtigtem Stolze als Haupturheber der Wirkung des Stückes genannt), sie hatte diese Küche in ein Souterrain verlegt, und an den Fenstern sah man die Beine der Passanten vorüberschreiten und konnte mehr oder minder geistreiche Kombinationen anstellen über die dazugehörigen Personen. Das zog in angenehmer Weise von den uninteressanten Vorgängen in der Musterküche ab. Daß die Schritte der Vorüberhenden auf dem Holzboden stark hallten, paßte allerdings nicht zu dem sonstigen Realismus und erwies sich auch sonst als störend. Gespielt wurde von den Damen Griebe, Jürgensen, Brunow und Reimers, den Herren Wolfram,

Steinecke und Stiewe vortrefflich. Am gleichen Abend ward der „Zerbrochene Krug“ von Kleist gegeben. Der drastische Humor, die realistische Kleinmalkunst, die meisterhafte Charakteristik verhalfen auch diesmal dem unsterblichen Lustspiel zu vollem Erfolg. Herr Jürgensen bot in dem Dorfrichter Adam eine außerordentlich sorgsam ausgeführte Charakterfigur von tiefgehender Wirkung. Frau Jürgensen war eine zungengewandte Frau Marta, Fräulein Brunow ein liebliches Evchen, Herr Hellbach spielte den Gerichtsrat mit überlegener Würde, Herr Rudolph den Liebhaber mit großer Lebenswahrheit. Die Regie hatte für einen stimmungsvollen Rahmen gesorgt. Zu Ehren des hundertsten Geburtstages von Heinrich Laube war der „Essex“ neu einstudiert worden. Von psychologischer Vertiefung, von sorgsamer Motivierung ist hier, wie bei allen Laubeschen Stücken, kaum die Rede. Wenn sich die Sprache zu dichterischem Schwunge erhebt, so macht das den Eindruck des Gekünstelten und Falschen. Aber die Sicherheit, mit der er die Instinkte des Publikums trifft, die souveräne Beherrschung des Theatralischen gewinnen auch dem „Essex“ die beifällige Teilnahme der Zuschauer. „Ich bekenne mich in der Theaterästhetik zu den Vorteilen der sogenannten Aktualität“ hat Laube einmal gesagt. Und immer hat er danach gehandelt. Mit Glück und Erfolg. So fand der „Essex“ lebhaften Applaus und wird sich länger auf den Brettern halten als manches bessere, doch nicht gleich bühnengerechte Drama. Herr Hertzer hatte das Stück mit großer Hingebung inszeniert, das Zusammenspiel war musterhaft. Herr Bohnée war ein ritterlicher und leidenschaftlicher Essex von eindringlicher Wirkung, der Elisabeth des Fräulein Scholz mangelte der große Zug, so verständig sie auch spielte und sprach, Fräulein Berka verkörperte die Gräfin Rutland sympathisch und rührend.

Außer diesen Neueinstudierungen gab es zwei Novitäten: Presbers „Nachtkritik“ und „Die goldene Eva“ von Schönthan und Koppel-Ellfeld. Presber ist ein vortrefflicher Lyriker. Er verfügt über einen tiefen Schatz an Gemüt und eine virtuose Fertigkeit in der Behandlung des Reims. Er hat Humor und einen scharfen Blick. Aber er ist kein Dramatiker. Weil es von Zeitungsschreibern handelt, ist sein Stück immer mit Freytags „Journalisten“ verglichen worden. Das ist ungerecht. Aber auch ohne diese Parallele muß man gestehen: es ist ein schwaches Stück. Wenig Handlung, unglaubwürdige Verwickelung und gequälte Lösung. Ein Rezensent, der über seine Schwester schlechte Kritiken schreibt und in Verdacht kommt, mit der Dame, deren verwandtschaftliches Verhältnis zu ihm niemand kennt, besondere Beziehungen zu haben, ein Referendar, der diese Künstlerin liebt und Eifersuchtsqualen duldet, ein paar Journalistentypen schlimmer und guter Art bevölkern die Szene. Diese letzteren sind übrigens scharf geschaut und gegenständlich geschildert. Sie versöhnen mit mancher Länge und mit dem schablonenhaften Ausgang. Die Darstellung war sehr gut. Fräulein Berka, Herr Kothe, Herr Wolfram und Herr Stiewe seien mit Anerkennung genannt.

Die „Goldene Eva“ von Schönthan und Koppel-Ellfeld ist ein ganz moderner Schwank. Man hat zwar den handelnden Personen mittelalterliche Kostüme angezogen, aber sie können ihr modernes Empfinden nicht verleugnen. Auch in der Sprache nicht. Wenn ein Ritter verkündet, „Diskretion sei Ehrensache“ und „Heirat sei nicht ausgeschlossen“, so verrät er doch zu deutlich, daß er den Inseratenteil der vierhundert Jahre nach seinem Tode erschienenen Zeitungen genau gelesen. Das Stück ist in allerliebsten Bonbon-Versen geschrieben. Und das Publikum unterhält sich sehr gut, wenn es zu den Versenden, die es von der Bühne ertönen hört, die passenden Reime sucht. Zeigt es sich, daß man das Richtige getroffen, so ist man versucht, sich auch für einen Dichter zu halten, haben die Dichter einen anderen Reim gewählt, so ist man überrascht, — in jedem Fall ist es eine hübsche und anregende Unterhaltung. Die Dichter haben in skrupellosester Weise Anlehen bei ihren Vorgängern gemacht: sie haben Shakespeares „Falstaff“ neu zu schaffen versucht, und Cyrano von Bergerac geplündert, sie haben die aus manchem Schwank bekannte verliebte alte Schachtel neu belebt und drei Akte darauf verwendet zu zeigen, wie ein flotter Künstler eine junge Handwerkerswitwe dem verlumpten Ritter vor der Nase wegschnappt. Dazu ein Aufguß von Sentimentalität und Guitarrengeklimper, von tönenden Versen und seltsamen Reimen, die „dreizehnten“ und „reizenden“ zusammenklingen lassen. . . . Ob es dringend nötig war, den Schwank, der übrigens nicht neu ist, uns vorzuführen, darf bezweifelt werden. Herr Hertzer hatte sich des Stückes liebevoll angenommen und die Einzelleistungen waren vortrefflich. Fräulein Berka gab die Titelrolle mit reizender Laune, Herr Kothe war ein ritterlicher junger Goldschmied, Frau Jürgensen eine prächtige verliebte alte Wirtschafterin, Herr Steinecke eine drastisch wirkende Falstaff-Kopie. Nur Herr Rudolph als Graf von Zeck tat des Guten zu viel und verdarb sich die Wirkung durch allzu drastische Absonderlichkeiten.

Die Leistungen der Oper seien ein andermal gewertet.

B.

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 17. Oktober fand die erste Wintersemester-Versammlung des Marburger hessischen Geschichtsvereins statt, die so zahlreich besucht war, daß der große Versammlungsraum kaum alle Teilnehmer zu fassen vermochte. Zunächst machte der Vorsitzende Herr Generalleutnant a. D. Beß eine Reihe geschäftlicher Mitteilungen: er verlas eine stattliche Liste neu eingetretener Mitglieder und gedachte unter den wenigen ausgeschiedenen besonders des nach Göttingen verzogenen Herrn Dr. L. Armbrust, der nach wie vor seine Mitarbeit an der Zeitschrift zugesagt hat, berichtete über die wohlgelungene Mitgliederversammlung des Gesamtvereins in Melsungen und Spangenberg. Aus den Beschlüssen des Gesamtvorstandes teilte der Herr Vorsitzende besonders mit, daß eine neue Instruktion für den Redaktionsausschuß der Zeitschrift, die Begründung eines kritischen Teiles, dessen Redaktion Herr Professor Dr. K. Wenck übernahm, ihre Erledigung fand, und daß eine neue Instruktion für den Konservator der Marburger Sammlung ausgearbeitet werde. Auf Antrag des Hanauer Zweigvereins soll ihm eine im hiesigen Schloßhof seit einigen

Jahren aufgestellte Holzkonsole gegen Abgabe einiger Fayencen für die hiesige Sammlung zurückerstattet werden. Lobend wurde des neuen Konservators, des Herrn H. Giebel, gedacht, der sich mit der Neuaufstellung unserer Sammlung im hiesigen Schloß erfolgreiche und sehr anerkennenswerte Mühe gemacht hat. Das Programm für die Hauptvorträge der nächsten Monate konnte mitgeteilt werden. In der nächsten Versammlung im November wird Herr Metropolitan Klein über Pestepidemien im 16. Jahrhundert und die Pest in Rauschenberg sprechen. Zugleich soll in dieser Sitzung, die als Generalversammlung angekündigt wurde, endlich die Entlastung für das abgelaufene Vereinsjahr erbeten und der Entwurf neuer Vereinssatzungen vorgelegt werden.

Nach Erledigung des geschäftlichen Teiles nahm der Herr Vorsitzende das Wort zu seinem hochinteressanten, viele Neuigkeiten enthaltenden Vortrag: „Das Verhalten der verfassungstreuen Offiziere bei der Vereidigung der Kasseler Garnison im Dezember 1847, nach Aufzeichnungen seines Vaters, Premierleutnants im kurhessischen Leibgarde-Regiment.“ Der Vortrag wird in einiger Zeit gedruckt erscheinen und soll darum hier nur kurz skizziert werden.

Nur wenig bekannt ist, daß der letzte hessische Kurfürst nach seinem Regierungsantritte einen Staatsstreich geplant hatte, der nur dadurch verhindert worden ist, daß seine fest an ihrem Eide haltenden Offiziere ihm dazu ihre Beihilfe versagten. Der am 20. November 1847 zur Regierung gekommene Kurfürst Friedrich Wilhelm I. beabsichtigte die von ihm bei Antritt seiner Regentschaft beschworene Verfassung vom Jahre 1831 umzuändern bzw. umzustürzen. Zu diesem Zwecke hatte er sich von den Höfen in Berlin und Wien Rat und Einverständnis erbeten. Trotzdem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen von diesem Schritt abgemahnt hatte, zu dessen Durchführung man unter Umständen der Mitwirkung der Truppen bedurfte, deren Offiziere aber mit ihrem Eide auch die Verpflichtung zur Beobachtung und Aufrechterhaltung der Verfassung gelobt hatten, befahl der Kurfürst doch zum 6. Dezember die Vereidigung der Truppen nach einer Formel, in der nur ihm selber unbedingter Gehorsam und Treue gelobt werden sollte, der Aufrechterhaltung der Verfassung aber mit keiner Silbe gedacht war. Daraus ergaben sich für die Offiziere die schwersten Bedenken, umsomehr, als man die Absichten des Kurfürsten vermutete, und harte Seelenkämpfe entspannen sich durch diesen Befehl in der Brust gerade der besten, der ehrlichsten Offiziere, für die es reservationes mentales nicht gab. Die von seiten der Offiziere des Generalstabes und der Artillerie am Abend des 5. Dezember laut gewordenen Bedenken beseitigte der Artillerie-Brigadekommandeur, indem er die Ansicht vertrat, daß der früher geleistete Verfassungseid in seiner alten Verbindlichkeit weiterbestehn bliebe und man jetzt nur dem neuen Kurfürsten anstelle des verstorbenen zu huldigen habe. Beim Leibgarde-Regiment aber baten der Hauptmann Engelhardt und die beiden Premierleutnants Beß und v. Oeynhausen am Morgen des 6. Dezember den Regimentskommandeur um Aufklärung. Da dieser eine solche aber nicht geben konnte, meldeten sie ihm, daß sie den verlangten Eid nicht leisten könnten ohne die ausdrückliche Erklärung, daß sie neben diesem Eide nach wie vor sich an den auf die Aufrechterhaltung der Verfassung geleisteten Eid gebunden erachteten. Oberst v. Urff setzte kurz vor der Vereidigung den Kurfürsten von den Bedenken der Offiziere in Kenntnis, worauf man diesen beruhigende Versicherungen gab und dann die Vereidigung vornahm. Schwerwiegende Folgen aber hatte das Verhalten dieser charaktervollen Offiziere. Fürs erste nahm der Kurfürst von der Ausführung des geplanten Staatsstreiches Abstand, zumal am 11. Dezember auch von Wien aus eine abmahnende Antwort eingetroffen war, dann aber auch die Märzrevolution alle weiteren Angriffe auf die Verfassung verschob. Ferner aber wurden auch die drei Offiziere, deren Namen bekannt geworden waren, am letzten Tage des Jahres 1847 strafversetzt. Das war ein harter Schlag für die ehrenhaften Männer, aber die Tagebuchaufzeichnungen des Premierleutnants Beß geben Kunde davon, daß nicht demagogische Gelüste, sondern wahre Gewissensskrupel jene Offiziere bestimmten und daß sie ihre Strafversetzung mutig ertrugen in dem stolzen Bewußtsein, ehrlich gehandelt zu haben. Heißes inneres Ringen zwischen Eidespflicht und Treue zum Herrscher, zwischen Gewissen und Rücksichten auf die Familie, zwischen Ehre und Karriere spiegeln diese Aufzeichnungen wieder, sie zeigen, wie der Schreiber dieser Tagebuchblätter durchdrungen war von der Heiligkeit des Eides und wie Ehre und Gewissen alle andern Rücksichten zum Schweigen bringen mußten. Daneben aber sehen wir noch, mit welcher glühenden Begeisterung der Premierleutnant Beß den welthistorischen Anlauf, den Deutschland im Jahre 1848 nahm, verfolgte, wie er bereits im Geiste ein großes starkes Deutschland voraussah, und wie ihn schließlich die Verwirklichung seines und des Lieblingstraumes der Nation, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches, beglückte. Nicht nur der Pulsschlag eines ehrlichen, warmempfindenden Offiziers spricht aus diesen Aufzeichnungen, der Pulsschlag des ganzen deutschen Volkes redet aus diesen schwungvollen, mit eigenem Herzblut niedergeschriebenen Tagebuchblättern, die wohl

zu den besten und interessantesten jener Zeit gehören dürften und darum mehr wie andere veröffentlicht zu werden verdienten. Der Verfasser der Aufzeichnungen hatte später noch die Freude, daß von König Wilhelm von Preußen die Strafversetzung rückgängig und ihm die volle Pension bewilligt wurde. Er war zuletzt Oberst und Kommandeur des Hamburger Bundeskontingents, verbrachte dann seinen Lebensabend in der alten Heimat und starb 1885 zu Marburg.

Reicher Beifall lohnte den Vortragenden. Der ernstbewegten Stimmung der Versammlung gab Professor Dr. Wenck in warmen Worten des Dankes Ausdruck. — Mit dem Beschluß, künftighin die Versammlungen auf 8 1/4 Uhr zu berufen, schloß der Abend, dessen Vortrag noch lange in den Herzen der überaus zahlreichen Anwesenden nachwirken wird, um so nachhaltiger vielleicht, weil auch die heutige Zeit mehr wohl denn je solcher charakterfester Männer bedarf, wie es jene drei Offiziere waren. H. F.

Am 29. Oktober fand nach der Sommerpause die erste öffentliche Monatsversammlung des Geschichtsvereins zu Kassel statt. General Eisentraut begrüßte die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste und eröffnete sodann die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mitteilungen. Seit der Jahresversammlung zu Melsungen im August dieses Jahres hat der Verein einen Zuwachs von 34 Mitgliedern erfahren, was z. T. auch den überall großes Interesse weckenden Ausflügen des Vereins zu danken ist. Für den Winter ist die gemeinsame Besichtigung dieser oder jener Kirche in Kassel in Aussicht genommen. Aus dem Vorstand des Kasseler Zweigvereins ist der Bibliothekar des Vereins, Major von und zu Löwenstein, ausgeschieden, der dieses Amt eine lange Reihe von Jahren hindurch mit großer Hingebung versehen hat, wofür ihm der Verein zu großem Dank verpflichtet ist; einen Nachfolger hat er in Geheimrat Grimm gefunden. Der Gesamtvorstand des Vereins hat beschlossen, die Verdienste zweier Mitglieder dadurch besonders zu ehren, daß er sie zu Ehrenmitgliedern ernannte; es sind dies Kanzleirat Neuber und Major von und zu Löwenstein. Der Vorsitzende macht darauf aufmerksam, daß am 28. November Frau Therese Keiter (M. Herbert) nach Kassel kommen und hier dichterische Vorträge halten wird. Die Zeitschrift des Vereins für 1906/07 wird diesmal seit langer Zeit zum erstenmal wieder in zwei Hälften verausgabt, und zwar die erste Hälfte noch im November. Kanzleirat Neuber spricht seinen Dank aus für die ihm widerfahrene Ehrung und verspricht, auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte, für die er immer eine große Anhänglichkeit gehabt habe, auch fernerhin tätig zu sein. Hierauf erteilte der Vorsitzende dem Oberbibliothekar Dr. phil. Brunner das Wort, der sich in einem einstündigen fesselnden Vortrag über „die Besitzergreifung Hessen-Kassels durch die Franzosen am 1. November 1806" erging. An der Hand aktenmäßiger Überlieferung und zahlreicher Privataufzeichnungen entrollte er ein anschauliches Bild jener folgenschweren Ereignisse, die sich vor einem Jahrhundert in Hessen abwickelten, und deckte namentlich auch die verworrenen diplomatischen Beziehungen auf, die vom hessischen Hof nach Frankreich einerseits und Preußen andererseits hinüberspielten. Eine eingehende Charakteristik Kurfürst Wilhelms I., dessen Herz ihn zu Preußen, dessen Vorteil ihn aber zu Frankreich hinzog, ließ die Zuhörer zwar keine Entschuldigung, aber ein Verständnis für die damals geübte Vogelstraußpolitik dieses Fürsten gewinnen. Allseitiger Beifall lohnte den Redner. Der Vorsitzende General Eisentraut wies auf die unwürdige Grabstätte Steinhöfers hin, dessen schöpferischer Hand die Entstehung der weit über Deutschland hinaus berühmten Wasserwerke der Wilhelmshöhe (Steinhöferscher Wasserfall, Teufelsbrücke, Neuer Wasserfall) zu danken sei. Nachdem die Grabstätte dieses Mannes auf dem Friedhof zu Wilhelmshöhe nunmehr fest bestimmt sei, habe der Vorstand des Vereins beschlossen, sie für alle Zeiten festzulegen und durch einen besonderen Schmuck auszuzeichnen. Um die Kosten für die Ausschmückung des Grabes aufzubringen, wende man sich an Mitglieder und Nichtmitglieder mit der Bitte um Beiträge, die Direktor Henkel gern anzunehmen bereit sei.

Verein für hessische Volkskunde. Die Wintersitzungen des Vereins für hessische Volkskunde wurden am 30. Oktober durch eine erste Monatsversammlung eröffnet. Der Vorsitzende, Oberbibliothekar Dr. Brunner, teilte mit, daß der Vorstand durch Ausscheiden des Oberlandesgerichtsrats Klepper genötigt war, sich zu kooptieren, und die Wahl auf Oberlehrer Grebe gefallen sei. Er nahm sodann das Wort zu seinem angekündigten Vortrag über den alemannischen Dichter „Johann Peter Hebel als Vater der deutschen mundartlichen Poesie, ein Rückblick und Ausblick zum 80. Todesjahr dieses Dichters". Hebel sei zwar nicht der erste gewesen, der sich in seinen Dichtungen der deutschen Mundart bedient habe, aber er habe seinen Vorgänger J. H. Voß weit hinter sich gelassen und die mundartliche Poesie erst zur vollberechtigten Schwester der hochdeutschen Dichtung gemacht. Es gebe überhaupt zwei Arten von mundartlichen Dichtern; die einen schreiben für das Volk und steigen zu ihm herab, die anderen

— und dies sind die echten — schreiben aus der Volksseele heraus. Ein solcher sei eben Hebel gewesen. Eine eingehende biographische Darstellung verbunden mit einer Analyse seiner dichterischen Persönlichkeit an der Hand zahlreicher Proben werden in manchem der Zuhörer den Entschluß geweckt haben, sich einmal wieder intensiver mit diesem wurzelechten Poeten zu befassen. Zum Schluß hob der Vorsitzende noch hervor, daß eine ganze Reihe von Elementen, wie die Würmer am kernigen Holze, vernichtend an der Mundart nagten, so die Schule, die nicht anders könne, das Militär, die Presse und die Fabriktätigkeit. Es müsse erst wieder das Bewußtsein durchdringen, daß die Dialekte keine verdorbenen Mundarten seien und daß es töricht sei, sich seines Dialektes zu schämen, um ein lächerliches Theaterdeutsch zu sprechen. Leider fehle der mundartlichen Poesie noch immer das Hülfsmittel einer die ganze deutsche Sprache umfassenden Phonetik. Zu der vom Verein beabsichtigten Bildung einzelner Gruppen zur Bearbeitung bestimmter Aufgaben müsse auch eine solche zur Fixierung der Lautschrift gehören. — Hierauf gab Oberlehrer Dr. Fuckel im Anschluß an seinen früheren Vortrag über die ersten ausgeprägten Spuren des hessischen Dialektes bei älteren mittelhochdeutschen Dichtern einige „Proben der hessischen Mundart aus dem Jahre 1731." Eine der ersten Niederschriften unseres hessischen Dialektes, wie er von dem jetzigen nicht erheblich abweicht, wurde gezeitigt durch eine Reise des Landgrafen Friedrichs I., die dieser im Jahre 1731 von seiner schwedischen Residenz aus durch seine hessischen Erblande machte. Es handelt sich um zwei Gedichte, die beide in demselben Jahre anonym erschienen und möglicherweise denselben hessischen Dialektdichter zum Verfasser haben. Sie sind einerseits interessant für die Kenntnis des damaligen hessischen Dialektes und weiterhin ein Zeugnis treuer Anhänglichkeit gegen den Landgrafen. Sie sind beide in Alexandrinern, dem beliebtesten Versmaß jener Zeit, abgefaßt, das erste ist auch in Vilmars „Idiotikon" benutzt. Dieses erste Gedicht, wiederabgedruckt im Hersfelder Intelligenzblatt vom 25. Februar 1832, begrüßt den Einzug des Landgrafen und bekundet „Aller Reddelichen Hessen-Kenger Herzeliche Freude wies en es rus geplatzt", während das andere dann, verfaßt „von dem nagelnuggen Hessen-Poeten, der am Wissener runger gekuppelt un ver dem Parnaß leggen geblewwen", das Bedauern über die frühe Abreise des Fürsten zum Ausdruck bringt. — Bibliothekar Dr. Lange bot sodann einige Kapitel aus dem Gebiet der Orts- und Flurnamenforschung, jenem verhältnismäßig noch jungen Zweig der historisch-philologischen Forschung. Man ist immer mehr von einer Deutung der Namen im einzelnen abgekommen und behandelt neuerdings mit weit größerem Erfolg gleich ganze Gruppen von Namen. Die Deutung eines Ortsnamens kann nur dann als vollendet gelten, wenn durch sie alle überlieferten Formen des Namens ihre volle Erklärung finden. Bereits Arnold in seinen „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme" hat Licht in Perioden hineingebracht, die bis dahin durch keine Kunde römischer und mittelalterlicher Quellen erhellt werden konnten. Dr. Lange gab nun einige Belege dafür, wie Ortsnamen als Quelle der Kulturgeschichte zu gelten haben. Besonders kommt hier die Fülle von Namen in Betracht, die mit Wald, Moor und Sumpf zusammenhängen, und zwar entweder allein für sich oder in mannigfachster Verbindung. Sie verbürgen den Reichtum an Wald und Sumpf, der zur Zeit eines Cäsar und Tacitus in unseren Gauen vorhanden war und von diesen selbst auch des öfteren betont wird. Die allerdings mehrfach bekämpfte Annahme, daß die Chatten zuerst als Hirten- und Jägervolk aufgetreten sind, wird durch den Umstand unterstützt, daß zahlreiche Ortsnamen der älteren Zeit Ausdrücke bergen, die „Weide" bedeuten. Eine ganze Reihe von „Weinbergen" in Hessen müssen als mißverstandene „Weidenberge" anzusehen sein, die Volksethymologie hat eben später beide zusammengeworfen. Auch die Namen auf -süß (Süß, Rockensüß usw.) weisen auf frühere Weideplätze hin. Auf das Jägerleben beziehen sich die vielfach in Ortsbezeichnungen vorhandenen Tiernamen; Beverungen, Bebra, Beberbeck erinnern an den früher weitverbreiteten Biber, Urff, Urach, Auerbach, usw. an den Stier, Ur. Auch die „Nadelöhre" im Seulingswald (1598 vom Landgrafen Moritz an Stelle eines zusammengewachsenen Baumes errichtet, der bereits dem gleichen Brauche des Hindurchkriechens zum Zwecke der Heilung gedient hatte), bei Hatzbach und am Ahlheimer bieten kulturhistorisches Interesse. Aber die Ortsnamen sind zweitens auch eine wichtige Quelle für die Mythologie. Eine vorsichtige Benutzung der Ortsnamen setzt uns in den Stand, ein wenig in die mythologischen Vorstellungen unserer Vorfahren einzudringen. Was als germanische oder chattische Mythologie bezeichnet wird, entstammt vielfach späteren nordischen Vorstellungen (Edda) und verdankt oft der Phantasie christlicher Priester seinen Ursprung. Trotzdem weist eine Reihe von Namen auf Wodan zurück. Besonders wichtig ist in dieser Beziehung die Gegend von Gudensberg. Der Odenberg selbst freilich hat so wenig wie der Odenwald mit der Göttersage etwas zu schaffen, sein Name bedeutet einfach einen öden, kahlen Berg. Um Gudensberg (mit dem Berg

des Wodan) reihe sich Dissen, der alte Bestattungsplatz der Chatten, Metze (Mattium), der Fest- und Opferschmausplatz, das durch heiligen Frieden geschützte Fritzlar, der Ort des Friedens, Wichdorf als Ansiedlung an Stelle eines früheren geweihten Platzes, die Tempelstätte Altenstädt und die Totenbrandstätte Balhorn. Aber auch im übrigen Hessen fehlt es nicht an mythologischen Beziehungen (die Gudenberge, die Donnerskaute bei Oberaula usw.). Es sind auch nicht allein die großen Götter, deren Namen in Ortsbezeichnungen enthalten sind, sondern oft nur die geistigen Wesen, die Wasser, Wald und Heide beleben (vgl. den Frauhollenteich am Meißner). Ein interessantes Beispiel von Ethymologie gibt Vilmar über den Namen Waldis, die Benennung einer Flurstrecke bei Allendorf an der Werra; es hieß ursprünglich Wal-idis, d. h. Schlachtjungfrau Wuotans, Waldis sei demnach die Stätte, wo die Walküre die Schlacht überschaut habe. Von dieser Flurstrecke führte eine jetzt ausgestorbene Bürgerfamilie in Allendorf den Namen, der auch der bekannte Fabeldichter Burkard Waldis zu Abterode angehörte. — Daß Ringwälle auch kulturellen Zwecken dienstbar gemacht wurden, belegte der Vorsitzende durch einen im Marburger Staatsarchiv befindlichen Erlaß Landgraf Wilhelms V. an die Geistlichkeit des Landes aus dem Jahr 1636, ein Ausschreiben wider gewisse alte Gebräuche, wie Oster- und Johannisfeuer und wider die solennen Sonntagstänze, die namentlich auf dem Dörnberg üblich gewesen seien; der Erlaß zeige auch, wie solche Gebräuche jahrelang schlummern könnten, um dann auf einmal wieder aufzuleben. Dr. Lange wies darauf hin, daß der dem Dörnberg benachbarte, von zwei Ringwällen umzogene „Hohle Stein" wegen seines beschränkten Terrains kaum eine Zufluchtsstätte gebildet haben könne, noch jetzt würden auf ihm am zweiten Pfingsttag eine Art Blumenopfer dargebracht. Das auf seiner Oberfläche befindliche quadratische Loch von 3 Meter Länge und 2½ Meter Breite, das künstlich eingehauen ist, habe wohl einmal zur Befestigung eines Hauses gedient. Zum Schluß gab Dr. Brunner in einem Erlaß Landgraf Wilhelms IV. aus 1569 noch ein unterhaltsames Beispiel dafür, wie man in Hessen mit der Zauberei verfuhr.

„Hessen vor dem 1. November 1806", so lautet die Leipzig 1807 bei Wilhelm Rein & Co. erschienene, anonyme (Schmäh-) Schrift, welche vor hundert Jahren im ehemaligen Kurfürstentume gewaltiges Aufsehen und meistenteils nur Entrüstung hervorrief. Niemand (auch nicht Archenholtz in seiner Minerva 1807, Bd. IV, S. 336) glaubte an den fingierten militärischen Autor („Von einem ehemaligen hessischen Kapitain"), der bis heute noch fraglich ist. Viele bezeichneten damals und später den aus 1809 bekannten Friedensrichter Martin bestimmt als den Verfasser, doch widersprach dem energisch diese kurhessische Familie in der Zeitschrift des Geschichtsvereins noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Heute nach 100 Jahren kann man „sine ira et studio" sagen, die 118 Seiten, von denen eine „Neue Ausgabe 1808" erschienen sein soll, enthalten doch recht viel Wahres, so daß ein Neudruck der seltenen Schrift sicher von kulturhistorischem Interesse wäre. Jedenfalls aber sind die 78 Seiten der 1808 (ohne Ort) erschienenen „Würdigung und Widerlegung" recht lahm und unbedeutend, die unter dem Haupttitel „Hessen in seiner wahren Gestalt" bei Krieger in Marburg gedruckt wurde und als deren Verfasser sich später (vgl. „Neuer Kasseler Anzeiger" vom 17. April 1873, Nr. 103) Dr. Paul Wigand bekannte. Y.

Marburger Hochschulnachrichten. Der Privatdozent an der Berliner Universität Dr. P. Menzer wurde zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Marburger Universität ernannt. — Der Privatdozent Dr. jur. P. Merkel wurde zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der Universität zu Königsberg i. Pr. ernannt. — In der philosophischen Fakultät habilitierte sich Dr. Suchier als Privatdozent. — Der Privatdozent Lic theol. et Dr. phil. Otto Procksch in Königsberg i. Pr. ist als außerordentlicher Professor für alttestamentliche Theologie nach Marburg berufen worden.

Funde im Wormser Dom. Über eine im Dom zu Worms bloßgelegte Grabkammer teilte uns kürzlich Herr Ferd. Frhr. v. Reitzenstein folgendes mit:

Unsere Besichtigung der Stelle ergab, daß es sich immerhin um eine ganz interessante Entdeckung handelte. Dort wo die Stufen des Presbyteriums der Ostapsis des Domes beginnen, wurde durch die Kabellegung der Eingang zu einer unterirdischen Wölbung blosgelegt. Er lag direkt unter dem heutigen Pflaster und war nur durch Bruchstücke ehemaliger Grabsteine geschlossen. Der eine Grabstein zeigt gotische Unziale als Randschrift und hatte als einzige Darstellung einen flach gemeißelten Krummstab. Er gehört dem Anfang des 14. Jahrhunderts an. Wenige Treppen führen hinab zu einem Loch, das offenbar durch die französischen Mordbrenner in eine vermauerte Türe geschlagen wurde. Von da kann man in einen Raum von 4 Meter Länge, 3,50 Meter Breite und 2,50 Meter Höhe hinabsteigen, der mit einem Tonnengewölbe in Backstein abgeschlossen ist. Von Interesse ist

dabei, daß der innere Bewurf gleich in Form eines Mörtelgusses auf die Schalung gemacht wurde, so daß die einzelnen Bretter deutlich abgedrückt sind. Der Scheitel zeigt Spuren späterer Eingriffe. Ebenso sieht man von innen, daß das Rundbogengewölbe des Einganges später eingesprengt wurde. In die Wände des Raumes sind Nischen gebrochen und zwar in die Seitenwände nach rechts und links je eine ziemlich quadratische, deren eine etwas vermodertes Stroh enthielt. In die dem Eingang gegenüberliegende Wand aber ist eine Nische von rechteckiger Form gebrochen, die der Breite nach durch eine Steinplatte geteilt wird. Gegenwärtig sind diese Nischen leer. In der Mitte des Raumes befinden sich zwei offene Gräber, die sich an die rechte Seitenwand anschließen und den Raum bis zur Mitte hin einnehmen. Sie sind mit Schutt, Knochen, Holz- und Gewandresten angefüllt. Ursprünglich waren sie durch Platten geschlossen, die jetzt zerschlagen sind und zwar das mittlere Grab durch eine Schieferplatte, die vollständig in Trümmer geschlagen ist. Sie zeigt eine Inschrift, die aber erst nach Zusammensetzung lesbar ist. Das sich rechts daranschließende Grab dürfte durch eine Platte aus rotem Sandstein, von der die Hälfte außerhalb an der Wand lehnte, geschlossen gewesen sein. Sie zeigt quer über den Stein die Unzial-Inschrift: JOHE˙S DALB˙G (Johannes Dalberg). Während unserer Anwesenheit wurde in dem zuerst beschriebenen Grab ein sehr interessanter Fund gemacht, nämlich der untere Teil eines Schädels, dessen obere Hälfte (Schädeldach) abgesägt war, was darauf hinweist, daß es als Reliquar diente. Der Raum dürfte noch mehrere Gräber enthalten, die den Wühlern vom Ende des 17. Jahrhunderts entgangen sind. Wie wir vernehmen, sollen weitere Forschungen zunächst nicht vorgenommen werden. Mit dem Hauptaufbau des Domes steht die Gruft in keinem Zusammenhang. Ob sie in ihrer ersten Anlage jedoch schon vor dem gegenwärtigen Aufbau vorhanden war, und nur übernommen wurde, kann ohne Untersuchung nicht gesagt werden. Das Gewölbe selbst stammt jedoch aus verhältnismäßig später Zeit.

Denkmalpflege. Bei der am 26. und 27. September d. J. in Braunschweig stattgefundenen Versammlung für Denkmalpflege war unsere hessische Kommission durch die Herren Geheimrat Dr. Osius, Professor von Drach, Kammerherr von Scharfenberg und Baron F. v. Gilsa vertreten. Die Teilnehmer an der gut besuchten Versammlung empfingen hundertfache Anregung durch Anschauung und Wort, von praktischem Werte war jedoch u. a besonders ein Antrag des Herrn Professors Haupt-Eutin, dahingehend, den Denkmalskommissionen eine Abteilung zur Pflege der Heimatkunde anzureihen, ein Gebiet, auf dem in Hessen noch viel zu tun ist. Auch die Naturdenkmäler erfordern eine ständige Aufmerksamkeit.

Schwälmer Trachtenbilder. Der Kreis Ziegenhain überreichte der Kaiserin zu deren Geburtstag eine aus Seidenstoffen und Bändern der Schwälmer Tracht zusammengestellte Mappe mit Bildern aus dem Schwälmer Volksleben (Gruppenbilder, Reiter, typische Gestalten aus der Schwalm usw.), die von dem Marburger Photographen W. Risse angefertigt wurden. Die Zusammenstellung der Bilder und die äußere Ausstattung der Mappe lag in den Händen des Professors C. Bantzer-Willingshausen.

Grabstätte. Bei den Kanalisationsarbeiten vor dem Orangeriegebäude innerhalb des Schloßgartens in Fulda stieß man auf eine Begräbnisstätte, deren Alter vorläufig noch nicht festgestellt werden konnte.

Ludwig Heß. Der Kammersänger Ludwig Heß aus Marburg wurde als Nachfolger Felix Mottls zum Dirigenten des Großen Münchener Chorvereins gewählt.

Gleiberg. Mit Bezug auf die im „Hessenland“ S. 281 im Auszug wiedergegebenen Ausführungen des Herrn Dr. Dersch über den Gleiberg geht uns von Herrn Ingenieur Happel folgendes Schreiben zu:

Wie in Nr. 20 des „Hessenland“ mitgeteilt wird, hielt Herr Dr. Dersch gelegentlich eines Ausfluges des hessischen Geschichtsvereins zu Marburg einen Vortrag über die Burg Gleiberg bei Gießen und kam dabei auch auf die Beschreibung dieser Burg in dem vom Unterzeichneten herausgegebenen Werk „Die Burgen im oberen Hessen“ zu sprechen. Hierbei wurden Ansichten entwickelt, die im Interesse sachlicher Richtigkeit nicht unwidersprochen hingenommen werden können. Zunächst sei betont, daß es nicht zulässig ist, auf einer Burg für sich allein Deutungen vorzunehmen, hier haben die Analogien anderer deutscher Burgen mitzureden, und aus diesen geht hervor, daß es im zehnten Jahrhundert noch keine runden Bergfriede mit eingezogenem Kugelgewölbe gegeben hat, daß aber die ersten Bergfriede (Donjons) viereckig waren, was an zahlreichen Beispielen nachweisbar ist. Wäre nun nicht auf Gleiberg ein gewaltiges starkes Turmfundament von viereckigem Grundriß an geeigneter Stelle vorhanden, dann könnte man wohl sagen, daß der runde Bergfried der ältere sei; so aber kann das einmal vorhandene, zweifellos ältere Turmfundament nicht unberücksichtigt bleiben und muß nach logischem

Schlusse in obigem Sinne gedeutet werden. Die Wasserfrage kann hier nicht beweisführend gelten, auch im runden Turm befindet sich kein Brunnen, ein solcher in dessen Nähe könnte auch dem älteren Bergfried schon gedient haben.

Aus der Anlage des Fallschachtes, im Eingang des runden Bergfriedes, hat der Unterzeichnete das jüngere Alter des Turmes nicht abgeleitet, das steht nicht in dessen bezeichnetem Werk geschrieben. An sehr zahlreichen Beispielen auch in der Gegend des Gleibergs, u. a. dem nahen Vetzberg, ist zu sehen, daß die Verließe unter dem Kugelgewölbe ohne alle Licht- und Luftöffnungen waren, daß nur ein Schlupfloch die Verbindung mit diesen herstellte; ob sie nun deshalb „unbrauchbar" gewesen sind, das zu beurteilen überläßt Unterzeichneter Herrn Dr. Dersch. Wo aber auf Burgen Licht und Luft, wie in Kellern, nötig sind, da sind schmale, kaum handbreite Schlitze vorgesehen, nicht aber Schächte von Türbreite; hier handelt es sich nur um eine Sperre. Für Licht und Luft war hier ebensowenig etwas getan, wie auf anderen Burgen. Hätte dieser Schacht, der hinter der Tür ausmündet, den bezeichneten Zweck haben sollen, dann konnte die Tür des Bergfriedes nicht geschlossen werden.

Ohne Herrn v. Ritgen als Architekt angreifen zu wollen, muß doch betont werden, daß wir seinem kriegstechnischen Wissen und Können Herstellungen verdanken, die wir sehr beklagen müssen, siehe Wartburg und das nahe Staufenberg.

Ernst Happel.

Eingegangene Bücher:

Verscherchen un Lieder. Von Karl Heinz Hill. Gelnhausen (Verlag von Jean Kalbfleisch) 1905.

Leben und Taten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Nach der Tieckschen Übersetzung für Schule und Haus bearbeitet von Paul Heidelbach. Mit 4 Farbdruckbildern und 49 Textillustrationen von Willy Planck. Stuttgart (Gustav Weise's Verlag) 1906. 3. M.

Gottesminne. 10./11. Heft. Oktob., Nov. 4. Jahrgang 1906. Monatsheft für Religion u. Dichtkunst. Herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung. Münster i. W. (Enthält u. a. Beiträge von Martin Greif, M. Herbert, Karl Ernst Knodt).

Verhandlungen der XI. Hauptversammlung des Sparkassenverbandes für die Provinz Hessen-Nassau und das Fürstentum Waldeck in Frankfurt a. M. am 14. und 15. September 1906. Herausgegeben von Stadtrat Boedicker-Kassel. Druck von Weber und Weidemeyer.

Antiquariatskatalog Nr. 6 der Roßbergschen Buchhandlung (Jäh & Schunke) Leipzig, Universitätsstraße 15. Bibliothek Jos. Kürschner. III. (Belletristik, deutsche und ausländische schöne Literatur.)

Personalien.

Verliehen: dem Landesgerichtspräsidenten, Geheimen Oberjustizrat Koppen zu Hanau der Stern zum Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub aus Anlaß des Übertritts in den Ruhestand; dem Geh. Baurat Buchholtz zu Kassel der Kronenorden 3. Kl.; dem Lehrer a. D. Bachmann und dem Gerichtsvollzieher a. D. Berghoff zu Kassel der Kronenorden 4. Kl.; dem Lehrer a. D. Rosenstock zu Kassel-Kirchditmold und dem Lehrer Schmidt zu Wiera der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem Regierungs-Sekretär Wimmel, dem Realgymnasiallehrer Erdmann, dem Sattlermeister Wehrbein zu Kassel, der Freiin v. Lepel zu Obernkirchen, dem Fräulein Neumann zu Hanau und der Frau Pfarrer Scheffer zu Marburg die Rote Kreuzmedaille 3. Klasse; dem Lehrer an der Kunstgewerbeschule, Bildhauer Heer in Kassel bei seiner Pensionierung der Titel „Professor".

Ernannt: Regierungsrat Goedecke zu Kassel zum stellv. Vorsitzenden des Schiedsgerichts für Arbeiterversicherung in Kassel; Pfarrer Heldmann zu Obernburg zum Dekan des Dekanats Vöhl; Pfarrer Eisenberg zu Niederbeisheim zum Pfarrer in Reichensachsen; Pfarrer Kraft zu Oberschönau zum Pfarrer in Amönau; Pfarrer Hebebrand zu Spieskappel zum Pfarrer in Nordshausen; Pfarrer Maurer zu Dillich zum Pfarrer in Kirchditmold; Hilfspfarrer Gonnermann zu Abterode zum reformierten Pfarrer in Gemünden; Gerichtsassessor, Hauptmann a. D. Richter zu Kassel zum Amtsrichter in Bunzlau; Rechtsanwalt Böttrich zu Orb zum Notar; Kreisassistenzarzt Dr. Liebig zu Hünfeld zum Kreisarzt des Kreises Lingen; Postinspektor Kraiger und die Telegrapheninspektoren Karsunky und Raack zu Kassel zu Ober-Postinspektoren; Sekretär Rennstiel zum Inspektor bei der Landesheilanstalt zu Marburg; Gerichtsreferendar Bartels zum Regierungsreferendar; die Rechtskandidaten Brill, Schönwitz, Pfeiffer, Hosch, v. Bülow, Seidenstücker, v. Buttlar zu Referendaren.

Versetzt: Postrat Senger von Kassel als Ober-Postdirektor nach Oppeln; Postrat Berr von Hamburg nach Kassel.

Geboren: eine Tochter: Landrat von Löwenstein zu Löwenstein und Frau Magda, geb. Andres (Löwenberg in Schlesien, 11. Oktober).

Gestorben: Frau Auguste Bücking, geb. Mencke, Witwe des Pfarrers, 74 Jahre alt (Marburg, 17. Oktober); Frau Agnes Bonacker, geb. Ebert (Kassel, 18. Oktober); Kgl. Oberforstmeister a. D. Karl Ziemann, 80 Jahre alt (Kassel, 19. Oktober); Kantor Adolf Eymer, 64 Jahre alt (Frankenau, 19. Oktober); Frau Bürgermeister Elisabeth Grau, geb. Ebert (20. Oktober); Rechnungsrat Philipp Theophilus Altmannsperger, 78 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 23. Oktober); Frau Helene Zülch, geb. v. Gehren, Witwe des Pfarrers, 98 Jahre alt (Felsberg, 23. Oktober); verw. Frau Marie Müller, geb. Amelung (Kassel, 25. Oktober); Privatmann Konrad Kaysau, 85 Jahre alt (Kassel, 30. Oktober); Königl. Bergrat Gustav Ernst, 42 Jahre alt (Kassel, 30. Oktober).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel



№ 22. XX. Jahrgang. Kassel, 16. November 1906.

Der Gewinn.

Du klagst: nun muß auch dieser Sommer enden,
Da wir uns beide mit besorgten Händen
Die reifen Früchte unsrer Liebe boten!
Du klagst: nun schlepp' ich mühsam meine Tage,
Weil ich des Glückes Ende nicht ertrage,
Und lege diese Liebe zu den Toten.

Mir aber will, was wir so süß genossen,
Erst jetzt zu seinem tiefen Wert ersprossen,
Und warm und hell soll mich die Zeit umklingen:
Nun nehm' ich mit mir diese Sommertage,
Daß sie mir in des Winters Qual und Plage
In meine Hütte Licht und Wärme bringen.

Berlin. **Henri du Fais.**

Es gibt keinen Trost . . .

Es gibt keinen Trost für den tiefsten Schmerz,
Der uns doch so süß und heilig ist,
Den, wie ein teures Grab, das Herz
Umhegt und nimmermehr vergißt.

Manch' stille Träne netzt es heiß,
Wie einst die Rosen auf dem Sarg,
Der einzig uns — was Gott nur weiß,
Das Teuerste auf Erden barg . . .

Kassel. **Albert Weiss.**

Wilhelmshöhe.

Nicht möcht' ich um des Südens Herrlichkeit
Die ernste Pracht des deutschen Waldes tauschen! —
Und wenn ein Glück noch meinem Herzen lacht,
Dann mögen seine Wipfel dazu rauschen;
Dann komm' es mir auf grünem Waldespfad,
Von Sonnenfunken überglänzt, entgegen,
Und wie des Waldes rauschend Feierlied
Soll es das Herz mir andachtsvoll bewegen.

Frankfurt a. M. **Theobald Endemann.**

Ausrücken.

(Aus „Feurige Zungen", Gedichte 1906, Verlag Continent, Berlin.)

Zum Städtchen hinaus zog die Batterie
Mit ihren blauen Geschützen;
Es grüßte so hell in den Morgen früh
Der Helme metallenes Blitzen.

Es rasselten dumpf die Straße hinab
Die Protzen und die Lafetten —
Klirrend ins Rollen und Hufegetrab
Klangen Geschirre und Ketten.

Schneeweißes Koppel, hellblauer Rock,
Schwarze, verwitterte Kragen —
Junger Gesellen wohl über ein Schock,
Von glänzenden Rossen getragen!

Und alle taten's der Sonne nach
Und blickten so mutig und munter;
In den Häusern wurden die Menschen wach . . .
Da ging's die Brücke hinunter.

Charlottenburg. **Rudolf Rieth.**



Die neuen Kasseler Straßennamen.

Von A. Woringer.

Die Verleger des Kasseler Adreßbuchs, die Herren Gebr. Schönhoven, hatten sich im vorigen Jahre an den Vorstand des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde mit der Bitte gewendet, ihnen für das Straßenverzeichnis des Adreßbuchs kurze Erklärungen der Straßennamen Kassels zur Verfügung zu stellen, und dehnten diese Bitte im laufenden Jahre auch auf die durch die Eingemeindung vom 1. April 1906 neu hinzugekommenen Straßennamen aus, welchem Ersuchen gern stattgegeben wurde. Die Erklärungen im Adreßbuch können aber natürlich nur ganz kurz gefaßt sein; manche, die dortigen Angaben erst verständlich machende Erläuterung mußte aus Raummangel wegbleiben. Wir glauben deshalb auf das Interesse unserer Leser rechnen zu können, wenn wir hier einige ausführlichere Mitteilungen über die Entstehung der neuen Straßennamen bringen. Vorausgeschickt sei, daß die Ermittelung der Bedeutung der Straßennamen der vier eingemeindeten Dörfer mit weit erheblicheren Schwierigkeiten verbunden war, als dies bei den alten Kasseler Namen der Fall war. Wir sind in dieser Beziehung zu Dank verpflichtet den Herren Pfarrer von Lorentz in Kirchditmold, Bürgermeister Wimmer in Wahlershausen, sowie der Aschrottschen Grundstücksverwaltung in Kassel, besonders aber den Herren Stadträten A. Schmidt und Schwiening, von denen ersterer bereits im vorigen Jahre zum Gelingen unserer Arbeit wesentlich beigetragen hat.

Wir beginnen mit dem ältesten der eingemeindeten Orte, mit Kirchditmold Jedenfalls älter als Kassel (1019 besaß es bereits zwei Kirchen, von denen eine schon verfallen war), war der Ort, wie sein Name ergibt (diot = Volk, mal = Gericht), die Gerichtsstätte der Zent. Hier hielten die Grafen von Schauenburg, die auf der benachbarten Schauenburg bei Hoof saßen, Gericht ab. An diese Zeit erinnert der Name „Zentgrafenstraße"; wir dürfen uns darunter den Weg vorstellen, den der Zentgraf (Centgraf) zur Gerichtsstätte einschlug. Die Nachfolger der Grafen von Schauenburg, die Freiherrn von Dalwigk, die am 22. Dezember 1332 in den Besitz der Schauenburg kamen, sind noch heute Patrone der Kirchditmolder Kirche und nach ihnen heißt die „Dalwigkstraße".

Auch der Straßenname „Opferhof" könnte dazu verleiten, eine Erinnerung an jene älteste Zeit Kirchditmolds zu vermuten und anzunehmen, daß hier eine heidnische Opferstätte bestanden habe. Allein das wäre unrichtig. Das Wort „Opfer" in alten Bezeichnungen bezieht sich immer auf die christliche Kirche. Erst seit dem 16. Jahrhundert hat man dies lateinisch-kirchliche, aus offerre und operari zusammengeflossene Wort mit Vorliebe, aber mit Unrecht, auf das Heidentum bezogen. Der Opferhof bedeutet also jedenfalls einen Hof, der der Kirchditmolder Kirche, sei es bei ihrer Stiftung, sei es späterhin, zugewiesen war — ebenso wie der Straßenname „Opferrain" hinter der Kirche von Niederzwehren nicht einen Rain, an dem Opfer gebracht wurden, sondern die Grenze des kirchlichen Grundeigentums bedeutet.

Sehr interessant ist die Entstehung des Namens „Hochzeitsweg" (früher Hochzeitspfad). Ehe in den Außendörfern der Gemeinde Kirchditmold eigene Friedhöfe bestanden, d. h. vor 1830, mußten die Leichen aus diesen Dörfern sämtlich nach Kirchditmold zur Beerdigung auf dem dortigen gemeinsamen Friedhof gebracht werden, der der Pfarrei gegenüber auf der Höhe neben der alten Kirche lag. Der Pfarrer mit der Schuljugend und den Leidtragenden aus der Muttergemeinde ging dann dem Leichenzuge bis an die Grenze der Gemarkung entgegen. Da wurde der Sarg niedergesetzt, mit Gesang und Gebet die Feier eröffnet, dann der Leichenzug mit Gesang weiter fortgesetzt und in Kirchditmold die Bestattung vorgenommen. Die Gemarkungsgrenze zwischen Kirchditmold und Wahlershausen befindet sich auf einer kleinen Brücke der Straße zwischen beiden Orten gegenüber der sog. Stockwiese. Weil dort die Särge niedergesetzt wurden, nannte man den Ort die Seelenbrücke. Über diesen schaurigen Ort gingen nun niemals die Hochzeitszüge von Wahlershausen in die gemeinsame Kirche zur Trauung, sondern sie bogen vor der Brücke von der Straße ab und bewegten sich auf dem Wege an den Stockwiesen vorbei gerade nach Osten bis zu dem Pfad, der zwischen den Feldern genau von Süden nach Norden ins Dorf führt. Diesem folgten sie. Davon bekam er und die Straße zur Dorflinde hin den Namen Hochzeitspfad oder Hochzeitsweg.

Auch sonst in Hessen kommt übrigens der Name „Hochzeitsweg" vor. Dem Verfasser ist er u. a. aus Holzhausen am Reinhardswald bekannt. Daß die Leichenrasten, d. h. die Orte, wo bei Leichenzügen die Särge zum Ausruhen der Träger kurze Zeit niedergesetzt zu werden pflegen, als unheimliche Orte gemieden werden, findet man überall in Deutschland. So gelten die „Saltner", die Weinbergshüter, in Tirol für besonders tapfere Leute, weil sie sich nicht scheuen, zur Nachtzeit Kreuzwege und Leichenrasten zu betreten.

In der Nähe der vorher erwähnten alten Kirche lag auch noch eine Kapelle, nach der jetzt der bisherige Friedhofsweg den Namen „Kapellenweg" erhalten hat.

Zwei Kirchditmolder Straßen sind nach früher dort im Amte befindlichen Forstbeamten benannt, die „Mergellstraße" nach dem allgemein beliebten Forstmeister der Oberförsterei Kirchditmold, Karl Ludwig Mergell, und die „Graustraße" nach dem anfangs des 19. Jahrhunderts in Kirchditmold wohnhaften Oberförster Adolf Grau, der ein außerordentlich hohes Alter erreichte und durch seine witzigen Äußerungen in ganz Hessen bekannt war.

Nach alten Kirchditmolder Familien heißen die „Harnackstraße" und die „Weimersgasse". Das Volk spricht nur „Wimmersgasse" und trifft damit das Richtige. Denn der Name hat seinen Ursprung von der Familie Wimmer oder Wimmel, die hier ihre Besitzungen hatte. Beide Namenformen wechseln in den ältesten Kirchenbüchern, es findet sich sogar die Form Wimmerl. Ob auch der Name „Riedelstraße" von einem Familiennamen herrührt, ist zweifelhaft, da dieser Namen im Kirchenbuche nicht vorkommt.

Der Namen der „Schanzenstraße" stammt aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, der dem Orte arge Drangsale brachte. Von den hier angelegten Schanzen findet sich heute noch eine am Lindenberg.

Die „Bardelebenstraße" heißt nach der zur schaumburgischen Ritterschaft gehörigen Familie von Bardeleben, die dem hessischen Heere zahlreiche tüchtige Offiziere stellte.

Die übrigen Namen: „Bruch-", „Teich-", „Lindenberg-", „Brunnen-" und „Wahlershäuserstraße" erklären sich aus der Lage der betreffenden Straßen. Das Bruch, zu dem die Bruchstraße hinabführte, ist seit einigen Jahren ausgetrocknet.

Wenden wir uns nun nach Rothenditmold, einer jüngeren Niederlassung, die von Kirchditmold aus gegründet wurde. Entsprechend seiner verhältnismäßig späten Entstehung hatte das Dorf nur eine wenig umfangreiche Feldmark. Seinen Namen erhielt es von der Farbe des dortigen Erdbodens. Hier finden wir eine Reihe von Straßen, die ihren Namen nach bedeutenden Personen tragen. Es sind dies der Erbauer des Simplontunnels, der am 12. März 1849 in Kassel geborene Ingenieur Karl Brandau, der Erfinder des Rotationszünders, Oberstleutnant Wilhelm Ritter von Breithaupt, die beiden Baumeister Engelhard, der Naturforscher Rudolf Amandus Philippi und der Physiker und Ingenieur Werner von Siemens. Breithaupt entstammt der durch ihre feinmechanischen Apparate berühmten Familie dieses Namens. Am 5. September 1809 in Kassel als Sohn des Münzmeisters Fr Wilh. Breithaupt, dem wir u. a. die Erfindung des Grubentheodoliten verdanken, geboren, trat er 1825 als Avantageur in das kurhessische Artillerieregiment ein, in dem er bis zum Hauptmann aufrückte. Da sich ihm hier keine Aussicht auf schnelleres Vorwärtskommen bot, er auch für seine 1854 gemachte Erfindung des Rotationszünders, durch die es möglich wurde, die Zündung der Explosivgeschosse auf eine bestimmte Zeit- oder Flugdauer festzustellen, keine Anerkennung fand, ging er 1859 als Major in österreichische Dienste, die er 1866 als Oberstleutnant und geadelt verließ. Er starb in Kassel am 26. März 1889. Joh. Daniel Wilh. Eduard Engelhard war der Sohn des kurhessischen Generals Wilh. Engelhard, der die hessischen Truppen 1815 in Frankreich führte, und wurde am 12. April 1788 geboren. Nach tüchtiger Vorbildung hielt er sich zu weiteren Studien längere Zeit in Italien auf und trat dann in die kurhessische Bauverwaltung ein. Er galt allgemein für einen genialen Architekten, bei gewöhnlichen Privatbauten aber für durchaus unpraktisch. Goethe hat ihn in der Gestalt des jungen Architekten in den „Wahlverwandtschaften" verewigt. Er starb am 13. Oktober 1856 in Kassel. Die schönen Säle im hiesigen sog. weißen Palais, der Tempel in der Bellevue, das jetzt abgerissene Gewächshaus im kurprinzlichen Garten (jetzt Schaumburgschen Pädagogium) rühren von ihm her. Neben ihm hat bei der „Engelhardstraße" zu Gevatter gestanden der Hofbaudirektor Gottlob Engelhard, geboren zu Kassel am 18. Dezember 1812, gestorben am 13. April 1876 zu Münster als Geheimer Regierungs- und Baurat. Er hat das hiesige Bahnhofsgebäude erbaut. — Rudolf Amandus Philippi wurde am 14. September 1808 in Charlottenburg geboren, wirkte in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts als Lehrer der Naturgeschichte und Geographie an der hiesigen polytechnischen Schule, wanderte dann nach Chile aus und war dort seit 1853 Direktor des naturhistorischen Museums in Santiago, wo er am 24. Juli 1904 gestorben ist.

Er ist der Begründer der naturwissenschaftlichen und geographischen Forschung in Chile und war eine Hauptstütze des Deutschtums in diesem Lande. — Werner Siemens stammte aus Lenthe bei Hannover, wo er am 13. Dezember 1816 geboren wurde. Er wurde preußischer Artillerieleutnant, wandte sich aber bald der Telegraphie zu und gründete 1847 mit dem Mechaniker Halske zusammen eine Telegraphenbauanstalt in Berlin, aus welcher die wichtigsten Entdeckungen und Verbesserungen auf elektrotechnischem Gebiet hervorgegangen sind. 1888 wurde er geadelt. Er starb 1892. — Der Philippistraße hat eine sehr alte Wegebezeichnung weichen müssen, die Benennung „Mühlen-" oder „Müllerweg". Es ist das der Weg, der von Rothenditmold fast schnurgerade zur Pariser Mühle bei Niedervellmar führt und der für die Umgegend früher um deswillen von großer Wichtigkeit war, weil die Anzahl der Mühlen im Amte Ahna nur klein war.

Die „Maybachstraße" führt ihren Namen nach dem früheren Eisenbahnminister Maybach. Die „Waldstraße" heißt nach einem früher in Rothenditmold angestellt gewesenen Lehrer namens Wald, der sich großer Beliebtheit erfreute, die „Heußnerstraße" nach einer alten Rothenditmolder Familie. Ihre Lage an der Dollbach, Mombach und Angersbach, am Reißberg und am Rothenberg hat der „Dollbach-", „Mombach-", „Angersbach-", „Ufer-", „Reißberg-" und „Rothenbergstraße" ihre Namen gegeben, während „Mittelfeld", „Maibreite" und „Waidstückerstraße" auf alte Flurbezeichnungen zurückzuführen sind. Die „Maibreite" hat mit dem Monate Mai nichts zu tun, es ist vielmehr eine Wiese, die gemäht wird, eine Mähbreite, wie auch das norddeutsche „Maifeld" jetzt als „Mähfeld" erwiesen ist. „Waidstücker" sind Äcker, die früher mit Waid, der bekannten Farbepflanze (Isatis tinctoria) bebaut waren. „Stücker" pflegen immer intensiv bebaute Ackerparzellen zu sein. „Naumburger-", „Zierenberger" und „Wolfhagerstraße" erinnern an die benachbarten hessischen Städtchen.

Der neue Stadtteil Kassel-Wilhelmshöhe besteht bekanntlich aus zwei Teilen, dem alten Dorfe Wahlershausen, 1146 als Waldolfeshûn, d. h. Ansiedelung des Waltolf, zuerst genannt, und der Villenkolonie Wilhelmshöhe. Da letztere erst in neuerer Zeit entstanden ist und auch eine Anzahl Straßen des Dorfes Wahlershausen ihre Entstehung den letzten Jahrzehnten verdankt, so sind hier interessante alte Straßennamen nicht zu finden. Um den Namen des Dorfes nicht ganz verschwinden zu lassen, hat man eine Gasse in der Mitte des Stadtteils „Alt-Wahlershausen" genannt. Nach dem Stammhause der hessischen Fürsten, dem Hause der Herzöge von Brabant, ist eine neu angelegte Straße „Brabanterstraße" getauft worden. Nach Flurbezeichnungen heißen die Straßen „An den Eichen", „Burgfeldstraße", „Stockwiesen", nach ihrer Lage oder der Richtung, in der sie laufen, die „Bachstraße", „Baunsbergstraße", „Bremmelbachstraße", „Hunrodstraße", „Hinter den Höfen", „Kirchditmolderstraße", „Rammelsbergstraße", „Wasserweg", nach ihrer Beschaffenheit „Langestraße" und „Lindenstraße", nach Teilen des benachbarten Wilhelmshöher Schloßparks „Löwenburgstraße", „Schloßteichstraße" und „Weißensteinerstraße". Der „Hunrodsberg" im benachbarten Habichtswald, auf dem sich eine alte Wallanlage befindet, ist jedenfalls mit „Hünen", Riesen, in Verbindung zu bringen. „Bremmelbach" bedeutet (nach Arnold, Ansiedelungen) wahrscheinlich so viel als Sumpfbach. Die Stockwiesen sind wahrscheinlich Wiesen, die durch Rodung gewonnen sind und aus denen Stockholz ausschlug. Die „Kunoldstraße" führt ihren Namen zu Ehren des langjährigen und sehr beliebten Wahlershäuser Bürgermeisters Kunold, die „Steinhöferstraße" nach dem Erbauer des nach ihm benannten Wasserfalls, dem am 8. April 1747 in Zweibrücken geborenen und am 19. Februar 1829 in Kassel gestorbenen Brunneninspektor Karl Steinhöfer, der „Siebertweg" nach dem verstorbenen Privatmann Julius Siebert, der sich als einer der Ersten im Gebiete der späteren Villenkolonie niederließ. Der Erste, der sich hier ansiedelte, war der Hofrat und kurfürstliche Leibmedikus Dr. med. Justus Schmidt, dem bald der Schriftgießer Reichel folgte. Die Häuser dieser Beiden sind noch in Teilen der Wiederholdschen Anstalt zu erkennen. In der „Wiegandstraße" wird die Erinnerung an den Oberpräsidialrat, Geheimen Regierungsrat Eduard Wiegand bewahrt, der sich der besonderen Verhältnisse Mulangs stets angenommen hatte und sich deshalb in der Villenkolonie großer Beliebtheit erfreute.*) Die Namen

*) Der Verfasser hat vor kurzem in einer Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde angegeben, die Wiegandstraße heiße nach dem Kasseler Buchhändler Wigand. Das beruhte auf einem Irrtum. Dieser Buchhändler Wigand hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, eine bessere Verbindung zwischen Kassel und Wilhelmshöhe herzustellen. Zuerst gründete er eine Omnibusverbindung, zu welchem Zwecke er einen Omnibus ankaufte, der zum Marstalle Napoleons III. gehört hatte und von dessen Gefolge im Feldzug 1870 und auf der Fahrt von Sedan in die Gefangenschaft benutzt worden war. „Kondukteur" war der Geschäftsdiener der Wigandschen Buchhandlung, Herr Hauck, der nachherige Vereinsdiener des Kunstvereins. Später gelang es Wigand, eine englische Gesellschaft für den Bau einer Dampfstraßenbahn, der

der „Kaiser Friedrich=“ und der „Landgraf Karl=Straße“ bedürfen keiner Erläuterung, ebensowenig der Name „Schulstraße“. Aber es möge wenigstens daran erinnert werden, wie gern Kaiser Friedrich mit seiner Familie auf der Wilhelmshöhe weilte und daß ihm am 18. Oktober 1871 hier von Kassels Bevölkerung ein großartiger Fackelzug mit Serenade gebracht wurde. —

Die alte Fürstenallee, die von Oberzwehren bis Wilhelmsthal führte und ursprünglich nur für die Benutzung durch den landgräflichen Hof bestimmt und mit Rasen bewachsen war, hat der „Rasenallee“ den Namen gegeben. Die „Fürstenstraße“ hieß ursprünglich „Kurfürstenstraße“ nach den früheren Landesfürsten; da nun eine Straße dieses Namens in Kassel bereits vorhanden war, hat man bei der Eingemeindung kurzerhand eine Fürstenstraße daraus gemacht. Die „Stephanstraße“ soll nach einer Wahlershäuser Familie heißen. Über die Entstehung des Namens „Rolandstraße“ war überhaupt nichts Bestimmtes zu ermitteln; nach dem Helden von Ronceval heißt sie jedenfalls nicht.

(Schluß folgt.)

ersten auf dem Kontinent, zu gewinnen, aus der schließlich die elektrisch betriebene Große Kasseler Straßenbahn mit hervorging. Wenn Wigand auch im Gebiete der Villenkolonie Grundstücke zu Spekulationszwecken gekauft und deshalb lebhaftes Interesse an einer besseren Verbindung mit Kassel hatte, so werden doch alle diejenigen, die sich erinnern können, wie verhältnismäßig gering der frühere Besuch des Wilhelmshöher Parks gegenüber dem jetzigen war, Wigands Verdienst um Wilhelmshöhe und Kassel gern anerkennen.

Alte Rechtsverhältnisse und deren Ablösung im Bereich des Büdinger Waldes.

Von Dr. G. Schöner.

(Schluß.)

Wie schwere, harte Vorwürfe erhob man gegen einige bei der Ablösung beteiligte Persönlichkeiten, die seitens der hessischen und bzw. preußischen Regierung als Vertreter fungierten. War es wirklich recht oder doch unrecht, so zu tun? Wer will entscheiden, wo die Leidenschaften toben, die entfesselten? Wenn es sich handelt um das Mein oder Dein, um das Nehmen, da wird der in vieler Hinsicht (wo es ihm paßt) konservativ gesinnte Bauer hartnäckig, zäh, rücksichtslos, — und als der so und anders schwächere Teil verdient er einige, nicht alle Rücksicht. Genug davon; die Ablösung kam im Jahre 1888, also nach 3 Jahrzehnten, endlich zustande. „Wir sind an den Haaren dazu gezogen worden, nachzugeben, einverstanden zu sein.“ Inwieweit mag das richtig sein? War es wirklich ein himmelschreiendes Unrecht, so vorzugehen? Man lege alles das auf die Wagschale, was für und wider ist! — Die Mehrzahl der Gemeinden löste alle Berechtigungen gegen eine Geldentschädigung ab, andere nur halb und halb. Bei der Schwierigkeit, solche aus altersgrauer Zeit stammenden Dinge zu ordnen, — und wer könnte auch, so gern er das wollte, es jedem recht machen? — wird es nicht wunder nehmen, daß eigentümliche Ungleichheiten die Folge waren, keineswegs zum Vorteil der Waldherrn, sondern zum Vorteil der ablösenden Gemeinden, z. B. die Ablösung der Hutberechtigung in Gettenbach; diese wurde enorm hoch abgelöst, wiewohl nur einige wenige Viehbesitzer ihr Vieh zur Weide trieben. Ob das jedoch zugegeben wird, steht dahin. Man wird einwenden wollen, man habe es aber doch auch benutzen können.

Die Gemeinde Hain=Gründau erhielt eine Entschädigung von nahezu 24000 Mark, außerdem wird ihr jährlich Losholz, Reisig und Prügelholz, „soviel der betreffende Walddistrikt abwirft“. Eine Veräußerung seitens der Berechtigten ist unstatthaft. Welches sind die einschlägigen Zahlen weiterhin? Wie hat Gelnhausen sich abgefunden? Wie die übrigen? Vielfache Bemühungen in dieser Hinsicht erzielten kein greifbares Resultat.

V.

Täuschungen und letzte Rosen. In Erwartung großer Reichtümer, die sofort nach der Ablösung unter die Holzrechtler verteilt werden würden, machte man, so z. B. in Hain=Gründau, vielfach Schulden, man vertröstete hartnäckige, ungestüme Gläubiger darauf. Etliche wollten ihr Gut, Haus und Hof, Häuschen und Ländchen in dieser Weise schuldenfrei machen, andere neu bauen u. a. m. Man wußte von Verhältnissen dieser Art in Langenselbold und war in dem argen Wahn befangen, das würde hierorts genau so eintreten. Es kam ganz anders. Das Geld blieb zusammen; eine Danaergabe dazu. Denn wer sollte das Losholz aufarbeiten? Die fürstlichen Waldarbeiter waren die dazu allein geeigneten Persönlichkeiten, und diese mußten doch vergütet werden. Sollte das dem Waldherrn zur Last fallen? Das ging

nicht. Es blieb allein am Bezugsberechtigten hängen. Und die Zinsen von jenen 24 000 Mark (anderswo wird es damit übereinstimmen?) reichten gerade nur so hin, um die Werbungskosten, den Holzmacherlohn, zu begleichen. Wie nun?

Einigen Allerweltsklugen, die ebenfalls nicht alle werden, dämmerte so etwas, sie benutzten „weise“ den letzten Akt des „Trauerspiels“, ehe die Lichter erloschen und der Vorhang sank, zu retten, was zu retten war. Die Holzhaufen in deren Hofreiten ragten fast über Nacht immer höher und höher und stillvergnügt schmunzelnd schauten sie dann und wann darauf hin, wenn andere die Leere bei sich beklagten, uns an das Bild eines „zufriedenen Agrariers“ erinnernd, der mit der langen Pfeife im Munde sein Getreidefeld froh betrachtet. (Das Bild zierte in den letzten Jahren den einen oder anderen Kalender.)

Während aber bei manchem seither das Holz auf dem Hofe unbeachtet, massenweise umherlag, — „man feuerte und heizte ganz unvernünftig“ —, so gab es hierin nunmehr einen grellen Wechsel. Jedes Spänchen sammelte des gewesenen Holzrechtlers sorgsam sammelnde Hand, ein ungewohntes Geschäft; man fing an zu sparen, Haus zu halten.

Notorisch armen Leuten ward jahraus jahrein ein Lesholzzettel. Wie es sich damit in anderen Gemeinden machte, weiß der Berichterstatter nicht. In Hain=Gründau geschah wiederum Unerhörtes, oder Erhörtes? Als nämlich mittels der Ortsschelle die einen Lesholzzettel Begehrenden zur Meldung aufgefordert worden waren, meldeten sich aus 134 Ortsbürgern etliche 70 Leute. Die Annahme wird berechtigt sein, daß es allen damit Ernst war, wenn auch nach all dem Vorausgegangenen an viel Naivetät oder ähnliches gedacht werden muß. Natürlich erfolgte die Abweisung der meisten. Und das war eine bittere Erfahrung.

VI.

Welche Nachteile und Vorteile bestanden für Waldinhaber und Waldberechtigte sowohl in der Zeit vor als nach der Ablösung?

Die Vorteile des Holzrechtlers nach dem alten Stil waren, wie oben bereits weitläufig erörtert, ganz beträchtliche. Jederzeit hatte er Holz, billiges Holz; er brauchte nicht zu frieren, die Kindbetterinnen hatten etwas, er trieb sein Vieh in den Wald und satt wieder nach Hause, seine Schweine in die Mast (Buchecken namentlich); wollte er bauen, so wußte er, wo er Bauholz fand usw. Und das gegen unscheinbare Abgabe, mochte in älterer Zeit das Geld allerdings größeren Wert haben, die Zeiten hatten sich jedoch gerade in dieser Hinsicht bedeutend geändert.

Die Nachteile des Bauern, der seine Berechtigung ausübte, waren, weniger in älterer, wo man nicht so habgierig zu sein Veranlassung hatte, als in jüngerer Zeit, nicht geringe. Die Sache hatte ihre bedenkliche Schattenseite, und zwar gesundheitlich, finanziell und moralisch.

Der Holzsammler, der bei schlechtestem Wetter, Sturm und Regen, Reif und Schnee im Walde lag, setzte sich schwerer Unbill aus; er litt darunter gesundheitlich nicht wenig, wie man dies stets willig zugestand. Ganz genau so war es mit seinem Vieh. „Meine zwei Braunen (Kühe) waren oft weiß bereift“, sagte mir gelegentlich ein Hain=Gründauer. „Da gab es Fehler. Man mußte die Nacht draußen bleiben, denn wer zu spät kam, hatte immer das Nachsehen. Ging man davon, wenn man ein tüchtiges Stück Holz hatte, so nahm's ein anderer.“ Manches Stück Vieh ging also dabei zugrunde. Was bei der Hut einen nicht zu unterschätzenden Verlust bedeutete, war der Dünger, der dann dem Ackerbauer, wo er am nötigsten gewesen wäre, fehlte, so daß Acker= und Wiesenbewirtschaftung hie und da gründlich zu wünschen übrig ließ.

Schwerer wog der Schaden in sittlicher Hinsicht. Das war kein Arbeiten zu nennen, mehr ein hastiges Zusammenraffen, denn einer suchte dem andern zuvorzukommen. Da mußte Zank und Streit unvermeidlich sein, und so war es auch. Bedenklicher noch war es, daß sich die Leute, wie sich das in der großen Welt zeigte, wo zu viel Almosen abfallen u. a., an das „Umherlungern“ gewöhnten, daß die Kinder nichts vom Handwerk lernten. Wer hätte sparen wollen? Aber Überfluß tut selten gut; wer hätte mehr zurücklegen sollen, wo er sein leidliches Auskommen hatte? Ein gewisser hippokratischer Zug war an dem ganzen Wesen der Bevölkerung unverkennbar, ein schlaffer Charakter, im alltäglichen Geleise dumpf und stumpf dahinwandelnd. Kein frischer Zug wehte durch das Gemeinschaftsleben, man blieb beim guten Alten, das sich dann und wann recht bedenklich ausnahm.

Das Holzsammeln im Forste war keineswegs ein glattes Geschäft. Kam der Berechtigte dorthin, so waren da die standesherrschaftlichen Holzsetzer etwa, die gegen einige Regalierung viel Vorteil zuweisen konnten und es auch, wenn etwas zu erwarten stand, bereitwilligst taten. Wurst, Schinken, Eier, Käse, Butter, Brot weniger, Äpfelwein, Bier, Branntwein, Zigarren, Tabak in der Tasche des Bauern vermittelten des öfteren flott den Handel. Wer das nicht vermochte, nicht wollte, er mochte die besten Gründe haben, durfte sich wie toll ablaufen und mochte sehen, wo er

Holz fand. — Trotz der Bestimmung, daß von dem aus dem Walde gesammelten Holze nichts verkauft werden durfte, wanderte doch mancher schöne, wertvolle Stamm in die Schneidmühlen nach Hanau. Oder ist es lediglich Leutegerede, dies und anderes? Nein.

Die Vorteile des Waldherrn bei dem früheren Stand der Dinge waren, namentlich was den Gelderlös anbetrifft, in den verschiedenen Jahrhunderten grundverschieden; in der älteren Zeit bedeutender als zuletzt. Dazu vergrößerte sich die Bevölkerungsziffer; der Wald blieb jedoch nicht einmal in seiner ehemaligen Ausdehnung, sondern es wurde viel gerodet, und einzig und allein eine Fläche von 300 Morgen (je 25 Ar) etwa, weiland die Feldgemarkung des im 16. Jahrhundert ausgegangenen Dörfchens oder Weilers Husenbach, unfern vom Büdinger Eisenbahntunnel, wandelte sich wiederum in eine Waldgemarkung. Gestaltete sich jener Gelderlös von Jahrhundert zu Jahrhundert dürftiger, so war es genau so mit den Fronden usw., man arbeitete nunmehr immer weniger gern und gewissenhaft. Man könnte einwenden, der Bauer habe fronen müssen für den adeligen Herrn, während daheim seine eigene Erntearbeit eben so dringend war und viel verdarb. Es ist dem natürlich entgegenzuhalten, daß diese Rechtsverhältnisse geschichtlich gewordene waren, daß diese Arbeit eine solche für den Landesherrn war; im Rahmen der Rechtsgeschichte ist das alles eben nur verständlich, und war danach rechtsverbindlich. Wer wollte leugnen, daß das jetzige System des Steuerzahlens weitaus besser ist? Aber, es ist noch nicht lange her, daß der Bauer seine Körnerfrucht auf dem Felde belassen mußte, bis der Zehntende erschien, den Zehnten zu erheben. Gewiß, Gott sei Dank, daß es anders geworden ist, daß man alles das jetzt mit Geld machen kann; die Weltgeschichte geht jedoch nie ruckweise vorwärts, ohne Vermittelung, sondern stets Schritt vor Schritt; eins ergibt sich aus dem anderen.

Sonstige Nachteile erwuchsen dem Waldeigentümer. Konnte die Bewirtschaftung des Forstes anders als mangelhaft sein? Sie ließ viel zu wünschen übrig (vgl. Absatz IV). Ebenso die Handhabung der Aufsicht, der Kontrolle. Dem Unterschleif stand Tür und Tor offen. Was hätte funktionieren müssen, wo war es? Und anderes mehr, das oben bereits Gegenstand der Erörterung gewesen ist.

VII.

Die Vorteile und Nachteile für den Waldeigentümer und die Abgelösten nach der Ablösung sind noch zu betrachten.

Für erstere war die Abfindung außerordentlich günstig. Die paar tausend Mark — das Geld wird immer weniger wert — wollten nichts heißen. Was blieb? Ein freier Wald; Ysenburg wird Herr auf seinem Grund und Boden. Das ist viel, sehr viel. Des einen Nutzen, des anderen Schaden?

Die Nachteile waren für den ehedem vollberechtigten Bürger und Bauer um so wuchtiger. Jetzt wurde manches anders. Wo seither Holz in Hülle und Fülle, mindestens der Bedarf vorhanden war, gab's jetzt Lücken. In den ersten zwei Jahren nach der Ablösung ging's noch leidlich. Dann neigte es rasch dem Ende zu. Während nun der wirklich Arme so ziemlich mit seinem „Lesholz" sich durchschleppte, mußte der „bessere", der wohlhabendere Bauer sich solches kaufen. So klagte ein solcher (F. B. I). er habe schon im zweiten Jahre noch für etwa 70 Mark Holz steigern müssen. Ein anderer (F. K. I) meinte: „Die Geschichte kostet mich dies Jahr genau 160 Mark"; im folgenden Jahre: „Was meinen Sie, für wie viel Mark Holz da sitzt? Das ist für 258 Mark. Das kommt von der Ablösung." Eben die Ärmsten, dann die Gelnhäuser und Büdinger Bürger und Beamten hatten Vorteil davon. Die letzteren, weil sie ihr Recht, die einen ganz wenig, die anderen gar nicht ausgeübt; die ersteren, weil sie mit dem Losholz und bzw. eventuell Lesholz sich behalfen.

Die Vorteile, die dem mittleren und reichen Bauernstande erwuchsen, sind andererseits nicht gering anzuschlagen. Er konnte nun sich und sein Vieh schonen. Das war von Wert für die Gesundheit, der Milchertrag wurde größer, der Dünger blieb zusammen. Er konnte seinen Äckern usw. mehr Zeit widmen, vor allem dem Obstbau. Er kam weniger in sittliche Gefahr; allerdings taten sich neue Übelstände auf, wenn z. B. am Palmsonntag, dem hessen-darmstädtischen Landes-Buß- und Bettag, Holzarbeiterlohn zur Verteilung gelangte. Er wurde gewissermaßen auch ein freier Mann, aber unter welcher Voraussetzung?

Aus dunst'gem Tal die Welle,
Sie rann und sucht' ihr Glück;
Sie kam ins Meer zur Stelle
Und rinnt nicht mehr zurück.

Ein Groschen Landgrafen Hermanns des Gelehrten zu Hessen (1367—1413).

Von Theodor Meyer.

In dem bei Kassel gelegenen Dorfe Weimar wurde im vergangenen Sommer beim Abbruch des alten Kirchturms ein kleiner Münzschatz gefunden. Hinter einer Steinplatte fand man ein kleines Kästchen, das Groschen, auch Grossus, Grossi genannt, enthielt. Die Groschen sind, bis auf einen hessischen, sämtlich meißener und sächsischen Gepräges. Der hessische stammt, wie sich bei der von Herrn Museumsdirektor Dr. Boehlau in Kassel vorgenommenen Untersuchung herausgestellt hat, von dem Landgrafen Hermann dem Gelehrten. Dieses Stück hat für unsere heimische Münzkunde ein ganz besonderes Interesse, da man diese Prägeart aus der Regierungszeit des genannten Münzherrn bisher gar nicht kannte. Man sieht, wie wichtig es ist, auch die kleinsten und anscheinend unbedeutendsten Münzfunde einem Museum vorzulegen. Nur dadurch können seltene und unbekannte Stücke und Funde vor Verschleppung bewahrt und die Münzkunde gefördert werden Ist doch gerade das Münzwesen unter Landgraf Hermann ein bisher noch fast völlig dunkles Gebiet. Man kannte bisher von diesem Landgrafen nur eine groschenartige Münze mit der etwas schwulstigen Umschrift: Hermannus, Adnepos, Beatae, Elisabetae, die sich im Münzkabinett des weiland Prinzen Alexander von Hessen befindet; eine zweite soll im Berliner Kabinett sein. Beide sind mir nicht zugänglich, und ich kann daher über Gewicht und Durchmesser nichts mitteilen. Adnepos beatae Elisabetae würde genau auf den Landgrafen Hermann passen, da dieser ein Enkel des Landgrafen Otto ist, der ein Urenkel der heiligen Elisabeth war.

Unser Groschen zeigt auf der Vorderseite in vierbogiger Einfassung ein Lilienkreuz; in den vier Winkeln befinden sich die vier Buchstaben C. R. V. X. Die Umschrift lautet: HERMANNUS, DEI GRATIA LANTGRAVIVS HASSIAE. Auf der Rückseite befindet sich der aufgerichtete Löwe und die Umschrift: GROSSVS LANTGRAVII TERRAE HASSIAE. Alle Umschriften sind in Mönchslettern und teilweise abgekürzt. Der Groschen hat einen Durchmesser von 28 Millimeter und wiegt gut 3 Gramm. Es gehen mithin auf die beschickte Mark 77 Stück. Da nun nach der damaligen wohl auch in Hessen gültigen Münzordnung 60 Stück, gleich 1 Schock, auf die feine Kölnische Mark zu 234 Gramm gehen sollten, so würde dieser Groschen 12½ Lot fein sein und einen Silberwert von ungefähr 42 Pfennig nach heutigem Gelde besitzen, die Mark feines Silber zu 14 Taler gleich 42 Mark gerechnet. Da der Groschen aber vor der Entdeckung Amerikas geschlagen ist, so hatte er für die damalige Zeit einen viel höheren Silberwert. Erst mit dem Zuflusse amerikanischen Silbers nach Europa sank der Preis dieses Edelmetalls bedeutend. Nach dieser Zeit begann man auch erst, größere Silbermünzen in Deutschland zu schlagen; bis dahin waren diese Groschen oder Grossi die hauptsächlichste und gangbarste Münzsorte, neben Hellern im 14. und 15. Jahrhundert. Die oft in Geschichtswerken vorkommenden Münzbenennungen Pfund und Schilling waren keine geschlagenen, sondern nur Zählmünzen.

Auffallend ist die Ähnlichkeit unseres Groschen mit denjenigen, die Balthasar, Markgraf von Meißen (1376—1406), schlagen ließ; ja sie scheinen diesen völlig nachgeahmt zu sein. Bisher kannte man diese Art Groschen in Hessen erst vom Landgrafen Ludwig I. (1413—58). Aus Urkunden geht sicher hervor, daß Sachsen und Hessen zu dieser Zeit immer auf einem Fuße münzen ließen. Die Auffindung unseres Groschens würde wohl den Beweis erbringen, daß schon zu Landgraf Hermanns Zeiten beide Staaten ebenso verfahren haben.

Unklar und verworren überhaupt liegen die Geld- und Münzverhältnisse Hessens in dieser Zeit. Bis jetzt hat sich meines Wissens noch niemand daran gewagt, diese aufzuklären und zu erläutern. Vor allem bieten die so sehr schwankende Währung, die vielen Rechnungs- und Zählarten, Münzsorten usw. zu damaliger Zeit große Schwierigkeiten dar. Wer sich einigermaßen davon einen Begriff machen will, dem empfehle ich den Aufsatz: „Kasseler Stadtrechnungen von A. Stölzel" in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte, N. F. III. Suppl., zu lesen.

Der hier beschriebene Groschen ging in den Besitz des hessischen Münzkabinetts des Kasseler Museums über, das seiner energischen Leitung hiermit wieder eine bedeutsame Erwerbung zu danken hat.

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann. (Fortsetzung.)

Den lieben Sommer lang schaffte Kuno wie ein Riese. Immer näher rückte dem Haintore des Grabens graue Linie. Wer vorbeiging, wagte nicht, ihn aufzuhalten. Doch wünschte jeder guten Tag und glückliches Gelingen.

Dann kam der Winter. Der hieß Hacke und Spaten ruhen. Nur Kuno ruhte nicht. Bis tief in die Nächte saß er, Rinnen und Röhren zu bohren für den Lauf der Wasser.

Aber als der schüchterne Lenz wieder auf die Mauer beim Haintor kletterte und auf seinen blanken Knien die Leier stimmte, verstummten plötzlich die traulichen Töne.

Der Tod war im Morgengrauen über den Hof gekommen und durch das Kammerfenster von Kunos Mutter gestiegen. Die wehrte sich erst, mitzugehen. Kunos Glück hätte sie noch gar zu gerne gesehen.

Allein der Tod machte ein strenges Gesicht: „Papperlapapp, sagte er, was deinem Jungen blüht, ist für deine Schultern zu schwer. Dein Lied ist aus, marsch!"

Kaum war ihr Zeit geblieben, ihrem Einzigen noch einmal die Hand zu drücken und zu sagen: „Nur treu, Kuno! Das andere mag kommen, wie es will." Dann folgte sie dem Unerbittlichen.

Am Palmsonntage bettete man sie in die duftende Frühlingserde.

Diesmal trugen Kuno und Else ihre Osterfreude hinaus auf den Friedhof, und auf den Hügeln ihrer Mütter flochten sie aus Tränen und Treue, Liebe und Hoffen blühende Kränze.

Als sie auseinandergingen, konnte Kuno seinen Zweifel am Gelingen des ungeheuren Werkes nicht verbergen. Else, des nahen Siegestages froh, tröstete mit mutigem Wort und lächelte ihm Zuversicht zu.

So ging er wieder getrost und freudig in der Dämmerfrühe des ersten Werkeltages hinaus. Eine Lerche hob sich aus der Scholle zum Siegessange über die Nebel des Giersgrundes. Beglückt durch das nachttrotzende Lied hob Kuno den Kopf und sah andächtig dem Sänger nach.

Im Begriff, den beengenden Mantel der Sorge abzuwerfen, schwebte ihm vom nahen Rasenrain eine duftumwobene Gestalt entgegen. Immer deutlicher wurden ihre Züge, und — wie ein Gottesgruß tönte Elses Lachen.

„Du hier?" — Kuno wußte vor Verwunderung sonst nichts herauszubringen.

„Helfen will ich Dir. Sollst mir nicht mehr seufzen!"

Sie hielt ihm den mitgebrachten Spaten vor. Er musterte erstaunt ihr Arbeitskleid.

„Mädchen, wie kommst Du dazu?"

„Da fragst Du noch? — Deine Bangigkeit und Verzagtheit ließen mir keine Ruh. Lange besprach ich mich mit Base Traut. Sie wußte keinen Rat. Da fiel mir ein, daß ich mit meinen beiden Armen Dir wohl dienen könne, denn ich bin weder Lehrling noch Geselle. Stehenden Fußes lief ich zum Vater. Der lachte mich aus: Geh nur hin, wirst bald wiederkommen, meinte er. Darauf soll er warten. — So nimm mich an als Deinen Genossen und gönne mir, an Deiner Seite zu arbeiten. Vereinten Kräften muß es gelingen."

Der Jüngling hörte bewegt das Mädchen an. Er umschlang es mit beiden Armen und sagte: „Das kommt von Gott. Ich grüße Dich!"

So schritten sie ans Werk. Kuno schwang die Hacke. Else führte den Spaten. Unter seligem Schweigen eiferten sie miteinander. Und wenn eins mit wonnigem Lächeln unbemerkt aufs andere sah und einen Schlag versäumte, doppelte es im nächsten Augenblick seine Kräfte. Als die Sonne durch den Wolkenvorhang blinzelte, war schon ein gut Stück Arbeit gediehen. Der aufgeschreckte Morgenwind sprang ausgelassen die Höhen herab und küßte übermütig zwei taugetränkte Zöpfe und eine heiße Stirn.

„Lieber Schatz, gönne Dir ein wenig Ruh! Ungewohnte Arbeit mattet leicht." So mahnte Kuno das hurtige Mädchen.

„Soll ich ruhen, mußt Du Teil daran haben," erwiderte sie.

Sogleich warf er die Hacke hin, und sie aßen auf einem frischen Erdhügel ihr Frühstück.

Da nahm Else Kunos Hand und betrachtete sie lange. „Was sinnst Du?" sagte er freundlich.

„Mir ist, ich lese in einem Heldenbuch, dahinein sich die Taten selber geschrieben. Die Märlein bei Pater Hilarius waren wohl leichter. Weißt Du noch?"

Kuno strich sanft den Tau aus ihrem Haar und erwiderte: „Das Leben schreibt eine rauhe Schrift, die geht ins Blut. Mit dem Lesen wird manch einer nicht fertig, Du Liebste. — Aber nun komm, laß uns den Durst löschen."

Er zog sie empor, und sie gingen den Graben entlang. Auf den Buchen am Bergraine erwachten die Finken und sorgten um den Nestbau. Die Grillen spielten ihre Morgenmusik, und die Schmetterlinge taumelten freudetrunken über die Wiesen des Giersgrundes. Kuno und Else erquickten sich am Quell.

Darauf nahmen sie wieder die Arbeit auf bis an den Mittag, da Base Traut herauskam, Speise zu bringen.

Sie hatte sich vorgenommen, den Fortgang des Werkes zu preisen. Als sie aber nichts sah wie den langen Erdhügel, überfiel sie eine Angst, deren sie erst Herr wurde, als sie vor dem Paare stand.

Sie fand es heiter. Das tröstete sie einigermaßen. Aber bei der Heimkehr wurde sie den Gedanken nicht los: sie hätte in ein Grab gesehen.

Unter dem Feierabendläuten nahte die Jugend des Städtleins, die müden Freunde unter frohem Gesang heimzuholen.

So ging es Woche für Woche, und Elſe hielt stand.

Aber Kuno wollte es scheinen, als ob ihre Wangen schmaler und schmaler würden. Je mehr er aber bat, sich Ruhe zu gönnen, desto mehr strengte sie sich an. Dann schwieg er zuletzt still, befahl sie Gott und war peinlich darauf bedacht, ihr die Arbeit zu erleichtern.

In der Morgenfrühe nach Himmelfahrt traf Kuno zuerst an der Stätte ein und überschlug den Rest seiner Arbeit. Mit tiefer Entmutigung gestand er sich: das Werk wird nicht gelingen.

In finsterem Brüten fand ihn Else, wie er, auf die Hacke gelehnt, zu Boden sah und gar den Morgengruß vergaß.

Sie schlang die Hände um seinen Nacken: „Dem Ziele so nahe, wagst Du noch zu zweifeln? Schau rückwärts auf die Bahn Deines Sieges. Im letzten Anlauf wolltest Du lässig werden? Noch sieben Tage froher Frist verlieh Dir Gott. Noch fühlst Du Kraft in Deinem Arm. Noch blieb Dir hold und treu mein Herz und meine Liebe.“ — —

Da breitete er seine müden Arme aus, umschlang sie innig und flüsterte: „O, Du mein süßer Trost!“

Und wieder begannen sie das Tagewerk.

Aber es wagte keins mehr, sich aufzurichten, um dem anderen einmal zuzulächeln. Ob die Sonne gleich heiß auf ihren Rücken brannte, versagten sie sich doch den Labetrunk aus dem entfernten Quell. Auch als die Base das Mittagbrot brachte, hielten sie nicht inne, sondern hießen es hinstellen. Doch wenn sie sich auf den Abend vertröstet hatten, daheim eine Stärkung zu sich zu nehmen, irrten sie sich, denn die Müdigkeit übermannte sie unbarmherzig.

Am dritten Abend der Pfingstwoche bat Kuno das Mädchen, allein nach Hause zu gehen, er wolle die Nacht zu Hilfe nehmen. Der übermenschlichen Anstrengung sei ihr Körper nicht gewachsen. Sie könne leicht Schaden nehmen.

Da sah Else den Burschen mit einem unsäglich wehmütigen Blick an: „Für so gering achtest Du mich, daß ich das Letzte nicht mit Dir teilen soll? — O Kuno, laß mich an Deiner Seite stehen. Meine Seele vermag sich nicht mehr von Dir zu trennen.“ Sie reichten einander die schwieligen Hände, sahen sich in die sonnengebräunten Gesichter und sagten sich schweigend so vieles.

Die stille Nacht lauschte erschrocken auf die ungewohnten Klänge der harten Arbeit. —

Am vorletzten Abend vor dem Feste aber geschah es, daß Else vor Mattigkeit zu Boden sank. Kuno eilte, einen kühlen Trunk zu holen. Geschlossenen Auges labte sich das Mädchen und schlief wieder ein.

Kuno aber arbeitete rastlos fort. Um Mitternacht erlosch auch seine Fackel. Eine Weile wühlte er noch im Dunkeln weiter. Doch wußte er bald nicht mehr, wo er war. Das Werkzeug entsank ihm, und er schlief auf der Stelle ein.

Da ging über dem Bromsberg ein heller Schein auf. Eine Schar lichter Gestalten schwebte hernieder. In ihren weißen Händen blitzte blanke Wehr. Unhörbar zerbrachen sie die noch trotzenden Felsmassen. So schufen sie dem Wasser freie Bahn und legten die Röhren. — —

Die Bäume waren wach geworden und raunten einander zu, daß die Himmlischen zur Erde gekommen. Davon erlauschten es die Gräslein mit ihren spitzen Ohren und so war es weit genug.

All die Blumen in Hain und Hag öffneten ihre Augen, reckten die Hälse über des Grases drängende Menge und fragten einander: „Was ist's mit den Himmlischen? Wo wandeln sie?“

Niemand wußte Antwort zu geben. Da entstand ein großes Getümmel. Die Buchen warfen in aller Eile ihren großen Pfingstschleier über und harrten in festlicher Stimmung des Kommenden.

Unter der Hecke aber, wo die Nesseln hausten, war ein Streit ausgebrochen. Ein hochgeschossener Giftschierling schimpfte über die Störung seiner Nachtruhe und behauptete, es sei Torheit, an die Himmlischen zu glauben und unverzeihlich, sich auch nur eine Nacht durch solche Gedanken im Schlafe stören zu lassen.

Alles umher lauschte, und die Nesseln kicherten und nickten.

Plötzlich regte es sich im Gebüsch. Eine Rose entrang sich ihrer Hülle. Der Saum eines himmlischen Gewandes mußte sie gestreift und ihren Bann gebrochen haben.

Sie sprach: „Wer redet solchen Unverstand? Allem Haß und falschen Sinn bleibt es verborgen, die Heiligen zu schauen, die nur dem Auge der Liebe sich offenbaren. Wo zwei Menschenherzen mit einander eins werden, bis in den Tod zusammenhalten, da weht Himmelsluft auf der Erde. Wer will da die Englein hindern, herabzuwallen, zumal wenn Not den Liebenden zuwider ist? Wartet nur, Ihr Schwestern, bis der Tag naht. Ihr werdet das Paar vorüberwallen sehen, das die Hilfe der Himmlischen erfahren.“ —

So kündete die Rose, und die Blumen harrten dicht gedrängt des Tages. Und als im Morgendämmer das Taumännlein durchs Gras ging, begehrte jedes eine kristallene Krone.

„Warum denn das?" fragte der geschäftige Elf, und immer hieß die Antwort: „Wir wollen die Liebe grüßen." —

(Schluß folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Zu Hoffmanns und Zölffels Glockenkunde. Glockeninschriften bereiten nicht selten Schwierigkeiten, daher werden diesem oder jenem Leser einige Bemerkungen, Deutungs- und Übersetzungsversuche willkommen sein.

Häufig begegnet man Versen und Reimen, die aber nicht der Glockengießer, sondern der Ortspfarrer oder eine andere Persönlichkeit verfaßt hat. Der Gießer stört die Absicht des Dichters mehrfach durch falsche Anordnung der Zeilen und durch Verstümmelung der Wörter.

Die Merxhäuser Glocke (Nr. 186), in demselben Jahre geboren wie unser Klassiker Lessing, bedient sich des klassischen Hexameters:

Has quibus orandum est horas annuntio certas

(ich verkündige die bestimmten Stunden, zu welchen man beten muß).

Die darauf folgenden Worte sind augenscheinlich fehlerhaft. Man könnte etwa bessern: In usum ecclesiae Merxhausen **fu**sa est campan**a** anno Christi MDCCXXIX (zum Gebrauche der Kirche M. ist die Glocke gegossen i. J. Christi 1729).

Die 17 Jahre jüngere Schwester von Fulda schwingt sich, wie einzelne neuere, zum Distichon auf, dessen Pentameter vor Überfülle stolpert. Andere begnügen sich mit bescheideneren Rhythmen.

Mag zur Inschrift die lateinische oder die deutsche Sprache gewählt sein, der Reim liegt gleich nahe. So bei Nr. 3 und 6 (Fritzlar):

O rex eterne
Populum tuum ledere sperne
Fulmine peste fame
Quociens tinnit sonus a me.

(O ewiger König,
Laß dein Volk nicht verletzen
Durch Blitz, Pest, Hungersnot,
So oft von mir ein Klang ertönt!)

Oder bei Nr. 7 (Fritzlar):

Osanna ist der name*) myn
Mich gos meister Goswin
Got habe dy sele myn.

*) Vom Anfangsbuchstaben n ist die erste Hälfte ausgefallen.

Auch Stabreime werden neben den Endreimen angewendet:

Vox ego **v**ox **v**ite
Voco **v**os orare **v**enite.

(Eine Stimme bin ich, eine Stimme des Lebens,
Ich rufe euch, kommt zu beten.)

So spricht kurz und gehaltvoll die alte Glocke zu Lohne (Nr. 11). —

Die fünfte Glocke im Dachreiter des Fritzlarer Domes würde ich ins Jahr 1782 setzen. Denn zwischen CapItV und I fehlt ein L = 50, und 50 zu 1732 gerechnet gibt 1782. Ebenso ist bei der zweiten Inschrift in WIgbertI das W gleichwertig mit zwei V, also 5 und 5, so erhält man hier gleichfalls die Zahl 1782.*) —

Der Glockengießer früherer Jahrhunderte war nicht immer mit der Kunst des Schreibens hinlänglich vertraut, manchmal ganz unkundig darin; dann entstanden durch ungeschicktes Nachmalen unverstandener Vorlagen wahre Hieroglyphen, die keine Wissenschaft sicher zu deuten vermag. Wer aber Rätsel zu raten liebt, findet reichen Stoff. So könnte man auf der Marburger Glocke (Nr. 192) hinter dem Bruder *Ottherich fünf Buchstaben in verschiedener Weise* auflösen und aus den letzten sechs Zeichen gos mich lesen.

Viel häufiger sind einzelne Fehler. In der Beiseförter Glocke von 1509 (Nr. 113) ist das kleine, wichtige Wort cum in sinnloser Weise verstellt und an der richtigen Stelle in dafür eingesetzt: O rex glorie cum veni in pace, statt o rex glorie veni cum pace, oder o rex glorie Christe veni cum pace (o Ruhmeskönig Christus, komm mit deinem Frieden!) Der Homberger Kupferschmied Johann Kurzrock, der 1497 die Glocke von Böddiger verfertigte, vermochte sein schwieriges Handwerk nicht deutlich zu bezeichnen: köphmeth. Vier Jahre danach hatte er das gelernt: koppersmeth (Gensungen, Nr. 115), aber das böse Latein warf ihm noch schwere Steine in den Weg. Circa

*) a fVLgVre prostrata IMerensIs
oVans resVrgo a[uspiciis?] frIDesLarIensIs
CapItV(L)I.
Die großen Buchstaben, als Zahlen zusammengezählt, ergeben 1782. Ebenso bei der zweiten Inschrift:
In tVteLa DIVorVm bonIfaCII aC WigbertI.

festu simonis in iudō ap. soll bedeuten: circa festum Simonis et Jude apostolorum, um das Fest der Apostel Simon und Judas. Meister Walter Selender (Spangenberg 1484, Nr. 103) macht die Sache auch nicht ganz leicht, wenn wir ihm gleich schwerere Versehen nicht nachweisen können: Salvator salve nos ōes = Salvator salva nos omnes (Heiland, rette uns alle) Sancta dei geicx dgv sēp Maria ora p̄ nob = sancta dei genitrix diva gloriosissima virgo semper Maria ora pro nobis (heilige Gottesmutter, göttliche ruhmreichste Jungfrau allzeit, Maria, bitte für uns).

Die Form der Buchstaben und die Abkürzungen an der Osterglocke zu Hersfeld (Nr. 180) werden manchen in Erstaunen setzen: A. d. MCCCLXXI assūpcōis sū bapta kapa maie vōta = anno domini 1371 assumpcionis sum baptizata, campana Marie vocata (im Jahre des Herrn 1371 auf Himmelfahrt [Mariä?] bin ich getauft, Marienglocke bin ich genannt).

Die obigen Zeilen könnten noch lange fortgesetzt werden, aber auch so bilden sie einen Beweis für die vielseitigen Anregungen, die eine Glockenkunde bietet.

L. Armbrust.

Aus Heimat und Fremde.

Ehrung Wilhelm Benneckes. Der uns allen noch unvergeßliche, am 5. Januar 1906 verschiedene hessische Schriftsteller und Redakteur des „Hessenland" Wilhelm Bennecke würde am 11. Dezember d. J. seinen 60. Geburtstag begangen haben. Aus diesem Anlaß soll ihm aus dem Kreise seiner Freunde heraus ein einfacher Grabstein gesetzt werden. Beiträge hierzu werden beim Verlage des „Hessenland" gegen öffentliche Quittung in Empfang genommen.

Hessischer Geschichtsverein. Der zweite dieswinterliche Herrenabend des Geschichtsvereins zu Kassel bot, trotzdem zwei von Oberbibliothekar Dr. Brunner und Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf in Aussicht gestellte Vorträge ausfallen mußten, eine reichhaltige Stofffülle. Zunächst sprach Kanzleirat Neuber über die Bedeutung des Namens „Bärenkammer", jener altbekannten, am Pferdemarkt gelegenen Wirtschaft. Zwei Deutungen standen einander gegenüber; die eine sucht das Wort zu erklären als „Pairskammer", in der zur Zeit der Julirevolution die Honoratioren verkehrt hätten, die andere will es aus dem allmählich verderbten „Pährekammer" entstanden sein lassen, was im Kasseler Dialekt so viel als Wirtschaft am Pferde- (= Pähre)markt bedeutet haben solle. Zu einem abschließenden Urteil über diese Frage konnte man sich in der Versammlung nicht entschließen. Geheimrat Fritsch, der bereits 1821 nach Kassel gekommen ist, betonte, daß es sicher schon lange her sein müsse, daß am jetzigen Pferdemarkt Pferdemärkte abgehalten worden seien. General Eisentraut wies auf Straßen wie Ziegen- und Entengasse hin, die in der Richtung nach der Fulda hinabführten. — Rechnungsrat Woringer hielt hierauf einen auf umfassenden Lokalkenntnissen beruhenden Vortrag über die neuen Kasseler Straßennamen, namentlich auch diejenigen der vier eingemeindeten Dörfer. Mit dem wortgetreuen Abdruck dieses fesselnden Vortrages, der eine rege Aussprache veranlaßte, beginnen wir in der heutigen Nummer. Sodann kam der Vorsitzende, General Eisentraut, auf die beabsichtigte Ausschmückung des Grabes Steinhöfers zu sprechen und sprach den Herren, die sich um die Biographie dieses Mannes und um Feststellung seiner Grabstätte bemüht hätten, den Dank des Vereins aus. Es sei im Anschluß hieran nochmals erwähnt, daß Direktor Henkel (Kreditverein) und auch der Verlag des „Hessenland" gern jede, auch die kleinste zu diesem Zweck bestimmte Gabe entgegennehmen. Es soll nicht nur ein schlichter Basalttuffdenkstein errichtet, sondern möglichst auch ein kleines Kapital festgelegt werden, um das Grab dieses um den Ruhm der Wilhelmshöhe hochverdienten Mannes vor dauerndem Verfall zu sichern. Die noch einmal angeschnittene Hirzsteinfrage zeitigte eine lebhafte Debatte, als deren Ergebnis nochmals der Beschluß des Vereinsvorstandes hervorgehoben wurde, die von irgend welchen Vereinigungen an die Regierung gerichteten Eingaben nach Kräften zu unterstützen. Geheimrat Fritsch wies auf das Schicksal des sog. steinernen Herkules bei Martinhagen hin, Rechnungsrat Woringer gab einzelne Mitteilungen über diesen Stein und Redakteur Heidelbach teilte mit, daß nach einem ihm vom Pfarrer Kleyensteuber zugestellten Auszug aus dem Kirchenbuche zu Martinhagen die Stücke dieses verkleinerten Steinkolosses als Mauersteine beim Bau des Traindepots in Kassel verwandt worden seien. Regierungsrat Winkel sprach dann über befestigte Kirchhöfe in Hessen (z. B. in Ober- und Niederbeisheim, Landwehrhagen, Dagobertshausen, Helsa, Niederaula, Ober- und Niederellenbach, Reichenbach, Treysa, Willingshausen, Allendorf, Bischhausen und an vielen anderen Orten) und bat um weitere Mitteilungen über dieses Stoffgebiet. Pfarrer Francke und Dr. Lange, der

u. a. auf die einschlägigen Arbeiten von Happel hinwies, gaben hierzu wünschenswerte Ergänzungen. Kaufmann Klein berichtete einzelne Episoden aus dem Jahre 1866 und legte dem Verein nahe, Darstellungen von Augenzeugen, so lange es noch möglich sei, möglichst vollzählig zu sammeln. Daß man auch auswärts an geschichtlichen Vorgängen in Hessen Interesse nimmt, bewies eine vom Vorsitzenden zum Schluß vorgezeigte Nummer der Berliner „Täglichen Rundschau", die sich mit der vom Verein beschlossenen Erhaltung des Steinhöferschen Grabes beschäftigte. — Erwähnt sei noch, daß Schlossermeister Wichert, der in diesen Tagen sein 50jähriges Meisterjubiläum beging, dem Verein seinen vom 25. Oktob. 1856 datierten Meisterbrief stiftete, und Antiquar Schüßler einen aus Burguffeln stammenden und angeblich aus dem 9. Jahrhundert herrührenden kleinen Reisealtar in byzantinischer Arbeit vorzeigte.

Neue hessische Kirchen. Zwei neue Kirchen wurden innerhalb einer Woche in Kassel eingeweiht, und zwar am 7. Nov. die **Kreuzkirche** im Westen der Stadt und am 11. November die von der Freiheiter Gemeinde im Osten erbaute **Auferstehungskirche**. Die von den Architekten Karst und Fanghänel unter einem Kostenaufwand von 290 000 Mark an der Luisenstraße erbaute Kreuzkirche ist für die Oberneustädter Gemeinde bestimmt; sie weicht in ihrer Formengebung wesentlich von dem althergebrachten Stil ab und stellt einen Zentralbau dar, der so konstruiert ist, daß der ganze Kirchenraum frei bleibt und sowohl das Kuppelgewölbe als auch die anschließenden Gewölbe nur durch die an den vier Ecken liegenden Treppenhäuser gestützt werden. Die vor den Toren des neuen Friedhofes errichtete Auferstehungskirche wurde nach dem Entwurfe der Architekten Eubell und Rieck erbaut und charakterisiert sich gleichfalls als Zentralbau; für ihre Außen- und Innenarchitektur wurden die spätgotischen Formen gewählt, ohne aber der individuellen Empfindung der Erbauer im ornamentalen Schmuck Zwang aufzuerlegen. Die Ostecke des Baues ist durch einen 70 Meter hohen Turm markiert. Die Gesamtkosten betrugen etwa 250 000 Mark.



Die Kreuzkirche in Kassel.

Ein Hanauer als siamesischer Generalpostdirektor. Alljährlich treten eine Anzahl deutscher Postbeamte, nachdem sie unentgeltlich in dem Seminar für die orientalischen Sprachen zu Berlin ausgebildet wurden, in den siamesischen Postdienst. Einer dieser Beamten, der 1890 in den Postdienst von Siam eingetretene deutsche Oberpostassistent **Collmann**, ein Sohn des Hanauer Kreistierarztes, ist jetzt dort nach einer Mitteilung des Internationalen Bureaus des Weltpostvereins zum interimistischen Generaldirektor der Posten und Telegraphen ernannt worden.

Hirzstein. Die dem Hirzstein durch einen Basaltbruch drohende Zerstörung, auf die seit längerer Zeit öffentlich hingewiesen wurde, hat verschiedene Vereinigungen zur Stellungnahme veranlaßt. Während der Vorstand des Niederhessischen Touristenvereins merkwürdigerweise von irgend welchen Maßnahmen abstehen will, da er dieser Gefahr keine Bedeutung beimißt, haben der Kasseler Hausbesitzerverein eine Immediateingabe und die

vereinigten Vorstände des Bürgervereins und der ihm verbündeten Bezirksvereine Kassels eine Eingabe an die Staatsregierung beschlossen; gleiches hat der Verein für naturwissenschaftliche Unterhaltung vor, und auch der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde will, wie wir an anderer Stelle schon berichteten, dieses Vorgehen unterstützen. So ist immerhin noch Hoffnung vorhanden, daß bei rechtzeitigem Eingreifen an diesem herrlichen hessischen Bergprofil gerettet wird, was noch zu retten ist.

Hessische Uniformen. Prinz Friedrich Karl von Hessen stattete kürzlich, nachdem er sich durch Museumsdirektor Dr. Boehlau im Unterstock der Gemäldegalerie namentlich die hessischen Fahnen hatte zeigen lassen, Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf einen Besuch ab, um dessen bekannte reichhaltige Sammlung von Darstellungen hessischer und preußischer Uniformen eingehend zu besichtigen.

Jubiläen. Am 15. November beging, fast 90jährig, Oberstleutnant z. D. Friedrich Wilhelm Sunkel die 75. Wiederkehr des Tages, an dem er im Jahre 1831 in den kurhessischen Militärdienst trat. Seine beim Sturm auf die Düppeler Schanzen bewiesene Bravour trug ihm den bekanntlich nur selten vom Kurfürsten verliehenen Löwenorden mit Schwertern ein. Als Sunkel, der vor 12 Jahren von Neiße nach Kassel übersiedelte, als Kommandeur des 1. Bataillons des Landwehrregiments Nr. 33 aus dem Heeresdienst schied, wurde ihm die Berechtigung zum Tragen der Uniform des 2. kurhessischen Infanterie-Regiments verliehen. — Der früher in Fulda tätige Dommusikdirektor Professor Nick in Hildesheim feierte, gleichzeitig mit dem Jubiläum des 50jährigen Bestehens des von ihm geleiteten Oratorienvereins, sein 50jähriges Dirigentenjubiläum.

Am 11. November beging das Königliche Invalidenhaus zu Karlshafen die Feier seines 200jährigen Bestehens. Eigentlicher Gründungstag ist der 5. November. Fünf Jahre nach der Gründung der Stadt durch den Landgrafen Karl fand die Grundsteinlegung statt. 1704 wurde unter Leitung des Kapitäns Friedrich Conradi mit dem Bau begonnen, der 1706 bis auf die beiden hinteren Flügel beendet war. Der erste Invalide war der in der Schlacht bei Hochstädt schwer verwundete Leutnant Röttger, der 1708 in Sieburg (wie Karlshafen bis zum Jahre 1717 hieß) eintraf. Der erste Direktor dieses für verwundete, kranke und altersschwache Soldaten bestimmten Lazaretts war der Kapitän Keill, der erste Kommandant der Oberstleutnant Friedrich Johann v. Gohr. Das mit reichen Einkünften versehene Invalidenhaus ging 1866 in preußischen Besitz über; der letzte hessische invalide Insasse war der 1884 verstorbene Hauptmann Wolff von Gudenberg. Ende der 80er Jahre wurde das Haus neu hergerichtet und den beiden Invalidenhäusern Berlin und Stolp als drittes angereiht. Die Gedenkfeier am 11. November begann mit einem Gottesdienst, in dem Pfarrer Noll die Festpredigt hielt. Darauf wurde durch den Kommandanten, Major Milthaler, nachdem vor dem Hausportal die Parole „Landgraf Karl“ ausgegeben war, ein geschichtlicher Rückblick gegeben. Festessen und Illumination des geschmückten Hauses beendeten die Feier, zu der auch das Kriegsministerium und der kommandierende General des XI. Armeekorps, Herzog Albrecht von Württemberg, Glückwunschtelegramme gesandt hatten.

Literarisches. Im Grunowschen Verlage zu Leipzig erschien soeben ein neues Werk unseres Landsmannes Wilhelm Speck: „Menschen, die den Weg verloren.“ Es enthält die Neubearbeitung zweier 1894 zuerst erschienenen Novellen „Ursula“ und „die Flüchtlinge“. „Ursula“ erschien seinerzeit im „Hessenland“ als erste größere literarische Arbeit des nun vielgelesenen Schriftstellers. Wir werden auf dieses neue Buch noch eingehend zurückkommen. — Im Literarischen Verein „Phoebus“ zu München fand kürzlich ein Rezitationsabend statt, auf dem René Prévôt und unser Landsmann Gustav Adolf Müller zum Vortrag eigener Dichtungen das Wort hatten und freundlichen Beifall ernteten. Über G. A. Müller, der Reflexe des Lebenskampfes und der tröstenden Liebe, Herbststimmungen und einen Liederzyklus auf sein Töchterchen bot, urteilte der bekannte Kritiker Frhr. Hanns von Gumppenberg in den „Münchener Neuesten Nachrichten“: „G. A. Müller ist als Lyriker keiner von den Modernen, die der Sprache neue Darstellungskünste abzugewinnen suchen. Manchmal freilich läßt ihm just diese Abneigung gegen besondere formelle Kraftanstrengungen ein Lied gelingen, bei dem die Einfachheit der Diktion als unmittelbarer Empfindungsausdruck und daher nur sympathisch wirkt; auch möchte man einzelne der vorgetragenen Gedichte, wie beispielsweise das Lied „Herz, willst schlafen gehen?“ immerhin auf ein selbständigeres lyrisches Kompositionstalent deuten.“

A. D. B. Zwei neue Artikel der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ behandeln die beiden Landgrafen von Hessen Ludwig I. (1413—1458) und Ludwig II. (1458—1471). Die Artikel entstammen der Feder Professor Hermann Diemars in Marburg, der hier die Resultate seiner eigenen als auch der Forschung anderer in gedrängter, aber übersichtlicher Kürze niedergelegt hat.

Hessische Bücherschau.

Beiträge zur Glockenkunde des Hessenlandes von F. Hoffmann und B. Zölffel. Mit 30 Tafeln Abbildungen. Herausgegeben vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde. Kassel (Kommissionsverlag von Georg Dufayel) 1906.

Über die Glocken irgend eines Landes im Zusammenhang zu schreiben, ist schon aus rein physischen Gründen nicht sehr leicht. Fast alle Glocken befinden sich an schwer und unter Umständen nur mit Gefahr erreichbaren Orten. Darin mag auch der Grund dafür liegen, daß wir erst aus verhältnismäßig wenigen Gegenden Deutschlands eine systematische Glockenkunde besitzen. Eine solche für Hessen schenkte uns soeben der auf dem Gebiet der hessischen Baugeschichte weitbekannte Geheime Baurat F. Hoffmann in Fulda und sein inzwischen verstorbener Schwiegersohn, der Universitätsbaumeister und Baurat Zölffel in Marburg in dem vorliegenden Werk, das als Ergänzungsband der Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde (Neue Folge. XV. Supplement) erschien. Mit unendlicher Mühe haben die Verfasser gegen 200 Glocken des Hessenlandes aufgesucht, einen großen Teil von ihnen, namentlich die mittelalterlichen, an Ort und Stelle gezeichnet, um sie auf den beiliegenden 30 voluminösen Tafeln im Bilde reproduzieren zu können. Welche Summe von Arbeit in diesem Werke steckt, geht schon daraus hervor, daß die einzelnen Aufnahmen bis in das Jahr 1856 zurückreichen, also genau den Zeitraum eines halben Säkulums umspannen. Der Wunsch, einmal eine lückenlose Glockenkunde des gesamten Hessenlandes zu besitzen, wird somit auf lange Zeit hinaus ein unerfüllbarer bleiben müssen; um so dankbarer wollen wir einstweilen die vorliegende, für alle späteren grundlegende fleißige Arbeit begrüßen.

Die Glockenkunde des Kreises Fritzlar ist vollständig; auch aus den Kreisen Melsungen und Fulda sind die bemerkenswertesten Glocken beschrieben, während aus den übrigen Kreisen nur einige besonders interessante Glocken verzeichnet sind. Der auf römische Sitte zurückgehende Gebrauch der Glocken ist seit dem 7. Jahrhundert verbreitet (s. Steinhausens Geschichte der deutschen Kultur). In Hessen sind allerdings im Vergleich zu anderen Gegenden nicht allzu viele mittelalterliche Glocken erhalten. Die beiden ältesten sicher datierten Glocken stammen aus dem Jahre 1369 und befinden sich im Dom zu Fritzlar. Unter denjenigen Glocken, deren Entstehungszeit zu bestimmen versucht wurde, ist die älteste die Lullusglocke im Turm der Stiftsruine zu Hersfeld, die etwa 1056 gegossen wurde; sie gehört zu den überhaupt nur in 17 Exemplaren nachweisbaren sogenannten Theophilusglocken, die nach der Anleitung ausgeführt wurden, die der Helmarshäuser Mönch Theophilus in seinem Werk „Schedula diversarum artium" (s. Hessenland 1906, Seite 222) gegeben hatte. Die Schriftzeichen der einzelnen Glocken wechseln je nach der Zeit ihrer Entstehung, zunächst sind sie altrömisch lapidar (11. Jahrhundert), dann finden wir mittelalterliche Majuskeln und Minuskeln (13. bis 16. Jahrhundert) und von da ab fast ausschließlich neurömische Lapidarschrift, während wir in der Gegenwart, z. B. 1897 Fulda, wieder gotische Majuskeln und Minuskeln antreffen. Die erste Jahreszahl in arabischen Ziffern findet sich, während bis dahin nur römische Buchstaben zu Zahlen verwandt worden waren, an der Glocke zu Salzschlirf aus dem Jahre 1521. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ist der Inhalt der Glockeninschriften fast stets ein religiöser, von dieser Zeit ab fast durchweg weltlicher Art. Die größte der in diesem Werk aufgeführten Glocken ist die Osanna im Dom zu Fulda aus 1648, mit 190 cm unterem Durchmesser; es folgt eine Glocke aus dem Südturm der Elisabethkirche zu Marburg aus 1400 (172 cm), die Glocke im nordwestlichen Turm des Domes zu Fritzlar von 1466 (172 cm), die große Osterglocke in der Stadtkirche zu Hersfeld aus 1371 (162 cm) usw. Namen von Glockengießern der hier aufgeführten Glocken sind seit dem 15. Jahrhundert nachzuweisen (1456); denn „adnia" an der Steinglocke zu Breitenau aus 1401 dürfte wohl nicht als Glockengießername anzusprechen sein, sondern ‚anno domini" bedeuten. Nach dem 30jährigen Krieg eröffnet ein Ambrosius Ulrich die Reihe der noch jetzt (in Thüringen) in diesem Beruf tätigen Glockengießerfamilie Ulrich. Der älteste aus Kassel aufgeführte Glockengießer ist (der übrigens auch im Vogelsberg nachweisbare) Gottfried Kohler (s. auch Gundlach, Kasseler Bürgerbuch), während seit dem vorigen Jahrhundert in Kassel neben Jakob Schmitz nur die Familie Henschel in Betracht kommt.

Dem Werke sind 30 Tafeln mit 33 sauber gezeichneten und höchst instruktiven Abbildungen beigegeben. Auf einen unbedeutenden Druckfehler im „Verzeichnis der benutzten Literatur" — Hessenland Nr. 15 (statt Nr. 5) Seite 75 — sei noch kurz hingewiesen, ebenso auf die Wiedergabe der Inschrift auf der zweiten Glocke im Südturm der Elisabethkirche zu Marburg (Nr. 188), wo es statt „virgo virginuo" „virgo virginum" heißen muß. Heidelbach.

Schaeffer, Emil. Friedrich Karl Hausmann. Ein deutsches Künstlerschicksal. Mit 30 Abbildungen in Tonätzung. Berlin (Verlag von Julius Bard) 1907. M. 5,—.

Zu den erfreulichen Resultaten der Jahrhundertausstellung deutscher Kunst, die im Anfang dieses Jahres in Berlin stattfand, gehört unter anderem auch die nachträgliche Anerkennung eines fast vergessenen und von der Kunstgeschichte bisher übersehenen Malers, des Hanauers Friedrich Karl Hausmann. Ein zwiefaches Verdienst hat sich Herr Dr. Emil Schaeffer um diesen Künstler erworben, indem er zunächst für dessen würdige Repräsentation auf der Ausstellung sorgte und dann ihm auch noch ein literarisches Denkmal gesetzt hat. Der Schwerpunkt der Kunst Hausmanns liegt vorzugsweise in seinen koloristischen Problemen, wobei er von der Farbenglut eines Delacroix und der Leidenschaft eines Daumier manches übernommen, aber doch in seiner Art selbständig verarbeitet hatte. Da seine rein malerischen Bestrebungen, die zum Teil schon über 50 Jahre zurückliegen, wieder mit ganz modernen zusammentreffen, so ist es kein Wunder, daß sein Wiederauftauchen großes Aufsehen erregte und sein Ruhm gegenwärtig in allen Tonarten klingt, wovon auch ein Widerhall in der vorliegenden Monographie zu verspüren ist. Als eine „Künstlertragödie" bezeichnet Schaeffer das Leben Hausmanns, und doch war dies, wenn man der Sache auf den Grund geht, nicht der Fall. Die großen Hoffnungen, die Hausmann auf sein Kolossalgemälde „Galilei vor dem Konzil" setzte, erwiesen sich trügerisch, und es war ihm darum die seine Zukunft sichernde Stelle eines Direktors der Hanauer Zeichenakademie willkommen. Er war keine himmelstürmende Natur, und er hätte bei einer konsequenten Durchführung seiner auf das Koloristische gerichteten Ideen noch größere Enttäuschungen erlebt; er wäre einfach von

seinen Zeitgenossen nicht verstanden worden. Dafür war auf einem anderen Gebiete seine Tätigkeit eine höchst segensreiche. Eine große Anzahl von Schülern bildete er im Laufe der Jahre für das Kunstgewerbe heran, wobei ihm ein vornehmer dekorativer Sinn und ein plastisches Feingefühl sehr zustatten kam. Noch mancher kunstindustrieller Zweig zehrt heute, wenn auch unbewußt, von den Früchten, zu denen Hausmann das Samenkorn legte. Er seufzte wohl ab und zu unter dem bureaukratischen Joche, doch welcher, zumal fein organisierte Mensch ist stets mit seinem Berufe zufrieden! Mehr noch verbitterten ihm zeitweise sein Dasein Differenzen, die er mit einem Lehrer seines Kollegiums durchzufechten hatte. Seine liebenswürdige Natur bewahrte er in ihrem seelischem Gleichgewicht, indem er in seinen Mußestunden mit ebensoviel Verständnis als Eifer das Ehrenamt eines Konservators der Sammlungen des Hanauer Geschichtsvereins ausübte. Die Beurteilung seines Lehrers Pelissier ist meinem Empfinden nach bei Schaeffer nicht die richtige. Seine Bedeutung als Maler ist freilich keine große, aber dafür war er ein ausgezeichneter Lehrer, der so hervorragende Schüler wie Cornicelius und Hausmann bis zu ihrem 24. Jahre und später Gustav Spangenberg bis zu seinem 22. Jahre an sich zu fesseln wußte. Daß er ein strenger Nazarener gewesen sei, dem „die Farbe ein Fallstrick deuchte vom Satan gedreht", trifft durchaus nicht zu, wenn man Ölbilder betrachtet, die seine Schüler unter seiner Anleitung gemalt haben. Es sind dies zwar keine koloristischen Großtaten, aber sie entbehren keineswegs einer Farbenempfindung. Pelissier war für das Fortkommen seiner Schüler in jeder Weise besorgt, er unterstützte sie mit Empfehlungsschreiben an ausgesprochene Koloristen in Düsseldorf, sowie auch in Antwerpen, der damaligen Hochburg der neuen Malkunst, ein Umstand, der nicht gerade für seine Abneigung gegen die Farbe spricht.

Da Schaeffer die Malerei vorzugsweise von abstrakt ästhetischen Gesichtspunkten aus beurteilt und darum dem Inhalte eines Kunstwerkes gleichgültiger gegenübersteht, so mußte dementsprechend der historische Teil des Buches etwas Not leiden, worauf auch manche Versehen zurückzuführen sind. Auf Seite 11 muß der Vorname Pelissiers „Theodor" und nicht „Gustav" lauten, sein Aufenthalt in Rom dauerte keine 20, sondern nur 9 Jahre. „Der Landgraf von Hessen-Hanau" (Seite 103) ist eine genealogische Phantasie. Bei der Aufzählung der Gemälde Hausmanns wurde sein Ölbild „Aschenbrödel" übersehen, das kunsthistorisch noch dadurch interessiert, daß Cornicelius zu gleicher Zeit auch ein Aschenbrödel gemalt hat und beide Bilder im Juli 1868 in der Akademie zu Hanau ausgestellt wurden. (Vgl. K. Siebert, „Georg Cornicelius", Straßburg 1905. Seite 86.) Das beigegebene Bildermaterial steht zum größten Teil nicht auf der Höhe der Reproduktionstechnik. Trotz alledem muß man das Werk Schaeffers freudig begrüßen und für sein Bestreben, Friedrich Karl Hausmann einen dauernden Platz in der Kunstgeschichte gesichert zu haben, danken. Möge die Zeit nicht allzu fern sein, wo auch dem gleichaltrigen Freunde und Landsmanne Hausmanns, dem als Künstler noch höher zu bewertenden Georg Cornicelius, die gebührende Anerkennung, die er auf der Jahrhundertausstellung nicht gefunden hat, zuteil wird.
Dr. K. Siebert.

Personalien.

Verliehen: dem Wirklichen Geheimen Kriegsrat Duncker in Marburg der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub; dem Obersten z. D. Schuhmacher in Marburg der Rote Adlerorden 3. Klasse mit der Schleife; dem Pfarrer von Lorentz zu Kassel-Kirchditmold der Kronenorden 3. Klasse; den Pfarrern Althainz zu Amönau, Braun zu Sand, Dieterich zu Nordshausen, Eberth zu Reichensachsen und Neumeister zu Kassel, den emer. Pfarrern Gerlach (bisher in Großenenglis) und Zinn (bisher in Kirchbauna), dem Landessekretär Wiegand, dem Eisenbahnsekretär a. D. Rechnungsrat Möhring (bisher in Halle a. S.), sämtlich zu Kassel, sowie dem Gräflich Ysenburgischen Forstmeister Nemnich zu Meerholz der Rote Adlerorden 4. Klasse; dem Pfarrer Eisenberg und dem Stiftskassierer Bohne zu Kassel, dem Gräflich Ysenburgischen Oberförster Nies zu Gettenbach sowie dem Sparkassen-Kassierer Ruppel und dem Stadtverordneten-Vorsteher Meles zu Gelnhausen der Kronenorden 4. Klasse; dem Generalleutnant z. D. Harnickell, dem Oberst z. D. v. Loßberg, dem Bankier Streit und dem Rechnungsrat Strothmann, sämtlich zu Kassel, die Rote Kreuz-Medaille 3. Klasse; dem Katasterkontrolleur Steuerinspektor Hahn zu Witzenhausen die Rettungsmedaille am Bande; dem Amtsgerichtsrat Dr. Rohde zu Rotenburg a. F. der Charakter als Geheimer Justizrat.

Ernannt: Regierungsrat von Holtzendorff zu Kassel zum zweiten Mitgliede des Bezirksausschusses auf Lebenszeit; Rektor Pfarrer extr. Gonnermann zu Wanfried zum Pfarrer in Kruspis; Pfarrer Kienzler zu Waldensberg zum Pfarrer in Eichen; Hilfspfarrer Junghans zu Niederaula zum Pfarrer in Röhrda; Landrabbiner Dr. Doctor zu Kassel zum Gemeinderabbiner für die Synagogengemeinde daselbst; Gerichtsassessor Schneider zum Amtsrichter in Herborn; Forstreferendar Spatz zu Fulda zum Forstassessor; die Referendare Dr. Grünebaum, Klemme, Kothe, Laymann, Meißner und Dr. Weis zu Gerichtsassessoren; die Referendare Augustin, Paehler und Waldhausen zu Regierungsreferendaren; Oberlandesgerichtssekretär Röhle zu Kassel zum Obersekretär.

Versetzt: Gerichtsassessor Freiherr von Bibra in den Oberlandesgerichtsbezirk Kassel; Postinspektor Dreßler von Berlin als komm. Oberpostinspektor nach Kassel.

Vermählt: Kgl. Steuersekretär Moritz Lutze und Marta Lutze, geb. Offermann (Krefeld, 2. November).

Geboren: ein Sohn: Christoph Lehmann und Frau, geb. Schwalm (Wanfried, November); Apotheker Eduard Ruppersberg und Frau Hedwig, geb. Stoeber (Marburg, 2. November); Oberleutnant Wenderhold und Frau, geb. Trost (Schlettstadt, 10. November).

Gestorben: Frl. Anna Wilhelmy (Berlin, 30. Oktober); Schuhfabrikant Michael Schäfer, 73 Jahre alt (Baltimore); verw. Frau Helene Entzeroth, geb. Salzmann, 67 Jahre alt (Kassel, 1. November); Kaufmann Fritz Appell (Kassel, 2. November); Privatmann Karl Grebe, 65 Jahre alt (Kassel, 2 November); Frau Marie Arnd, geb. Reinhardt, 66 Jahre alt (Fulda, 3. November); Reichsbank-Assessor Hermann Eskuche (Kassel, 4. November); Frau Cäcilie Urban, geb. Gerland, Gattin des Kgl. Eisenbahndirektors a. D., 67 Jahre alt (Kassel, 6. November); Kgl. Katasterinspektor Steuerrat Karl Riebel, 54 Jahre alt (Kassel, 7. November); Frau Marie Hördemann, geb. Rohde (Kassel, 8. November); Privatmann Moritz Goldschmidt, 66 Jahre alt (Kassel, 9. November); Prediger emer. Georg Friedrich Meyer, 81 Jahre alt (Kassel, 9. November); Kaufmann Ludwig Schuth, 34 Jahre alt (Fulda, 9. November); Frau Emma Schmeißer, geb. Büsgen, Witwe des Sanitätsrats, 70 Jahre alt (Kassel, 10. November); Kreissparkassen-Hauptrendant Heinrich Zaun, 44 Jahre alt (Ziegenhain, 10. November); Stiftsförster Friedrich Beckmann, 63 Jahre alt (Fischbeck, 11. November); Frau Toni Pistor, geb. Schaub, 36 Jahre alt (Kassel-Wilhelmshöhe, 12. November).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 23. XX. Jahrgang. Kassel, 3. Dezember 1906.

Morgenbesuch.

Der Morgen lugt durchs Rebenlaub
Zum Kammerfenster keck herein.
Sind denn die beiden Alten taub?
Hört keiner denn den Buben schrei'n?

Geschlossen blieb das Himmelbett,
Ob auch dran zupft das Morgenrot.
Zwei Fäustlein fuchteln um die Wett'.
Ein Köpfchen schreit sich feuerrot.

Ging nicht die Tür? Im Dämmerlicht
Ein Mädchen, morgenschön und fein,
Das nickt und macht ein froh Gesicht
Und lullt den kleinen Schreier ein.

Jetzt heimlich küßt sie gar das Kind
Und fährt ihm übers Seidenhaar;
Verschwindet schnell im Morgenwind,
Und niemand ward ihr Werk gewahr.

Und wie der Morgen zieht am Ohr
Die Mutter aus dem Federbett,
Wie kommt ihr so verändert vor
Ihr Büblein hold und wundernett!

Rotbäckig und so frisch und rund,
Froh lacht's und hat gelocktes Haar.
„Ein Hollerkopf! — Ich glaub zur Stund
Frau Holle an der Wiege war." —

Kassel. **H. Bertelmann.**

Kinderlied.

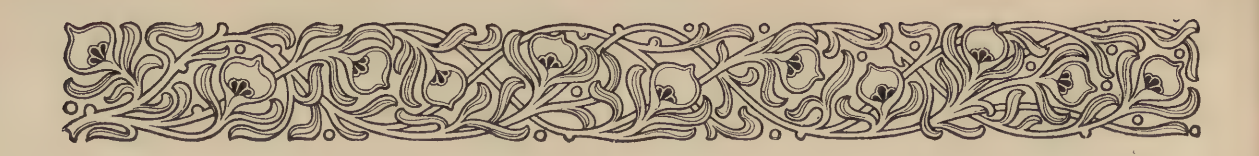
Frau Holle, Frau Holle,
Schenk unserm Schäflein Wolle,
Und unsrer schwarzweißbunten Kuh
Ein kleines Kälblein auch dazu.

Frau Holle, Frau Holle,
Schenk unserm Schäflein Wolle.
Pflanz Blumen bunt vor unser Haus,
Wir bringen dir den ersten Strauß.

Frau Holle, Frau Holle,
Schenk unserm Schäflein Wolle,
Und Rosen bald am Heckendorn
Und unserm Felde Kraut und Korn.

Frau Holle, Frau Holle,
Schenk unserm Schäflein Wolle.
Ich heiße Karl und ich Karlein,
Und bring uns bald ein Brüderlein.

Kassel **H. Bertelmann.**



Worte Bismarcks über die Annexion Kurhessens bei einem Besuch in Friedrichsruh am 21. Februar 1892.

Von Baron Felix v. Gilsa.

Infolge der von mir ausgesprochenen Bitte, der Altreichskanzler möge bei Beratung des neuen Zoll- und Handelsvertrages mit Österreich seinen Sitz im Reichstage einnehmen, um eine im wahren Staatsinteresse liegende Abfassung zu sichern, erhielt ich eine Einladung desselben nach Friedrichsruh, wo ich über Hamburg am genannten Tage gegen Mittag ankam und von Dr. Chrysander sogleich ins Speisezimmer geführt wurde, da die Herrschaften sich bereits an der Frühstückstafel befanden. Bei meinem Eintritt ging mir der Fürst mit großen raschen Schritten entgegen, mir kräftig die Hand schüttelnd mit „Willkommen in Friedrichsruh!" Es folgte die Vorstellung, worauf ich meinen Platz neben dem Schloßherrn und gegenüber der Fürstin erhielt, die mich auf das liebenswürdigste begrüßte. Lothar Bucher saß rechts neben mir. Mit den Worten: „Was sehen Sie aber Ihrem Vater ähnlich" leitete Bismarck die Unterhaltung ein. Seiner*) und der damaligen Leutnants bei der dritten und vierten Schützenabteilung, von Ditfurth und von Wolff aus Hessen, mit denen er freundschaftlichen Verkehr gepflogen, könne er sich aus seiner Referendarzeit in Aachen noch deutlich erinnern.**) Schnell sich hieran knüpfende weitere gütige Fragen und das Bewußtsein, neben dem größten Staatsmanne unserer Zeit zu sitzen, sein Wort zu hören und seine herrlichen blauen Augen auf mich gerichtet zu sehen, setzten mich in solche Aufregung, daß meine Hand zitterte und mir das Essen unmöglich wurde. Meinen befangenen Zustand bemerkend, befahl Bismarck seinem Kammerdiener, unsere Gläser mit Champagner zu füllen und trank mir mit den Worten zu: „Im Andenken an Ihren verstorbenen Herrn Vater!" Meinen Dank für die mir zuteil gewordene Ehre bezeugte ein Glas auf das Wohl der Fürstin, wobei sich die Anwesenden erhoben.

Nach Aufhebung der Tafel durfte ich das damals gerade im Druck erschienene Buch „Die Kurhessische Division im Jahre 1866" von Generalleutnant von Schmidt überreichen. In der sich an diesen Vorgang anknüpfenden Unterhaltung richtete ich die Frage an den Reichskanzler, ob sich die Annexion von Kurhessen nicht ohne Beeinträchtigung seines nationalen Zieles hätte vermeiden lassen, dabei hervorhebend, daß sich durch Verlust der staatlichen Selbständigkeit des Landes viel Bitteres für die alten hessischen Familien entwickelt habe. In ziemlich starker Erregung erwiderte der Fürst: „Es ist allerdings nicht angenehm, annektiert zu werden, das gebe ich Ihnen gern zu, aber ich habe bis zum letzten Augenblick alles getan, Ihren Kurfürsten zu einer strikten Neutralitätserklärung zu bewegen (zuletzt durch General v. Röder am 22. Juni 1866), aber vergebens! Der überwiegend starke Einfluß des österreichischen Gesandten auf Mitglieder der Familie des Kurfürsten hat ihn aber von einer Verständigung mit Preußen innerhalb der gestellten Fristen abgehalten. Schon bei Erneuerung des deutschen Zollvereins im Jahre 1865 ist der neue Abschluß mit Kurhessen der schwierigste im Vergleich mit den übrigen deutschen Staaten gewesen, und ich habe nur durch Anwendung von ganz außerordentlichen Maßregeln zu einem endlichen Abschlusse kommen können."

Außerdem machte Bismarck auf die große Wichtigkeit eines völligen Anschlusses von Kurhessen an Preußen in strategischer Hinsicht aufmerksam, namentlich bei etwaigem neuen Kriege mit Frankreich. Ähnliche Verhältnisse hätten auch gegenüber Hannover hinsichtlich der Verbindung mit Westfalen bestanden. Er habe deshalb, in Verfolgung seines Vorhabens, dem verderblichen Dualismus zwischen Österreich und Preußen zum größten Vorteil des Auslandes und zum Nachteil der deutschen Nation ein für allemal ein Ende

---

*) Friedrich Wilhelm Eitel von und zu Gilsa, Königl. Pr. Generalmajor a. D. und Strombedeputierter der Hessischen Ritterschaft. † zu Gilsa am 2. Juni 1886.

**) Der Fürst sagte u. a.: „Als Einjährig-Freiwilliger diente ich bei den Gardejägern, woher mir eine gewisse Vorliebe für die grüne Farbe immer zurückgeblieben ist." Ich erlaubte mir zu bemerken, daß ich als Kriegsfreiwilliger 1870 im 11. Jägerbataillon gedient hätte, was er mit dem freundlichen Worte: „Da sind wir ja auch Kriegskameraden" zur Anerkennung brachte. Einmal hatte ich den Reichskanzler bei der Belagerung von Paris im Gefolge Kaiser Wilhelms vorbeireiten sehn!

zu machen, dem König Wilhelm gegenüber auf der Annexion von Hessen und Hannover fest beharren müssen, was ihm nicht leicht gemacht worden sei! „Andernfalls hätte ich eine schwere Verantwortung auf mich geladen, das viele edle Blut in den Schlachten von 1866 wäre vergeblich vergossen worden. Nachdem die Sache soweit gediehen, konnte ich nicht anders handeln." Später habe ihn der Landgraf Friedrich von Hessen-Rumpenheim auf einem Hofballe, — den Zeitpunkt vermag ich nicht genau anzugeben —, ins Gespräch gezogen und zugestanden, er bereue, den bekannten Vertrag mit der Krone Preußen abgeschlossen zu haben! Er habe ihm geantwortet: „Einen Rat hierzu, Königliche Hoheit, habe ich Ihnen nicht erteilt." — Der Fürstin schien es angesichts der sichtbaren Erregung ihres Gemahls lieb zu sein, daß in diesem Augenblick durch den Kammerdiener die neusten deutschen, englischen und französischen Zeitungen überbracht wurden, aus denen er sich zuerst die Hamburger Nachrichten zum Lesen auswählte. Die Fürstin nahm die neuste Nummer des Kladderadatsch in die Hand und zwar Nummer 8 vom 21. Februar 1892, nach einem Blick hinein mir das Blatt mit den Worten überreichend: „Hier haben Sie das Ministerium, wie es gegen den Strom schwimmt!" Als ich die Kreuzzeitung unter den Blättern bemerkte und meine Verwunderung darüber ausdrückte, ward mir die Belehrung zuteil, daß dies nach einem kürzlichen Besuche von Hammersteins auf seine Bitte hin geschehen sei. Nach kritischen Bemerkungen auch von der Fürstin über die Tätigkeit dieses Mannes warf ihr Gemahl plötzlich ins Gespräch: „Gar zu fromme Leute kann ich nicht leiden!"

Nach einer Stunde Unterbrechung, die ich zur Niederschrift der merkwürdigsten Worte Bismarcks verwendete, lud dieser mich zu einer Spazierfahrt im Reichswalde ein. „Doktor Schweninger wird Ihnen seinen Platz wohl abtreten, und Sie haben dann Gelegenheit, noch beliebige Fragen an mich zu richten." Da ich nur einen Überzieher trug, so wurde der Besucherpelz für mich zum Wagen gebracht, wobei sich herausstellte, daß er mir nur bis ans Knie reichte. Darauf befahl der Alte aus dem Reichswalde, den Pelz zu bringen, womit ihn der Kaiser von Rußland seinerzeit beschenkt habe, der mir vortrefflich paßte und den Eigentümer zu dem Ausspruch veranlaßte: „Ich glaube fast, daß Sie größer wie ich sind! Eigentlich habe ich nicht gern, wenn meine Gäste größer sind wie ich." Wir wurden auf der Fahrt, zu welcher der Kutscher seinen neusten Rock auf Befehl der Fürstin hatte anlegen müssen, von dem „Reichshunde" begleitet, der zur Strafe einen Maulkorb trug, weil er kürzlich ein Reh bei ähnlicher Gelegenheit gefangen und niedergerissen hatte. Das Gespräch kam auf das von Buttlarsche Pflanzeisen, auf Eichelkulturen und auf Jagdliches, nachdem ein Rudel Hochwild mit einem geweihten Hirsch an der Spitze vor dem schnell rollenden Wagen die Schneise durchquert hatte. „Sonst war ich eifriger Jäger," bemerkte Bismarck, „jetzt gehe ich gar nicht mehr auf die Jagd, weil ich weiß, daß meine Treffsicherheit abgenommen." Nachdem wir in der Nähe des Schlosses prachtvolle Hochwaldbestände durchfahren, tauchten sichtlich geringere Schläge auch von Kiefern vor uns auf. Auf meine bezüglichen Fragen lobte der Fürst meine richtige Beurteilung und gab als Grund hierfür die rücksichtslose Holzfällung des Marschalls Davoûst an, als dieser 1813 Hamburg besetzt gehalten. „Jetzt wird es wohl lange Zeit dauern, ehe die Franzosen in deutschen Wäldern wieder solchen Schaden anrichten, dafür haben wir 1870 getan."

Auf der Rückfahrt vertiefte der Fürst sich in die Geschichte der deutschen Kaiser, besonders der Hohenstaufen, und die Ursachen des Niedergangs unsrer Nation nach dem 30jährigen Kriege, mich durch seine vortrefflichen genauen Kenntnisse auch auf diesem Gebiete in das höchste Erstaunen setzend. Wir kamen in der Nähe einer Gruppe von Douglasfichten an einer Bodenerhöhung vorüber, die mir ein Hünengrab zu sein schien. Die Antwort war: „Scheint nicht nur, sondern ist ein Hünengrab!" Das lenkte auf unsre ältere Geschichte und die Grenzen der rein germanischen gegenüber den vormals wendischen, aber germanisierten Gebieten Deutschlands, wobei Bismarck mir erzählte, daß in der Altmark in manchen alten Kirchen ein besonderer Eingang für die Wenden, die sogenannte „Wendentüre", bis in neuere Zeit bestanden habe.

Was ich endlich in Friedrichsruh über deutsche Wirtschaftspolitik damals gehört und gelernt, habe ich in den folgenden Jahren in verschiedenen öffentlichen Versammlungen im Interesse unserer deutschen Landwirtschaft zu verwerten gesucht; es kann daher hier wegfallen. —

Beim Abschied, ehe ich den Wagen bestieg, waren die Fürstin und der Fürst sehr gütig gegen mich und erlaubten mir, meinen Besuch bald zu erneuern. Wenn dieser Fall im Drange der Geschäfte leider nicht eintrat, so blieb ich doch in einer gewissen geistigen Verbindung mit dem großen deutschen Staatsmanne, der mir noch fünf Wochen vor seinem Tode sein Bild mit eigenhändiger

Unterschrift durch Dr. Chrysander überschickte. Den Rest der Nacht aber verbrachte ich in Hamburg mit Niederschrift meiner Erlebnisse in Friedrichsruh, da mich die große Aufregung, in der ich mich begreiflicherweise befand, doch nicht an Schlaf denken ließ.

Sächsische und fränkische Siedelungen in Hessen.

Von Professor O. Bethge, Eschersheim.

Das Werk von K. Rübel, „Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem im deutschen Volkslande" (1904) hat einen neuen Anstoß zur Erforschung der Kolonisation im innern Deutschland während des karolingischen Zeitalters gegeben. Rübel legte das ganz eigenartige planvolle, überall gleichmäßige und wirksame Vorgehen besonders Karls des Großen bei der Unterwerfung der den Franken noch nicht oder nicht dauernd untertänigen Gebiete dar und erforschte dabei namentlich auch die Siedelungsverhältnisse in dem nun in das weite Reich des Kaisers einbezogenen Neulande; er zeigte, wie das Schritt für Schritt eroberte Gebiet mit fränkischen Leuten des Königs „in dem Königreiche" besetzt wurde, wie der Herrscher aber auch daneben aus ihrer Heimat verpflanzte Sachsen in den neuen „Marken" ansiedelte. Solche fortgeführten Sachsen treffen wir weit im Süden und Südosten seines Reiches, dann besonders zahlreich am Main, ferner in den linksrheinischen Landen, aber auch nicht allzufern von den Grenzen der alten Sachsengaue auf hessischem Gebiete an. Derartige Neukolonisationen mit verpflanzten Sachsen und angesiedelten Franken, die in dem „Königreiche" (regnum) in Dörfern (villae) Bifängen, Hufen und „Sundern" (d. h. für das Reich, den König ausgesonderten Landstrecken) saßen, hat Rübel auch an den verschiedensten Stellen des Reiches nachgewiesen. Er hebt jedoch nicht scharf genug hervor, daß der König und seine Beamten in den meisten Fällen Sachsen und Franken, die versorgt werden wollten und sollten, in einem Gebiete mischten, und zwar aus dem Grunde, weil die verpflanzten Sachsen, besonders näher ihrer Heimat, von den fränkischen „Königsleuten" in den neuen Marken leichter überwacht werden konnten als in Gebieten mit altangesessener Bevölkerung, die von dem Könige nicht unmittelbar abhängig war, während im Neuland die hier angesiedelten fränkischen Reichsleute dem Herrscher und seinen oberen Beamten als Abhängige zu freierer Verfügung standen und selbst ein Interesse an der Aufrechterhaltung der fränkischen Herrschaft besaßen. Hielten sie doch auch schon als Landsleute zusammen gegen die unterworfenen Eingeborenen wie gegen die hierhin fortgeführten Sachsen!

Die Feststellung solcher Gebiete mit angesiedelten Franken aus dem Süden und Westen und mit verpflanzten Sachsen des Nordens wird sich heute fast nur mit Hilfe der Ortsnamen ermöglichen lassen. Für Hessen im engeren Sinne kann dieses z. B. hinsichtlich der Homberger Gegend, der Umgebung des Knülls, für die Rhön geschehen, auch für die Meißnergegend und das Schwalmgebiet. Schon Arnold (Ansiedelungen und Wanderungen, S. 364 f.) deutete darauf hin, daß die Gegend um Homberg zahlreiche Spuren sächsischer Siedelungen aufweist, die er auf Grund der Ortsnamen als solche zu erkennen glaubte. In der Tat ist es auffällig, daß um Homberg a. d. Efze mehrfach in den Namen noch jetzt bestehender oder schon eingegangener Ortschaften sich niederdeutsche Anklänge finden, die auf freiwillige (wie z. B. auch bei Escherode-Benterode-Uschlag) oder gezwungene Niederlassung von Sachsen hindeuten. Kommt nun, was meistens übersehen wird, noch hinzu, daß in derselben Gegend, z. B. bei Homberg, Ortschaften mit den neuen fränkischen Namen begegnen, so haben wir die Gewißheit: hier saßen in karolingischer Zeit in der „Mark" Sachsen und fränkische Königsleute vereint, die der Kaiser miteinander und mit der etwa verbliebenen ursprünglichen Bevölkerung, in unserm Falle also chattisch-hessischen, zu einem Volke verschmelzen wollte. Jedoch sei von vornherein hier eine Einschränkung gemacht. Solche Orte mit den neuen fränkischen Namen müssen nicht unbedingt von den erobernden Franken neu gegründet sein, ebensowenig diejenigen, in welchen Sachsen auftreten, und die sächsische Namenformen zeigen. Es erfolgte sicherlich für viele schon vorhandene Orte eine amtliche Neu- oder Umbenennung, wie das z. B. im Mittelalter bei den wendischen, polnischen, altpreußischen und litauischen Ortschaften der germanisierten Ostlande, heute in derselben Gegend (vgl. Inowrazlav — Hohensalza), ferner in Deutsch-Lothringen seit 1871 in ähnlicher Weise geschah; auch in unsern überseeischen Kolonien verfährt man dementsprechend so.

Die Franken haben nun wie bei der Beschlagnahme der Grenzlande, so auch bei fortschreitender Besiedelung ein ganz schematisches Verfahren ge-

habt. Bei der Taufe der alten wie der neuen Siedelungen ist ihr Sprachschatz bald erschöpft; die — man möchte sagen bureaukratische — Art der Benennung geht daraus hervor, daß sie fast überall Orte nach der Lage benennen, und zwar nach der Himmelsrichtung oder der höheren und tieferen Lage, und mit den Endungen (Grundwort) —hausen und —heim auskommen. In solchen Marken oder im Königslande begegnen uns also überall Orte mit den Namen Ost-, Sund- (Sud, = Süd-), West- und Ostheim oder -hausen, ganz selten mit -hof (-hofen), daneben sehr oft Bergheim und Talheim bzw. Talhausen mit ihren mundartlichen Spielarten, dann auch Pferdsbach und -dorf. Eine Klasse für sich bilden dann die mit Personennamen und -hausen, -heim zusammengesetzten. Begreiflicherweise ist auch die, man möchte sagen „natürliche" Benennung der Orte mit den Bestimmungswörtern „Sachsen—" und „Franken—" nicht eben selten, und ebenso natürlich ist es dann, daß solche „Franken-" und „Sachsenorte" benachbart sind. Auffälliger ist es aber schon, wenn in der Homberger und einigen anderen Gegenden das Grundwort sächsisch geblieben ist. Das deutet wohl darauf hin, daß hier Neugründungen vorliegen, deren erste Besiedler, weniger von der fränkischen Obrigkeit beeinflußt, sich ihre heimische Benennung bewahrten, allerdings aber das Bestimmungswort nach fränkischem Muster wählten. So haben wir bei Homberg das Wort „wich" in verschiedenen Ortsnamen. Es ist sonst nur in rein niederdeutschen Ortsnamen in größerem Umfange verbreitet, und es kann deshalb mit gutem Gewissen ein Ort auf fränkischem Boden mit dieser Endung, sofern sie auf wich = Ort, Stätte, zurückgeht, als von Sachsen besiedelt und benannt angesehen werden.

So liegen um Homberg: 1. Lützelwig, etwa = Kleinstadt, Kleindorf, 1224 als Luczilwig; vgl. bei Heidelberg Litzolsachsen und dicht daneben Groß- und Hohensachsen. 2. Wernswig, 1097 Werneswic, von dem Personennamen Warin, Werin? 3. Die Wüstung Nordwig bei Singlis, 1251 und 1266 genannt; der Ort lag wahrscheinlich am Dosenberge links der Schwalm südöstlich Udenborn. Dieser Ortsname begegnet ziemlich häufig in Westfalen in den Formen Nordick (Kreis Büdinghausen, 890 Nordwich), Nordiek in Ochtrup (15. Jahrhundert Nordwik), Nordeck bei Padberg (Northwike), Nordick (Regierungsbezirk Münster) bei Borken (!) in Westfalen; merkwürdiger Weise liegt auch unser hessisches Borken*) nur eine Stunde von dem hessischen Nordwig entfernt! Der Name kehrt wieder in dem englischen Norwich, angelsächsisch Northwyke in Ostangeln, ist also echt sächsisch. Ob auch Nordeck bei Londorf (Marburg) hierhin zu zählen ist, bleibe dahingestellt, ebenso das entsprechende waldeckische Sudeck bei Adorf, das aber auch, wie Wald-eck selbst mit eck (egge) zusammenhängen kann. Auf hessischem Gebiet im weiteren Sinne erscheint dann noch, allerdings auf niederdeutschem Boden, Dalwigk (1028, 1290 Dalwic und Dalewic) bei Korbach, dem ein echtfränkisches Tal- bzw. Dalheim, andererseits Bergheim entsprechen würde; endlich noch die Wüstung Westwich bei Lich (1151 Westwich). Dagegen gehört nicht hierhin der Name der Vorstadt von Ziegenhain, „Weichhaus", da wich und hûs keinen Sinn gäbe, und wohl auch nicht der ausgegangene Ort Wicbike bei Gieselwerder (1288), der seinen Namen nach Arnold S. 366 von wîg = Kampf, nach unserer Ansicht vielleicht eher vom altsächsisch. wigg = Roß, also: Roßbach, trägt.

Nun würde in der Häufung der Namen auf wich (wig) in der Homberger Gegend zunächst noch nichts Auffälliges liegen. Aber wir treffen hier noch ein Sachsenhausen bei Verna an, jetzt verschollen, 1097 als Sassenhusun, 1240 Sachsenhusen usw. Hier ist jeder Zweifel an eine Niederlassung von Sachsen, zum mindesten eines Sachsen namens Sahso oder Sasso, ausgeschlossen, wenn auch die Namengebung selbst durch die fränkischen Markenbeamten erfolgte. Weniger Wert mag auf das Vorkommen des schwer zu erklärenden Ortsnamens Omeiser bei Welferode östlich Homberg (Landau, Wüstungen S. 103) gelegt werden, das Anklänge an das niederhessisch-sächsische Meiser zeigt. Solange aber keine älteren Formen bezeugt sind, läßt sich mit diesem Namen wenig anfangen. Anders ist es mit der Wüstung Hustede (Landau, Wüstungen 95) im Gericht am Spieß, vielleicht zwischen Wernswig und Kloster Kappel, 1196: in Husteden, 1254/55: in Hustede. Dieser Name begegnet in Westfalen ebenfalls häufig (s. Jellinghaus, westfäl. Ortsnamen, 2. Aufl. S. 123), in alten und neueren Formen als Haustette (890 Hustedi), Haustätte u. ä. Die hochdeutsche Form, auch wiederholt bezeugt, heißt Haustadt und geht zurück auf althochdeutsches hûsstat, die niederdeutsche aber ist hûs-stedi, und die Bedeutung ist klar: Stätte, wo eine Behausung stehen soll.*) Derselbe Name erscheint nun auch in der Wüstung Ausstedten bei Bernsburg im Amt

*) Der Name kann unmöglich mit burg zusammenhängen, wie Arnold S. 475 will; er würde sicher heute „Burgen" oder höchstens „Borgen" lauten.

*) Eine Beziehung zu hau von hauen, wie in Gehau, ist ausgeschlossen, da hauen alt hauwan und nicht hû-wan heißt.

Kirdorf; diese Form (Landau, a. a. O. S. 262) aber ist falsch, auch Arnolds Erklärung S. 349 und 350 ist verkehrt: der Name lautet richtig Husstede bzw. Haus-stätte. Und auch hier bei Bernsburg-Kirdorf sind Spuren sächsischer Siedelungen nachzuweisen, was an anderer Stelle geschehen mag. Ferner deuten im Homberger Gebiet noch folgende Namen auf Einwanderer aus Niederdeutschland: 1. Arnold S. 364 zieht die in Hessen seltenen Ortsnamen mit bûr (Gehöft, Wohnung, Dorf) heran; die nordhessischen Orte mit bûr scheinen ihm auf sächsische Besiedelung hinzuweisen, wiewohl das Wort in zahlreichen Ortsnamen bei Bayern, Schwaben und Alemannen begegnet. Es war also nicht auf einen Stamm beschränkt. Eines aber erscheint beinahe zweifellos: im eigentlichen Hessen ist das Wort in den älteren Ortsnamen fremd; die Wahrscheinlichkeit liegt vor, daß dieses in Westfalen so reich belegte Wort im nördlichen und mittleren Hessen durch Sachsen eingeführt ist, wie stede und wich. Doch sei noch an die Möglichkeit erinnert, daß die bûr-Orte auch von Süddeutschen herrühren können, die im Gefolge der nördlich vorgehenden Franken sich als Königsleute hier in Hessen niederließen.

(Schluß folgt.)

Die neuen Kasseler Straßennamen.

Von A. Woringer.

(Schluß.)

Wir gelangen nun zum letzten der eingemeindeten Orte, dem 1126 zuerst vorkommenden Bettenhausen, 1145 Bethnehûsun, Wohnung des Betho (?) genannt. Hier finden wir zunächst die „Agathofstraße". Richtiger würde sie „Achathofstraße" heißen, denn sie verdankt ihren Namen einer Achatschleiferei; allein die Schreibart „Agathof" ist seit über 150 Jahren üblich und man hat sie deshalb mit Recht beibehalten. Landgraf Karl hatte im trockenen Graben des alten Kasseler Schlosses eine mit Räderwerk, einer Schleif-, Polier- und Schneidemühle versehene Edelsteinschleiferei angelegt, in der hauptsächlich Achate aus der Umgegend von Frankenberg verarbeitet wurden. 1704 begann hier Giovanni Francesco Guernieri, der Erbauer des Riesenschlosses und der Kaskaden, zur Erinnerung an den durch den Landgrafen Karl 1692 bewirkten, ruhmreichen Entsatz der Feste Rheinfels die Herstellung der noch im Kasseler Museum befindlichen, aus den seltensten Edelsteinen zusammengesetzten Platte, welche das Schloß Rheinfels und die Stadt St. Goar darstellt. Diese Achatschleiferei wurde später in eine vor Bettenhausen gelegene Lossemühle verlegt, die danach den Namen „Agathof" erhielt. — Die „Burgstraße" hat ihre Bezeichnung nach den geringen Resten eines dort befindlich gewesenen Gebäudes erhalten, das von altersher den Namen „die Burg" führte. Ob tatsächlich hier eine Burg bestanden hat, ob es der Sitz der Beamten des Klosters Kaufungen, dem Bettenhausen zehntpflichtig war, oder ob es vielleicht auch eine alte Kirche oder Kapelle mit befestigtem Kirchhofe war, hat sich bis jetzt nicht ermitteln lassen. Die „Buttlarstraße" heißt nach der zur hessischen Ritterschaft gehörigen Familie von Buttlar, die früher in Bettenhausen Güter besaß. Diese hatte sie geerbt von der 1536 ausgestorbenen Familie von Elben, deren Stammsitz Elberberg war. Nach dieser Familie ist die „Elbenstraße" genannt. Ein mitten im Dorfe liegender Hof hat zwei Straßen den Namen gegeben. In einer Urkunde von 1388 wird dieser Hof „der Königin Lehen" genannt, nach der Königin Adelheid von Polen, einer Tochter des Landgrafen Heinrich II. des Eisernen, die 1341 den König Kasimir III. den Großen von Polen heiratete. Da sie die Mätresse des Königs, eine Jüdin Esther, nicht neben sich dulden wollte, wendete sich der König bald von ihr ab. Es gelang ihr endlich, einer schmachvollen Gefangenschaft zu entfliehen und nach Kassel zurückzukehren, wo sie 1356 starb. Später besaßen den Hof die Landgrafen von Hessen-Philippsthal, die ihn an Mathias Konrad Pistor verkauften. Von diesem erwarb ihn der Scharfrichter Rathmann, worauf der Hof bis 1855 als Abdeckerei benutzt wurde. Der Hof führte auch den Namen „Ringhof", für den bis jetzt eine Erklärung noch nicht gefunden ist. Nach beiden Bezeichnungen sind die „Königinhofstraße" und die „Ringhofstraße" benannt. — Der „Pfaffenpfad" ist der Weg, den der Pfarrer der Waldau benutzte, wenn er sein Filialdorf Bettenhausen besuchte. Der Weg setzt sich über den Forst fort, überschreitet die Wahlebach auf einem schmalen Steg, der den Namen „Pfaffensteg" führt, und endet in der Waldau, wo er früher an dem kurfürstlichen Rüdenhof vorbei zum Pfarrhaus führte. An diesen Pfad knüpft sich folgende Sage:

Dem nach Bettenhausen wandernden Pfarrer der Waldau begegnete einst auf dem Forste der Landgraf (die Sage nennt Friedrich II.) mit seinem Gefolge. Als der Fürst ihn fragte, woher er komme und wohin er gehe, und der Pfarrer Aus-

kunft gab, benutzten die Hofherren die Gelegenheit, den Pfarrer mit allerlei Fragen aufzuziehen. Als sie schließlich auch fragten, warum er den weiten Weg zu Fuß zurücklege, und er antwortete, daß seine Pfarreieinkünfte das Halten eines Pferdes nicht gestatteten, meinte einer der Hofherren, „dann könne er sich ja einen Esel halten." „Das geht auch nicht gut," erwiderte der Pfarrer, „denn die kleinen Esel haben die Müller und die großen Esel*) sind bei Hofe." Der Landgraf, den die zweideutige Antwort zu herzlichem Lachen brachte, soll dann dem Pfarrer die Ration für ein Pferd bewilligt haben.

Die „Stiftstraße" erinnert daran, daß das Stift Kaufungen hier früher begütert war. Die „Miramstraße" und die „Salzmannstraße" sind nach dem Zündholzfabrikanten Otto Miram, der mit seiner Fabrik das Aufblühen der Industrie in Bettenhausen einleitete, und dem Besitzer der großen Segeltuchweberei, Heinrich Salzmann, genannt. Nach ihrer Lage im Orte oder nach der Richtung, in der sie führen, heißen die „Dorfstraße", die „Eichwaldstraße", die „Heiligenröderstraße", der „Inselweg", die „Kirchgasse", die „Lossestraße", die „Ochshäuserstraße", die „Osterholzstraße", die „Sandershäuserstraße". Das „Osterholz", eine Waldparzelle am Wege nach Heiligenrode, heißt nicht nach dem christlichen Osterfeste, sondern nach seiner Lage im Osten von Bettenhausen. Die „Pfarrstraße" führt ihren Namen nach dem dort gelegenen Pfarrhause. „Pfingstweide" und „Vogelsang" sind alte Flurbezeichnungen. „Pfingstweiden" gibt es bei vielen Orten; sie waren bis dahin gehegt und wurden zu Pfingsten als Weide aufgetan.**) „Vogelsang" ist ein häufig vorkommender, keiner Erklärung bedürfender Flurname, der auch an Dutzenden von Gehöften haftet. Die „Jakobsgasse" hat ihre Benennung nach dem an ihr wohnenden Privatmann Jakob Menkel erhalten. Vor 25 Jahren kam der Name zuerst scherzweise auf, wurde aber schließlich auch amtlich gebraucht. Die „Weberstraße" hieß vorher „Heinrichstraße" (nach dem Fabrikanten Heinrich Salzmann). Sie ist vor wenigen Jahren angelegt und nur von Arbeitern der Salzmannschen Weberei bewohnt. Da der Name „Heinrichstraße" in Kassel schon vorhanden war, wandelte man bei der Eingemeindung den Namen der Bettenhäuser „Heinrichstraße" mit Rücksicht auf ihre Bewohner in „Weberstraße" um. Der jetzige „Vogelsang" hieß eine Zeit lang im Volksmunde „Eisfeld". Dieser Name findet sich auch sonst in Hessen, z. B. in Fulda*) und Melsungen, und ist überall aus „Eichsfeld" entstanden. Während es sich aber sonst um ein mit Eichen bestandenes Feld handelt, ist hier das ehemals mainzische Eichsfeld in der Provinz Sachsen gemeint, weil in den dort gelegenen Häusern früher die aus dem Eichsfelde zuwandernden Saisonarbeiter (Sachsengänger) untergebracht wurden.

Wir haben schließlich noch einige Namen zu erwähnen, die neuangelegten Straßen auf Kasseler Gebiet gegeben worden sind. Da es sich hierbei meist um allgemein bekannte Personen handelt, können wir uns kurz fassen. Wir finden hier die Führer in den Freiheitskriegen Lützow, Scharnhorst und York, die Chemiker Liebig und Bunsen, welcher letztere mehrere Jahre an der Kasseler polytechnischen Schule wirkte, den Physiker Helmholtz, den Dichter Geibel, den sein Aufenthalt in Escheberg mit Hessen verbindet, die Komponisten Richard Wagner und Lortzing, den Reformator Melanchthon, die hessischen Adelsfamilien v. Baumbach, v. Eschwege, v. d. Malsburg, Riedesel Freiherrn zu Eisenbach, v. Trott, an die sich die auf dem Eichsfelde ansässige Familie v. Hanstein anschließt, die Hessen zahlreiche Offiziere und Beamte gegeben hat. Die „Ruhlstraße" heißt nach dem am 13. Oktober 1796 in Kassel geborenen und am 17. November 1871 daselbst gestorbenen Hofbaudirektor Julius Eugen Ruhl, einem hervorragenden Architekten, dem wir u. a. das Ständehaus verdanken. Die „Weyrauchstraße" erinnert an den Unterstaatssekretär Ernst von Weyrauch, der, 1832 in Neukirchen geboren, vortragender Rat im Zivilkabinett des letzten Kurfürsten, dann Landrat des Landkreises Kassel, hierauf Konsistorialpräsident in Kassel und seit 1891 Unterstaatssekretär im Kultusministerium war. 1899 in den Ruhestand getreten, starb er am 10. Februar 1905 in Marburg. Ihm dürfen wir den früheren Kultusminister Falck anreihen. Die „Heerstraße" läuft im Zuge einer alten, vor dem Bahnhofe Wilhelmshöhe die Wilhelmshöher Allee schneidenden Straße, von der nur noch einzelne Strecken erkennbar sind. Die „Markgrafenstraße" soll wohl an die Markgrafen von Brandenburg erinnern; der Bezeichnung „Regentenstraße" liegt keine besondere Beziehung zu Grunde. Nach dem Erzieher Sr Majestät des Kaisers, dem Geheimrat Hintzpeter, ist die „Hintzpeterstraße" genannt.

---

*) Maultiere.

**) Die bekannteste Pfingstweide Deutschlands ist wohl die bei Frankfurt a. M., berüchtigt durch eine verruchte Schandtat, die Ermordung Auerswalds und Lichnowskys am 18. September 1848, und berühmt durch eines der größten deutschen Verbrüderungsfeste, das 1. allgemeine deutsche Bundesschießen im Juli 1862. Jetzt befindet sich dort der Zoologische Garten.

*) Siehe Hessenland 1906, S. 190.

Schließlich möge noch erwähnt werden, daß der Magistrat der vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde gegebenen Anregung gefolgt ist und den Namen der „Emmastraße", in der das Sterbehaus unseres hessischen Dichters Ludwig Mohr liegt, in „Ludwig Mohrstraße" umgewandelt hat.

Anmerkung. Herr Professor Bethge in Eschersheim hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen, daß Hunrodsberg wohl richtiger als „Rodung auf der Höhe" gedeutet werde. Der Name kommt in Hessen häufiger vor. Wüstung Hohenrod bei der Boyneburg (1141 Hoenroth, um 1350 Hunrod), bei Hersfeld die Örtlichkeit Hohenrod (1493 Hunrod), bei Rinteln, Gudensberg, Lichtenau, Wüstung Horode südöstlich Baake, jetzt Flurname Hoherod; s. a. Arnold, Ansiedelungen, S. 449. Herrn Professor Bethge spreche ich hierfür meinen ergebensten Dank aus, ebenso wie ich dies dem anonymen Einsender der bereits in der vorigen Nummer benutzten Angaben über die Wiegandstraße und die Villenkolonie Wilhelmshöhe schuldig bin. Woringer.

Der Liebenbach.

Nach einer hessischen Sage von H. Bertelmann.

(Schluß.)

Nachtigallen weckten den jungen Tag. Der trat mit strahlender Stirn durch Rosenwolken. Die Waldharfen rauschten, und die Blümlein falteten ihre Hände zum Morgensegen.

Tausend Engel waren unterwegs, das Fest der Pfingsten zu bereiten. Einer von ihnen rührte die beiden Schläfer mit der Palme. Die rieben sich die Augen in dem leuchtenden Glanze und sahen noch das flatternde Lichtgewand der Himmelsboten in der Bläue verschwinden.

Wieder sanken sie in tiefen Schlaf. Und siehe, über ihren Häuptern lag ein Lichtkranz.

Der Morgenwind küßte sie unaufhörlich, aber sie wurden nicht wach. Da hieß er Flocke herauskommen, der mit seinem einzigen Auge sich glücklich hinfand. Das andere — niemand wußte es als er selbst und niemand hat es erfahren — hatte ihm ein Wurf seines Herrn geraubt.

Flocke leckte Kunos Hand. Da erwachte der Bursch. Er rüttelte Else munter, und sie sanken einander in die Arme.

„Geliebter, o sage, wo sind wir? Mein Herz ist voller Seligkeit. Ich fasse es nicht, mein Glück. Paradieseslüfte wehen mich an. — Fühlst Du's nicht? Hörst Du nichts von den frommen Klängen? Horch! — Der Traum der Nacht kehrt mir zurück. In schauerlicher Tiefe des Schloßbrunnens da oben arbeiteten wir gleich jenen beiden Gefangenen, die sich dadurch Freiheit und Leben erwarben. Auch wir wurden frei. Eine lichte Hand zog uns nach oben. In Deinen Armen schlief ich ein. Auf einmal wuchsen aus meinem Haupte zwei Blumen, eine Lilie war's und eine Rose. Die wollten sich küssen und einander umschlingen und konnten nicht, denn jede strebte höher und höher bis in den Himmel hinein.

Da kam ein Englein ans Fenster und fragte, was wäre. Die Beiden gestanden ihre Sorge. Das Englein wußte nicht Rat und lief zum lieben Gott. Der sagte: Was in den Himmel hineinwächst, gehört hinein und soll darin weiterwachsen.

Und er hieß rasch das Englein hinabfliegen, das grub die Blümlein aus, sie in den Himmelsgarten zu pflanzen. Grad wie das Englein den Spaten aufsetzte, erwachte ich — Was soll der Traum bedeuten?"

„Du Liebste fragst noch? Siehst Du nicht die Vollendung unseres Werkes sich nahen? Gott war mit uns. Auf, laß uns enden, was wir begonnen. Die heilige Weihe wartet unser und — Deines Vaters Segen." —

Mühsam erhob sich Kuno. Seine Knie schwankten. Schwer nur zog er Else nach. Allein das schwache Mädchen sank wieder zu Boden.

Doch wie ihre Augen ineinander brannten, fuhr ihnen die Freude durchs Herz. Da gewannen sie Kraft, dem Quell entgegenzuschreiten.

Hinter hohem Erddamme wartete der gefüllte Sammelteich der Öffnung. Mit zitternden Händen stach Kuno in die lockere Erde.

In banger Freudigkeit lauschten sie eine Weile. Dann gluckste das Wasser durch die Röhren mit frohlockendem Getön.

Mit den Wassern wandelten sie dem Städtlein zu, umjubelt von Flocke, dem treuen Hündlein.

Allwo ihr Fuß in den Rasen trat, erblühten im Augenblick die Blümlein rot und golden, und die riefen einander zu: das sind sie.

Hier und da hatte sich eine Röhre verschoben, die rückten ihre rauhen Hände zurecht.

Am Tore hemmte den drängenden Lauf ein breiter Stein. Noch einmal griff Kuno die Hacke, die letzte Rinne zu hauen.

In tiefster Erregung holte er weit aus. Da lief Flocke ihm unter die Hand. Vom schweren Schlage getroffen lag das Tier tot zu seinen Füßen.

Blutenden Herzens sah es Kuno. Sein Inneres krampfte sich zusammen. Aber er durfte das nicht achten. Er schob den toten Liebling zur Seite.

Schlag auf Schlag fiel auf den klingenden Stein. Else versuchte, den lockeren Schutt zu entfernen. Endlich rollten die ersten Tropfen durch die Rinne hinab in die Stadt.

Einen Augenblick stand das Paar still. Mit sehnendem Blick sahen sie es fließen. Das Werkzeug entsank ihren Händen, die blind tastend einander suchten. Todesmatt umfingen sie sich. Noch einen langen, heißen Blick in die müden, müden Augen. Die bebenden Lippen weigerten das Wort. Drauf sanken sie hin, und in langem Kusse entschliefen sie, eins an des anderen Munde. —

Derweil entstand in der Stadt ein Rufen und Rennen, und wer konnte, lief dem Haintore zu.

„Das Wasser kommt, das Wasser kommt!" — Der Ruf schwoll herauf, und alt und jung drängte sich herzu, das Wunder zu sehen.

Wie aber erstaunten alle, als sie das Paar regungslos am Tore liegen fanden. Man rüttelte die Schläfer und rief ihre Namen. Man holte Wein und wusch ihnen Stirn und Schläfen. Alles umsonst.

Unterdessen kam ein Singen vom Bromsberge herab. Die Burschen nahten mit den Pfingstbäumen. Doch gar bald verstummten ihre Lieder.

Nun war auch Pater Hilarius zur Stelle und sah mit tiefem Schmerze, was hier geschehen. Er ließ die Glocken läuten. Acht kräftige Burschen trugen die Entschlafenen auf einer maigrünen Bahre zur Kirche. Mit Jammern und Wehklagen folgte das übrige Volk, Birkenbäume tragend.

Der Bürgermeister, der nach dem Wegzuge des Amtmanns, seines einzigen Freundes, dem Trübsinn verfallen war, trat auf das Getöse hin ans Fenster. Eine Unruhe kam über ihn, und er verließ das Haus. Unter die Linde trat er und überschaute den Marktplatz.

Was sah er? — War es Täuschung? — Er rieb sich die Augen. — Nein, nein, sein Blick trog ihn nicht: dort unter den Füßen der fliehenden Menge floß es herzu. Immer näher sickerte das Wasser. Nun eilte es schon an der Linde vorbei. Die Tränen traten ihm in die Augen. Alles tanzte vor seinem Blick. Auch die Linde, die er krampfhaft umfaßte, schien nicht mehr fest zu stehn.

In dem Augenblick stürzte die Base aus dem Hause. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als das Läuten anhob. „Der Bromsberg kommt, der Bromsberg kommt!" schrie sie und rannte an der Linde vorbei dem Haintore zu.

Da kam ihr schon der Zug um die Ecke entgegen. Mit offenem Munde starrte der bebende Mann auf das Unglaubliche.

Wie ein kleines Kind wimmerte er: „Der Bromsberg kommt, der Bromsberg kommt!"

Inmitten des wandernden Maiwaldes trugen sie die blühende Bahre vorüber.

„Kuno — Else" — stieß sein Mund mühsam hervor. Dann ließ ihn die Linde los. Schwer schlug er auf den Boden und taumelte das abschüssige Pflaster hinab in den Weg.

Derweil sich der Zug in der Kirche verlor, staute sich das Wasser des Bromsberges über dem grauen Haargelock des toten Bürgermeisters. —

Nie hatte das Gotteshaus eine andächtigere Menge eingeschlossen. Bis in die offenen Türbogen drängte sich Kopf an Kopf unter frisch duftenden Maien.

Am Altare stand Pater Hilarius, bewegten Herzens niederschauend auf das stumme Paar, das im Todesschlummer des Segens wartete, den das Leben ihm so trotzig verwehrt.

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." So hub der fromme Mann an und pries mit eindringlichen Worten die Liebe, die alles trägt, alles glaubt, alles hofft und alles duldet.

„Zuletzt aber", so fuhr er fort, „laßt uns des Werkes gedenken, das unserer Stadt die Liebe und Treue dieser Menschen errungen haben. Der Traum unserer Väter hat sich erfüllt. Das lebendige Brünnlein ist zu uns gekommen. Wie könnten wir sie je vergessen, die uns solche Wohltat erwiesen! In diesen nun zerbrochenen Armen, in diesen welk gewordenen Schwielenhänden erwählte sich die Liebe ihre Werkzeuge, dies Wunder vor unsern Augen zu vollenden. So laßt uns das Werk denn weihen durch das süßeste Wort, das Menschenlippen stammeln: Zum ewigen Denkmal treuer Liebe heiße fortan das Wasser der Liebenbach." —

Beifallsflüstern mischte sich in das Rauschen der Pfingstbäume.

In stummer Trauer zogen darauf alt und jung an den teuren Toten vorüber, mit Tränen sie grüßend.

Base Traut hatte während der ganzen Feier betend neben den geliebten Leichen gekniet. Als man ihr die Kunde von dem Tode des Bürgermeisters brachte, erhob sie sich. Mit müdem Lächeln löste sich ihr Blick von den Entseelten.

Die Burschen Spangenbergs hielten die Totenwacht.

Unter dem Festgeläute der Pfingsten wurden die Liebenden zur letzten Ruhe bestattet. Alles, was der Mai schönes beut, schmückte ihr gemeinsames Grab.

Base Traut pflanzte einen Rosenstrauch und eine Lilie darauf. Und der Lilienstengel grüßte sie noch manches Jahr. In dem Rosenbusch aber nistete eine Nachtigall. Die hat der guten Base Traut das letzte Schlummerlied gesungen.

Der Liebenbach fließt noch immer· Und wenn

auch seine Wässerlein eine neuzeitliche Wasserleitung aufgenommen hat, so ist's den Spangenbergern noch ihr Liebenbach und wird es bleiben.

Und wer einmal die gute, alte Stadt besucht und den schönen Liebenbachbrunnen auf dem Marktplatze sich anschaut, den ein Spangenberger Sohn seiner Vaterstadt geschenkt, der wird beide, den Brunnen wie den Stifter, dankbar grüßen und sich freuen, daß auch Liebe und Treue im Hessenlande noch unversiegt weiter fließen. —

Aus Heimat und Fremde.

Hessischer Geschichtsverein. Am 20. November hielt der Marburger Hessische Geschichtsverein Vortragsabend und Generalversammlung ab. Den Vortrag über Pestepidemien im 16. und 17. Jahrhundert und die Pest in Gemünden a. d. Wohra hielt Herr Metropolitan Klein. In fesselnder Rede schilderte der Vortragende die verschiedenen Seuchenepidemien, wie den sog. Englischen Schweiß und die Pest, die das Abendland im Mittelalter heimgesucht und auch in Hessen viele Hunderte, ja Tausende von Opfern gefordert haben. Betreffs der ersten Krankheit mag nur daran erinnert werden, wie sie dazu zwang, im Jahre 1530 die Universität Marburg nach Frankenberg zu verlegen; seit 1550 ist diese Seuche wieder spurlos aus der Welt verschwunden. Die Pest oder der sog. große Tod, das große Sterben, der gemeine Tod, der schwarze Tod*), die Gottesgewalt oder der große Menschenfraß ist abwechselnd entweder die sog. Bubonenpest mit eiternder Lymphdrüsenentzündung und Beulenbildung, oder mit typhös-bronchitischem Charakter, die stets zum Tode führt. Ergriffen wurden von ihr namentlich Jungfrauen und schwangere Frauen, wie das zur Genüge aus den kleinen lateinischen p hinter den Namen in den Kirchenbüchern hervorgeht, die bedeuten, daß der betreffende Mensch an Pest gestorben ist. Es mag möglich sein, daß das weibliche Geschlecht besonders empfänglich für die Krankheit war, aber fraglos beruht diese Erscheinung der viel größeren Sterblichkeit der Frauen und Jungfrauen, unter denen wir ganz besonders Dienstmägde zu verstehen haben, auch auf der größeren Pflichttreue oder der größeren Unselbständigkeit des weiblichen Geschlechtes. Jedenfalls hielten sie stets in den seuchenbefallenen Orten aus, derweilen die Männer so schnell wie möglich das Weite suchten.

In dem letzten Viertel des Jahres 1576 begegnet uns die Pest in Marburg, wo ihr der Professor D. Hermann Viëtor zum Opfer fällt. Acht Jahre später tritt sie auch in Gemünden an der Wohra auf, einem Flecken, der damals rund 1200 Einwohner zählte. Es war eine schwere Zeit für diese Gemeinde: noch nicht ganz zwei Jahre waren verstrichen, seitdem eine heftige Blatterepidemie in Gemünden ausgebrochen war, und noch hatte sich das Städtchen nicht von dem großen Feuer erholt, das mit Ausnahme weniger Häuser um die Kirche herum im Jahre 1583 alles in Asche gelegt hatte, als im Mai 1584 die Pest ihr erstes Opfer forderte. Nun stieg die Zahl der von der Seuche Dahingerafften von Monat zu Monat; waren es im Juni noch erst 4, im Juli 5, so starben während der Monate August und September, in denen in Deutschland die Pest stets die meisten Menschen dahinraffte, an 100 Menschen monatlich. Erst im Oktober ließ die Heftigkeit der Seuche nach und erlosch allmählich, nachdem ihr im ganzen 360 Menschen, d. h. über ein Viertel der Gesamteinwohnerzahl Gemündens, zum Opfer gefallen waren. Schnell jedoch erholte sich Gemünden durch Zuzug besonders von Handwerkern aus der Gegend von Schönstein und Treysa von diesen harten Schlägen, bis im Jahre 1611 der schwarze Würgeengel, die Edder aufwärts ziehend, abermals den Flecken heimsuchte. Diesmal fielen ihm 72 Menschen anheim.

Nun kamen die unglückseligen Jahre des Dreißigjährigen Krieges und der große Niedergang des Wirtschaftslebens Deutschlands, dessen Ursachen nicht allein in dem deutschen Religionskampfe zu suchen sind, sondern weit mehr in der noch heute schwer empfundenen Losreißung der Niederlande vom großen Körper des alten Mutterstaates, in den waghalsigen Spekulationen der großen deutschen Handelshäuser und in der Zahlungsunfähigkeit oder -unzuverlässigkeit fürstlicher Schuldner, und schließlich und hauptsächlich in der Ohnmacht der deutschen Reichsgewalt, die den deutschen Kaufmann nicht gegen die Selbstsucht übermütiger Handelsrivalen zu schützen verstand und vermochte. Nicht ohne Einfluß blieb natürlich auch auf Gemünden dieser Zustand. Die junge Mannschaft begann der Werbetrommel zu folgen und den Pflug, dessen Arbeitsertrag durch die herumstreifenden Kriegshorden zweifelhaft wurde, zu verlassen, da pochte zum drittenmal die große Würgerin Pest an die Tore von Gemünden. Es war im November 1624, als das erste Opfer hier fiel, dem anfangs langsam, dann immer schneller und schneller die andern folgten. Nicht genug, daß die Kriegsfackel leuchtete und ihren Schein auf Gemünden warf, nicht genug, daß der Schnitter Tod

*) Dieser Ausdruck findet sich erst nach 1450.

seinen Reigen eröffnete, nun stellte sich noch die Ungunst des meteorologischen Himmels ein. Im Januar 1625 begannen die Bäume und Sträucher und die Halme auf der Flur zu sprießen, dann folgten monatelang bittere Fröste und im Sommer und Herbst dauernder Regen. Was unter solcher Witterungsungunst noch zu retten blieb, kann sich jeder ausmalen, und es ist natürlich, daß eine arge Teuerung entstand. Dazu hauste von Mitte Juli an der Tod ärger denn je in Gemünden. Als Ende Dezember endlich die Seuche erlosch, waren es fast 400 Opfer, die sie gefordert hatte. Der Flecken war dezimiert; was der Tod nicht hingerafft hatte, war „verloffen", und so kann es nicht wunder nehmen, wenn wir in diesen Tagen zahlreich die Bemerkung im Kirchenbuche von Gemünden finden, „verdorben und gestorben". Ein armseliger Rest nur war in dem Städtchen übrig geblieben, dennoch erholte es sich schnell wieder so leidlich; denn zahlreich flüchteteten die Menschen der umliegenden Gegend sich vor dem Hunger und den verwilderten Kriegsheeren, die im Wohratale brandschatzten, hinter die Mauern von Gemünden. In ihrem Gefolge aber langte der Tod in der Gestalt von Pest und roter Ruhr in das Städtchen. Wieder ein großes Sterben, wieder ein erschrecktes Fliehen vor dem Tod, der 200 Menschen niedermähte. Drinnen die Pest und draußen der Schrecken: Krieg und lauernde Bestien, von denen der „Wolfstein"*) noch heute kündet, das war die Lage Gemündens in den Jahren 1635 und 1636. Heute wütet keine Pest mehr im Lande, heult kein Wolf mehr vor den Toren Gemündens, herrscht wieder nach schon so manchen langen Friedensepochen seit 36 Jahren goldener Friede und gibt Gott Wohlgedeihen den Saaten, aber Gemünden vermag sich nicht mehr von den schweren Schicksalsstürmen, die im 16. und 17. Jahrhundert über das Städtchen dahingebraust sind, zu erholen; es zählt noch heute kaum 100 Einwohner mehr als im Jahre 1564. Als kostbares Erbe aus dieser Zeit ist ihm nur die fromme christliche Zucht und Ergebenheit geblieben, mit der die Väter jene furchtbaren Tage ausgehalten haben. Mit dem Wunsche, daß dieses Gut auch künftighin unverwüstet bleiben möge, schloß der Vortragende.

Nachdem dann der Herr Redner noch eine in der Prägung selten gut erhaltene Goldmünze herumgezeigt hatte, dankte der Herr Vorsitzende in warmen Worten für den interessanten Vortrag und ging darauf zum geschäftlichen Teil über. Zunächst teilte der Herr Vorsitzende unter dem Beifall der Anwesenden mit, daß der Vorstand den früheren langjährigen Vorsitzenden, Herrn Geh. Archivrat Dr. Koennecke die Ehrenmitgliedschaft des Vereins angetragen und dieser sie angenommen habe. Sodann verlas Herr Professor Wenck die neuen Satzungen, die sich eng an die Statuten aus dem Jahre 1880 anschließen. Nach kurzer Debatte wurden diese angenommen, so daß sie nur noch der Genehmigung des Gesamtvorstandes bedürfen, um rechtsgiltig zu werden. Nachdem der Kassenwart, Herr Landgerichtsrat Heer, Rechnung abgelegt hatte und seinem Vorgänger Decharge erteilt wurde, schloß der offizielle Teil der Sitzung, die von nahezu 40 Mitgliedern besucht war. H. Fechner.

*) Es ist dies ein Gedenkstein für die Bäckersfrau Mill aus Gemünden, die am 24. März 1653 vor den Augen der ihr zu Hilfe Eilenden von Wölfen zerissen wurde. Diesen Stein hat Herr Landmesser Jürgens kürzlich reinigen und wieder aufstellen lassen.

Am 26. November fand die zweite Monatsversammlung des Geschichtsvereins zu Kassel statt, die General Eisentraut mit einigen kurzen geschäftlichen Mitteilungen eröffnete. Der Mitgliederstand ist um 3 zurückgegangen, so daß er sich heute auf 1834 beläuft. Direktor Henkel berichtete, daß zur Ausschmückung und Erhaltung von Steinhöfers Grab bisher von 130 Spendern 270,50 M. eingegangen seien, darunter 50 M. vom Kasseler Verschönerungsverein. Weitere 100 M. hat der Kur- und Verschönerungsverein Wilhelmshöhe in sichere Aussicht gestellt. Hierauf hielt Regierungsrat Winkel einen einstündigen, sehr interessanten Vortrag über „Vivatbänder, ein patriotischer Festschmuck aus der Zeit Friedrichs des Großen". Seine Sammlung von Vivatbändern, die größte überhaupt bestehende, hatte der Redner ausgestellt. Die Vivatbänder sind weiße und farbige Bänder, die in der Zeit des siebenjährigen Krieges aufkamen und auch noch in den darauf folgenden Jahrzehnten bestanden. Aus Anlaß der Siege Friedrichs des Großen schmückten sich Frauen und Jungfrauen, auch Männer mit diesen Bändern, die — bedruckt, bestickt oder bemalt — Verse trugen, in denen die Siege der preußischen Waffen verherrlicht wurden. Meist trugen sie neben den Versen noch das Wort Vivat, dem sie ihren Namen verdanken. Später wurden sie auch bei andern festlichen patriotischen Gelegenheiten gefertigt, beispielsweise bei einem Einzuge von Fürstlichkeiten, Freudenfesten im Fürstenhause usw. Es existieren etwa noch 300 Vivatbänder, darunter 120 verschiedene. Von den bekannten Bändern bezieht sich nur eines auf die hessische Vergangenheit, eines vom 7. Mai 1758, in dem Wilhelms VIII. als des Befreiers Hanaus gedacht wird. — Am Schlusse der Sitzung regte General Eisentraut an, auch hier in Hessen nach Vivatbändern zu forschen, um sie dann dem neuen Landesmuseum zu überweisen.

Verein für hessische Volkskunde. Der Vorsitzende, Herr Dr. Brunner, eröffnete die am 27. November abgehaltene Versammlung mit einer kurzen Ansprache. Der Verein für Volkskunde sieht seine Aufgabe darin, nachzuholen, was vorangegangene Geschlechter versäumten: die noch unbekannten Schätze der hessischen Heimat zu heben. Nach dem Jahresberichte des Schriftführers, Herrn Oberlehrer Dr. Fuckel, zählt der Verein 80 Mitglieder. Der Vorstand bleibt der bisherige. Herr Optiker Heß hat wegen allzu vieler Arbeit das Amt eines Kassierers niedergelegt. Der Vorstand wird ermächtigt, an seiner Stelle ein Mitglied zu kooptieren. Herr Rektor Heßler hielt einen Vortrag über hessische Volksfeste. Das Johannisfest in Eschwege ist ein Nachklang des Sommersonnwendfestes unserer heidnischen Vorfahren. Darauf deutet der blinkende Stern an den Standarten der Knaben hin. Der Maiengang am Sonnabend, einem wandelnden Walde vergleichbar, der Festzug der blumengeschmückten Schuljugend am Sonntag, der Kindertanz auf dem Werdchen sind die Höhepunkte des Festes, an dem der Eschweger mit Leib und Seele hängt. Das Maifest zu Frankenberg findet am Freitag vor Pfingsten statt. In Uniform und mit altertümlichen Waffen ausgerüstet, ziehen die Knaben in den Wald, die Maien zu holen. Am dritten Feiertage schließt sich ein Volksfest mit Viehmarkt an. Im Festzuge spielt ein Mohr eine wichtige Rolle. In Wetter und Biedenkopf feiert man Grenzgangfeste. In Biedenkopf bestehen seit alters Burschenschaften mit uralten Fahnen. Die Männer scharen sich straßenweise um ihre Fahne. Bei ihnen ist der Fahneneid üblich. Auch hier ist ein Mohr im Festzug vertreten, dessen Bedeutung so dunkel ist wie er selbst. Drei Tage hat man nötig, um die Grenze zu begehen, wobei es ein besonderes Vergnügen ist, dem Fremden die Grenzsteine zu zeigen. Das Marburger Bachfest ist eine Erinnerung genossenschaftlicher Selbsthilfe. Als die Stadtbehörde den Bitten der Bürger, die unhaltbaren Zustände am Ketzerbach zu bessern, nicht Folge leistete, wurde eine Sammlung veranstaltet, und die Bürger schufen auf eigene Faust die jetzige Ketzerbachstraße. Die Allendörfer feiern das Erntefest. Bei dem feierlichen Kirchgange, mit dem das Fest beginnt, wird von einem Bürgersohne und mehreren Jungfrauen der Erntekranz getragen. Wohl das älteste Volksfest ist das bekannte Lullusfest zu Hersfeld. Das Lamboifest zu Hanau erinnert an die glückliche Befreiung Hanaus von dem französischen General Lamboi durch Landgraf Wilhelm V. 1637. Anfangs ein Buß- und Danktag, wurde er erst später, als in den hanauischen Landen ein anderer Bußtag eingeführt wurde, ein reiner Freudentag. Der Umstand, daß einst eine kleine Gesellschaft diesen Festtag im Walde zubrachte und bei Tanz sich vergnügte, war die Veranlassung, daß heute die ganze Stadt in den Wald rückt, um dort ein Fest ausgelassenster Fröhlichkeit zu feiern, dem seinerzeit auch der in Hanau residierende Kurprinz Wilhelm mit Familie beigewohnt hat. — Den zweiten Vortrag hielt Herr Oberbibliothekar Dr. Brunner über die Bedeutung des Namens „Hunde v. Wichdorf“. Die Sage berichtet, daß einst zu der Rittersfrau am Falkenstein ein Bettelweib kam, ein Kind an der Hand, eins auf dem Arm, eins unter dem Herzen. Die Rittersfrau, die ohne Kinder war, sagte: „Wozu solch Bettelvolk soviel Kinder haben mag?“ Die Bettlerin wünschte ihr dafür sieben Kinder. Nach einiger Zeit gebar sie sieben Söhne. Sechs übergab sie einer Magd, die sie ertränken sollte. Unterwegs begegnete ihr der Ritter und fragte nach dem Inhalt ihres Korbes. Sie sagte: „Sechs junge Hunde habe ich darin“. Der argwöhnische Ritter öffnete und erkannte seine Söhne. Er trug sie sogleich zum nächsten Pfarrer zur Taufe. Der weigerte sich. Der Pfarrer von Metze gab ihnen die Weihe. Dafür bezog er fortab den Hundezehnt. Die sechs Brüder wurden auf einer benachbarten Burg von einem Ritter erzogen. Als sie herangewachsen waren, ließ sie der Vater in seine Burg kommen, wo sie nun wohnen blieben. Einer „wich“ von ihnen und ging nach Wichdorf, das danach benannt ist. — Die Entstehung dieser Sage hat ihren Grund einmal in der Meinung, eine Frau könne von mehreren Männern empfangen (Aristoteles und Plinius glaubten dasselbe), daher wurde eine Frau, die mehr als ein Kind gebar, des Ehebruchs beschuldigt, und deshalb setzte jene Rittersfrau ihre sechs Kinder aus. Dann aber ist die Entstehung einer Sage auch auf äußere Umstände zurückzuführen. Der Falkenstein ist ein Appendix der Altenburg, jener von Herrn Dr. Lange festgestellten Volksburg bei Niedenstein. Das Symbol der Frigga, die hier gewiß verehrt wurde, ist der Hund. Wir hätten also bei Hund, dem Attribut der Frühjahrs-Göttin, an eine Priesterfamilie zu denken, denn Wichdorf heißt heiliges Dorf. — Ausgehend von Eticho, jenem Fürsten der Welfensage, der sich aus Ärger über seinen Sohn in einen Berg zurückzog — Eticho ist gleich bedeutend mit atta = Gott — besprach der Herr Redner die mit Altenburg verwandten Ortsnamen. Da die Altenburg mit ihren Ringwällen zugleich Zufluchts-, Kultus- und Begräbnisstätte war, ganz wie in späterer Zeit die Kirchhöfe, so haben wir bei all den Namen mit Alt-, Al-, sofern nicht durch den Gegensatz von Neu wirklich an Altes zu denken ist (wie bei Alten-

burg a. d. Eder, d. i. die alte Burg im Gegensatz zu der neueren Feldburg) heilige Orte vor uns. Die bekanntesten Volksburgen, die in christlicher Zeit zu Kloster- und Kirchengründungen Veranlassung gaben, sind in Süddeutschland der Odilienberg bei Straßburg, Staffelstein und Banz am Main, der Heiligenberg bei Heidelberg, in Hessen der Büraberg und der Christenberg. In Oberhessen wimmelt es von Altenburgen. In Niederhessen gehören hierher die Altenburg bei Römersberg, Altenstädt bei Wolfhagen, der alte Wald zwischen Naumburg und Netze, wo Hünengräber aufgefunden wurden, der Alteberg im Langenberg, nach Ermetheis zu gelegen, Altefeld, eine Wüstung zwischen Immenhausen und Winterbüren. Dem Kloster Weißenstein gehörig, befand sich hier eine Kapelle, der heiligen Jungfrau geweiht, zu der 1462 die Kasseler Bevölkerung, an ihrer Spitze Ludwig II., wallfahrte. — Am Schlusse des anregenden Abends trug Herr Oberlehrer Grebe eine selbstverfaßte poetische Erzählung „Schön Hildegunde" vor, die die bekannten Sagen vom Dörnberg und Hirzstein zum Gegenstande hat und, wie die beiden Vorträge, beifällig aufgenommen wurde. H. B.

Vortragsabend von M. Herbert. Unsere hochgeschätzte Mitarbeiterin Frau Therese Keiter, geb. Kellner, die sich als Schriftstellerin M. Herbert nennt, las am 29. November im Kaufmannshause zu Kassel einer außerordentlich zahlreichen Zuhörerschaft Gedichte von Koch, Bennecke, Mohr und Saul und eine Reihe eigener Dichtungen in ungebundener und gebundener Rede vor. Unsere Leser kennen die Eigenart M. Herberts, ihre tiefe Empfindung, ihre schlichte und doch ergreifende Art zu schauen und zu schildern und vor allem ihre innige Heimatsliebe, genügend, so daß sich ein Eingehen darauf hier erübrigt. Ihre Darbietungen fanden warmen Beifall, und die Sympathien der Zuhörerschaft für die Vortragende wurden auch durch Kranz- und Blumenspenden zum Ausdruck gebracht.

Marburger Hochschulnachrichten. Der Oberbibliothekar an der Universität Dr. Schulze ist zum Direktor der königlichen und Universitätsbibliothek in Königsberg ernannt worden. — Der Oberbibliothekar an der königlichen Universitätsbibliothek in Königsberg Dr. Kochendörffer ist in gleicher Eigenschaft zur Universitätsbibliothek versetzt worden. — Der Hilfsbibliothekar an der Universitätsbibliothek Dr. Schneider ist zum Bibliothekar ernannt worden. — Der a. o. Professor Dr. Kohl ist für das laufende Wintersemester beurlaubt worden. Mit seiner Vertretung ist der Privatdozent an der Universität Berlin, Professor Dr. Diels beauftragt worden.

Erwiderung. Auf die von Herrn Ingenieur Ernst Happel in der letzten Nummer (21) dieser Zeitschrift erhobenen Einwände gegen die von mir vorgetragenen Ansichten über die Baugeschichte des Gleibergs muß ich kurz erwidern, da sie zum Teil unrichtige Angaben enthalten und durch ein Mißverständnis des Herrn Berichterstatters in Nr. 20 veranlaßt worden sind. Meine Ausführungen stützten sich im wesentlichen auf die Forschungen Otto Pipers*), dessen Beobachtungen auf dem Gebiete der deutschen Burgenkunde sicherlich nicht die gewünschte Berücksichtigung der „Analogien anderer deutscher Burgen" entbehren.

1. Daß es im zehnten Jahrhundert runde Berchfrite mit eingezogenem Kugelgewölbe gegeben habe, ist von mir nicht behauptet worden. Ich habe ausdrücklich hervorgehoben („Hessenland" Nr. 20, S. 281 und 282), daß die älteste Nachricht von dem Bestehen des „castrum Glizberch" im Jahre 1026 in der „Historia Welforum" (M. G. H. Scriptores XXI S. 460) vorliegt, und daß sich über das Alter der ersten Burganlage, zu der doch ein Berchfrit gehört, nichts Genaueres vorläufig sagen läßt. Nicht unerwähnt bleibe, daß Piper sogar die spätere Einfügung des Gewölbes mit dem „Fallschacht" in dem runden Berchfrit für möglich hält (Burgenkunde S. 179, 180).

2. Daß die ersten Berchfrite viereckig waren, kann als Regel nicht behauptet werden. Man hat vorwiegend runde Berchfrite im 12. Jahrhundert gebaut, aber auch noch viereckige im 12. und 13. Jahrhundert errichtet (z. B. Kugelburg 1196, Rauschenberg 13. Jahrhundert). Es ist also unerwiesen, daß das auf dem Gleiberg vorhandene viereckige Turmfundament „zweifellos älter" als der runde Berchfrit ist oder gar „etwa aus dem Jahre 900" stammt. Ebenso unbegründet ist die Annahme, daß der viereckige Berchfrit ein sogenannter „Donjon", d. h. ein Wohnturm gewesen sei, da wir über die äußere und innere Beschaffenheit dieses Turmes nicht die geringsten Anhaltspunkte haben.

3. In dem Bericht über meinen Vortrag sind leider aus der „raffinierten" Anlage des „Fallschachtes" im runden Berchfrit Schlüsse auf das Alter des Turms und die Brauchbarkeit des Verließes gezogen worden, die, wie Herr Happel richtigstellt, in seinem Buche über „die Burgen im oberen Hessen" sich nicht finden, aber auch von mir in dieser Form nicht ausgesprochen worden sind. Diese außergewöhnliche „Fallschacht"-Anlage ist sonst nirgends bekannt, so daß man zunächst in ihr einen Luft- und Lichtschacht bei zeitweiligem Offenhalten der Eingangstür oder einen Schacht zur Beförderung

---

*) Otto Piper, Burgenkunde. 2. Auflage, 1905.

von Vorräten in den unteren Raum des Berchfrits, falls dieser im Notfall als Vorratsraum benutzt worden ist, zu erblicken hätte. Die ausschließliche Verwendung dieser Öffnung als „Sperre" oder „Fallschacht" erscheint mir unwahrscheinlich. Vgl. Piper S. 179.

Marburg, 9. November 1906. Wilhelm Dersch.

Herr Ingenieur Happel fühlte sich besonders durch die Wendung „Ergebnis der in der Ferne suchenden Erklärer" betroffen. Herr Archiv-Assistent Dr. Dersch teilt uns nun mit, daß diese Stelle auf dem Mißverständnis oder der unrichtigen Wiedergabe durch den Berichterstatter beruhe; dies gelte auch für alles, was über den „Fallschacht" von Herrn Dr. Dersch gesagt sei, was ja auch aus der oben abgedruckten Erwiderung hervorgeht.

Die Redaktion.

Nachdem vorstehende Erklärung alle persönlichen Momente ablehnt, kann ich sachlich auf meine Erwiderung in Nr. 21 dieser Zeitschrift hinweisen. Bezüglich des „Fallschachtes" im Bergfried aber habe ich im offiziellen Führer des Gleibergvereins einen willkommenen Bundesgenossen gefunden. Die Herren des „Gleibergvereins", die sich nun schon Jahrzehnte mit der Ruine befassen und denen auch der gegen mich zitierte Architekt v. Ritgen angehörte, schreiben auf Seite 8 des genannten Führers wörtlich:

„Eine höchst seltene Anlage bei Burgtrümmern finden wir bei dem alten Eingang. Es war Vorsorge getroffen, daß im Falle äußerster Gefahr, beim Erstürmen des Turmes jeder einzelne Eindringende von einem einzigen Wächter im Inneren in das Verließ gestürzt werden konnte".

Der Schreiber dieser Zeilen hat sich jedenfalls auch etwas „gedacht", und ich muß mich ihm vollinhaltlich anschließen, so wie ich das schon in meinen „Burgen im oberen Hessen" getan habe.

Happel.

Hessische Bücherschau.

Frederking, Hugo. Jedem etwas! Sonettenkränze, Hymnen und poetische Erzählungen. Kassel (Georg Dufayel) 1906.

Hugo Frederking ist uns kein Fremder. Wir haben seine gemütstiefe und formschöne Art oft beobachten und würdigen können. Mit aufrichtiger Freude haben wir daher die Sammlung von Sonettenkränzen, Hymnen und poetischen Erzählungen begrüßt, die unter dem Titel „Jedem etwas" bei Georg Dufayel hier erschienen ist. — Mehr noch als in Drama und Roman macht sich in der modernen Lyrik Weltschmerz und Versenkung in die Niederungen des Lebens bemerkbar. Von manchem Band, der uns mit den Erzeugnissen neuer und neuster Dichtung bekannt macht, kann man das Blumenthalsche Wort anwenden:

„Aus Schlamm gegrabener Liederflor!
Das ist der Lyrik neueste Phase.
Ich las den Band mit off'nem Ohr,
Jedoch mit zugehalt'ner Nase.
Was ein papierner Dichter singt,
Wird immer nach der Stube duften, —
Doch muß deshalb, was Ihr uns bringt,
So widrig nach der Grube duften."

Frederking gehört nicht zu diesen Elendsfanatikern. Er ist ein Optimist, der sich zwar nicht verschließt gegen die trüben Erscheinungen der Zeit, der aber zuversichtlich eine bessere Zukunft erhofft. Sie erhofft als sichern Lohn der Anstrengung des deutschen Volkes, das er liebt, das er mahnt, das er voran auf der Bahn zu allem Großen schreiten sehen möchte. Und wuchtig nimmt er Partei für Tagesfragen, für das Mutterrecht, für Gleichberechtigung der Frau, für die Fürsorge für die Enterbten des Glückes. Daß auch für die kampflustig und im Angriffston auftretenden Gedanken die Sonettenform gewählt ist, scheint mir nicht ganz glücklich. Zwar Rückert hat sogar „geharnischte" Sonetten geschrieben, aber auch sie muten doch etwas unnatürlich an. Das Sonett eignet sich seiner ganzen fest umschriebenen Form nach eher zu Liebesgedichten, zu Äußerungen des Naturempfindens, zur Mitteilung lehrhafter Gedanken. Und dafür gibt Frederking selbst den besten Beweis, der diese schwierige Form geradezu meisterhaft behandelt und in Sonettenkränzen, trotz selbst gewählter Schwierigkeiten (das Schlußsonett des Sonettenkranzes besteht aus den Anfangszeilen, oder der 1., 2. usw. Zeile der vorhergehenden vierzehn) seiner Freude an der Natur und den tiefen Gefühlen vortrefflich Ausdruck leiht, die diese in ihm erweckt. Fast immer ist er den Fallstricken entgangen, die die Wiederholung des Reimes ihm stellen mußte. Zuweilen allerdings hat er dieser Schwierigkeit mit Worten wie die „Bahne" (S. 33), gleisen (S. 37) u. a. eine nicht erfreuliche Konzession machen müssen. Frederking ist gottgläubig und preist beredt in einem im „Hessenland" früher bereits erschienenen Zyklus Hymnen Gottes Größe in der Natur. Aber dem Dogmenglauben ist er abhold und findet scharfe, für mein Empfinden allzu scharfe Worte gegen das, was er „Heuchlerdunst aus Chorrock und Soutane" nennt. Diese etwas zu temperamentvolle Diatribe beweist, daß der Dichter die sechs Dezennien nicht spürt, die er trägt, und noch jugendlich ungestüm daherstürmen kann. In den erzählenden Gedichten werden die verschiedensten Stimmungen angeschlagen. Eine gereimte Novellette führt ein modernes Ehedrama vor mit einem Fürsten als Deus ex machina, Kattentreue zur Römerzeit wird besungen, ein Märchen erzählt, eine Fabel mit stark politischem Hintergrund berichtet. In allen erweist sich Frederking als ein Dichter, der, wenn er spricht, auch etwas zu sagen hat und schöne Form dafür zu finden weiß. Wir empfehlen das Buch der Aufmerksamkeit unserer Leser um so lieber, als die Ausstattung vortrefflich und der Preis gering ist und die Anschaffung auch dem ermöglicht, dessen Etat für Werke der schönen Literatur beschränkt ist. Das Buch hält, was sein Titel verspricht, es bringt „Jedem etwas" und jedem etwas Erfreuliches.

B.

Holzamer, W. Um die Zukunft. Drama in 3 Akten. Berlin (Egon Fleischel & Co.) 1906.

In diesem Werke lernen wir Holzamer zum ersten Mal als Dramatiker kennen. Leider ist der Eindruck, den wir

von dem Dramatiker Holzamer gewinnen, kein sehr günstiger. Die Handlung versetzt uns in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhundunderts. Ein Lehrerhaus eines größeren Dorfes in Rheinhessen bildet den Mittelpunkt. Wir finden ein ähnliches Motiv, wie es jüngst Valentin Traudt in seinem „Lehrer Korn" verwandt hat. Andreas Krafft, der Lehrer des Dorfes, lebt im Hader mit dem Pfarrer und wird infolgedessen wegen politischer Umtriebe verfolgt und schließlich seines Amtes entsetzt. Das alles wird in ermüdender Weise, ohne daß die Darstellung sich auch nur einmal zu einer gewissen Höhe erhebt, abgewickelt. Von dramatischer Handlung ist kaum die Rede, abgesehen vielleicht vom letzten Akt, wo man unwillkürlich an „Wilhelm Tell", Freitag's „Journalisten" (wo in gänzlich ähnlicher Weise ein Ständchen dargebracht wird) und andere Vorbilder erinnert wird. So steht man von Anfang bis zu Ende der Handlung kühl gegenüber und bedauert, daß Holzamer nicht seinem ureigensten Schaffensgebiet, dem lyrischen Roman, treu geblieben ist. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, findet manchen intimen Zug aus des Dichters Leben wiedergegeben wie z. B. in der Charakteristik von Frau Krafft und Betty Schwarz. Das heimische Milieu ist so gut wie garnicht angedeutet. Ob Holzamer auf dramatischem Gebiet noch einmal Erfolg haben wird? Vorläufig möchte ich ein dickes Fragezeichen hinter diese Frage setzen. Wilhelm Schoof.

Heimatskunde der Provinz Hessen-Nassau. Bearbeitet von C. Heßler, Rektor. 2. Aufl. Mit 41 Abbildungen. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) 1906. M. —,60.

Es erübrigt sich, über dieses vorzügliche, vornehm ausgestattete und fabelhaft billige Lehrbuch mit seinem übersichtlich disponierten Stoffgebiet noch ein Wort des Lobes zu sagen. Alle, die sich des dürftigen Lehrmaterials noch entsinnen, das ihnen in ihrer Jugend auf dem Gebiete der Heimatkunde geboten wurde, werden der auf ein so reichhaltiges Lehrbuch verpflichteten heutigen jungen Generation gegenüber ein Gefühl des Neides nicht leicht unterdrücken können. Nur in dem kleinen geschichtlichen Abschnitt über die Wilhelmshöhe wäre einiges zu monieren. Die Kaskadenanlage wurde schon vor 1701 in Angriff genommen. Die jetzige Fasanerie entstand erst unter Wilhelm IX. im Jahre 1791, der auch erst der großen, von Friedrich II. angelegten Fontäne ihre jetzige Höhe von 51,5 Meter geben ließ. Das Schloß, richtiger Landhaus „Moritzheim" konnte Wilhelm IX. nicht mehr abbrechen lassen, da dieses schon nach dem Regierungsantritt Friedrichs II. in ziemlichen Dimensionen erweitert und ausgebaut wurde und schon längst den Namen „Weißenstein" führte. Auch enthält die Schloßkuppel nicht sämtliche Bilder der hessischen Regenten. Das Ballhaus wurde unter Jérôme, und zwar als Theater nach Entwürfen v. Klenze's erbaut. Aber diese Irrtümer wollen bei der heute noch fast allgemein herrschenden Unsicherheit über die Entwickelungsgeschichte der Wilhelmshöhe nicht viel besagen und tuen dem unbestrittenen Wert der übrigen Teile dieses trefflichen Werkchens keinen Abbruch. Heidelbach.

Eingegangene Bücher.

Menschen, die den Weg verloren. Zwei Novellen von Wilhelm Speck. Leipzig (Fr. Wilh. Grunow) 1906.

Hermen. Essays und Studien von Heinrich Spiero. Hamburg und Leipzig (Verlag von Leopold Voß) 1906. (Enthält u. a. Essays über Herman Grimm und Wilhelm Speck.)

Karl W. Hiersemann, Leipzig. Katalog 332. Französische Revolutionen. Napoleon I. und seine Zeit. (Bücher. Flugschriften. Militärkostüme. Karikaturen. Porträts. Schlachtenbilder. Karten. Pläne.)

48. Antiquariats-Katalog der N. G. Elwertschen Universitäts-Buchhandlung in Marburg (Hessen). Hassiaca. 1907.

Hessische Zeitschriftenschau.

Allgemeine Deutsche Biographie, 51. u. 52. Bd. Nachträge.

Klinkerfues, F. W., Astronom, bespr. v. Günther.
Knapp, Joh. Friedrich, Oberappellationsgerichtsrat, bespr. von Anthes.
Koch, Ernst, Dichter des „Prinz Rosa-Stramin", bespr. von Brümmer.
Koch, Georg, Zeichner und Lithograph, bespr. von Katzenstein.
Krafft, Joh. Wilh., Theologe, bespr. v. E. Chr. Achelis.
Ludwig I. (1413—1458) und Ludwig II., Landgrafen von Hessen, bespr. von H. Diemar.
Mangold, Wilhelm, Theologe, bespr. von Adolf Kamphausen.
Meibom, Viktor von, Reichsgerichtsrat, bespr. von v. Schulte.

Blätter für Münzfreunde, 41. Jahrg. (1906), Nr. 9.

Paul Weinmeister: Die schaumburgischen Münzen des 17. Jahrhunderts nach der Teilung der Grafschaft.
H. Buchenau: Weilburger Erinnerungsmünze.

Fuldaer Geschichtsblätter, IV. Jahrg. (1905) Nr. 11 u. 12, V. Jahrg. (1906) Nr. 1—10.

J. V.: Steinzeitliche Hockergräber und Wohnstätten auf dem Schulzenberg bei Fulda.
Fritz Seelig: Der Zug nach Bronnzell (1850).
A. Mott: Die Kreuzessymbolik bei Rhabanus Maurus.
Michael Bihl: Das älteste päpstliche Schreiben zugunsten der Franziskaner zu Fulda (1246).
G. Richter: Die Säkularisation des Kollegiatstiftes Rasdorf.
A. Papst: Erinnerungen aus den Jahren 1812 bis 1815.
R. Berta: Soden-Stolzenberg.
G. Richter: Bonifatiana.
A. Pabst: Amöneburg im siebenjährigen Kriege.
Hugo Kramer: Milde Stiftungen in Fulda.
G. Richter: Zur Geschichte des Bauernkrieges im Hochstift Fulda.
A. Papst: Zur fuldischen Strafrechtspflege des 17. u. 18. Jahrhunderts.
Aloys Ruppel: Die Taten des Fuldaer Abtes Heinrich IV. von Hohenberg (1315—1353) in der Schilderung eines Zeitgenossen.

Hessische Blätter (Melsungen, 35. Jahrg.) Nr. 3272 u. 73.

[Wilhelm Hopf], Luxemburg (enthält u. a. interessante Mitteilungen über Ernst Kochs Grabstätte).

Hessische Blätter für Volkskunde (hrsg. von Karl Helm und Hugo Hepding), Bd. 5 (1906). Heft 1.

K. Helm: Adolf Strack †.

Arthur Kopp: Liebesrosen 1747.
H. F. Feilberg: Das nordische Weihnachtsfest.
Karl Helm: Aus der Wochen-Komödie des Wigand Sexwochius (1662).
Ferner: Bücherschau ꝛc.

Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde, III. Jahrg. (Detmold 1905).
O. Frhr. v. Meysenbug: Louis Spohr in seinen Beziehungen zu Detmold (nach unveröffentlichten Briefen).

Niedersachsen (Wesernummer), 11. Jahrg. Nr. 15 (1. Mai 1906).
—, Die Residenzstadt Kassel (mit 4 Abbildungen). —, Hessisch-Oldendorf (mit 1 Abbild.). —, Rinteln (mit 6 Abbild.).

Touristische Mitteilungen, 13. Jahrg. (1905) Nr. 17, 14. Jahrg. (1906) Nr. 1—9.
M. Zeiske: Urkundliches aus der Grafschaft Ziegenhain vom Jahre 1652.
Emil Becker: Wanderungen im Vogelsberg.
Paul Heidelbach: Altes über den Meißner (Schluß).
G. Haupt: Der Ausflug in das Eggegebirge.
Fritz Stück: Pfingstfahrt im Taunus.
Julius Flach: Die Burgen im hessischen Hinterland.

Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde, Neue Folge, 29. Bd. (Kassel 1905).
P. v. Oppermann: Die Artillerie- und Genieschule im Königreich Westfalen.
v. Dalwigk: Die Demobilmachung und Wiedermobilmachung des kurhessischen Armeekorps im August des Jahres 1814.
Friedrich Wiegand: Der Fall Winz und die theol. Fakultät zu Marburg.
G. Eisentraut: Die Verhaftung des niederländischen Gesandten Graf von Wartensleben zu Kassel im November 1763.
Albert Huyskens: Gibt es einen Vertrag von Friedewald aus dem Jahre 1551?
Friedrich Renner: Das Familien-Fideikommiß des Kurfürstlich Hessischen Hauses in seiner geschichtlichen Bedeutung.
August Woringer: Die hessisch-französischen Regimenter 1806—1808.
Friedrich Küch: Die ältesten Saalbücher des Amtes Marburg.
Albert Huyskens: Des Antonius Corvinus Schrift an den sächsischen Adel.
Franz Gundlach: Zur Marburger Universitätsmatrikel.
Ferner: Verzeichnis neuer hessischer Literatur von Adolf Fey. Berichtigungen und Nachtrag.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, Jahrg. 1906, Heft 1—4.
Wilhelm Schoof, Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. II. Das französische Fremdwort in der Schwälmer Mundart.
Wilhelm Schoof, Sprachproben in Schwälmer Mundart.

Detmold, November 1906.

Dr. Wilhelm Schoof.

Personalien.

Verliehen: dem Sanitätsrat Dr. Eisenach zu Hanau der Charakter als Geheimer Sanitätsrat; dem Steuerrat Scherer zu Kassel der Rang der Räte 4. Kl.; dem Ersten Gerichtsschreiber, Amtsgerichtssekretär Boecken der Titel als Obersekretär.

Ernannt: Pfarrer Battenberg zu Binsförth zum Pfarrer in Datterode; Pfarrer Heppe zu Sebetterode zum Pfarrer in Rollhausen; Hilfspfarrer Vial zu Rommershausen zum Pfarrer daselbst; Landmesser Fritz zu Schmalkalden zum Oberlandmesser; Regierungsbaumeister Doepner zu Kassel zum Militärbauinspektor; Gerichtsassessor Heß in Marburg zum Amtsrichter in Weißensee bei Berlin; Referendar von Dehn-Rotfelser zum Gerichtsassessor; Referendar von Reden zum Regierungsreferendar; die Rechtskandidaten Sethe, Eissengarthen, Siebrecht und Becker zu Referendaren.

Überwiesen: Gerichtsassessor Ruhkopf dem Amtsgericht in Rodenberg.

Versetzt: Rentmeister Fasbender in Fulda an die Kgl. Kreiskasse in Cochem a. d. Mosel.

Geboren: ein Sohn: Karl Simon und Frau Lulu, geb. Boedicker (Schmalkalden, 22. November); Apotheker Klostermann und Frau (Rotenburg, 26. November); Oberleutnant Schenk zu Schweinsberg und Frau (Marburg, 27. November); — eine Tochter: Dr. med. Justi und Frau Maria, geb. Külz, (Hongkong, 15. November); Rechtsanwalt Dr. Katzenstein und Frau Auguste, geb. Gotthelft (Kassel, 17. November); Redakteur Paul Heidelbach und Frau Änne, geb. Leonhardt (Kassel, 2. Dezember).

Gestorben: Abteilungsingenieur a. D. Daniel Karl Theodor Merrem, 82 Jahre alt (Kassel, 15. November); Privatmann Hermann Arend, 56 Jahre alt (Kassel-Bettenhausen, 15. November); Johannes Paulus, 68 Jahre alt (Marburg, 15. November); verw. Frau Anna Katharina Malkomes, geb. Schabe, 70 Jahre alt (Kassel, 16. November); Frau Emilie Weber, geb. Lieber, Witwe des Forstmeisters und Regierungsrats a. D. (Kassel, 18. November); Hauptmann im Invalidenhause v. Puttkammer (Karlshafen, 18. November); Oberstleutnant a. D. Gustav Rust, 69 Jahre alt (Marburg, 18. November); Fabrikbesitzer Hermann Falke, 62 Jahre alt (Fulda, 22. November); Kunstmaler Andreas Brübach (Kassel, 23. November); Kgl. Gymnasialoberlehrer Gustav Roth (Marburg, 25. November); verw. Frau Anna Brigl, geb. Grau, 64 Jahre alt (Kassel, 26. November); stud. phil. Ludwig Maus, 20 Jahre alt (Marburg, 26. November); Frau Dorothea Pfeffer, geb. Giesler, 81 Jahre alt (Alleghenny, Pa.); Frau Karoline von Knoblauch zu Hatzbach, geb. Rieß, 71 Jahre alt (Hatzbach, 27. November); Unterprimaner Friedrich Becker, 19 Jahre alt (Fulda, 28. November); verw. Frau Wilhelmine Schmincke, geb. Merkel, 73 Jahre alt (Kassel, 29. November): Frau Landgerichtsrat Heldmann, geb. Endemann (Marburg, 29. November); verw. Frau Elise von Jsing, geb. von Jsing, 82 Jahre alt (Kassel, 30. November).

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



№ 24. XX. Jahrgang. Kassel, 18. Dezember 1906.

Am Weihnachtsabend.

(1881.)

Der Schnee liegt draußen, und die Dächer rings
Der Nachbarhäuser schimmern weiß. Ich lege
Das Auge an die Fensterscheiben, dicht,
So dicht, daß alles Eis darauf zerschmilzt,
Und schau' hinaus. Da unten wogt der Markt
Und eilen frohe Menschen auf und nieder,
Mit strahlenden Gesichtern, schwerbeladen
Mit Schätzen aller Art. Ha, wie die Flocken
Vom Himmel durcheinander wirbeln, wie
Die Schlitten jagen und die Schellen klingeln,
Die Straßen auf und ab, wie alles drängt
Und treibt, und wie die Augen glänzen.
Weihnachten ist's! In allen Häusern wohnt
Ein holder Gast, um alle Herzen webt
Ein holder Traum, es schweifen die Gedanken
Zu alten Zeiten und zu alten Freunden.
  Ich bin so froh, wie einst, da wir ganz hinten
Um diese Zeit im Kinderzimmer saßen,
Dort, wo der Lampe Schein uns kaum noch fand,
Eng bei einander, Kopf an Kopf gedrängt,
Und Märchen uns erzählten. Ängstlich pochte
Das Herz uns, wenn es schaurig flüsterte
Von Hexen tiefgerunzelt, strupp'gen Haares,
Die tief im Walde lauern. Erdmännlein
In öder Bergschlucht hütet Gold und Erze
Und sitzt im Schnee und schüttelt sich vor Frost,
Doch unter Rosenbüschen schlummert süß
Dornröschen wunderschön und träumt. Sieh da,
In weitem Festzug nahen sie heran,
Goldhaar'ge Mädchenblumen, holdvertraut,
Mit kleinen Füßchen, goldverbrämtem Mieder,
In Kleidern silbern wie der Mond am Himmel
Und golden glänzend wie der Sonnenschein,
Mit Augen, wie die hellen Sterne, Wangen
Wie Milch und Blut. — Und stolze Königssöhne,
Mit samtgewirktem Wams und Federhut —
Und Rehe grasend, Brunnen trügerisch
Und Kirchen gothisch hochgebaut und Schlösser
Und Geigen, Flöten, heller Hochzeitsklang.
Die Erde tut sich auf, es steigen Zwerge
Mit Grubenlicht und Silberhammer aus
Der Tiefe, wo die Schätze ruhen, Gold
Und Edelstein und Perlenglanzgeschmeide . . .
  Es schlägt ans Fenster. Hörtet Ihr's? Wer klopft?
Es war der Wind, es war die Linde draußen,
Ein Ästlein traf die Scheibe, weiter nichts.
Doch nein, es klopft schon wieder. Seht Ihr's schimmern?
Seht Ihr den Zauberstab? Das Diadem?
Es ist die Königsfee. Hu, wie sie winkt,
Uns wird so bang . . .
                    Derweilen saßen still
Am Tisch der Vater und lieb' Mütterlein
Und sahen lächelnd nach uns hin und träumten
Auch selber von des Lebens Märchenstunden,
Von junger Liebe und von jungem Glück . . .
  Nun hebt ein neues Märchen an, ein Märchen
So hold und tröstend wie kein andres mehr,
Ein Kindermärchen recht, und doch kein Märchen:

Den Wald durchzieht ein Kind in weißem Kleid,
Geschmückt mit einem Kranz von lauter Sternen.
Sein Haar ist golden, sonnenhell sein Auge.
Das Christkindlein durchzieht den Wald, es wandelt
Im tiefen Schnee und in der finstern Nacht,
Und wo es wandelt, hebt sich rings ein Flüstern,
Es neigen sich vor ihm die schweren Tannen,
Ein Rehlein tritt ihm in den Weg und sieht
Mit ernstem, dunklem Aug' ihm nach, ein Vöglein
Schwebt aus der stillen Winternacht empor
Mit Flügeln, wie der Schnee so rein, und singt
Ein jubelnd Lied. Und weiter zieht das Kind,
Es grüßt die Berge, die verschneiten Täler
Und Dorf und Stadt und grüßt die Sterne
Am Firmament. Nun steigt es langsam nieder
Zum Erdenschoß, in den verborgenen Kammern
Tief unter uns, wo kalte Berggewässer
Geboren werden, glänzt sein segnend Licht.
Es schwebt hinaus zum Strom, vom Strom zum Meer,
Wo einsam mit den Wogen kämpft die Brigg
In weiter Nacht, und bärtige Matrosen
Von Hause träumen. Einige schlafen fest,
Doch andre starren vor sich hin und denken
An ihre fernen Kinder, die daheim
Ums Lichterbäumchen stehn, und an ihr Weib
Und an ihr fernes Glück. Die Wogen branden
Ums Schiff her dumpf, und meerbegrabene Menschen
Verfolgen seine Fahrt mit stierem Blick
Und greifen aus und suchen es zu fassen
Und klammern an und lassen es nicht los.
Von ferne zieht ein ander Schiff heran.
Schwarz sind die Planken, schwarz die Segel, schwarz
Sein Wimpel. Regungslos im Winde hängt
Ums Schiff die Takelung. Es kommt heran,
Dem Wind entgegen, schneller wie der Wind.
Vorn an die Brüstung lehnt ein bleicher Mann,
Das Haupt gesenkt und mit geschlossnen Augen.
Er schläft und schläft doch nicht, die bösen Träume
Entsetzen ihn. Von Angst und Reue spricht
Sein fahles Antlitz, krampfhaft zuckt die Hand,
Hält zitternd fest ein Schwert, noch feucht von Blut.
Am Mastbaum steht der Kapitän, sein Haupt
Ist festgenagelt, offen stehn die Augen
Und reden stumm von tausend bittren Schmerzen.
So fahren sie dahin . . . da plötzlich steht
Das Geisterschiff. Die Wolkenwand am Himmel
Zerbricht, und aus den Wolkenklüften strahlt
Ein wundersamer Stern, von ferne klingt
Ein Lied aus Engelsmund. Im Schiff die Beiden
Bewegen sich und schaun einander an
Und schaun hinaus aufs Meer. Da schwebt es her,
Das Sternenkind und bringt die eine Nacht,
In der sie ruhen dürfen, rühret lind
An ihre müden Wimpern, daß sie sinken,
An ihre müde Seele, daß sie schlummert.
Das Geisterschiff versinkt in seinem Schein,
Und über seine Spur fährt langsam hin
Die kleine Brigg. Im Lichterscheine glänzt
Sie jetzt aus allen Fenstern. Unten sitzen
Rund um den Tisch die Männer, schauen freudig
Ins Kerzenlicht. Der Mann am Steuerrad
Allein blickt einsam aus und träumt. Jetzt summt
Ein Lied er vor sich hin, nun stimmt er's an,
Ganz leise erst, doch immer lauter klingt's
Und immer klarer, immer heller. Dieses Lied —
Ich kenn' es wohl, so klang's vor Jahren auch
Von Kinderlippen in der heil'gen Nacht,
Und wenn wir's sangen, brannten schon die Kerzen
Im Vaterhaus, die Türe tat sich auf,
Langsam und feierlich, und drinnen stand
Der Weihnachtsbaum . . .
Ich wache auf, es ist
So hell vor meinen Augen. Leise öffne
Das Fenster ich und lehne mich hinaus.
Ach, drüben brennt der erste Lichterbaum.
Und nun ein andrer auch, zur Rechten und
Zur Linken, bald ist ringsum Kerzenglanz
Und Weihnachtsjubel, helle Kinderstimmen
Und Kinderlachen.
Horch! Im Dome schlägt
Die Feierglocke an, das Festgeläute
Beginnt und füllt die Stadt. Ich lausche still,
Und schaue lang hinaus, bis all der Sang
Und Klang verstummt und alles stille wird,
Bis all die sel'gen Kinderherzen träumen —
Bis Licht um Licht erlischt, die Häuser rings
In Dunkelheit versinken, und allein
Die goldnen Sterne weiterleuchten.

Berlin.

Wilhelm Speck.

Ein neues Buch von Wilhelm Speck.

Unser Landsmann **Wilhelm Speck**, der Verfasser der bereits in vierter Auflage vorliegenden Erzählung „Zwei Seelen", hat im Verlage von Grunow, Leipzig, ein neues Buch unter dem Titel „**Menschen, die den Weg verloren**" erscheinen lassen. Der Band enthält zwei Novellen: „**Die Flüchtlinge**" und „**Ursula**"*). Beide sind Neubearbeitungen bereits früher erschienener Jugendschöpfungen. Die Bekanntschaft der „Flüchtlinge" Wilhelm Specks machte ich gelegentlich eines

*) Erschien zuerst im „Hessenland" 1892, S. 113 ff.

Vortrages über „Zwei Seelen". Ich vermochte damals nicht, mich für den etwas romantisch aufgeputzten Stoff, der zudem wenig Eigenart zeigte, zu erwärmen. Er erinnerte mich an Erzählungen, die in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Kalendern, Spinnstuben und ähnlichen Volksbüchern erschienen, hier allerdings mit der nötigen moralischen Nutzanwendung. Ich wollte deshalb ursprünglich die Besprechung des Buches ablehnen. Man stellt ganz unbewußt Vergleiche, und in dem Bestreben, Verbesserungen zu finden, verliert man zuweilen den Blick für das gebotene Gute. Das geschieht um so mehr bei einem Verfasser, dem, wie Wilhelm Speck mit „Zwei Seelen", der große Wurf gelungen ist; man pflegt dann mit Recht einen größeren Maßstab anzulegen.

Versuchen wir eine kurze Klarlegung der Hauptmomente: In einem schlafähnlichen Zustande verlobt sich Lucia, die Tochter eines ehrsamen Schmiedes und einer früheren Schauspielerin, mit einem jungen Kaufmann, dem Freund und Wohltäter ihrer Eltern. Sie trägt aber das Bild eines Andern im Herzen, dem sie sich vor nicht allzu langer Zeit für Leben und Sterben versprochen hat. Reflexionen über ihre Dankesschuld gegen die Eltern haben sie zu der unglückseligen Verlobung veranlaßt. Der Verfasser sucht diese folgenschwere Handlung noch durch eine heftige Krankheit während des Fernseins ihres Geliebten zu motivieren. Während eines Gewitters treffen die Verlobten auf einem Spaziergange im Walde mit dem schmählich Betrogenen zusammen, und in ihrer Leidenschaft wirft sie sich dem plötzlich Zurückgekehrten in die Arme. Und nun entspinnt sich zwischen den beiden Männern ein Kampf auf Leben und Tod. Der junge Kaufmann wird tödlich verwundet. Wie er am Boden liegt, kommt für die Beiden ein grausiges Erwachen. Sie brechen zusammen unter der furchtbaren Tat. Nun übernimmt sie die Führung, sie wird der impulsive Teil; all ihre Energie, die unter der Lüge gefesselt war, erwacht. Franz, ihr Geliebter, folgt wie im Traum. Dieser interessante psychische Gegensatz wird beibehalten, bis Lucie später bei einem, ihrer Auffassung nach furchtbaren Verhängnis zusammenbricht.

Nach der Tat eilen die beiden Unglücklichen in das Dorf, um den Arzt zu benachrichtigen; sie versehen sich in der elterlichen Wohnung mit Kleidung und Speise und ergreifen nun die Flucht; die im Gebirge wohnende Mutter Franzens ist das Ziel ihrer heimlichen Wanderung. Diese Flucht der beiden jungen Menschenkinder durch Wald und Heide, verfolgt und getrieben von einer, durch die Feinheit ihrer Gewissen ins Unermeßliche vergrößerten Schuld, hat etwas Ergreifendes. Echte Märchenstimmung umfängt uns, wenn sie wie Brüderchen und Schwesterchen durch den Wald wandern, von den Früchten des Waldes leben und in Busch und Tann zur Ruhe sich niederlegen.

Dann setzt ein neuer Ton ein: Sie fallen einem alten, abgefeimten Vagabunden in die Hände, der sie wie ein Polyp mit tausend Armen umschlingt und nicht wieder losläßt. Er führt sie in eine Spelunke am Ende eines Dorfes, wo sie unter den anderen unsteten Wandervögeln notdürftig Unterkunft finden. Und nun ziehen die bunten Gestalten der Landstraße, all die lustigen und sorglosen Galgenvögel an uns vorbei, zuweilen nur große Kinder, bösartig oft, meistens aber nur energielos, nur das Heute kennend, nicht besorgt um Vergangenheit und Zukunft. Vagabundenhumor und Galgenvogellustigkeit kontrastieren seltsam mit der Angst und Gewissensnot der beiden Flüchtlinge: nach einem wilden Gelage im Nebenzimmer der verzweifelnde Aufschrei Luciens: Wieder ein Schritt tiefer; laß uns beten!

In diesen Szenen zeigt sich der sichere Kenner und scharfe Beobachter, der durch seinen Beruf als Gefängnisgeistlicher tiefer wie jeder andere in die Seelen der Kinder der Straße geschaut hat, der ihre Sprache und ihre Gewohnheiten versteht wie selten einer, und der mit seiner verstehenden und verzeihenden Liebe in diesen Stiefkindern des Glücks seine irrenden Brüder sieht. — Es würde zu weit führen, das Schicksal der beiden Unglücklichen ins Einzelne zu verfolgen. Sie gelangen endlich, nachdem Lucie sie nach furchtbaren Demütigungen von ihren Peinigern befreit hat, zu Franzens Mutter. Aber auch hier finden sie keine Ruhe, obgleich sich herausstellt, daß sich Luciens früherer Bräutigam schon längst wieder seiner alten Gesundheit erfreut; ihr Gewissen klagt sie trotzdem an, selbst da, wo andere von Notwehr, von Selbstbestimmung und Zufall reden würden. Sie fürchten die Schatten der Vergangenheit und wollen eine neue Heimat mit neuen Pflichten suchen. Auf der Flucht vor heranziehenden Gendarmen stürzt sich Lucie zu Tode, Franz wird verhaftet.

D a r i n liegt das Ergreifende dieser Erzählung, daß diese beiden, die zarter und reiner empfinden als viele, die sich auf ihre Herzensreinheit etwas zu gute tun, nun vom Schicksal unter die Räder genommen werden; sie sind krank an einer allzu leicht zerbrechlichen Seele. Die größtmögliche Schärfung des Gewissens, gewiß ein Ziel jeder Menschenbildung, wird hier zum Verhängnis. Sie r i n g e n mit ihrer Schuld, sie können sich nicht genug tun im Selbstanklagen und Selbstbezichtigen. Darin liegt aber auch die Schwäche der Erzählung, der Aufbau ist allzu künstlich. Es wird zuviel

zusammenkonstruiert. Der Schlüssel zu dem umständlichen Bau liegt in den Selbstanklagen Luciens vor der Mutter Franzens: „Alles ist aus dem einen gekommen, daß ich voreilig die Hand eines Mannes ergriff, von dem mein Herz nichts wußte; ich wollte Kindesliebe üben und brachte Unheil über uns" — „Ich glaubte, unser Geschick sei so fest mit der Schuld verflochten, daß keine menschliche Hand den Knoten wieder zu entwirren vermöchte, und nun hat sich alles von selbst gelöst, alles war umsonst, alles war zwecklos. . . . Wir haben überall den schlimmsten Weg eingeschlagen, uns zu retten."

Ich muß bekennen, ich bin bei all den Schönheiten aus einer unbehaglichen Stimmung nicht herausgekommen. Dieses fortwährende Bohren und Grübeln zeitigt eine nervöse Unruhe, die den Leser foltert, nicht etwa, weil der Stachel tief sitzt, sondern weil man sich an den vielen Stützen und Strebepfeilern stößt, die der Verfasser zum Aufrichten seines Baues angewandt hat.

Dazu kommt noch eine ganze Reihe von Unwahrscheinlichkeiten. Es scheint mir nicht gut möglich, daß diese harmlosen Menschenkinder, nachdem sie noch selbst den Arzt benachrichtigt und das Elternhaus besucht haben, so plötzlich vor der Spürnase der Polizei verschwinden können. Es scheint mir auch unmöglich, daß zwei gebildete Leute, die sich in Gedankengängen ergehen, wie sie auf Seite 116 mitgeteilt sind, die mit einer logischen Schärfe urteilen, wie sie zum mindesten nicht gewöhnlich ist, sich von einem Kumpan und greisenhaften Vagabunden so unmenschlich malträtieren lassen. Sie mußten wenigstens später zu der Einsicht kommen, daß ihre Schuld vor dem Gericht doch verhältnismäßig leicht gesühnt werden konnte. Die ursprüngliche, die frühere Anlage der Erzählung kommt eben in diesen Unzulänglichkeiten zum Vorschein; man vernimmt darin noch das Tasten und Suchen; es fehlt darin noch die sichere Hand des Meisters. Erst die Überarbeitung hat der Novelle Züge verliehen, die dem Verfasser von „Zwei Seelen" eigentümlich sind. Aber unter dem Verputz kommen doch wieder die Risse und eckigen Formen des robusten Unterbaues zum Vorschein.

Und nun zur zweiten Gabe des Buches. Mit einer gewissen Sorge begann ich die Erzählung. Sie war unnötig. Gleich die ersten Seiten atmen soviel Frische, soviel Anschaulichkeit, spinnen so zarte Zauberfäden um den Leser, daß er sich ihrem Banne nicht wieder zu entziehen vermag. Gleich der Anfang zeigt die Macht und Eigenart der Darstellungskunst des Dichters: Wie leicht baut sich diese Wanderung auf, dieser Gang durch die erwachende Stadt, durch den maifrischen Wald. Wie eine fürsorgliche Mutter läßt der Verfasser seinen träumerischen, etwas fatalistisch angehauchten Herrn Leonhard ausziehen, das Glück seines Lebens zu suchen. Ein altes Volkslied, in einer Maiennacht von schönen Frauenlippen gesungen, treibt ihn hinaus in die jauchzende Welt. Fast wie ein Nachtwandler geht er seinen Weg, an manchem gefährlichen Wagnis vorbei, bis ihm endlich der sonnenhelle Morgen in die Augen lacht. Die Novelle erscheint mir trotz der düstern Nachbarschaft — wie eine melodiöse Variation über die eine Strophe des erwähnten Volksliedes:

> Im Sommer, wenn die Rose blüht,
> Dann kommt mein Schatz zu mir.

Wer hat nun in *dieser* Erzählung den Weg verloren? Nicht Herr Leonhard, wohl aber Ursula, die Tochter eines unpraktischen, gelehrten Idealisten. Sie ist nach dem Tode ihres Vaters auf einen eigenen Weg geraten, etwas abseits von dem breiten Herdenpfade der übrigen konventionellen Menschheit. Und da setzt nun auch das Grüblerische, das Selbstquälerische ein. Weil sie einst in herber Not hätte straucheln *können*, weil ein Augenblick kommen *konnte*, in dem sie ihres Vateres Ehre vielleicht mit Füßen getreten hätte, ist etwas entzwei in ihrem Seelenleben; eine Saite ist gesprungen und sie horcht immer wieder auf die Dissonanz. „Wenn es nicht geschehen ist, wenn ich nicht in das Tiefe versank, an mir hat's wahrlich nicht gelegen, ich war mit meiner Seele schon über die Grenze gegangen." — „Nie steht auf, was im Gericht des Gewissens zerschlagen ist."

Also auch hier ein Grübeln und Bohren nach einer Schuld, die nur in ihrem Gewissen vorhanden ist. — Hier ist die Brücke, die zu der vorigen Novelle hinüberleitet, die den gemeinsamen Titel für beide Erzählungen erklärlich macht. Diese Mädchengestalt ist aber so sorgfältig, so über allen Vergleich zart herausgearbeitet, wie es nur einem Meister möglich ist; ihre Charakterisierung ist von so feiner psychologischer Gliederung, daß man nicht leicht etwas Ähnliches an ihre Seite stellen kann; ich scheue mich deshalb auch, den Inhalt der Erzählung in wenigen nackten Sätzen anzugeben: sie würde dem Schmetterling gleichen, dem eine ungeschickte Hand den Goldschimmer von den Flügeln strich.

Manchem hessischen Leser wird Heimatluft daraus entgegen wehen, kühler, erfrischender Odem der hessischen Berge; die Dorfnamen haben hessischen Klang.

Karl Lotze.

Sächsische und fränkische Siedelungen in Hessen.

Von Professor O. Bethge, Eschersheim.

(Schluß.)

In dem von Karl besetzten Diemelgebiet finden wir Gottsbüren im Reinhardswald, im 11. Jahrhundert als Gunnes- und Gundesburin, -burn, das seinen Namen von dem in Sachsen seltenen Personennamen Gunt bzw. Gundo trägt und wiederkehrt im Namen des Ortes Gimpern bei Sinsheim in Baden, 1355 Güntbüre. Ferner am Reinhardswald Winterbüren (1143 als Winthereburen, von Arnold 365 falsch gedeutet als von der Jahreszeit „Winter" abgeleitet, während der Personenname Winithar zugrunde liegt). Es hat einen Namensbruder im badischen Winterspüren bei Stockach (1101 Wintersböron, 1275 Wintersbúrron), während andererseits die Wüstung Hombüren bei Wülmersen (Karlshafen, 1341 Hohenbüren) im niederdeutschen Hambüren (1146 Hänbúren) = Hohenbüren ein Gegenstück findet. Zwischen Felsberg und Melsungen liegt nun ein Beuern, das in Nord- wie in Süddeutschland zahlreiche Verwandte besitzt, ganz wenige im mittleren Deutschland. Arnold denkt an die Möglichkeit sächsischer Siedelung; es kann aber auch südfränkische Gründung sein. 2) Mit weit größerer Sicherheit aber sprechen die Namen (Alten-) Brunslar und Verwandte für einen Anbau von Sachsen. Altenbrunslar bei Felsberg kann mit bestem Grunde, nach dem ersten wie zweiten Bestandteile des Namens, auf die Niederlassung eines sächsischen Mannes namens Brun (Bruno) bezogen werden, und zwar muß diese Siedelung eine jüngere, d. h. wohl karolingische gewesen sein und ist nicht als eine der sehr viel älteren auf -lar anzusehen, wie sie sonst in Hessen und ganz besonders im hessischen Kernlande begegnen. Dies lehrt richtig Arnold Seite 140 f., der auch vermutet, daß die ursprüngliche Wohnstätte dieses oder eines älteren Brun zwei Stunden südlicher in dem Waldgebiet zwischen Beuern und Hilgershausen lag, dann aber aufgegeben und in das bessere Gelände an der unteren Eder, eben nach Altenbrunslar, verlegt wurde. Das ältere, jetzt verschollene Brunslar, heute der Feldort „im Brunslar", liegt also wieder bei dem nicht hessischen, wohl sächsischen Beuern, daneben aber die Frankensiedelung Hildegerishusen (Hilgershausen) und der fränkische Hof Sundhof oder Sundheim!

Auf sächsische Kolonisten deuten aber vielleicht auch noch in der weiteren Umgebung die Wüstungen Bruningeshusen bei Homberg, Brungershusen und Brünchenhain (Brunchershain) bei Jesberg; die Namen der beiden letzten Orte aber finden wieder ein Seitenstück im sächsischen Hessen bei Wolfhagen, wo für die Wüstung Bründersen sowohl der Name Brunkerishusun als auch Brunkeresheigon (1074) dicht nebeneinander begegnen, wenn sie nicht identisch sind. Brunkeresheigon ist sprachlich = Brünchershain (aus = hagen).

Von allen diesen Namen mit mehr oder weniger sächsischer Färbung heben sich nun aber zunächst in der Homberger Gegend diejenigen Orte ab, die unmittelbar auf Niederlassung von Franken im beschlagnahmten Grenzlande deuten, und bei deren Benennung man völlig nach einer Schablone verfuhr. Zum Beweise mögen zunächst andere Gegenden Deutschlands genannt werden, die uns dieses Benennungsverfahren noch weiter verdeutlichen helfen. 1. Um Mellrichstadt (Rhön) liegen: Nordheim, Ostheim, Sondheim, Frankenheim; unweit östlich wieder: Sondheim, Nordheim, Westenfeld (?) 2. Im Feldagebiet (nördl. Rhön): Kalten-Nordheim, Kalten-Sundheim, Kaltenwestheim. 3. Bei Heilbronn: Frankenbach, Nordheim und Nordhausen, Sontheim, Thalheim und das Dorf Horkheim (alt Horegeheim), dem in unserer Gegend die fränkische Siedelung Horegeshusen entspricht (s. u.); dann 4. bei Lauffen am Neckar: Neckarwestheim oder Kaltenwesten (!)*) und südwestlich davon zwei Sachsenheim a. d. Mutter (!). 5. Südlich Ochsenfurt am Main: Sächsenheim, Osthausen, Gollach-Ostheim, Sonderhofen; auch Frankenberg unweit Ostheim hierhin? 6. Bei Kolmar im Elsaß und Breisach: Ostheim, Sundhofen, Obersaasheim. 7. Südlich Straßburg im Elsaß: Nordhausen, Westhausen, Osthausen, Sundhausen, Saasenheim und Friesenheim. 8. Zwischen Haßfurt am Main und Hammelburg und nördlich davon: Frankenbrunn, Friesenhausen, Ostheim, Westheim und Waldsachsen.

Diese Beispiele könnten um das Doppelte vermehrt werden; es könnte darauf hingewiesen werden, daß, wie Wernswig bei Homberg, auch in

---

*) Verständlich wäre es aus der rein geographischen Lage wie aus den klimatischen Verhältnissen, wenn die drei „Kalten"-Orte an der Rhön zur Unterscheidung von den benachbarten gleichnamigen ihren Namen von „kalt" erhielten. Allein es begegnet auch Kaltenlengsfeld, dann Kaltenwestheim am Neckar und viele andere Kalten- und Kalden-Orte. Es muß also ein besonderes fränkisches oder sächsisches Wort gewesen sein, das vielleicht auch in „Kalden" bei Kassel erscheint, ein Ortsname, der noch nicht erklärt ist, aber sicher im Zusammenhang mit der fränkischen oder sächsischen Besiedelung steht.

andern fränkischen Kolonisationsgebieten mit ähnlichen Namen Orte mit Wern oder Werns und ähnlich begegnen. Ferner ist es bemerkenswert, daß in der nördlichsten Rhön östlich Schenklengsfeld Pferdsdorf erscheint, westlich Odensachsen, dazu der Hof Thalhausen bei Wehrshausen, und außer dem Pferdsdorf links der Werra südwestlich Creuzburg noch Pfersdorf bei Hildburghausen liegt, das von den Franken aus Hengisdorf umgetauft wurde, wie Hengistfeldon bei Lichtenfels in Pferdsfeld, und so mag der durch die Franken neu eingeführte griechisch-romanische Name in der Wüstung Pferdsbach bei Niederohmen in Hessen auch ihr den einheimischen Namen geraubt haben (s. Arnold 320 f., Rübel 324).*)

Auch im hessischen Gebiet begegnet nun eine Menge Namen, die auf fränkische und sächsische Siedelungen der Karolingerzeit hindeuten durch die in ihnen enthaltenen Stammnamen „Franken" und „Sachsen", daneben „Friesen". Beinahe regelmäßig erscheinen neben ihnen die Ost-, West-, Süd- und Nordheim- bzw. -hausen-Orte. Man vergleiche z. B. in Nordhessen zwischen Kassel und unterer Diemel bei Kalden: Frankenhausen; bei Hofgeismar dann: Friesenhausen (wüst), Sudheim (wüst, ist niederdeutsch, für Sundheim), Oster-biun (wüst), Westheim oder Westen (wüst), Ostheim, an der unteren Diemel die Wüstungen Northe und Northbergen, nordwestlich Dalhausen**); bei Warburg: Westheim, Brankonhusen (wüst), Nörde und Dalheim. Auch hier sitzen also fränkische Kolonisten, aber im alten Sachsengebiet; ja wir finden hier sogar den bei Heilbronn erscheinenden Ort Horegeheim (s. o. und vgl. Rübel 439 f.) wieder in der Urkunde Ottos I. 965 April 12 für Magdeburg (s. Rübel S. 8 f.; K. Wenck in der Zeitschrift für hessische Geschichte, N. F. 26, S. 264), wo ein Horikeshusun im nördlichen Hessen begegnet, das beide Forscher für Heckershausen bei Kassel ansehen, was sprachlich ganz unmöglich ist. Heckershausen heißt alt Heggeres- bzw. Heckereshusen. Der Ort ist vielmehr schon von Landau, Wüstungen 181, richtig bezogen auf Horkenhausen an der Warme zwischen Zierenberg und Dörnberg, wo noch heute die „Horken- oder Harkenhäuser"-Mühle liegt. Auch dieser Ort ist eine Frankensiedelung.

In der Homberger Gegend stoßen uns nun auf: zwischen Lützelwig und Wernswig, wo auch Sassenhusen und Hustede liegen: Sondheim = der Südort; bei Mosheim: Ostheim; bei Homberg selbst: Westheim (wüst), und dem zu erwartenden Nordheim entspräche dann das oben behandelte (sächs.) Nordwig bei den Dörfern (fränk.-hess.) Udenborn und Uttershausen. Bei Beuern und dem verschollenen älteren Brunslar liegt wieder der Sundhof, urkundlich auch Suntheim genannt 1355 (Landau, Hessengau S. 91). Franken in den neu gegründeten oder umgenannten Orten sitzen also gemischt mit Sachsen.

Ebenso haben wir, von vielen anderen Stellen abgesehen, im Nordwesten von Treysa ein Sachsenhausen neben Frankenhain und am Fuße des „Frankenhains"; im Meißnergebiet: Harmuthsachsen (Ermensassen 1301) und Reichensachsen (13. Jahrhundert zu den Sassen) und bezeichnend n ö r d l i c h von ihnen, also nach der Sachsengrenze zu: Frankenhain und Frankenhausen, dies allerdings = Frankwardeshusen, aber doch wohl fränkische Siedelung. Dann sind bekannte Sachsensiedelungen, über die bereits eine kleine Literatur vorliegt, die Dörfer Escherode und Benterode bei Uschlag, und dicht dabei finden wir wieder Dahlheim! Nach Sachsen sind benannt: Odensachsen (845) und Sassen (wüst) bei Hünfeld (781, 1258, 1392). Das ganze Gebiet um den Knüll herum, aber auch seine Täler im Innern scheinen von Karl oder seinen Nachfolgern nach der Beschlagnahme mit Sachsen und Franken besiedelt worden zu sein. Wir treffen hier Saasen (1100 Sahsen, 1216 Saxin, 1267 Sassen) östlich Schwarzenborn, die Wüstung Sachsenhausen bei Neukirchen, die Wüstung Sachsenheim südwestlich Rotenburg zwischen Hainrode und Beenhausen (1179 Bennenhusen, 1298 Benhusen; der Name kehrt wieder in der Wüstung Bennenhusen bei Lippoldsberg, zwischen Gewissensruh und Wambeck!), und südlich von Beenhausen bei Rotenburg liegt wieder das fränkische Thalhausen, wie auch bei Gottsbüren ein Thalhausen erscheint. In diesem Gebiete, zwischen Beise und Wichte, findet sich sogar der Name Süntel (Landau, Hessengau 172: Sonthell, Sunthel), und dieser Name bezeichnet bekanntlich einen Bergzug im sächsischen Weserlande. Sollte er von Sachsen mit nach Hessen genommen sein, wie einst vertriebene Sachsen in den Ardennen (s. Rübel 194) die heimischen Berg-, Fluß- und Ortsnamen auf die neue Heimat übertrugen?

Spuren von Sachsen finden sich auch bei Marburg-Kirchhain-Amöneburg, zahlreich in der Rhön (s. o. und vgl. Kleinsassen, Wüstensachsen neben Frankenheim); ihre Aufzählung würde zu weit führen. — Noch sei bemerkt, daß die überwiegend von Franken bewohnten und v o n oder n a c h i h n e n b e n a n n t e n die Endung -hausen und -heim behalten, weil die Franken wohl bei den zusammengesetzten Namen den Ton auf -hausen legten, also: Frankenhaúsen, Sachsenhaúsen, Friesenhaúsen, Uden-

*) Auch hier eine Wüstung Thalhusen (Landau 211).

**) Ein zweites Dalhusen bei Gottsbüren (Landau 16).

haúsen sprachen. Im niederdeutschen Gebiet aber wird dieses hausen sehr oft zu -sen verschliffen. Warum? Entweder waren diese Orte von Sachsen überwiegend bewohnt oder älteren Ursprungs, und in ihnen zeigt sich ein Zurückgehen des Tones gewissermaßen auf die Stammsilbe, in diesem Falle auf das Bestimmungswort: Brúngerishusen wird Brüngersen, Góthardeshusen wird Góthardessen, Gótersen und Gauze, Amalungeshusen wird zu Amelunxen. Doch ist hierüber noch keine vollständige Klarheit zu erhalten; es gibt Ausnahmen, die sich aus dem Wandel der Zeiten, aus Analogiebildung und anderen Gründen erklären lassen; aber Beweise sind nicht zu erbringen, und die ganze Frage liegt doch noch im Dunkeln. Die Erhaltung des sächsischen „wich" bei Homberg aber zeugt dafür, daß die Sachsen auch in der Fremde unter fränkischer Herrschaft an den altheimischen Bezeichnungen festzuhalten verstanden.

Auf jeden Fall geht aus der gesamten Darlegung hervor, daß der althessischen Bevölkerung ein Teil süd- bzw. westdeutschen Blutes durch angesiedelte Franken, norddeutschen Blutes durch die Sachsen zur Zeit der Karolinger zugeführt worden ist. Damit ist dieser Boden seiner natürlichen Aufgabe treu geblieben, die durch Karls des Großen Maßnahmen noch eine weitere Stärkung erfuhr: ein Bindeglied zwischen Nord und Süd zu sein, ohne daß sich doch der Hessen eigentlicher, ihr Stammescharakter, wesentlich verwischen konnte.

Zwei Briefe hessischer Offiziere.

Von befreundeter Seite sind uns zwei Briefe hessischer Offiziere zur Verfügung gestellt worden, die wir mit einigen erläuternden Bemerkungen nachstehend unseren Lesern mitteilen.

Der erste Brief lautet:

Halifax am 10. Nov. 1783.

Theuerster Freund!

Ich hoffe, daß Sie nunmehr schon ein Dutzend Haasen in Ihrem eigenen Forst geschossen, sie glückl. verzehrt und dabey unsere Gesundheit getrunken haben! Meine Schöne, die sich Ihnen gehorsamst empfielet, ist gestern nach Verlauf von 4 Wochen zum erstenmale wieder ausgegangen — so lange hat Sie an einer gefährl. Krankheit (Sore Throat) [1]) darnieder gelegen. — Eine infame Krankheit! Todes Ängste habe ich ausgestanden. Nunmehr ist Sie aber völlig wieder hergestellt. Dieses ist für mich wichtig genug, um es Ihnen bekannt zu machen; zumalen da ich weiß, daß Sie an meinem Schicksal Antheil nehmen. D. H.[2]) Lieut. Lachenwitz vom 60. Regt. gehet von hier ab, und verspricht mir diesen Brief getreu zu besorgen. — Nun die wenigen Neuigkeiten, seit Ihrer Abreise! Unser Regmt. ist vorigen Monat reduciret. Wir haben halben Sold, das macht zu meinem Antheil Dreyhundert und 65 Gulden des Jahres. 750 A^r [3]) Land, welche mir dazu am Bear River[4]) bey Annapolis gegranted[5]) sind nebst provision[6]) für mich, mein Mädchen, 2 Bediente und eine Servant Maid[7]) auf 1 Jahr, complete Kleider für die beyden Kerls, Schüppen, Hacken, Sägen, Äxte usw., sind die Ursache, daß ich diesen Herbst nicht von hier weggehen kann. Ich bin Willens, aufs Frühjahr diese 2 Mann dahin abzuschicken, Ihnen die provision zu geben, sie 3 Jahr für mich arbeiten zu lassen, wovon sie den Nutzen ziehen, und nach Verfließung dieser, einem jeden 50 Acker zum Eigenthum zu geben. Das Land soll so vorzügl. gut seyn, daß der Capt. Molitor (welcher nebst etl. 100 Soldaten und Famil. aus York schon dort wohnet) mir versichert, er gäbe fünf dolar für einen Acker zu reinigen[8]). Nichts gegen das, was mein Schwiegervater gibt, näml. 100 Pfund[9]) für einen A^r. — Die 150 Pf. Str., welche ich dem Major Monk geliehen, gedenke ich auch wieder zu erwischen. Die resptve. Sache ist an den Commander in Chief[10]) geschickt, und ich werde in kurzem hören, what he will please to ordre.[11]) Wenn nun alles dieses gesettled[12]) ist, welches zwischen hier und Frühjahr geschehen muß, so hoffe ich (I. Deo!)[13]) ungefähr im Junius hier ab und nach Carlshaven zu gehen. Ich kann hier leben; aber doch besser dort, weil ich keinen Pfarr mit dem Schurzfell in die Kirche sehe gehen. Dieses macht mir America zuwider. — Meine Frau, eine gebohrene Americanerin, fühlet es, wie sehr diese Kleidung die Kanzel entheiliget. — Kurz: Ich bleibe nicht hier!

[1]) Gurgelgeschwür.
[2]) D. H. = Der Herr.
[3]) Sollten, wie anzunehmen, hier hessische Acker gemeint sein, so würde es sich um ein Besitztum von rund 18 Hektar handeln.
[4]) Bärenfluß.
[5]) Bewilligt, als Eigentum überlassen.
[6]) Lebensmittel.
[7]) Dienstmädchen.
[8]) Urbar machen.
[9]) 1 Pfund Sterling = 20 Mark.
[10]) Oberbefehlshaber.
[11]) Was er anordnen wird.
[12]) Geordnet, erledigt.
[13]) In Deo = in Gott.

Doch wünsche ich, mein Freund, noch einen Brief von Ihnen zu haben, ehe ich diese Provinz verlasse. E. Qu.:[14]) Was sich auf der Fahrt und wie Sie an Land gestiegen, zugetragen? Wie es um mein weyl.[15]) Regt. stehet? usw. Noch eins: Wir haben auch neben unserer halben Bezahlung Rang[16]) in America. Das ist ein fataler Punkt, der mich vielleicht bey einem entstehenden Kriege nötigen könnte, nach Halifax zurück zu gehen. Aber ich hoffe, daß dieser Krieg[17]) so eilig nicht wieder angefangen wird! An meinen Bruder habe ich diesesmal nicht geschrieben, und wünsche daher, daß Sie, mein lieber Hr. Kriegs Collega so gütig wären, Ihm meine Gesinnungen wissen zu lassen.

Noch eins: Am 5. huj. wurde ich von Sr. Excell. John Parr, Capt. General usw. schriftl. zum regierenden Agent in Nova Scotia und Island St. John über alle Bedürfnisse für die zurückgebliebenen Soldaten und die Loyalists[18]) ernannt. Ich war kein Narr, diesen wichtigen Posten vorbey wischen zu lassen, weil er dem half pay-Lieut.[19]) mit Beybehaltung aller militärischen Würde und Einkünfte ohne das ernehrt. —

Heute wird das 70. Regmt. eingeschifft, um nach Engl.[20]) zu gehen. York[21]) ist noch nicht verloren, der General-Lt. Campbell kommt hier als Comm. in chief und Brigadier Fox gehet heim. — Hr. Lieut. von Helmold, ein Baron, hat die Ehre gehabt, seinen Abschied zu erhalten — ist Willens, sich mit Hrn. Pastor Houseal (welcher hier erwartet wird) ältesten Dem. Tochter in den Stand der h. Ehe zu begeben, — gehet seit Ihrer Abfahrt hier herum — nimmt vorlieb wo er kann — siehet aus wie der Lucifer — borgt Geld auf s. Heurath — und ich fürchte, wenn d. Hr. Papa kommt, werden sich ein Paar bey die Ohren kriegen.

Ich empfehle mich gehorsamst und beharre

Totus tuus[22])

Henkelmann.

Hrn. Lt. Bauer.

Dem Briefe liegt ein Zettel folgenden Inhalts bei:

Der beabschiedete Lieutenant Henckelmann vom Seitzischen Regiment so anjezzo in Halifax Garnisoniret, ist nunmehr wieder Lieutenant bey den Nova Scotia Volunteers; hat daselbst geheyrathet des Commiß-Becker Richard Jacob ein Teutschen gebürtig aus Halberstadt dessen Tochter, ein Mann von großem Ansehen. Er wird 16 000 rtlr. geschäzzet, hat 2 Söhne und 5 Töchter — ein Mann so nach hiesiger landesart ein Gentleman genannt wird. Dieses ist eine sichere nachricht, welche auf Wort von Ehre abgegeben werden kann; schreiben Sie und wollen dero Herrn Bruder von mir becomplimentiren, so soll es mich unbekanterweise freuen. Schirmer.

Als nach Beendigung des nordamerikanischen Freiheitskrieges die deutschen Truppen in englischem Solde sich zur Rückkehr nach der Heimat einschifften, blieb eine Anzahl Offiziere und Mannschaften in Amerika zurück. Meistens widmeten sich diese dem Landbau, der dort auf jungfräulichem Boden noch großen Gewinn in Aussicht stellte. Land war ja leicht zu bekommen. Die englische Regierung bot jedem zurückbleibenden Soldaten freie Fahrt nach Neuschottland, 300 Acker Land (wie wir aus dem Briefe sehen, erhielten die Offiziere erheblich mehr) und Steuerfreiheit auf 12 Jahre an. Neuschottland war aber damals noch wenig besiedelt, von dichten Waldungen durchzogen und von vielen Indianern bewohnt. Es zogen deshalb die meisten Zurückbleibenden vor, sich im Gebiete der Vereinigten Staaten niederzulassen, wo sie schon zahlreiche deutsche Ansiedelungen vorfanden.

Die Anzahl der Offiziere, die in Neuschottland in die dortigen englischen Freiwilligenkorps eintraten, war wohl nur gering. Zu ihr gehörte der Schreiber des Briefes, der Leutnant im Garnisonsregiment Seitz, Johann Heinrich Henkelmann. Dieser hat wohl schon im siebenjährigen Kriege unter den hessischen Fahnen gekämpft, stand 1765 und 1766 als Fähnrich im Garnisonsregiment Wissenbach mit dem Standorte Oberbeisheim, 1767 bis 1776 als Fähnrich im Garnisonsregiment v. Heldring mit dem Standorte Carlshafen. Bei der Mobilmachung für den amerikanischen Krieg wurde er 1776 als Sekondleutnant und Adjutant in das Garnisonsregiment v. Stein versetzt, welches seit 1779 Garnisonsregiment v. Seitz hieß; seit 1779 war er Premierleutnant. Sein Regiment gehörte der 2. hessischen Division an, welche im Juni 1776 eingeschifft wurde und am 18. Oktober 1776 im Hafen von New-York eintraf. Am 15. August 1783 segelte das Regiment aus diesem Hafen wieder nach Deutschland zurück. Henkelmann hatte bereits Ende 1781 oder Anfangs 1782 seinen Abschied

---

[14]) Vielleicht: et quaero = und ich frage.

[15]) Weyland.

[16]) Nämlich militärischen Rang. Die Halbsold-Offiziere standen in einer Art Reserveverhältnis.

[17]) Der eben beendigte nordamerikanische Freiheitskrieg.

[18]) Anhänger der englischen Regierung.

[19]) Leutnant auf Halbsold.

[20]) England.

[21]) Der Satz ist unverständlich; York ist eine Stadt in Pennsylvanien.

[22]) Ganz der Ihrige.

genommen und war nach Neuschottland übergesiedelt, wo man jedenfalls froh war, einen der kriegsgeübten hessischen Offiziere in das dortige Freiwilligenkorps aufnehmen zu können, da ja der Krieg zu jener Zeit noch nicht beendet war. Henkelmanns Verlobung und Verheiratung ergeben Brief und Zettel. Daran, daß er seine Frau einmal „sein Mädchen" nennt, darf man keinen Anstoß nehmen; diese Ausdrucksweise findet sich in jener Zeit öfter. Ob er wirklich nach Hessen zurückgekehrt ist, wissen wir nicht. Der Grund, den er für seine Rückkehr angibt, ist ein eigentümlicher. Zu seiner Erklärung weisen wir darauf hin, daß verschiedene amerikanische Sekten, namentlich damals auch die Quäker [23]), keine professionsmäßigen Geistlichen besaßen. Wer sich dazu berufen fühlte, predigte eben. Das mag unseren braven Hessen, von denen fast jeder sein Gebetbuch im Tornister trug, recht eigentümlich vorgekommen sein. — Der im Briefe erwähnte Bärenfluß fließt im Südwesten der Insel Neuschottland in der Nähe von Annapolis in die Fundy-Bai. Annapolis war bereits 1605 von den Franzosen als Port Royal begründet, also eine damals schon über 177 Jahre bestehende Ansiedelung. Henkelmanns Besitzung befand sich also nicht gerade in ungünstiger Lage. Er scheint aber keine Neigung zum Landbau gehabt zu haben — freilich, die Mittel seines Schwiegervaters erlaubten ihm ja wohl, bequemer zu leben.

Gerichtet ist der Brief an einen Leutnant Bauer. Das ist jedenfalls der 1782 vom Oberjäger zum Sekondleutnant im hessischen Jägerkorps beförderte Franz Georg Bauer, der nach dem amerikanischen Kriege Förster in Morschen war. Der im Briefe erwähnte Leutnant Lachenwitz im englischen 60. Regiment war jedenfalls Ulrich Hermann Lachenwitz, der als Fähnrich im Regiment Bischhausen stand und 1760 Sekondleutnant darin wurde, 1766 als solcher im Regiment Donop stand, in demselben Jahre aber seinen Abschied nahm. Die übrigen im Briefe erwähnten Offiziere standen nicht in hessischen Diensten.

Leider beweist auch dieser Brief die vielgetadelte Neigung unserer Landsleute in Nordamerika, der deutschen Sprache englische Brocken beizumengen.

In dem Schreiber des Zettels dürfen wir wohl Philipp Schirmer vermuten, der während des amerikanischen Krieges Premierleutnant im Feldartilleriekorps war und 1805 (?) als Kapitän in der Festungsartillerie und Zeugwärter in Kassel verstarb.

[23]) Später besaßen diese besonders bestellte Redner, die aber ebenfalls ihr bürgerliches Gewerbe nebenher betrieben.

Der zweite Brief lautet:

Hadersleben, d. 19. May 1849.

Mein lieber Giffot.

Beykommend erhalten Sie eine Anweisung auf die Kriegs Casse und zugleich eine Bitte von mir um dieses Geld zu verwenden. — Ich würde mich mit der Bitte an Pr. Lt. v. Marschall gewendet haben, allein derselbe ist mit den Verhältnissen im Bon.[24]) nicht bekannt und dann weiß ich, daß Sie es aus alter Anhänglichkeit gern übernehmen.

Wie sich annehmen läßt, so sind die Familien unserer Hoboisten in argem Mangel und erfolgt beykommend eine kleine Unterstützung für dieselben, von Seiten der Offiziere, welche monatlich sich wiederhohlen wird und welche ich bitte, nach anliegendem Verzeichniß zu vertheilen.

Der übrige Betrag ist die Armen Casse und wollte ich Sie bitten, davon an bedürftige Unteroffiziers Familien des Bons, nach Ihrem Ermessen, Unterstützungen auszutheilen. Die Beysteuer hierzu ist Ihnen bekannt und soll monatlich erfolgen. — Es ist nicht die Absicht, daß etwas hiervon erspart wird.

Uns geht es hier übrigens ganz gut und — langweilig, wenn wir nur bessere Nachrichten aus der Heimath erhielten. — Dieses und daß wir fürchten, es könnte ein nachteiliger Frieden für die Herzogthümer, an welchen wir jetzt großen Antheil nehmen, geschlossen werden, macht uns Sorgen.

Soviele Briefe hier auch ankommen, so hören wir doch augenblicklich nichts rechtes von Cassel. Oft Gerüchte, die gewiß nicht wahr sind; so gestern wieder, das Zeughaus sey gestürmt. Schreiben Sie mir doch einmahl. Wie geht es dem Ministerium Eberhardt? — Wenn es sich nur nicht in der Beeidigungsfrage übertölpeln läßt. — Die eigentlichen Skandalmacher suchen natürlich alles auf, wo sie hoffen können, einen Schutz gegen die Kugeln zu finden, denen ist an der Verfassung so viel gelegen, wie an einem Glas Wasser, gegen welches sie bekanntlich eine natürliche oder unnatürliche Scheu haben.

Bey uns ist, unberufen, alles wohl. — Das Bon hat 13 Kranke, während andere 2—300 haben. Nur Wiederhold liegt in Flensburg am Rheumatismus. Trotz dem vielen Ragotzy [25]), welchen er trank, konnte er sich doch nicht mehr halten. — Es ist Schade für ihn, aber ich halte ihn für einen verlohrenen Menschen . . .

Ich wollte, Sie hätten die 1. Comp.

Den 20.

Die Zeitungen haben noch immer wenig Erfreuliches gebracht. — Der Aufstand organisiert

[24]) Bataillon.

[25]) Rakoczy, Mineralquelle in Kissingen.

sich im Süden. — Wenn nur das Ministerium in den Hauptfragen nicht nachgiebt, und fest an der Verfassung hält. — Was haben Sie denn zu dem empörenden Schritt gegen mich gesagt? — Sie können denken, wie ich mich geärgert. — Auf alle Anfragen und Briefe bis jetzt keine Antwort.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau von Ihrem

aufrichtigen Freund

Hillebrand.

Der Schreiber dieses Briefes ist der Oberstleutnant und Kommandeur des kurhessischen Schützenbataillons Franz Karl Hillebrand, ein Nachkomme des für sein tapferes und umsichtiges Auftreten in Roermonde 1758 zum Offizier beförderten Gefreiten Johann Philipp Hillebrand[26]) und Vater der hessischen Schriftstellerin H. Brand. Franz Karl Hillebrand war am 26. September 1796 in Vacha geboren, besuchte die kgl. westfälische Militärschule in Braunschweig und wurde im Februar 1813 Sekondleutnant im westfälischen 2. Bataillon leichter Infanterie. 1813 in die kurhessische Armee als Sekondleutnant im Regiment Landgraf Karl übernommen, machte er die Feldzüge 1814 und 1815 in Frankreich mit. Im Dezember 1820 wurde er verabschiedet, bald darauf aber als Sekondleutnant im Regiment Prinz Solms wieder angestellt, wurde dann am 12. April 1822 Premierleutnant im 2. Linien-Infanterie-Regiment, 29. Oktober 1831 Hauptmann im Schützenbataillon, 1. September 1843 Major darin, 30. September 1847 Oberstleutnant und Kommandeur des Bataillons, welches er im Feldzuge 1849 gegen Dänemark führte. Das Bataillon gehörte in Schleswig-Holstein der 2. (kombinierten kurhessischen) Brigade unter Generalmajor Spangenberg an, die aus den 2. Bataillonen des kurhessischen Leibgarderegiments und 1. und 2. Infanterieregiments, dem kurhessischen Schützenbataillon, dem Bataillon Sachsen-Weimar, dem Bataillon Sachsen-Altenburg und der Kompagnie Schaumburg-Lippe zusammengesetzt war. Das Bataillon kam am 15. April 1849 bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen ins Feuer und hatte einen Verwundeten. — 1850 wurde Hillebrand zusammen mit Hauptmann Zincke als Vertreter des Offizierskorps nach Wilhelmsbad zum Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. gesandt, um diesem in der Verfassungsfrage, soweit diese das auf die Verfassung vereidigte Offizierskorps anging, Vorstellung zu machen. Er wurde darauf am 26. November 1850 in Disponibilität versetzt, am 2. Dezember 1852 auf Wartegeld mit dreiviertel seines Gehalts von 1500 Taler = 1125 Taler gestellt und zum Kommandanten von Schmalkalden, 1853 zum Etappenkommandanten in Hessen-Oldendorf ernannt und starb am 21. Februar 1854 gelegentlich einer Besuchsreise in Rinteln.

Der im Briefe erwähnte Wilhelm Heinrich Wiederhold wurde 18. September 1831 Sekondleutnant im 2. Infanterieregiment, 9. Dezember 1837 ins Schützenbataillon versetzt, 29. Februar 1844 Premierleutnant darin, 31. Januar 1852 Hauptmann im 2. Infanterieregiment, 14. Januar 1855 ins Schützenbataillon versetzt, 21. November 1861 pensioniert. Er hat also doch länger ausgehalten, als Hillebrand glaubte.

Georg August Gissot, an den der Brief gerichtet ist, war am 4. April 1805 in Marburg geboren, lernte auf der Rottebreite das Forstwesen, trat 1. März 1824 in das kurhessische Gardejägerbataillon als Avantageur ein, wurde 13. November 1829 mit Patent vom 18. November 1828 Sekondleutnant im 3. Infanterieregiment, 7. Dezember 1832 auf Wartegeld gestellt, 24. Dezember 1832 wieder einrangiert, 11. März 1839 Premierleutnant im Schützenbataillon, 9. April 1849 Hauptmann im Jägerbataillon, 30. September 1855 ins Füsilier- (Schützen-) Bataillon versetzt, 31. März 1859 Kommandant von Spangenberg, erhielt 6. Juni 1859 den Charakter als Major, wurde 1872 pensioniert und starb 27. Dezember 1890 in Marburg.[27]) Er ist der Vater der hessischen Schriftstellerin Anna Bölke.

Der Brief läßt uns die große Fürsorge des hessischen Offizierskorps für die Unteroffiziere und Hoboisten ihrer Truppenteile erkennen, wie auch sein festes Halten an der von ihm beschworenen Verfassung. Das erwähnte Gerücht von einem Sturm auf das Kasseler Zeughaus war, wie Hillebrand richtig annahm, unbegründet. Das liberale, sog. Märzministerium Eberhard hielt sich noch bis zum 22. Februar 1850, wo das Ministerium Hassenpflug an seine Stelle trat.

Welche Bewandtnis es mit dem am Schlusse des Briefes erwähnten „empörenden Schritt" hat, vermögen wir nicht zu sagen. Vielleicht kann einer unserer Leser darüber erwünschte Aufklärung geben.

Woringer.

[26]) Hessenland 1906, S. 283.

[27]) Hessenland 1903, S. 60; 1905, S. 102.

Auf dem Heimweg.

Von Emmy Luise Grotefend, Marburg.

Sie hatten eine zweistündige Sitzung gehabt in der Ortsgruppe des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Sie hatten mit Ernst und tiefem Interesse von den Schäden gehört, die wie Pest und Pockenkrankheit das Volk verseuchten. Sie waren entsetzt darüber, daß ein Volk tief sinken konnte, obgleich sich's in der Hauptsache nichts weiter hatte zu Schulden kommen lassen als seine Vorfahren von alters her, nämlich: immer noch eins getrunken. Und sie waren erschüttert, vor allem die vornehmen Frauen unter den Zuhörern, denn sie hatten Söhne und Töchter, in denen ihre Familien gesund und geehrt weiterleben sollten. Alles in allem war es eine höchst befriedigende Versammlung gewesen.

Schweigend verließen die meisten der etwa sechzig Erschienenen den Hörsaal des Universitätsgebäudes, der zum Zwecke dieser Zusammenkunft zur Verfügung gestellt worden war.

Auch Major von Drübber und Frau Hanna Meyer sprachen nicht zusammen. Dr. Meyer war einer der Hauptkämpfer gegen den Alkoholismus und hatte noch allerlei Vorstandsbesprechungen abzumachen. Er nahm daher das Anerbieten Drübbers, seine Frau nach Hause zu begleiten, dankbar an.

Drübber war ein alter Freund der Familie Meyers und seiner Frau. Mit der letzteren hatte er als Kind gespielt, als blutjunger Leutnant getanzt, und sie hätten sich auch gewiß verlobt und verheiratet, denn sie waren sehr aneinander gewöhnt, wenn sie nicht beide schon in der Jugend zu klug gewesen wären.

Der Leutnant war brennend ehrgeizig, und Hanna fürchtete sich vor einem Leben in kleinen Verhältnissen. Sie setzten sich jeder ein Lebensziel, und die Ihrigen bestärkten sie in diesen löblichen Plänen und halfen redlich zum Gelingen.

Über das alles hatten sie damals, auf einer Landpartie, sich ausgesprochen — genau vor achtzehn Jahren; hatten sich gestanden, daß eins das andere netter fand als irgend jemand sonst auf der Welt. Hanna hatte sogar geweint, weil Hans Joachim von Drübber kein nenneswertes Vermögen besaß — aber geküßt hatten sie sich nicht.

Dann hatte Hanna den jungen Chemiker Meyer geheiratet, dem von dreiviertel Millionen und einer gut gehenden Fabrik in der Nähe Frankfurts bereits an der Wiege gesungen worden war. Und Hans Joachim kam über das Heiraten hinweg, wenn er je einmal ernstlich daran gedacht haben sollte; er büffelte und strebte und machte langsam aber stetig Karriere.

Aus den Augen hatten sich die Jugendfreunde nie verloren, dazu kannten sich die gegenseitigen Familien zu gut; und nun lebten sie seit einem halben Jahre sogar wieder innerhalb derselben Stadtmauern.

Natürlich galt einer der ersten Besuche des Majors von Drübber der Familie Meyer.

Das war ein Haus, in dem der Verwöhnteste sich wohl fühlen mußte: Gemessen freundlicher Verkehr der Eheleute unter einander, keine Kinder, fürstlicher Luxus im modernsten Stil, und doch alles so überaus behaglich; die schöne Frau Hanna, deren schleppende Gewänder wie ein Schmeicheln durch die Zimmer glitten, deren Augen von unverbrauchten Sinnen sprachen, und rein und klar und groß leuchteten wie nur je; die Kunstgegenstände an den Wänden und in den stimmungsvoll untermalten Nischen; an der Längswand des Salons das Bild der Herrin als einziger, wunderbarer Schmuck — die Erinnerung an die junge Jugend, vor der die Reife der Achtunddreißig nicht zu erröten brauchte, denn Hanna war heute schöner als damals; der Wintergarten mit den Palmengruppen, dem leise plätschernden Springwasser, das versteckt sprudelnd die Stille und Lauschigkeit nur fühlbarer machte! —

Es war nicht verwunderlich, daß Hans Joachim von Drübber vollkommenes Behagen in dieser Umgebung fühlte, und daß ihm nichts mehr fehlte, seit er hier verkehren konnte nach anstrengendem Tagewerk des Leibes und Geistes.

Seine Freude am Verkehr bei Meyers war eine reine, denn begehrliches Selbsthabenwollen lag dem Junggesellen nicht. Er war auch, abgesehen von seinem Strebertum im Dienst, bequem geworden.

Die Beiden schritten durch die Nacht. Es war halb Elf und Oktober, und doch lag etwas wie Erinnerung an den Lenz in der Luft. Der leise Wind wehte lau; den halben Mond verschleierte leichtester Dunstnebel, und hinter dem Schloß auf dem Hügel schimmerte es orangerot, als könne man von dort ein Nordlicht sehen.

„Wie schön!" unterbrach Frau Hanna Meyer das Schweigen zuerst.

„Wie still und maiähnlich", erwiderte Major von Drübber, und erinnerte an eine ähnliche Oktobernacht, in der sie vor zwanzig Jahren Seite an Seite von einem Familientee bei Tante Doris Meyer nach Haus gegangen waren.

Dann kamen sie auf allerlei gemeinsame Jugenderinnerungen und endlich auch auf jenen Aussprachenachmittag. Sie lachten beide.

„Waren wir da weise, und doch noch so jung!" meinte Hans Joachim von Drübber. „Übrigens, sind wir denn eigentlich auf unsere Kosten gekommen?"

Hanna Meyer blieb stehen und nestelte an ihrem Kopftuch, das nach hinten zu gleiten drohte; sie steckte eine Nadel ein, und die Ringe ihrer rechten Hand glitzerten im fahlen Nachtdämmer. Sie gab keine Erläuterung zu der allgemein gehaltenen Frage. Nun erzählten sie einander aus ihrem späteren Leben.

Dann stellte Frau Hanna eine bestimmte Frage: „Warum haben Sie sich eigentlich nicht verheiratet, Hans?"

„Zu antworten: weil ich Sie nicht vergessen konnte, hat wohl keinen Zweck", lachte er leise. — „Sie würden mir das nicht glauben, und ich nehme an, daß Sie mich im Ernst gefragt haben."

„Natürlich" — erwiderte sie — „ganz im Ernst; denn ich denke, sie hätten einen guten Hausvater abgegeben, und weiß nicht, ob wir deren so viel haben."

„Ja, sehen Sie, Hanning" — ungewollt gab er ihr den Kosenamen, mit dem sie ihre Eltern als Kind nannten, unter dem er sie als Gespielin gekannt hatte, — „ich bin doch eben ehrgeizig und hatte nicht recht Zeit, mich zu verlieben."

„J wo — man kann nicht Tag und Nacht bloß streben. Sie müssen zwischendurch noch ganz viel Zeit für außerdienstliche Gedanken und Empfindungen gehabt haben, sonst — —"

„Nun, was sonst?"

„Sonst wären Sie verknöcherter und viel, viel langweiliger geworden."

„Das war nett gesagt und tut einem gut. Aber ehrlich — wenn ich Zeit hatte, dann war just niemand da, in den ich mich verlieben konnte. Und ich denke, mit dem bloßen Verlieben ist es nicht getan; abgesehen von aller Klugheit in der Überlegung der äußeren Verhältnisse — die scheinen mir nämlich, je älter ich werde, immer weniger wichtig — ich hätte sagen sollen: dann fand ich kein Weib, das ich lieben konnte."

„Zu spät ist es noch nicht, Hans Joachim!"

„Wer weiß — —"

Nun waren sie an der Schwanallee angelangt und sahen schon das hellerleuchtete Erkerfenster von Hanna Meyers Boudoir. Die alten Linden und Kastanien, die wechselweise die Straße bestanden, düsternd, obgleich bereits im Laube gelichtet, streuten langsam goldgelbe Blätter.

„Wie freue ich mich, daß ich Sie so wiedergefunden habe, Hanna," — fuhr Hans Joachim nach einer Pause fort, — „ich wäre doch enttäuscht gewesen, wenn Sie, wie soll ich sagen, wenn Sie anders, prosaisch geworden wären."

„Jetzt wollen Sie mir wohl ein kleines Kompliment zurückgeben?"

„Wahrhaftig nein! Nun, lachen Sie mich nicht aus — mir ist fast feierlich zu Mut, während ich Ihnen das sage — mir ist der Verkehr in Ihrem schönen Heim wie die Ergänzung alles dessen, was ich erreicht habe. Wir kannten uns ja immer, und Sie werden mich nicht mißverstehen. Ich meine sogar, Sie müßten mir's einfach nachfühlen, daß trotz allem und überall mein Beruf mit dem Ärger, der Sorge, der Aufregung, der beständigen Beobachtung der Vordermänner Prosa, und daß bei Ihnen Poesie ist."

Sie waren schon eine ganze Strecke am Hause vorübergegangen und kehrten nun langsam zurück. Dann blieb die schöne Frau plötzlich stehen und sah ihn mit den tiefen, dunkelen Augen an, als sähe sie ihn zum erstenmal nach langer, langer Zeit.

„So führen wir beide ein Doppelleben! Mein Alltag ist auch Prosa. Wie könnte das anders sein, wenn der einzige ideale Aufschwung, der doch in jedem Volksbeglückertum liegen sollte, sich in der fanatischen Bekämpfung eines einzelnen Lasters auswächst. Der Idealismus sollte doch nicht nur verneinen, er sollte doch ein Ja-Idealismus im Genuß des Schönen sein. Ich habe für diese meine Auffassung gekämpft, mit Tränen, mit allerlei Widerspruch. Gewiß sollte man das eine tun, aber das andre braucht man drum doch nicht zu lassen. Aber mein Mann verstand nicht, was ich wollte."

Sie lachte etwas gezwungen, als habe sie zu viel gesagt, und fuhr gleich fort: „Nun kommen keine Kämpfe mehr vor. Ich habe ihm längst verziehen, daß er bei unserm Leben die Prosa repräsentiert. Wir sind ein friedliches Ehepaar geworden. Aber ich habe mir eine Welt für mich geschaffen. Und darin läßt mein Mann mich auch gewähren; es ist ihm sogar lieb, daß man unser Haus für das besteingerichtete in der Stadt ansieht. Was mir aber dies Reich der Schönheit bedeutet, was mir die Kunstgegenstände sind, wie jedes Bild und jedes Buch mir Freund ist in meiner Märchenwelt — das geht ja im Grunde auch niemand etwas an. Aber es ist hübsch, daß Sie denselben Eindruck haben, daß Ihnen meine kleine Welt etwas zu sagen hat."

„Sie sind eine Dichterin, Hanning."

„Ich wollte, ich hätte irgend ein ausgesprochenes Talent. Es gibt Dinge, die bewegen uns so, daß wir sie weitergeben möchten, in einem Kunstwerk niederlegen oder vererben, Dinge, an deren schönen Möglichkeiten man allein fast zu schwer trägt."

Der Major stand still und sah sie an und schnell wieder fort, denn ihre Augen waren voll Tränen. Da wußte er, daß sie alles hatte, was sie sich in

der Jugend ersehnte, nur kein Glück. Und er schämte sich, daß es ihm selbstsüchtige Genugtuung gewesen war, die Jugendgespielin so unverändert gefunden zu haben. Den dunklen Augen eignete die süße Herbheit alter Zeit, weil sie nie der Spiegel eines warmen Glücks geworden waren, weil ihnen vielleicht auch fehlte, was einem Weibe das Wunder des Muttersein gibt.

Scheu blickte sie zu ihm hin, und er verstand, daß er nicht weiter fragen durfte.

Hastig, als wolle sie ihn und sich selbst vergessen machen, was sie gesagt hatte, erzählte sie nun, wie ihr Mann sich geradezu opfere im Dienst der Allgemeinheit, wie sie staunend vor so viel Energie und Leistungsfähigkeit sich oft schäme, nicht regeren Anteil auch an ihrer Person zu nehmen. Oft gehe er wochenlang fort, um Vorträge zu halten; Hans Joachim habe ja selbst eben gesehen, mit welcher Umsicht er Versammlungen zu leiten und interessant zu machen verstehe.

Dann streckte sie plötzlich die Arme ein wenig vor: „O sehen Sie nur, Hans, sehen Sie nur, wie das Gold auf uns herabregnet!"

Sie standen unter einer riesigen Kastanie, die sachte, stetig ihre gelbgoldenen Blätter fallen ließ. Leise, ganz leise fielen sie; und gerade über dieser Kastanie stand der halbe Mond, und sein Nebelschleier verdichtete sich, als wolle er nicht grell auf ein Geheimnis schauen.

„Es ist spät — die höchste Zeit, Hans Joachim. Danke tausendmal, daß Sie mich begleiteten."

„Danken Sie nicht, Hanning. Dieses nächtliche Plauderstündchen unterm fallenden Laub war ja auch ein Stückel Poesie, wie ich mir's nur bei Ihnen holen kann."

Dann nahm er ihr den Hausschlüssel ab, schloß auf und wartete, bis er von drinnen die Magd hörte, die die Herrin begrüßte und wieder zuschloß.

Langsam, zögernd ging er zurück.

Und der Nebel verdichtete sich zu Sprühregen, und dichter fielen auch die welken Blätter und deckten den Boden. — — —

Aus Heimat und Fremde.

Kaiserlicher Besuch. Der Kaiser besuchte am 13. Dezember von Bückeburg aus das jetzige Damenstift und frühere Kloster Obernkirchen in der Grafschaft Schaumburg, besichtigte die altertümliche Kirche und alte Urkunden des Stiftes, die Einrichtungen der Frauenschule usw., worauf er nach einer herzlichen Verabschiedung von den Stiftsdamen über Rinteln nach Potsdam zurückfuhr.

Hessischer Geschichtsverein. Ein wissenschaftlicher Unterhaltungs-(Herren-)Abend des Geschichtsvereins zu Kassel, der letzte im alten Jahre, fand am 3. Dezember statt. Nach einigen einleitenden Worten des Vorsitzenden, General Eisentraut, sprach Rechnungsrat Woringer über das Grab des Freiheitskämpfers Schumann, über das in letzter Zeit unrichtige Meldungen verbreitet worden seien. Der Fourier Schumann, der auf der Flucht in Mühlhausen ergriffen worden, sei am 16. Februar 1807 in der Nähe des heutigen Löwendenkmals in der Karlsaue erschossen worden. Nachdem man seine Leiche zwei Tage lang einfach an der Exekutionsstelle liegen gelassen, habe sich der Schreinermeister Prévôt aus Kassel ihrer erbarmt und für ein ehrliches Begräbnis auf dem Friedhofe gesorgt. Die Erschießung Schumanns sei dann später die Veranlassung dafür gewesen, daß man das Löwendenkmal in der Aue errichtet. Sanitätsrat Dr. Schwarzkopf erfreute mit einer Reihe Erinnerungen an das alte Kassel. In launiger Weise führte er seine Zuhörer in einige alte Weinkneipen und machte sie mit den dort verkehrenden Persönlichkeiten bekannt. Im Mittelpunkt seiner Erzählung stand Franz Dingelstedt, der den Kasseler Philistern gar zu gern einen Streich spielte. Der Redner verstand es, durch mancherlei Anekdötchen seine Erzählung zu würzen. General Eisentraut empfahl die Lektüre alter Zeitungen, aus der man, wenn auch die Zeitungen über die politischen Zeitläufte wenig oder gar nichts brächten, doch manches Wissenswerte erfahren könne. Aus den Anzeigen könne man beispielsweise Straßen- und Häuserbezeichnungen, Gemarkungspunkte usw. feststellen. Es werde wünschenswert sein, wenn solche Bezeichnungen zusammengestellt und gelegentlich in einer Diskussion verarbeitet würden. Lehrer Lotze wies auf die Bedeutung der Jugendlektüre hin und bedauerte, daß die Verzeichnisse, die alljährlich durch die vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse zur Verteilung gelangen, keine einzige Jugendschrift enthalten, die zu unserer engeren Heimat in Beziehung steht. Hessen tritt merklich zurück gegen die anderen deutschen Landschaften, die zum Teil reichlich vertreten sind. Die Kasseler Jugendschriften-Vereinigung hat den Mangel bereits lebhaft empfunden und beabsichtigt, das in alten Zeitschriften, alten Kalendern, Volksbüchern usw. vorhandene Material zu sammeln und zu sichten. Er wendet sich an alle Mitglieder und bittet, die genannte Vereinigung auf hessische Erzählungen, Skizzen, Landschafts-

bilder und ähnliche Stoffe aufmerksam zu machen. Der Vorsitzende sagt tunliche Berücksichtigung zu. Der Vorsitzende machte ferner mit einigen früheren Einrichtungen des Schlosses Wilhelmstal bekannt. Nach einem noch vorhandenen Modell habe Wilhelm VIII. dort die Anlage einer Kaskade geplant und wohl auch ausgeführt. Spuren davon seien noch zu sehen. Im Parke sei nach englischem Muster eine Eremitage errichtet, ähnlich der im Wilhelmshöher Park. Beide seien aber nach Wilhelms VIII. Tode verschwunden. Um den Schloßteich zu Wilhelmstal habe sich damals eine Steinkulisse gezogen, ein künstlich-altes, zerfallenes Gemäuer. In seinen Nischen standen Bleifiguren, deren Ölanstrich Marmor vortäuschte. Diese Figuren, die General von Fürstenberg seinem Herrn aus England besorgte*), liegen heute noch im Keller des Schlosses. Anno 1848 wurden sie von den Knütteln der Caldener Bauern arg zerbeult und zerschlagen. Der Redner gibt dem Wunsche Ausdruck, daß diese Figuren wieder hergerichtet und aufgestellt würden. Zum Schlusse teilt Sanitätsrat Schwarzkopf mit dem Ausdruck des Bedauerns noch mit, daß der Posten eines Kastellans im Marmorbad, den Herrn Marchand lange Jahre bekleidete, eingehen werde. Die Wohnung des Kastellans werde einem Parkwächter angewiesen, der auch für die Instandhaltung des Hauses sorgen solle.

*) Hessenland 1906, Seite 99.

Marburger Hochschulnachrichten. Die Zahl der Studierenden im gegenwärtigen Wintersemester 1906/07 beträgt 1503, mit Einschluß von 84 Hörern (darunter 22 Damen) 1587. Im letzten Sommer waren es rund 1800, im vergangenen Winter mit den Hörern etwas über 1400. Der Lehrkörper setzt sich zurzeit zusammen aus 52 ordentlichen, 23 außerordentlichen Professoren, 40 Privatdozenten. Mit Halten von Vorlesungen sind außerdem beauftragt Geh. Archivrat Dr. Könnecke und Privatdozent Dr. Ludwig Diels aus Berlin. — Die medizinische Fakultät erneuerte dem Arzt Dr. Friedrich Mann in Volkmarsen aus Anlaß seiner vor 50 Jahren erfolgten Doktorpromotion das Diplom.

Ehrung. Der Magistrat der Stadt Hersfeld verlieh im Einverständnis mit der Stadtverordnetenversammlung dem Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Präsidenten der Königlichen Eisenbahndirektion zu Kassel Franz Ulrich, einem geborenen Hersfelder, in Würdigung seiner besonderen Verdienste um die Stadt Hersfeld das Ehrenbürgerrecht.

70. Geburtstag. Der in Marburg im Ruhestand lebende Generalleutnant z. D. Eduard Kleinhans vollendete am 15. Dezember das 70. Lebensjahr. In Neuhof in Kurhessen geboren, wurde er 1856 Sekondleutnant im 3. Infanterieregiment in Fulda. Im Kriege gegen Frankreich wurde er zum Hauptmann und Kompagniechef im Infanterieregiment Nr. 66 befördert und mit dem Eisernen Kreuze 2. Klasse dekoriert. Seit 1890 Generalmajor und Kommandeur der 7. Infanterie-Brigade in Bromberg, wurde er 1893 unter Beförderung zum Generalleutnant auf sein Abschiedsgesuch zur Verfügung gestellt.

Denkmal. Am 28. November wurde auf dem Friedhofe zu Kassel dem hochbegabten Architekten und Wiedererwecker der Gotik in Hessen, G. G. Ungewitter († 1864), der in den Jahren 1851—64 auch als Lehrer der Architektur an der Polytechnischen Schule wirkte, von seinen Schülern und Verehrern ein Denkmal errichtet. Außer diesen wohnten auch Vertreter der städtischen Behörden und mehrerer Architekten- und Ingenieurvereine sowie die Angehörigen Ungewitters der Enthüllung des Denkmals bei, das von dem Architekten Till in Kassel geschaffen wurde. Der Magistrat der Stadt Kassel will zum Andenken Ungewitters eine Straße nach diesem benennen. Eine eingehende Würdigung Ungewitters brachte das „Hessenland“ im Jahrgang 1888, Seite 148 f.

Todesfälle. Am 9. Dezember verschied zu Marburg im 77. Lebensjahre der in weiten Kreisen bekannte Montangeologe Konsul Dr. Carl Christian Ochsenius. Sowohl die Tageszeitung „Industrie“ als auch die Marburger Organe „Hessische Landeszeitung“ und „Oberhessische Zeitung“ widmen ihm längere ehrende Nachrufe. Ochsenius wurde am 9. März 1830 in Kassel als Sohn eines Hofbeamten geboren, besuchte das Gymnasium und darauf unter Philippi, Dunker und Winkelblech die polytechnische Schule seiner Vaterstadt. Nachdem er sich auf kurhessischen Werken zum Bergeleven vorbereitet hatte, ging er 1851 mit Philippi als dessen erster Assistent nach Chile. 1858 übernahm er die Leitung dortiger Bergwerke. 1865 bereiste er den Osten Nordamerikas, erforschte Tunis und mehrere Teile Südamerikas. 1869 weilte er als Gast Bismarcks, der ihn als Vertreter nationaler Interessen im Auslande hoch zu schätzen wußte, in Varzin. 1871 ließ er sich in Marburg nieder, um das in zwanzig Jahren gesammelte wissenschaftliche Material zu bearbeiten. Im Sommer vorigen Jahres ging ihm seine Gattin, die ihm 1874 angetraute Freiin Rau von Holzhausen, im Tode voraus. Als Bahnbrecher auf dem Gebiete der Montangeologie hinterläßt er eine große Anzahl von Werken. Der Aufschwung der Kali-Industrie ist zum wesentlichen Teil auf

die Lebensarbeit des Verstorbenen zurückzuführen; seine Theorie von den bauwürdigen Lagern hat namentlich der geologischen Forschung Hannovers und der Möglichkeit, die reichen Bodenschätze dieses Landes zu erschließen, die Wege geebnet. 1884 ernannte ihn die Universität Marburg zum Ehrendoktor. Im selben Jahre erschien auch sein Werk „Chile, Land und Leute.“ Zahlreiche andere Schriften und Aufsätze in Fachzeitschriften bezeugen die rege wissenschaftliche Tätigkeit des Verblichenen, der auch den Angelegenheiten seiner engeren Heimat stets ein warmes Interesse entgegenbrachte.

Am 1. Dezember verschied im Alter von 81 Jahren ein Kasselaner von altem Schrot und Korn, der Privatmann, frühere Bäckermeister Heinrich Landgrebe. Er war viele Jahre hindurch Mitglied des Vorstandes sowie Obermeister der Bäckerinnung, deren Ehrenmitglied er später wurde. Landgrebe war auch Ehrenmitglied der Kasseler Turngemeinde, zu deren Mitbegründern er gehörte, wie er denn auch die Freiwillige Feuerwehr mitbegründen half. Zum Wohle seiner Vaterstadt war er besonders als Mitglied des früheren Bürgerausschusses und des Stadtrates tätig gewesen. Bei der Durchreise des alten Kaisers Wilhelm von Ems nach Berlin im Juli 1870 hielt Langrebe auf dem Kasseler Bahnhof, wo sich die Vertreter und Behörden Kassels eingefunden hatten, eine Ansprache an den Fürsten.

Bennecke-Ehrung. Zu der zu einem auf Wilhelm Benneckes Grab zu errichtenden Denkstein unternommenen Sammlung gingen bisher bei uns ein: L. B. 10 M., H. B. 1 M., J. B. 3 M., A. B. 5 M., F. F. 6 M., F. v. G. 5 M., H. H. 10 M., P. H. 5 M., W. K. 3 M., L. R. 5 M., R. R. 10 M., A Sch. 3 M., C. Sch. 5 M., W. Sch. 5 M., zusammen 76 Mark. Außerdem sammelte die Kasseler Schriftstellervereinigung „Freie Feder“ durch ihren Vorsitzenden, Chefredakteur Max Müller, bis jetzt 190 Mark.

Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde. Bd. I, 2.

Wie uns die N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung in Marburg mitteilt, erscheint die zweite Hälfte des ersten Bandes von Heßlers groß angelegter hessischer Landes- und Volkskunde in dieser Woche. Sie enthält 850 Seiten Text und bringt 350 Abbildungen, dazu eine Karte. Dafür ist der Preis von M. 10.— für ein broschiertes, M. 11.— für ein kartonniertes, M. 12.— für ein gebundenes Exemplar, der sich bei Subskription vor Weihnachten noch ermäßigt, sicher billig. Die Aufwendungen, die die Verlagsbuchhandlung macht, verdienen allseitige Anerkennung und Förderung durch zahlreiches Bestellen. Ausführliche Besprechung folgt.

Hessische Bücherschau.

Hessischer Volkskalender auf das Jahr 1907. 24. Jahrgang. Kassel (Verlag von Friedr. Lometsch). Preis 40 Pfennig.

Hessischer Kalender 1907. Herausgegeben von Hans Meyer-Kassel, Kunstmaler. Verlegt bei Ernst Hühn, Hofbuchhandlung in Kassel. Preis 2,50 M.

Hessen-Kunst. Kalender für alte und neue Kunst 1907. Herausgeber Dr. Christian Rauch. Zeichnungen von Wilhelm Thielmann. Marburg a. d. Lahn (Verlag von O. Ehrhardts Universitätsbuchhandlung, Adolf Ebel). Preis 1 Mark.

Über diese hessischen Kalender auf das Jahr 1907 zu berichten, ist dem Rezensenten ein besonderes Vergnügen. Sie alle können sich, jeder an seinem Platze, sehen lassen. Da ist zunächst der bereits im 24. Jahrgang erscheinende Volkskalender. Reichhaltig in Text und Illustration, unterscheidet er sich vor ähnlichen Kalendern vorteilhaft durch Vermeidung des sonst so beliebten Traktätchentones, und wo er eine Tendenz zeigt, da ist sie löblich. So redet z. B. Heinrich Kranz in einer flotten Plauderei „Wer nicht aus kommt, kommt nicht ein“ seinen Landsleuten energisch ins Gewissen, während Valentin Traudt in einem Aufsatz „Bleibe deiner Heimat treu!“ goldene Worte findet, um die hessischen Bauern vor der Zerstörung ihrer Heimat, dem Verlassen der guten alten Sitten und vor der Landflucht zu warnen; sie sollen sich nichts Neues aufschwätzen und nichts Altes abhandeln lassen, sich vielmehr überlegen, warum der Städter heute Bauerntische und Bauernstühle, bemaltes Geschirr und rauhes Leinen begehrt. Auch sollen sie sich bei Verkoppelungen nicht das Aussehen ihrer Heimatflur verschänden lassen, sollen, wenn sie Neubauten errichten, nicht den öden Bau der Stadthäuser in ihr charakteristisches Dorfbild hineintragen, sollen ihr Heim nicht durch schlechte Öldrucke verunzieren und noch vieles andere mehr. Schon wegen dieses einen Aufsatzes möchte man den Kalender in jedes hessische Bauernhaus wünschen. Ein Kalendermann, der es mit seinen Lesern gut meint, und der sich zum großen Teil an solche Leser richtet, die sich noch jeglicher Druckerschwärze gegenüber ein unbegrenztes Zutrauen bewahrt haben, sollte aber füglich auf eine, wenn auch einträgliche Schwindelreklame verzichten können, und es wäre wünschenswert, wenn bei den späteren Jahrgängen auch der Annoncenteil einer recht gründlichen Kritik unterzogen würde.

Die große Beliebtheit, deren sich künstlerische Steinzeichnungen heute erfreuen, und der Umstand, daß diese Technik von hessischen Künstlern verhältnismäßig noch recht wenig angewandt wird, mag es begründen, daß der im vierten Jahrgang erscheinende Hessische Kalender des Kasseler Kunstmalers Hans Meyer im vergangenen Jahr bereits vor Weihnachten ausverkauft war. Der Hauptgrund für diesen guten Absatz muß aber selbstverständlich im Wert des Kalenders selbst gesucht werden, der sich als Wandkalender mit wechselbaren Monatsblättern darstellt. Diesmal bringen die zwölf einfarbigen, mit einem Tondruck hergestellten Monatsbilder Motive aus dem Habichtswald (zwei Blätter), aus Rotenburg a. d. F., Königstein im Taunus, Fritzlar, Festung Ziegenhain, Biedenkopf,

Altenburg a. d. Eder, Marburg (Lahnpartie), Hersfeld (Stiftsruine), Schrecksbach in der Schwalm und Kloster Haina. Das in vier Farben ausgeführte Titelbild zeigt, welche starke malerische Wirkung der Künstler aus einem ganz schlichten Geländeausschnitt bei Zierenberg herauszuholen verstand und ist sehr geeignet, uns künstlerisch sehen zu lehren. Der Kalender wird bei manchem Besitzer nicht lange vollständig bleiben, da einzelne besonders wirkungsvolle Blätter geradezu zum Einrahmen herausfordern. Ich würde es bei seinem spezifisch hessischen Charakter für eine Vervollkommnung halten, wenn das die einzelnen Bilder auf beiden Seiten einrahmende Kalendarium Daten aus der hessischen Vergangenheit enthielte. Platz dazu ist noch vorhanden.

Ein dritter Kalender erschien, und zwar im zweiten Jahrgang von Dr. Christian Rauch unter dem Titel „Hessen-Kunst“ herausgegeben, in dem auch auf künstlerischem Gebiet jetzt so rührigen Marburg. Die in ihm enthaltenen interessanten urkundlichen Nachrichten über Wandmalereien im Schlosse zu Ziegenhain wecken den Wunsch, von demselben Verfasser, Archivar Dr. Küch, einmal Eingehenderes über die Malereien im Spangenberger Schloß zu erfahren. Dr. A. Holtmeyer behandelt die Klostersiedelungen zu Breitenau und Paulinzella, Dr. Lauffer ein neugefundenes Altarwerk aus der Dominikanerkirche zu Frankfurt a. M., Professor Haupt plaudert über Stadtmauern, Dr. Graßmann über den gräfl. Solms-Braunfelsschen Rentmeister Jost von Rehe und eine dessen Porträt darstellende buntgemalte Glasscheibe aus 1578. Privatdozent Dr. Bock wendet sich energisch gegen die seit den letzten zwanzig Jahren systematisch vollzogene Zerstörung des Marburger Stadtbildes. Einem Bericht Benders über die Ausstellung des Vereins „Marburger Altertümersammlung“ und einem Rückblick Dr. Bocks auf das Rembrandt-Jubiläum folgt eine Würdigung Wilhelm Thielmanns durch den Herausgeber; wir erfahren hier zu unserer Überraschung, daß Thielmann, den wir bisher vorwiegend als einen selten begabten Meister des Stifts bewunderten, im Grunde seines Wesens Maler ist, was er uns nun nach seiner Italienfahrt zu beweisen hofft. Von diesem kunstliterarischen Anhang abgesehen, stellt sich der Kalender mit seinen etwa 30 (darunter 15 ganzseitigen) Illustrationen als Monographie Thielmanns dar. Es sind vorwiegend Schwälmer Typen, während die Kopfleisten meist die oberhessische Landschaft in der Butzbacher Gegend wiedergeben. Zum erstenmal bietet sich hier Gelegenheit, gleich eine ganze Kollektion von Zeichnungen dieses schnell bekannt gewordenen Künstlers zu besitzen, und das zu einem Preis, der mit Rücksicht auf die zweifellos beträchtlichen Reproduktionskosten als beispiellos billig erscheinen muß. Es sind in der Mehrzahl Bleistiftzeichnungen, in denen wir ja bisher die Stärke Thielmanns sahen; daneben treffen wir auch einige Wiedergaben von Ölgemälden an. Aus den zwei Blatt Karikaturen — Thielmann gilt bekanntlich als einer der besten Karikaturisten — schaut uns manches bekannte Gesicht entgegen.

Heidelbach.

Hessische Heimat. Ein literarisches Jahrbuch. Band II. Herausgegeben von P. Heidelbach. Buchschmuck von Hans Meyer. Kassel (Verlag von C. Vietor). Preis 2 M.

Die Leser des „Hessenland“ begrüßen es sicher mit Freude, daß nach einer mehrjährigen Pause der zweite Band der „Hessischen Heimat“ erschienen ist. Gerade in Hessen, wo die bodenständige Kunst zu der wünschenswerten Höhe und zu entsprechender Geltung noch nicht gekommen ist, bedarf sie offenbar einer öfteren Zusammenstellung, um das Publikum mit dem heimatlichen Schrifttum bekannt zu machen und es dadurch für diese Kunst zu interessieren.

Schon bei einem flüchtigen Durchblättern des Buches fällt der reiche und zum Teil gediegene Inhalt auf. Es ist selbstverständlich, daß nicht alles erstklassig, nicht alles gleichwertig sein kann. Wer da weiß, mit wie viel Schwierigkeiten bei Herausgabe eines derartigen Jahrbuches das Sammeln und Sichten verknüpft ist, der wird gewiß nicht bei allen Gaben den höchsten Maßstab anlegen. Muß doch ein literarisches Sammelwerk, wenn es ein getreues Abbild des Schaffens und Strebens unserer engeren Heimat geben soll, auch die Anfänger und Werdenden zu Worte kommen lassen.

Der vorliegende Band bringt Beiträge aus den verschiedensten Gebieten der hessischen Kunst und Geschichte. Mit Frische und lobenswerter Offenheit unterzieht ein mit den einschlägigen Verhältnissen vertrauter Schriftsteller die Leistungen und Leitung unserer Schaubühne in den letzten zehn Jahren einer vernichtenden Kritik. Noch bitterer, aber ebenso berechtigt sind seine Ausführungen über die bildende Kunst und das Kasseler Publikum. Zum Teil kritischen, zum Teil geschichtlichen Inhalts sind die Beiträge von Preser (Das Märchen vom hessischen Tyrannen), von A. Woringer (Freienhagen), von Happel (Hessische Dorfkirchen), und von Paul Heidelbach (Steinhöfer). Mundartliche Dichtungen mit prächtigem Humor bieten H. Kranz und C. Hill. Stimmungsvolle lyrische Gedichte bringen E. von Löbbecke, Elisabeth Mentzel, M. Holmquist, Georg Lang, Karl Preser und H. Bertelmann; von dem letzteren stammen auch einige kurz und knapp gehaltene, vorzüglich stilisierte Balladen und zwei Erzählungen, darunter eine prächtige, plattdeutsche Dorfgeschichte aus der Diemelgegend. Auch zwei, weit über unser Hessenland hinaus bekannte Schriftstellerinnen, die in Regensburg lebende Therese Keiter (Pseudonym M. Herbert) und die Berlinerin Lotte Gubalke haben wertvolle Gaben beigesteuert, von denen die beiden Skizzen „Der Großvaterberg“ und „Altwerden“ wohl die gelungensten sein dürften. Eine Bauerngeschichte mit einer eigentümlichen, düsteren Grundstimmung, ganz aus der Denkweise des Landvolkes herausgeschrieben, bietet Val. Traudt in seiner kurzen Erzählung „Die alte Uhr“. Wilhelm Speck, unser durch seine „Zwei Seelen“ berühmt gewordener Landsmann, ist durch einige Jugendgedichte vertreten. Johann Lewalter, der bekannte Sammler hessischer Volkslieder, hat einem heute immer mehr in Vergessenheit geratenen volkstümlichen Ableger der Poesie seine Aufmerksamkeit zugewandt: er bringt 50 Stammbuchreime, die er in und um Kassel gesammelt hat, außerdem ein von ihm komponiertes Volkslied aus der Mittlerschen Volksliedersammlung. Als R—a—a—b—e-Verehrer zeigt ihn seine originell illustrierte kontra-punktistische Huldigung.

Die Ausstattung des Buches ist gut. Der Buchschmuck rührt her von dem Kasseler Künstler Hans Meyer. Seine zu den Erzählungen geschaffenen Zeichnungen, seine Kopf- und Schlußstücke sind vorzüglich gelungen; ich erwähne nur die drei kleinen Schwälmermädchen, die ins Stammbuch schreibenden Kinder, die Totenmaske Steinhöfers und die als kleines Kunstblatt beigegebene, vom Sturm zerzauste Baumgruppe.

Lotze.

Aus Alt-Marburg. Federzeichnungen von Otto Ubbelohde. Marburg (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung). Preis 1 M.

Diese 30 Federzeichnungen des bekannten Malers aus Goßfelden bei Marburg wollen allen denen, die nach einer

Überschüttung mit Photo-, Chromo-, Litho- und allen möglichen anderen -phien eine gewisse Übersättigung empfinden, Ansichten vorführen, die vom Künstler künstlerisch gesehen, vorempfunden und durch das Medium seines Stiftes entstanden sind. Die durchweg prächtigen Zeichnungen sind von einem, wohl auch von Ubbelohde stammenden Text begleitet, der nach der humorvollen Art der Schwindrazheimschen „Studien aus Deutschhausen" unterhaltend belehren will und manche treffende Satire gegen allerhand bauliche Versündigungen der Neuzeit mit einflicht. Nur will mir die gewählte Dialogform etwas gezwungen erscheinen. An der Wiedergabe all dieser lauschigen Winkel, Ecken und Gäßchen der alten Lahnstadt werden alle Freunde Marburgs und namentlich alle alten Marburger Studenten ihre helle Freude haben. Aber auch jeder, der an der Ästhetik eines Stadtbildes und an der Erhaltung unserer Baudenkmäler Interesse hat, wird, auch ohne Marburg zu kennen, in diesem vortrefflichen und dabei außergewöhnlich billigen und künstlerisch vornehm ausgestatteten Buche hohen Genuß finden. Heidelbach.

Hermen. Essays und Studien von Heinrich Spiero. Hamburg und Leipzig (Verlag von Leopold Voß) 1906. Preis 3 M.

Dieses neue Werk des feinsinnigen Hamburger Ästhetikers und Lyrikers bringt neben literarischen und historischen Würdigungen Fontanes, Jordans, Raabes, Heises, Spielhagens, Lindaus, Liliencrons, Gustav Freitags, Omptedas, Eduard von Simsons, u. a. auch solche zweier Hessen, Herman Grimms und Wilhelm Specks. Wer, gleich dem Rezensenten, in der ersten Hälfte der 90er Jahre den hohen Genuß hatte, an der Berliner Universität, die damals einen Zeller, du Bois-Reymond, Mommsen, Curtius, Helmholtz, Virchow, Erich Schmidt, Paulsen, Adolf Wagner, Gneist, zu den ihren zählte, bei Herman Grimm zu hören, dem wird die hier gegebene Charakteristik der beiden trotz aller Verschiedenheit wesensgleichen Dozenten Heinrich v. Treitschke und Herman Grimm und ihrer eigenartigen Kollegs manche liebe Erinnerung wecken; namentlich Herman Grimm wird uns in Werken und Wirken plastisch vor Augen gestellt. In zwei weiteren Essays sucht Spiero Wilhelm Speck und dessen unvergänglichen „Zwei Seelen" gerecht zu werden; die bei aller Kürze erschöpfende Art, in der er die reife Künstlerschaft Specks nachspürend aufdeckt, gehört mit zu dem Besten, was in den letzten Jahren über Speck, den wir mit Stolz zu den unseren zählen, gesagt worden ist. Auch die übrigen Essays und Studien, aus denen noch eine übersichtliche Skizzierung des literarischen Hamburgs der Gegenwart hervorgehoben sei, machen den Band zu einer erlesenen Lektüre für alle, denen es weniger um biographische Notizen und Inhaltsangaben als um kritische und ästhetische Analysen zu tun ist.

Heidelbach.

Eingegangene Bücher:

Ein Mann des Volkes. Schauspiel in fünf Akten von Gottlob Karljohann. Kassel (Kommissionsverlag von Thiele).

Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge. Vierzehnter Band. Gießen (Verlag von Alfred Töpelmann) 1906.

Heimatsbilder von Jeanette Baltzer. Hanau (Clauß & Feddersen) 1907. Brosch. M. 3,50, geb. M. 4,50.

Aus Natur und Geisteswelt. Band 116. Meringer, Rudolf. Das deutsche Haus und sein Hausrat. Mit 106 Abbildungen. Leipzig (B. G. Teubner) 1906. Preis geb. M. 1,25.

Personalien.

Verliehen: dem Pfarrer Schilling zu Gelnhausen der Kronenorden 4. Kl.; den Lehrern Druschel und Trupp zu Gelnhausen der Adler der Inhaber des Kgl. Hausordens von Hohenzollern; dem Rentmeister Korten zu Heinrichswalde vom 1. Januar 1907 ab die Rentmeisterstelle bei der Königlichen Kreiskasse in Fulda.

Ernannt: die Amtsrichter Gleim zu Gladenbach, Dr. Siebert zu Hanau und Auth zu Homberg zu Amtsgerichtsräten; die Referendare Ruhe und Wendt zu Kassel zu Gerichtsassessoren; Rechtskandidat Franz Trabert zu Fulda zum Referendar; Steuersekretär Weigt zu Frankfurt a. M. zum Rentmeister bei der Kgl. Kreiskasse in Gelnhausen; Katasterkontrolleur Suabedissen zu Ziegenhain zum Steuerinspektor; Landmesser Heuer zum Katasterlandmesser.

Erteilt: dem Grafen Gustav zu Ysenburg und Büdingen zu Meerholz die Erlaubnis zur Anlegung des ihm verliehenen Großkreuzes des Großherzoglich Hessischen Verdienstordens Philipps des Großmütigen; dem Staatsanwaltschaftsrat von Ibell zu Kassel die nachgesuchte Dienstentlassung mit Pension.

Versetzt: Staatsanwalt Bauer von Torgau an die Staatsanwaltschaft in Kassel; Amtsgerichtssekretär Schwab vom Amtsgericht Borken an das Amtsgericht Orb.

In die Liste der **Rechtsanwälte** eingetragen: Rechtsanwalt Wagner aus Suhl bei dem Amtsgericht in Schmalkalden.

Entlassen aus dem Justizdienste: der Gerichtsassessor Klingelhöfer infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Amtsgerichte in Frankenberg; der Gerichtsassessor Dr. Weis infolge seiner Zulassung zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgerichte in Kassel; der Referendar Dr. Loeb behufs Übertritts zur Allg. Staatsverwaltung.

Ausgeschieden: der Gerichtsassessor Kleine aus dem Justizdienste infolge seiner Übernahme in die Verwaltung der indirekten Steuern.

Gestorben: Privatmann Johann Heinrich Landgrebe, 81 Jahre alt (Kassel, 1. Dezember); Frau General Clotilde von Meyerfeld, geb. von Blumenstein (Karlsruhe, 1. Dezember); Dr. med. Palzer (Hilders, 1. Dezember); Kaufmann Ludwig Jatho, 53 Jahre alt (Kolumbus, Ohio, 2. Dezember); Oberst a. D. Adolf Pfeiffer, 56 Jahre alt (Kassel, 3. Dezember); Städtischer Ingenieur Friedrich Wilhelm Zimmermann, 49 Jahre alt (Kassel-W., 3. Dezember); Lehrer a. D. Heinrich Dörr (Hassenhausen, 3. Dezember); Frau Rechnungsrat Therese Stieglitz, geb. Kindervatter (Marburg, 3. Dezember); Frau Henriette Dannenberg, geb. Vietor, 65 Jahre alt (Fulda, 4. Dezember); Frau Mathilde Koch, geb. Stahl, Witwe des Pfarrers, 82 Jahre alt (Kassel, 4. Dezember); Frau Benedikte Landgrebe, geb. Graner, Witwe des Privatmanns, 65 Jahre alt (Kassel, 4. Dezember); Frau Agnes Harnier, geb. Jacobi, Witwe des Sanitätsrats, 74 Jahre alt (Kassel, 5. Dezember); Ferdinand Freiherr von Feilitzsch, 60 Jahre alt (Kassel, 5. Dezember); Lehrerin Lina Leonhäuser, 21 Jahre alt (Kassel, 6. Dezember); Kaufmann Hermann Scholl, 57 Jahre alt (Kassel, 7. Dezember); Frau Luise Schmitt geb. Schramm, Witwe des Pfarrers, 78 Jahre alt (Spangenberg, 9. Dezember); Konsul a. D. Dr. h. c. Carl Christian Ochsenius, 76 Jahre alt (Marburg, 9. Dezember); Generalmajor z. D. Franz von Gazen, gen. Gaza (Marburg, 14. Dezember).

An unsere verehrl. Leser und alle Freunde der hessischen Heimat!

Das **„Hessenland"** beschließt mit dieser Nummer seinen 20. Jahrgang. Auch im neuen Jahrgang wird es bestrebt sein, sein Programm, ohne politische und konfessionelle Parteinahme die Erinnerung an die Vergangenheit unseres hessischen Volksstammes wach zu erhalten und den literarischen Bestrebungen innerhalb Hessens eine Pflegestätte zu bieten, in möglichst gediegener Weise zur Ausführung zu bringen. Nach wie vor wird es daneben alle Erscheinungen auf kulturellem und künstlerischem Gebiet, die in dem Boden der hessischen Heimat wurzeln, gebührende Beachtung zollen. Nichts Hessisches von dauerndem Wert soll ihm fremd bleiben. Auch besteht die Absicht, in Zukunft mehr als bisher den illustrativen Teil zur Geltung kommen zu lassen. Diese Absicht wird ihrer Ausführung um so leichter näher gebracht, je mehr uns ein Zuwachs von Abonnenten und die hierin liegende materielle Unterstützung zuteil wird. Wie den meisten Zeitschriften, so werden auch „Hessenland" wiederholt mannigfache Ratschläge zur Ergänzung und Erweiterung seines Programms gemacht. Wenn auch ein Teil solcher wohlgemeinter Winke sich nicht ausführen läßt, ohne daß die Zeitschrift die ihr durch ihre Vergangenheit und ihr Wesen gewiesenen Bahnen verläßt, so verkennen wir doch keineswegs, daß sich manche dieser Vorschläge recht wohl zum Vorteile der Zeitschrift ausführen ließen, und an Bereitwilligkeit hierzu soll es auf unserer Seite nicht fehlen. Diese allein aber ist fruchtlos, sofern sie nicht durch die alten und durch neue Leser Unterstützung findet. Wir richten deshalb auch am Schlusse dieses Jahrgangs, der uns eine ganze Anzahl neuer Abonnenten zugeführt hat, an alle Leser und Freunde der hessischen Heimat die Bitte:

„Helfen Sie uns, das „Hessenland" in der bisherigen Weise und darüber hinaus zu erhalten, indem Sie selbst abonnieren und Ihre Freunde zum Abonnement veranlassen!"

Ein Blatt, den wie dem unserigen ein naturgemäß beschränktes Verbreitungsgebiet vorgesteckt ist, bedarf dringend solcher Unterstützung. Nur dann wird es uns möglich sein, das „Hessenland" nicht nur auf seiner bewährten Grundlage fortzuführen, sondern dessen Inhalt in Zukunft reichhaltiger und vielseitiger zu gestalten.

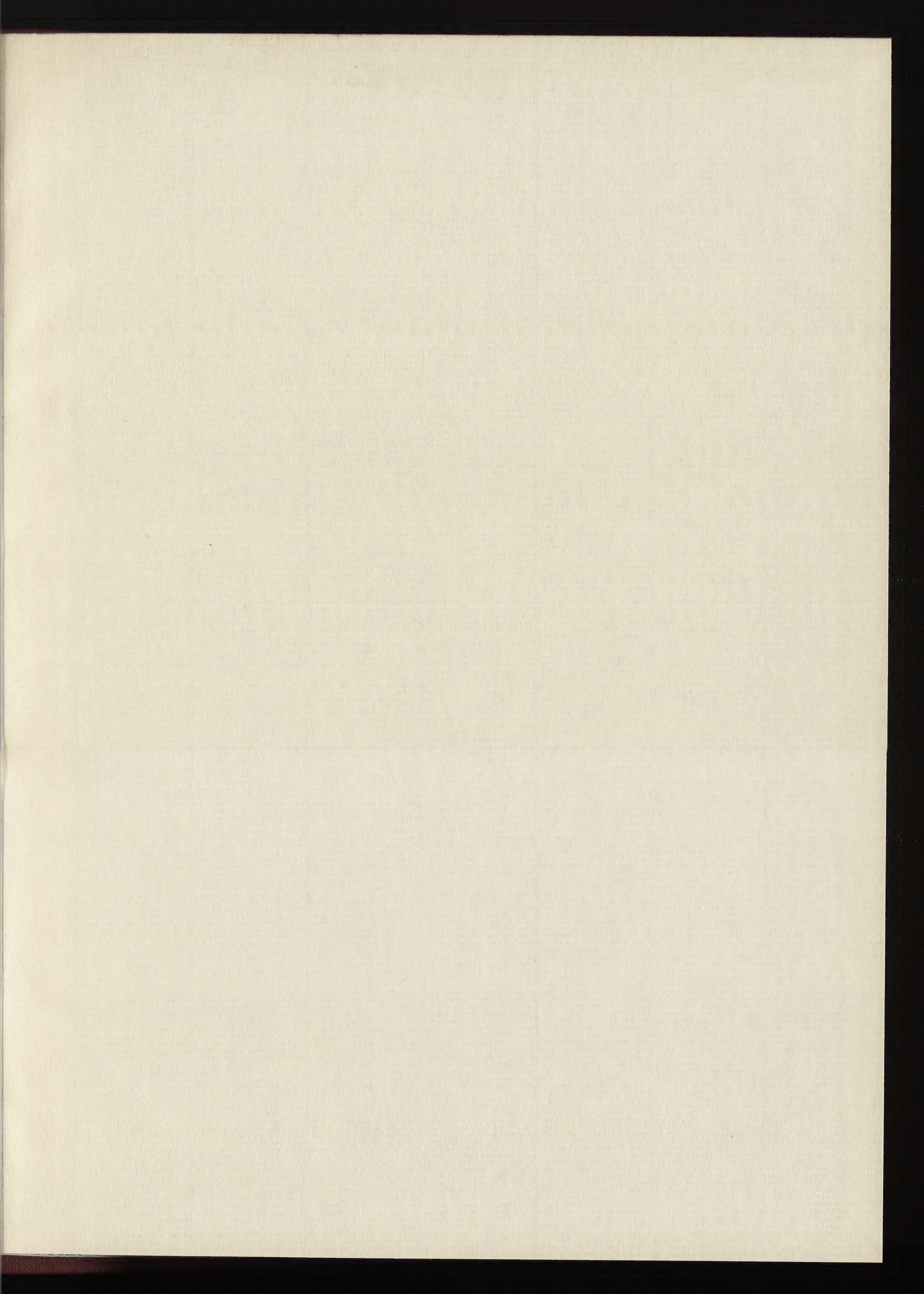
Da das „Hessenland" in den letzten Jahren ständig an Umfang zugenommen hat und eine Erweiterung seines Inhaltes nach verschiedenen Richtungen auch künftig nicht von der Hand gewiesen werden soll, so sieht sich der Verlag, zumal vom 1. Januar ab die Druckkosten sich allgemein verteuern, gezwungen, eine **kleine Erhöhung des Bezugspreises** eintreten zu lassen. Diese wird sich jedoch in äußerst mäßigen Grenzen halten und nur 15 Pfg. für das Vierteljahr betragen. Das Abonnement kostet also vierteljährlich **Mk. 1.65** = Mk. 6.60 für den Jahrgang.

Kassel.

Redaktion und Verlag des „Hessenland"

Paul Heidelbach. **Friedr. Scheel.**

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Heidelbach in Kassel. Druck und Verlag von Friedr. Scheel, Kassel.



An unsere verehrt[illegible] Leser und alle [illegible]

Freunde der heimisch[illegible] [illegible]

[illegible]

